Die Grenzboten


Dei
Sub Numine
Viget

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur.

29. Jahrgang.

II. Semester. II. Band.

Leipzig,
Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)
1870.

Register.

Jahrgang 1870. Viertes Vierteljahr.

Bilder und Schilderungen.

Literatur und Kunst.

Kürzere Besprechungen literarischer Erscheinungen.



Kriegsbericht.

Die Regenten in Frankreich und die Friedensbedingungen*).

Das politische Urtheil und die politische Leidenschaft werden der ungeheuren Mehrzahl der Franzosen durch zwei unablässig wirkende Mächte gerichtet, durch die Journalisten der Pariser Presse und durch die katholischen Priester, Ordens- und Weltgeistliche, zwei Mächte, welche in der Regel feindlich gegen einander arbeiten.

Wer im Heere durch Elsaß, Lothringen, Bar und die Champagne bis in die Nähe von Paris gezogen ist, der hat Gelegenheit gehabt, eine Anzahl Beobachtungen über diese Regenten Frankreichs zu machen. Die Beobachtungen sind nur aus einem verhältnißmäßig kleinen Theile Frankreichs genommen, aber aus einigen der kräftigsten Landschaften, sie sind nicht so reichlich und gründlich als wünschenswerth wäre, aber sie hatten den Vorzug, frisch und selbst erlebt in die Seele zu fallen, und sie helfen doch, dem Deutschen einiges Fremdartige verständlich zu machen.

Auffallend ist vor allem der Einfluß der katholischen Geistlichkeit. Auch die Weltgeistlichen wandeln durch besondere Tracht ausgezeichnet, der Klerus fällt an allen größeren Orten durch Zahl und Geschäftigkeit auf, es sind viele schöne große Männer darunter, welche die Locken unter der Tonsur mit coketter Eleganz tragen und aus großen vielsagenden Augen um sich schauen, deren scharfer Blick sehr verschieden ist von dem stumpfen Ausdruck, der einem großen Theil unserer katholischen Geistlichkeit eigen ist. Jene sind gewandte Männer, denen man ansieht, daß sie an Herrschaft und Erfolge gewöhnt sind und mit Selbstgefühl Männern und Frauen zu gefallen wissen. Die Einwirkung, welche sie auf die Laien ausüben durch Altar und Kirchenfest, Kanzel und Beichtstuhl, durch die zahlreichen geistlichen Stiftungen, durch Lehranstalten und durch Besuche in den Häusern, ist in den Städten groß, auf dem Lande sind sie die herrschende Autorität. Es wird auch dem

*) In dem Kriegsbericht der letzten Nr. 39 ist Seite 505 Zeile 10 v. u. zweimal zu lesen 11 Corps statt 7 Corps, und rechte Flanke statt linke.

Fremden klar, daß sie eifrig Politik treiben, wenn sie bei einem Haufen Blousenmänner vorbeigehen und den Gruß mit vornehmer Freundlichkeit und einem schnellen Seitenblick auf den beobachtenden Feinden erwidern, noch mehr, wenn sie dem fremden Sieger gegenüber stehen, zuweilen kriechend, wortreich, mit prächtigen Tartuffegesichtern, öfter trotzig und ungeberdig wie Aristokraten, die sich aus unbestrittener Herrschaft aufgestört fühlen. Oft wurden seit der Revolution die weltlichen Herrscher entfernt, sie sind geblieben als die unabhängigen Vertrauten und Lehrer des Landvolks, und als die Vertreter einer herrschlustigen Kirche. Der Kaiser hat, je länger er in Frankreich regierte, um so mehr die Macht dieser selbstsüchtigen Kaste scheuen gelernt, und es war ganz in seiner Weise, daß er durch die Kaiserin diesen Theil der nichtoffiziellen Regierungsgewalt fest an seine Dynastie zu fesseln suchte. In der That sind die Geistlichen in Frankreich die eifrigsten politischen Agitatoren geworden; durch sie hat die kaiserliche Regierung die Abstimmungen der Gemeinden geleitet, durch sie die Ansichten in das Volk gebracht, welche ihr gerade nützlich schienen. „Wir wußten schon lange vor dem Kriege, daß Etwas kommen würde“, sagte dem Schreiber dieser Zeilen ein gescheuter protestantischer Landmann im Elsaß, „denn die Pfaffen schwärmten herum wie die Bienen, sie hielten überall Zusammenkünfte und fuhren zu zwei und zwei durch die Dörfer. Und das war vor dem Krimkriege und vor dem italienischen Kriege, und damals als es nach Mexico gehen sollte, gerade eben so“. — Da noch immer ein nicht unbedeutender Bruchtheil des Landvolks und der Arbeiter in den Städten des Lesens und Schreibens unkundig ist, stellt der Geistliche ihnen leicht alle irdische Weisheit dar. — Man darf annehmen, daß den Geistlichen in diesen Tagen finsterer Schreckensnachrichten aus Frankreich und Rom keine neue Parole gegeben ist. Zuverlässig also findet die große Mehrzahl aus Neigung und Gewohnheit ihr Interesse noch am besten durch den Bonapartismus gewahrt. Es ist wahr, sie sind unsichere Verbündete des Kaisers, sie werden ihn auf der Stelle aufgeben, sobald ihnen ein neuer Regent Frankreichs, etwa der König von Belgien oder ein Orleans, bessere Garantien zu geben verspricht, aber sie sind gegenwärtig immer noch ein Anhalt für die Dynastie Napoleon, welchen man durchaus nicht unterschätzen darf. Und deshalb läßt sich auch nicht voraussagen, wie das Landvolk und die kleinen Bürger sich zu dem Kaiser stellen werden, wenn der erste Schwall der Unglücksnachrichten vorübergerauscht ist. Eines aber wissen wir, daß französische Pfaffen die grimmigsten Gegner der Deutschen, die thätigsten Schürer zum Kriege sind. Ihnen ist Deutschland das Land der Ketzerei, der Krieg ein Kampf für den Glauben, ihnen hat die Aufregung, welche das Dogma von der Unfehlbarkeit in die katholische Welt brachte, die Ansicht ge-

geben, daß die Zeit gekommen sei, die Laienwelt gegen das Ketzerthum in Waffen zu führen. Wo sich jetzt auf dem Lande Banden zusammenrotten, darf man mit größter Wahrscheinlichkeit annehmen, daß Geistliche die Verleiter und stillen Führer sind. — Daneben aber ist beachtungswerth, daß diese politischen Führer der Landschaften in anderem Sinn einem wahren Interesse Frankreichs dienen. Unter ihnen besteht Groll gegen das weltliche Treiben von Paris und gegen die politische Herrschaft der ungläubigen Journalisten. Sie fühlen auch ohne Zweifel mit wirklicher Theilnahme die Steuerlast und die Unfreiheit, zu welcher ihre treuen Gemeinden durch die Pariser verurtheilt werden. „Sie können Frankreich keinen größeren Dienst erweisen, als wenn Sie das große Sündennest Paris niederbrennen“, sagte ein alter Geistlicher von würdigem Wesen zu einem Offizier unseres Hauptquartiers. „Unsere Leute arbeiten und steuern, damit dieses Babel immer mächtiger wird, und uns seine Befehle zuschickt, denen wir wie Sclaven gehorchen. Bei uns sind die guten Leute, fleißige, rechtschaffene Leute, dort die Schwindler, welche uns in das Unglück bringen.“ Dies heftige Wort drückt eine Ansicht aus, welche wenigstens in Lothringen auch aus Laien häufig hervorbrach. Die Lothringer sind leidenschaftlich französisch, aber sie haben viel von dem alten Provinzialstolz bewahrt, und ihnen fehlt durchaus nicht die Erkenntniß, wie sehr sie unter der Herrschaft von Paris leiden. Nicht unmöglich, daß dieser Krieg unter anderem Gewinn für Frankreich auch den größten bringt, das drückende Uebergewicht des Geistes von Paris zu mindern und den Theilen größere Selbständigkeit zu geben.

Man möchte das sogar aus der Tagespresse der Provinzen schließen, soweit eine schnelle Heeresfahrt durch Frankreich in diesem Moment Einblick gestattete. Was den Deutschen von Blättern der Provinzialpresse auf dem Marsche zu Gesicht kam, natürlich vor unserem Einmarsch geschrieben, das entbehrte zwar jedes selbständigen Standpunktes und stand völlig unter dem Einfluß der Pariser Lügennachrichten, aber es war wenigstens selten in dem abgeschmackten Stil der Pariser Phantasisten geschrieben und offenbar auf ein nüchternes bürgerliches Publikum berechnet. Auch üben die Blätter größerer Städte: Nancy, Rheims, Chalons einen gar nicht unbedeutenden Einfluß aus, sie sind viel verbreitet und für den bescheidenen Mann die einzige Lectüre.

Ueber den Journalismus von Paris haben sich unsere Landsleute seit den letzten Monaten zur Genüge geärgert und ergötzt. Diese Mischung von kindischer Unwissenheit und lügenhaftem Hochmuth ist für uns Deutsche kaum verständlich. Bei uns bieten nur sehr wenige ultramontane Klatschblätter und verunglückte journalistische Versuche der Welfenpartei etwas annähernd

Aehnliches von aufgebauschter Hohlheit und Gewissenlosigkeit, in der kleinsten Provinzialzeitung Deutschlands ist mehr Respect vor der Wahrheit und bei weitem größere politische Bildung zu finden als seither in den tonangebenden Blättern von Paris.

Aber noch auffallender als die Unkenntniß und Unwahrheit war in den Pariser Zeitungen der Mangel an wahrem patriotischen Gefühl seit dem Einbruch des Unheils, zumal seit dem Tage von Sedan. Wir Deutsche suchten vergeblich hinter den Tiraden auch nur einen ehrlichen Ausdruck großen Schmerzes, männlicher Trauer, nicht eine starke und reine Empfindung klang aus allen Nummern, die von den Vorposten eingesandt wurden. Immer dasselbe gespreizte, leere und kindische Gebahren. Selbst „Siècle", das vor dem Kriege eine Zeit lang höheren Ton angeschlagen hatte, suchte diesen Frevel gegen die Eitelkeit eines bethörten Volkes dadurch zu sühnen, daß es nicht weniger heftig radotirte als die übrigen Blätter. Nur das „Journal des Débats" bewahrte eine ruhigere Haltung und bewies auch hier die Eigenschaften, welche dasselbe in Frankreich zu dem Blatt der anständigen Leute machen, kühle Reflexionen, gebildete Sprache und Mangel an Willen und an Einfluß auf die öffentliche Meinung. Die tief liegenden Schäden des französischen Unterrichts und der französischen Bildung sind uns in dem Gebaren der Pariser Presse plötzlich sehr auffällig geworden, sie sind das Leiden der Franzosen, welches eine Erhebung dieses kranken Volksthums recht hoffnungsarm macht. König Louis Philipp war durch die Journalisten der Pariser Presse entthront worden, Kaiser Napoleon wurde unablässig der Corruption und Tyrannei angeklagt, weil er durch Polizeilist und Gewalt dieselbe Gefahr von sich abwenden wollte. Die Klage war, was sein System betrifft, wohlberechtigt. Als aber in diesem Jahr der Zwang von der Presse genommen wurde, hat sie sich weit perfider, unwahrer und abenteuerlicher gezeigt, als das kaiserliche Regiment in seinen schnödesten Maßregeln gewesen ist Und auch die Entschuldigung kommt ihr nicht zu Gute, daß sie schlecht geworden ist durch schlechte Behandlung und Verführung, denn ihr Unsinn ist älter als das letzte Kaiserreich.

Wir Alle empfinden als sittliche Nothwendigkeit in der Geschichte, daß nicht wiederkehren darf, was in seiner Einseitigkeit als Unrecht erwiesen und durch den großen Gang der Ereignisse widerlegt ist. Aber die Geschichte verläuft nicht nach den Gesetzen einer menschlichen Tragödie. Auch der Jesuitenorden galt einmal für völlig beseitigt, unter der Last seiner Missethaten begraben, und er war kurze Jahre darauf wieder da und lächelte verlockender als ehedem den Gläubigen zu. Jetzt sträubt sich unsere ganze Empfindung anzunehmen, daß Napoleon III. und seine Dynastie in Frankreich noch einmal zur Herrschaft kommen. Und ebenso unmöglich dünkt dasselbe

jetzt den kriegslustigen Franzosen. Wer aber die Gedanken der Pfaffen und die Nichtigkeit der Journalisten in Frankreich beachtet, der wird vorsichtig in seiner Muthmaßung über die nächsten Scenen in dem großen Spektakelstück der französischen Geschichte, und er wird für das kräftigste Argument gegen den Kaiser nur das halten, daß Napoleon III. bereits zu bejahrt und müde ist, um noch Vieles zu durchleben.

Wir Deutsche sind seit Jahren gewöhnt, den Kaiser als den großen Schuldigen zu betrachten, der durch Doppelzüngigkeit, Unwahrheit und Gewalt den Thron gewonnen und sich dadurch fast zwanzig Jahre erhalten hat, daß er den schlechten Neigungen der Franzosen mit seinen ungeheuren Machtmitteln diente. Wer die Vermessenheit hatte, sich so zur Incarnation aller Majestät und Machtfülle eines Volksthums zu machen, wie der Kaiser gethan, der hat kein Recht, ein solches Urtheil der Zeitgenossen ungerecht zu nennen. Dennoch wird das wirkliche Sachverhältniß genauer ausgedrückt, wenn man zugibt, daß das ganze System Napoleons nur deshalb so erfolgreich wurde, weil es klug und in gewissem Sinne großartig gerade die Machtmittel und Wirkungen benutzte, welche in Frankreich einen Erfolg sichern, mit anderen Worten, weil es gerade so viel Unwahrheit und falschen Schein für sich aufwandte, als die Pariser sonst für ihre Zwecke aufzuwenden lieben. Er unterschied sich von anderen Heuchlern und Phantasten in der Presse und auf der Tribüne in Wahrheit nur dadurch, daß er mit geheimer Nichtachtung die Schwächen und Laster des Pariser Volkes übersah und in nicht wenigen Fällen verstand, dieselben, zugleich in eigenem Interesse, für große Culturzwecke zu verwerthen. Unser Blatt hat den Kaiser so lange er regierte, niemals mit Vorliebe behandelt, es hat die ungeheure Selbstsucht seiner Herrschaft stets vom Standpunkt gemeiner deutscher Sittlichkeit verurtheilt, in diesen Spalten ist seit Jahren behauptet worden, daß ein Angriff auf uns das Ende seiner Herrschaft sein werde; deshalb dürfen wir jetzt, wo er durch deutsche Waffen gestürzt ist, auch offen heraussagen, er hat durch zwanzig Jahre die Franzosen beherrscht, nicht nur, weil er ihnen Lüge und Schein gab im großen Stile und grade in der Weise, wie sie ihnen wohlthat und wie jede andere Regierung, die Louis Philipps, die der Republik ihnen auch zu geben versucht hat, nur ungeschickter; sondern er hat auch darum mit ihnen geschaltet, weil er in Manchem klüger und größer empfand als fast sämmtliche Stimmführer. Wäre er nur ein Abenteurer und Lügner gewesen, wie Herr Thiers ein Phraseur und Fälscher unter den Historikern genannt werden muß, wie Victor Hugo, Eugen Sue, Dumas ihr Lebelang verlogene Abenteurer gegenüber ehrlichen Romanschreibern waren, wie Herr von Girardin, ja, die meisten unter den anspruchsvollen Journalisten Frankreichs hohle, leere, effecthaschende Schwindler sind, gegenüber ehrlichen deutschen Jour-

nalisten, so hätten die Anderen ihn als ihres Gleichen bald heruntergebracht, aber er war durch eine Reihe von Jahren in Frankreich einer der sehr wenigen Männer, welche in Wahrheit an sich selbst glaubten und sich eine providentielle Sendung zugeschrieben. Und in dieser Auffassung hat er einige mal gewagt, gegen die öffentliche Meinung und gegen die bösen Gelüste seines Volkes unter eigenen Gefahren Gutes zu thun. Darum folgten die Schwachen seinem Stern, die Unzufriedenen erschienen sich lange groß, wenn sie in den Fehlern seines tyrannischen Regiments ihre eigenen Fehler und die des französischen Nationalcharakters bekämpften.

Fürwahr, der Kaiser wußte besser, als wir Fremden, wie unsicher seine Macht schwankte zwischen den lüderlichen Journalisten von Paris und den Pfaffen, von denen die einen die Tagesstimmungen der Leser leiteten, die anderen das Gemüth der Hörer in ihrer Hand hielten. Die einen schrien laut, die andern drängten leise. Sein ganzes System der polizeilichen Bevormundung, seine Verfassungsänderungen sind in der Hauptsache Nichts als ein Kampf und unsichere Verträge mit den Schreiern von der Presse. Als er sich endlich resignirte, diese Gegner zu gewinnen, mußte er selbstverständlich den Pfaffen größere Concessionen machen. Und wir halten die Meinung fest, daß sein letzter Krieg niemals entstanden wäre, wenn nur die Schreier und nicht zugleich die Jesuiten den Krieg gefordert hätten. Als der Kaiser am 2. Sept. auch dem Grafen Bismarck aussprach, daß er den Krieg nicht gewollt, sondern daß die öffentliche Meinung, beherrscht durch eine maßloße Presse, seine Regierung dazu gezwungen hätte, da behielt er für sich, daß der stillere nicht weniger mächtige Zwang für ihn in den Mahnungen einer klerikalen Kriegspartei gelegen hat. Er ist jetzt geschwunden, aber die beiden Mächte, welche sein Handeln beeinflußt haben, sind geblieben.

Und es ist ein sehr trauriger Gedanke, daß eine große Nation, welche reich ist an Individuen von schön geformter Bildung und dem feinsten Ehrgefühl und sehr reich an gescheuten, genügsamen, häuslichen Arbeitern, grade da, wo es die höchsten Interessen des Volkes gilt, unter der Herrschaft zweier verschrobenen und unfähigen Menschenklassen steht, genußsüchtiger Journalisten und fanatischer Priester.

Für die civilisirte Welt ist die Offenbarung des geistigen und sittlichen Bankerottes in dem offiziellen Frankreich nicht minder bedeutsam als die tiefe politische Niederlage. Für uns Deutsche ist nach Allem was wir von Menschen und Verhältnissen gesehen haben, jeder Glaube an eine ernste Widerstandsfähigkeit Frankreichs gegen unsern Andrang völlig geschwunden. Weder die Bevölkerung von Paris, welche jetzt ihre eigene heroische Emotion genießt, wie früher die Spectakelstücke ihrer Theater, noch die unmächtige Seitenregierung von Tours, noch die rothe Republik zu Lyon werden uns

einen wesentlichen Widerstand entgegenstellen. Und wir vermöchten im äußersten Nothfall, wenn wir in Frankreich völlig aufzuräumen genöthigt wären, mit unsern siebzehn Armeecorps alle Provinzen des Landes zu besetzen und die widerstandslosen zu beherrschen, wie nur je ein besiegtes Volk geknechtet worden ist. Das wäre vielleicht ein Glück für Frankreich, denn es könnte gründliches Brechen des unheimlichen Bannes werden, in welchem das tyrannische Paris eine Nation von den reichsten Anlagen gefangen hält, es wäre aber in jedem Fall ein großes Unglück für uns. Und man darf überzeugt sein, daß nirgend dieses Unglück lebhafter gefühlt werden würde als im deutschen Heer. Denn unser Heer ist nicht nur das waffentüchtigste, sondern auch das friedfertigste. Wann kommen wir nach Haus? ist die Lieblingsfrage, welche Offiziere und Soldaten stellen. Und wer dem erschöpften Krieger auf dem Marsch, im Biwuac und nach der Schlacht das Antlitz glätten und die gute Laune zurückgeben will, der muß ihm von der lieben Heimath sprechen, von Muttern und von dem frohen Widersehen seines Weibes und Kindes. Das Herz der Deutschen ist daheim, die ganze Sehnsucht ist die Rückkehr, aber freilich, unseren Feinden erwächst daraus schlechter Trost, denn unsere Soldaten schlagen um so grimmiger, weil sie schnell aufräumen möchten. Darum aber wird das Heer sich doch jeder Anstrengung und jeder Aufgabe, welche ihm durch seine Führer noch gestellt wird, mit demselben Feuer und ohne Klage unterziehen, denn auch sein Pflichtgefühl ist echt deutsch. Was unsere Soldaten an die oberste Führung bindet, das ist nicht nur das Band des unbedingten militärischen Gehorsams, sondern es ist auch eine großartige Hingabe an die Personen der Feldherren; die uralte deutsche Gefolgetreue ist bei uns im Herre so feurig, als sie je in der Urzeit war. Einem schwerverwundeten Preußen wurde erzählt, daß der Kaiser sich bei Sedan ergeben habe, und dazu das ganze französische Heer; als aber darauf gefragt wurde: „wenn nun aber König Wilhelm in ähnliche Lage gekommen wäre wie der Kaiser?" da richtete sich der amputirte Musketier in seinem Lager auf und rief heftig: das ist unmöglich. Dann wäre keiner von uns aus der Schlacht zurückgekommen.

Durch die Besprechung des Grafen Bismarck mit Herrn J. Favre, durch die beiden Rundschreiben des Bundescanzlers und die Lügen der provisorischen Regierung zu Tours sind die wichtigsten Forderungen, welche unsererseits bei einem Friedensschluß erhoben werden müssen, bekannt worden. Die erste derselben war die Grenzberichtigung im Süden zur besseren Sicherung Süddeutschlands — also der deutsche Elsaß bis zur Höhe der Vogesen und ein Theil von Lothringen. Längs den Vogesen ist die Linie in der Hauptsache nicht zweifelhaft, dagegen sind weiter im Norden mehrere Grenzlinien möglich, die für uns engste, welche von Saarburg längs dem

Saarcanal läuft bis westlich von Saargemünd und im Norden noch einige deutsche Districte den Franzosen überläßt, eine weiteste, welche von Saarburg weiter in französisches Gebiet etwa bis Remilly sich ausdehnt und Metz in den Erwerb einschließt. Den Wiedergewinn des deutschen Elsaß und des östlichen Saarlandes betrachtet man fast überall in Deutschland als nationale Forderung, der wir uns nicht entziehen dürfen. Auch d. Bl. hat mehrfach dafür gesprochen. Wir wissen sehr gut, daß wir damit für ein ganzes Menschenalter eine große Culturaufgabe, vielleicht eine Gefahr auf uns nehmen. Aber wir wissen auch, daß wir durch diese Beschwerden der deutschen Nation einen geraubten Stamm zurückgeben und unseren Enkeln einen wirklichen Zuwachs an nationaler Kraft. Nirgend ist dies Gefühl lebendiger als im deutschen Süden und man würde den Gewinn, welchen der Krieg für unsere Einigung haben mag, geradezu preisgeben, wenn man diese gemüthliche Forderung des Volkes unbeachtet lassen wollte. Auch das Interesse sämmtlicher Regierungen fällt hier zusammen, die süddeutschen Staaten sahen sich als Grenznachbarn Frankreichs in unablässiger Unsicherheit und in einer immer wiederkehrenden Versuchung undeutsche Politik zu treiben. Für die Regierung des norddeutschen Bundes hat die Frage eine etwas andere Bedeutung. Wird der Elsaß deutsch, so wird — vorausgesetzt, daß man ihn nicht zu Bayern und nicht zu Baden schlägt, was beide Staaten ohnedies nicht wollen — das bisherige Zollvereinsgebiet im Süden des Mains ein Binnenland. Dadurch aber ändert sich mit einem Schlage der Werth, welchen die Staaten des Südens in ihrer gegenwärtigen Lage für die Mächte des Auslandes haben. Was dem Süden behaglich wäre, würde für das übrige Deutschland eine Verminderung auswärtiger Beziehungen der einzelnen Südstaaten, zugleich eine Verminderung ihrer europäischen Bedeutung, auch darum ein großer Gewinn. Die Schwierigkeit, den Elsaß und das Saarland in Deutschland politisch zu organisiren, ist nicht gering. Es ist unthunlich, die Elsässer in das System Eulenburg-Mühler und das Doppelspiel des preußischen Landtags und Reichstags hineinzuzwängen, und für die Constituirung der Landschaft als eines directen Reichslandes sind sehr schwer die Formen zu finden, in denen eine straffe Verwaltung und das Eintragen preußischer Zucht in eine zum Theil abgeneigte Bevölkerung möglich wird. Indeß diese Formen können doch gefunden werden, und es wird eine werthvolle Aufgabe für gescheute Deutsche, jetzt darüber nachzudenken. Ein neutralisirter Elsaß als ein besonderer Staat wie Belgien ist völlig unausführbar. Eine solche politische Mißgeburt könnte, selbst wenn die Neutralität noch so gründlich unter den Schutz der Neutralen gestellt würde, die Franzosen nicht hindern durch Bündnisse, zur See, zuletzt durch Verletzung der Neutralität ihre böswillige Gesinnung gegen uns zu bethätigen, sie würden

aber uns Deutschen die letzte Pforte verschließen, von welcher aus wir die Feindseligkeiten Frankreichs zu bestrafen vermögen.

Nicht so einmüthig freut sich die deutsche Presse der Aussicht, Metz, also auch die französische Umgegend der großen Stadt und Festung in deutschem Besitz zu sehen. Man fühlt deutlich die Verlegenheiten, welche eine fanatische französisch redende Bevölkerung uns bereiten würde. Auch der Umstand wird ehrlich betont, daß wir auf französisch redendes Gebiet kein Colonistenrecht haben. Unseren Strategen dagegen erscheint Metz als die bei weitem wichtigste Stelle des ganzen zu hoffenden Erwerbes, denn Metz zwinge uns jetzt, immer hunderttausend Mann mehr in Waffen zu halten, als die Franzosen haben. Auch ein Rasiren der Festungswerke sei kaum als Schutz gegen die militärische Bedeutung des Ortes zu betrachten, denn die Hauptsache sei die unübertreffliche landschaftliche Position, welche man doch nicht zerstören könne, und welche noch bei schnell aufgeworfenen Erdwerken eine bedenkliche Widerstandskraft erhalten würde. Allerdings wenn wir mit Frankreich allein zu thun haben sollten, könne man sich fortan diesem Staat überlegen fühlen, aber bei dem nächsten Kampf würde Frankreich Bundesgenossen finden, welche dem Kern unserer Hilfsquellen wenigstens ebenso nahe liegen als Frankreich. — Wir bekennen, daß diese militärischen Argumente uns so lange ungenügend erscheinen werden, als wir an der Ueberzeugung fest halten, daß der normale Zustand der bürgerlichen Gesellschaft der Frieden ist und nicht der Krieg. Und wir geben die Hoffnung nicht auf, daß die civilen Betrachtungen in unserem Hauptquartier zuletzt eine wohlwollende Würdigung finden werden. Aber es ist gegenwärtig nicht an der Zeit, über Vortheile und Gefahren dieses Erwerbs abzuurtheilen. Noch ist Metz gar nicht in deutschem Besitz. Ueber die Bürgerschaft der beträchtlichen Stadt und über die Stimmungen, welche dort herrschen oder nach unserem Heere einziehen mögen, wissen wir wenig. Es ist doch rathsam, die Erfahrungen abzuwarten, welche an Ort und Stelle gemacht werden. Sie könnten so ungünstig, oder so günstig sein, daß sie berechtigte Bedenken entweder eindringlich, oder hinfällig machten.

Die frohe Botschaft von der Ergebung Straßburg's verdient wohl, daß die deutschen Städte im Flaggenschmuck die Heimkehr ihrer verlorenen Schwester begrüßen. Auch der Elsaß war bis dahin nicht durch uns erobert, er ist es noch jetzt nicht. Außer Schlettstadt und N. Breisach sind auch die größeren offenen Städte noch nicht von unseren Truppen und unserer Verwaltung occupirt, und der letzte schnelle Durchzug eines badischen Detachements war keine vortheilhafte Maßregel; es wäre besser gewesen, nichts zu thun, als mit halben Kräften zu versuchen, wo nur die sichere Ueberlegenheit der Macht bändigen kann. Wir dürfen nach einiger Versäumniß hoffen, daß jetzt die ganze Landschaft unter ein volles preußisches Corps gestellt wird,

und daß die badische Division nach langem Belagerungsdienst Gelegenheit erhält, auch im Felde ihre Kriegstüchtigkeit zu erweisen.

Noch bei einer andern Forderung, die bereits zur Sprache kam, empfinden wir ein Mißbehagen, welches wir mit den sehr verständigen Gründen der Heischenden nicht zu bewältigen vermögen. Es liegt nahe genug, als Entschädigung für zugefügten Seeschaden einen Theil der französischen Kriegsflotte zu fordern. Dergleichen Forderung ist einem besiegten Feinde in früheren Jahrhunderten mehr als einmal aufgelegt worden, wir Deutsche sind zur Zeit nicht im Stande, große Panzerschiffe im Inlande zu bauen, wir vermögen bei den größten Geldmitteln vor 3 bis 5 Jahren nicht eine größere Anzahl der besten Schiffe im Auslande gebaut zu erhalten, und wir würden bei solchem Bau für die nächste Zeit wohl auf England allein angewiesen sein. Das Alles ist unbestreitbar, und ebenso einleuchtend ist, daß es für uns grade in den nächsten Jahren von besonderer Bedeutung sein kann, als eine Seemacht zweiten Ranges fertig gerüstet dazustehen. Dennoch hat es für deutsche Empfindung etwas Unbehagliches, in solcher Weise durch Besitz der Fremden reicher zu werden. Wir haben die Schiffe nicht als Schlachtenbeute gewonnen, wir betrachten die französische Marine, was männliche Gesinnung und persönliche Tüchtigkeit der Offiziere und Mannschaften betrifft, als den ehrenhaftesten und besten Theil der französischen Kriegsmacht, und wir glauben uns in der Annahme nicht zu irren, daß auch unsere braven deutschen Seeleute freudiger auf einem Schiff fahren werden, das mit unserem Gelde gebaut ist, als auf den Planken, die ihren unbesiegten Gegnern durch große Niederlagen des französischen Landheeres unter den Füßen weggezogen worden sind.

Wir haben in den nächsten Wochen die Hoffnung, die militärischen Früchte der größten Operationen einzuernten, welche je in modernem Kriege gemacht worden sind, die Ergebung Bazaine's, die Einnahme von Paris. Aber wir vermögen zur Zeit noch nicht zu erkennen, wie aus Dem, was wir in Frankreich zerschlagen müssen, eine Autorität herauswachsen wird, mit welcher ein Friedensschluß möglich und rathsam ist. Zuletzt werden wir doch den Versuch machen müssen, mit den Advocaten und Landsassen zu pactiren, welche durch die beiden leitenden Mächte des hilflosen Frankreichs, durch die französischen Journalisten und die katholischen Geistlichen den Wählern für eine Constituante empfohlen werden.

♀

Die französische Kriegsflotte.

II. Die Panzerschiffe.

(Vergl. Nr. 38.)

Bekanntlich ist es der Kaiser Napoleon III. gewesen, der es zuerst durchsetzte, seefähige Panzerschiffe zu bauen. Schon vorher, während des Krimkrieges, hatten Frankreich und England schwimmende Panzerbatterien construirt, die sich bei der Einnahme von Kinburn für die schwersten russischen Geschütze als unverwundbar erwiesen und sich überhaupt als Positionsbatterien vorzüglich bewährten; aber für wirkliche Seeschlachten waren sie völlig ungeeignet. Da man zu jener Zeit es noch für unmöglich hielt, seefähige Schiffe mit scharf geschnittenem Vorschiff und Hinterschiff so zu bauen, daß ihr Volumen genügte, um die schwere Last eines 4½zölligen Panzers zu tragen, hatte man diese Batterien „Lave" „Dévastation", „Foudroyante" u. s. w. nur wie plumpe viereckige Kasten mit abgerundetem Vordertheil und Hintertheil gebaut, und infolge dessen war es nur mit Mühe gelungen, sie mittelst ihrer Maschine von 150 Pferdekraft und ihrer schwachen Takelage langsam fortzubewegen, während Seetüchtigkeit bei schlechtem Wetter ihnen total abging. Der geistvolle Chefconstructeur der französischen Marine Dupuis de Lôme, derselbe der die meisterhaften Risse des Musterlinienschiffs „Napoleon" und der allerdings unrichtigen Nachbildung einer altrömischen Trireme geliefert hatte, war der erste, der es verstand, ein französisches Panzerschiff herzustellen. Es war die Panzerfregatte „La Gloire", die 1858—1859 vollendet wurde und der erstaunten Welt die Möglichkeit der Construction eines wirklichen Panzerschiffes bewies.

Die „Gloire" zeigte im Aeußern nur wenige auch dem Laien auffallende Abweichungen von dem Bord einer gewöhnlichen Fregatte: das Hinterschiff war scharfkantig wie ein Bug geformt, um von hinten hereinbrechende Seen besser zu zertheilen, ebenso wie z. B. bei unserem „Friedrich Karl"; der Bug war vorn nicht ausschießend geformt, sondern mit senkrechtem Vorsteven, um damit wie mit einer Axtschneide die Flanke des feindlichen Schiffes im Anlauf zu durchschneiden; und die Takelage war nicht die einer gewöhnlichen Fregatte, sondern die eines Dreimastschooners, mit Raaen nur am vordersten Mast und hinten nur mit Gaffelsegeln, da man das große Obergewicht des Panzers zu sehr zu vermehren fürchtete. Sonst war die „Gloire" eine gewöhnliche aus Holz construirte Fregatte von 280 Fuß Länge, welche ringsum vom Oberdeck abwärts bis wenige Fuß unter Wasser mit Walzeisenplatten von 4½ Zoll (12 Centimeter) Dicke belegt war, und 38 Geschütze zählte, die bis auf zwei nicht auf dem Oberdeck, sondern in der gedeckten Batterie

standen und durch etwas schmalere Pforten als die gewöhnlichen feuerten, um feindlichen Geschossen möglichst den Eingang zu verwehren. Die „Gloire" war in Toulon gebaut und blieb auch fast stets im Mittelmeer, d. h. im Evolutionsgeschwader bei den Hyèrischen Inseln, so oft sie nicht außer Dienst gestellt war. Nur beim Besuch der französischen Panzerflotte in England ging sie auch dorthin, während sie sonst nur Reisen nach Algier u. s. w. machte — noch Ende vorigen Jahres sah Verfasser sie auf der Rhede von Toulon, doch hatte sie eine andre Takelage als die ursprüngliche erhalten, nämlich eine Barktakelage, mit Raaen an den beiden vordereren Masten, die außerdem höher sind, als sie anfangs waren, wie denn überhaupt alle französischen Panzerschiffe jetzt höher bemastet als anfangs, da man durch die Praxis herausgefunden hat, daß eine hohe Takelage, weit davon entfernt, das Obergewicht der Panzerschiffe (die ja nur im oberen Theil gepanzert sind) übermäßig zu vermehren, im Gegentheil ihre Schwankungen ruhiger und weicher macht. Im Anfang waren dieselben höchst unangenehm gewesen: die „Normandie" hatte auf ihrer Reise nach Mexico, der ersten eines Panzerschiffes über den Ocean, 36 Grad nach jeder Seite geschlingert, sodaß die Kanonen trotz doppelter Kettenpurrung sich losrissen und die ältesten Matrosen seekrank wurden. Die „Gloire" zeigte als Hauptfehler weniger übermäßiges Schlingern, als zu großen Tiefgang, sodaß bei schwerer See das Wasser bald zu den Stückpforten hereinlief, und den Uebelstand, daß bei der ersten Reise nach Algier durch die Vibration der Schraubenmaschine die Bolzen der Panzerplatten sich lockerten; sonst bewies sie sich, abgesehen von ihrer hinter der Erwartung zurückbleibenden Schnelligkeit als ein ziemlich gutes Schiff und für einen Erstling ganz neuer Construction sogar als ein glänzender Erfolg.

Wenig später als „Gloire" wurden „Normandie", „Invincible" und „Couronne" fertig, alle drei wie die erstere gebaut; nur ist „Couronne" ganz aus Eisen construirt, während der Rumpf der anderen ganz aus Holz besteht, wie bei allen Panzerschiffen (außer „Couronne" und „Héroïne") der französischen Flotte, welche die colossalen von früher her für die Linienschiffe aufgesammelten Holzbestände aufbrauchen wollte. Demnächst folgte die „Provence", dann die „Héroïne" (Eisenschiff), „Flandre", und darauf die übrigen 7 Panzerfregatten, hinsichtlich deren die Reihenfolge ihrer Fertigstellung dem Verfasser augenblicklich nicht genau in Erinnerung ist: „Gauloise", „Magnanime", „Surveillante", „Revanche", „Guienne", „Valeureuse". Bei den neueren der letztgenannten Panzerfregatten hatte man noch insofern eine wesentliche Verbesserung in Anwendung gebracht, als nicht mehr die ganze äußere Fläche unterhalb des Oberdeckrandes gepanzert wurde, sondern nur das mittlere Drittel jeder Flanke, hinter dem die Geschütze stehen.

und das nach vorn und nach hinten durch eine innere gepanzerte Querwand abgeschlossen wurde. Hierdurch wurden die Enden des Schiffs, denen das Eindringen von Kugeln wenig schadet, da sie während des Gefechtes leer sind, bedeutend erleichtert und die Seefähigkeit des Fahrzeuges außerordentlich gehoben. Es ist dies dieselbe Construction wie bei unseren drei norddeutschen Panzerfregatten und bei den östreichischen offiziell aber unrichtig so genannten Casemattfregatten, dem russischen „Prinz Pojarsky" und allen neueren englischen Breitseitenfregatten. Selbstverständlich erstreckt sich indessen das Fehlen des Panzers am vorderen und hinteren Ende des Schiffes nicht auf die Wasserlinie: diese ist durch einen 3—5 Fuß über und unter Wasser reichenden und um das ganze Schiff laufenden Panzergürtel gedeckt, den der englische Chefconstructeur Reed als belt armour in Anwendung gebracht hat. (Nur den vier erstgebauten englischen Panzerfregatten „Warrior", „Black Prince", „Defence" und „Resistance" als einzigen Schiffen dieser Art fehlt vorn und hinten der Panzer auch in der Wasserlinie, was natürlich ihre Gefechtsstärke wesentlich beeinträchtigt.)

Dieselbe Construction mit Gürtelpanzer und Mittschiffsbatterie ward auch bei den französischen beiden Panzerlinienschiffen „Magenta" und „Solferino" in Anwendung gebracht, die zunächst nach den vier ersten Panzerfregatten gebaut wurden. Beide Schiffe sollten zuerst als hölzerne ungepanzerte Linienschiffe gebaut werden. Als sich aber die Panzerung der „Gloire" gelungen zeigte, beschloß man auch diese beiden Fahrzeuge als Panzerlinienschiffe zu bauen, wie noch ein drittes, den „Prince Impérial", dessen Bau indessen nicht zur Ausführung gekommen ist. Beide Schiffe, „Magenta" wie „Solferino" (ersteres gewöhnlich der Canalflotte, letzteres der Mittelmeerflotte zugetheilt) haben nicht blos eine gedeckte Batterie wie alle übrigen Panzerschiffe der Welt, sondern zwei solche übereinander, und sie sind daher die beiden einzigen Panzerlinienschiffe (Panzerzweidecker), die es überhaupt gibt. Sie hatten ursprünglich je 52 Geschütze, eine Zahl, die aber seit Einführung der Kanonen großen Calibers ebenso wie die der Panzerfregatten auf ein Drittel reducirt worden ist. Auch ihre Takelage ist seit einigen Jahren eine Barktakelage, d. h. dreimastig mit Raaen an den beiden vorderen Masten. Ursprünglich hatte man namentlich in England geglaubt, daß durch die obere Batterie dieser Schiffe das wegen der Panzerung im oberen Theil an sich schon bedeutend vermehrte Obergewicht dem Fahrzeug gefährlich werden würde. Indessen zeigte sich bei der Uebungsfahrt im atlantischen Ocean, daß gerade dieses Obergewicht die Bewegungen des Schiffes bedeutend weicher machte, ebenso wie der schwere Eisenthurm auf dem Oberdeck der englischen Panzerfregatte „Bellerephon", und in der That zeigten gerade diese beiden Panzerlinienschiffe die größte Seefähigkeit,

ganz abgesehen von dem Vorzuge, daß sie mit ihren oberen Geschützen noch feuern konnten, als sie bei hohem Seegang in ihrer unteren Batterie und die Fregatten in ihrer einzigen Batterie alle Stückpforten schließen mußten. Wohl infolge dieser Erfahrungen haben denn auch alle neueren Panzerfregatten und Panzercorvetten in Frankreich über ihrer Batterie noch schwere Geschütze erhalten, allerdings mit besserer Placirung nach einem neuen System.

Seit ein paar Jahren hat sich übrigens sowohl hinsichtlich der Geschützarmirung als hinsichtlich der Benennung der Maschinenstärke ein bedeutender Umschwung vollzogen. Während England danach strebte, möglichst schwere Geschütze herzustellen und mit einer kleinen Zahl solcher Kanonen die große Anzahl leichterer Geschütze zu ersetzen, weil dieselben ein Feuergefecht auf größere Distanzen ermöglichten und mehr Percussionskraft gegen die immer stärker werdende Panzerung besaßen, hoffte man in Frankreich lange Zeit, durch concentrirtes Feuer vieler leichterer Geschütze mehr auszurichten. Erst die Erfolge der schwer armirten amerikanischen Unionsschraubensloop „Kearsarge“ gegen den Conföderationskaper „Alabama“ auf der Rhede von Cherbourg bestimmte auch die französische Marine zur Einführung gezogener 150pfünder und noch schwererer Geschütze (17, 24 und 27 Centimeter Caliber), und zwar Gußeisenkanonen mit Verstärkung durch Stahlringe und Hinterladung, während bekanntlich alle Geschütze der französischen Landarmee Vorderlader sind. Seitdem haben die 16 älteren Panzerschiffe nur 10 bis 14 Geschütze, aber von viel schwererem Caliber als früher. In den officiellen Actenstücken der französischen Marine werden die beiden Panzerlinienschiffe und die 14 Panzerfregatten immer als die 16 Panzerfregatten alten Systems zusammengefaßt.

Auch hinsichtlich der Maschine hat sich Vieles verändert. Man berechnete früher in Frankreich wie noch jetzt bei uns und in England die Maschinenstärke einfach nach dem Cylinderinhalt und drückte sie in Pferdekraft als Nominalstärke aus. Indessen leisteten die Maschinen infolge der immer mehr verbesserten Construction bald viermal mehr als die Nominalstärke, und diese effective Stärke (indicirte Pferdekraftzahl) wuchs bald auf das Fünffache der normalen, ja jetzt bei den besten englischen und norddeutschen Schiffen auf das Sechsfache und selbst noch darüber. Seitdem nimmt man in Frankreich ein Fünftel der indicirten Pferdekräfte als Nominalstärke an, wodurch bei den älteren Maschinen die Zahl etwas gesunken erscheint: die früher mit 1000 Pferdekraft aufgeführten älteren Panzerfregatten werden jetzt als Schiffe von 900 Pferdekraft, die beiden Panzerlinienschiffe als solche von 1000 Pferdekraft berechnet.

Infolge der mit den älteren 16 Panzerschiffen gemachten Erfahrungen

und zugleich infolge der bedeutenden Ueberlegenheit, welche Thurmschiffe durch ihr Geschützfeuer aus Drehthürmen nach jeder beliebigen Richtung den Breitseitenschiffen gegenüber besitzen, kam man vor einigen Jahren auf eine ganz neue Construction. Die Drehthürme haben den Nachtheil, daß ihre Drehungsmaschinerie durch aufschlagende feindliche Schüsse sehr leicht unbrauchbar gemacht werden kann, und deshalb wählte man feste Thürme, bei denen, um ein Richten des Geschützes nach jeder Direction zu ermöglichen, die Decke fehlte und das auf einer Drehscheibe innen stehende Geschütz mit dem Rohr so hoch lag, daß es eben über die Oberkante der Thurmwand hinwegfeuern konnte. Außerdem wurden diese Thürme noch über der gewöhnlichen Batterie, also über einem hohen Oberdeck angebracht (während alle andern Thurmschiffe jener Zeit ihre Drehthürme auf einem niedrigen Oberdeck führten), und diese Fahrzeuge à tourelles waren somit zugleich eine sehr eigenthümliche und sehr sinnreiche Construction. Um beim Schießen nach vorn und nach hinten nicht durch die Takelage behindert zu werden, brachte man die Thürme nicht in der Mittellinie des Schiffes an, sondern auf den Flanken, über die sie noch wie Erker seitwärts herausragen, und zwar je einen solchen Thurm auf jeder der vier Ecken des mittleren gepanzerten Drittels des Fahrzeugs, das außerdem noch Batteriegeschütze enthielt.

Das erste Erkerthurmfahrzeug, das überhaupt gebaut wurde und an dem man die neue Construction erproben wollte, mit 400 Pferdekraft, mit 2 Batteriegeschützen in jeder Flanke, also im Ganzen mit 8 Kanonen war die Panzercorvette „Bellixueuse", zugleich die erste Panzercorvette der Welt. Während man zur Zeit ihrer Erbauung noch in keiner Marine Panzerschiffe in überseeischen Gegenden zu verwenden wagte, indem man ihnen nicht genug Seefähigkeit zutraute, und bei dem Mangel an Docks in jenen Gegenden den schnell mit Seegewächsen bewachsenen Eisenboden nicht reinigen zu können fürchtete, ward die „Belliqueuse" sofort nach Ostasien gesandt. Als Holzschiff konnte sie gekupfert werden, wodurch das Bewachsen des Bodens sicher verhindert wurde, und als Erkerthurmfahrzeug mit fast ebenso hohem Obergewicht wie ein Panzerlinienschiff hatte sie so weiche Bewegungen, daß alle Sachverständigen ihres Lobes voll waren. Sofort wurden 7 andere Panzercorvetten auf Stapel gesetzt, so „Thetis", „Armide", „Indienne", „Atalante", „Jeanne d'Arc" (die beiden letzteren in Cherbourg), aber theilweise mit nur zwei Erkerthürmen, also im Ganzen mit 6 Geschützen versehen. Der Anblick solch eines Fahrzeugs auf Stapel ist wirklich imponirend. Fast 30 Fuß hoch hebt sich der mächtige Rumpf mit Eichenbalken von einer Stärke, wie sonst nicht einmal bei Linienschiffen, in die Luft, und vorn ragt der mächtige Bronze-

sporn von genau derselben Form wie bei unserem „König Wilhelm“ hervor, kürzer und praktischer als bei den mit sonst ähnlichem Sporn bewehrten beiden Panzerlinienschiffen „Magenta“ und „Solferino“.

Als sich die Panzercorvetten erprobt hatten, baute man auch Fregatten nach demselben System, und diese 4 Erkerthurmfregatten „Marengo“, „Friedland“, „Suffren“, „Océan“ mit 900 Pferdekraft und 12 Geschützen (4 in jeder Flanke der Batterie, 4 in den Thürmen) sind vielleicht die besten Schiffe der französischen Panzerflotte. Ihre Maschinen sind in Größe und Construction genau ebenso wie die unserer gleichfalls in Frankreich (in La Seyne bei Toulon) gebauten norddeutschen Panzerfregatte „Friedrich Karl“ beschaffen; die des „Friedland“ war 1867 in der Pariser Ausstellung in natura ausgestellt und erregte das Staunen aller Besucher. Die Panzerung dieser Schiffe beträgt in der Centralbatterie etwa 6 Zoll, im Gürtelpanzer der Wasserlinie 8 Zoll, also ebensoviel wie bei den stärksten englischen Hochseeschiffen außer „Hercules“ und „Sultan“. —

Außer den 28 eben beschriebenen Hochseepanzerschiffen hat die französische Marine noch drei Klassen Panzerfahrzeuge für die Küstenvertheidigung. Die älteste Gattung dieser Fahrzeuge sind die schwimmenden Panzerbatterien, die oben beschrieben wurden, wie „Lave“, „Dévastation“, und von denen die später gebauten Exemplare, wie „Peiho“, „Saigon“ und diejenigen, deren Modelle auf der Pariser Ausstellung 1861 zu sehen waren, mehrfache Verbesserungen aufweisen. Dahin gehört hauptsächlich, daß, während die älteren Panzerbatterien im ganzen Umfang der Wasserlinie bis zur Höhe des Oberdecks (ebenso wie der östreichische „Feuerspeier“) gepanzert waren, jetzt die neueren Exemplare nach dem (amerikanischen, eigentlichen) Casemattensystem construirt sind. Wie bei einem Monitor ragt der Körper des Fahrzeugs an den Enden nur ein paar Fuß über Wasser, ist blos in der Mitte als gepanzerte Casematte höher construirt und nur in diesem mittleren Theile mit einem Oberdeck versehen. Die (viereckige) Casematte anf dem Unterdeck ist ebenso breit wie das ganze Fahrzeug: in jeder ihrer Flanken steht eine Anzahl schwerer Geschütze, und die beiden äußeren derselben, welche in den Ecken stehn, können nach Belieben auch durch Pforten in den Querwänden der Casematte nach vorn, bezüglich nach hinten feuern. Die Zahl dieser Panzerbatterien, welche zur Hafenvertheidigung bestimmt und seefähig sind, beläuft sich etwa auf 14—18. Von den kleinen transportablen Panzerkanonenbooten, die für Actionen auf dem Rhein bestimmt waren, können wir hier absehen, da sie nicht zur Anwendung kamen und weiterhin kein Interesse mehr bieten.

Die zweite Gattung der französischen Küstenvertheidigungsfahrzeuge hat

nicht den rein defensiven Zweck wie die eben beschriebenen schwimmenden Batterien, die nur mit ihren Geschützen als Positionsartillerie in den Küstengewässern wirken sollen, vielmehr sollen sie die Hafenvertheidigung in offensiver Form führen. Hierzu erachtete man in Frankreich die Wirkung des Sporns beim Anrennen eines Widderschiffs für weit gewaltiger als die Wirkung von Geschützfeuer, und man construirte daher die vier garde-côte „Taureau“, „Bélier“, „Cerbère“ und „Bouledogue“ als Widderschiffe mit einer so starken Maschine, als ihr verhältnißmäßig geringer Tiefgang irgend zuließ (530 Pferdekraft), nebst der nothwendigsten Geschützarmirung. Die letztere besteht aus einem einzigen Deckgeschütz von allerschwerstem Caliber; da man aber aus guten Gründen in Frankreich gegen Drehthürme mißtrauisch ist und fürchtet, sie im Gefecht festgeklemmt zu sehen, so brachte man bei diesen Küstenwachtschiffen das Geschütz auf der einem Walfischrücken ähnlich gewölbten oberen Hälfte des Rumpfes in einem festen Thurme unter, innerhalb dessen es sich auf einer Drehscheibe beliebig richten und durch vier im festen Thurm angebrachte Pforten nach den vier Hauptrichtungen feuern kann. Takelage haben diese Küstenwachtschiffe gar nicht, und ob sie sich in der Praxis bewähren, ist bis jetzt noch nicht zur Entscheidung gekommen.

Die dritte Kategorie von Küstenvertheidigungsschiffen, welche Frankreich besitzt, sind die beiden gelegentlich der Luxemburger Affaire 1867 eilig in Amerika angekauften „Rochambeau“ (früher Dunderberg) und „Onondaga“. Der „Rochambeau“ ist ein sehr großes und von den Amerikanern sehr gepriesenes Casemattenschiff mit schwacher Schoonertakelage, das in der Schwäche seiner Panzerung und seiner durch schwache Maschine bei bedeutender Größe bedingten Langsamkeit bedenkliche Fehler besaß, doch soll die Schnelligkeit durch gewisse Modificationen sehr gehoben worden sein, und im October v. J. sprachen sich dem Verf. gegenüber französische Marineoffiziere über den „Rochambeau“ höchst befriedigt aus, befriedigter als über die Erkerthurmfregatten. Eine genaue, auf amerikanischen Quellen beruhende Beschreibung dieses Casemattenschiffs wie des zweithürmigen Monitors „Onondaga“ gaben wir bereits einer früheren Nr. d. Bl. Die Seefähigkeit des letzteren Fahrzeugs ist so gering, daß es beim ersten Versuch der Ueberfahrt von Amerika nach Europa umzukehren gezwungen war.

Das unterseeische Petardenfahrzeug „Le Plongeur“, das in Rochefort gebaut und als Modell 1867 auf der Pariser Ausstellung war, scheint den Erwartungen nicht entsprochen zu haben, da man kein zweites dieser Art gebaut hat. —

Nach dieser Beschreibung des Schiffsmaterials der französischen Marine ist es noch übrig, das Wesentlichste über Häfen und Bemannung derselben anzuführen. — Frankreich besitzt fünf Kriegshäfen, die zugleich die Depotstatio-

nen der fünf Regimenter der Marinetruppen sind, welche zugleich als Colonialinfanterie dienen, wie ja auch das Marineministerium mit dem der Colonien identisch ist. Die vier größeren dieser Häfen entsprechen zugleich den vier Haupthäfen für die Handelsmarine: Cherbourg liegt unweit des Havre, des Haupthandelshafens für das Seinegebiet, Brest unweit von Nantes und dessen eigentlichem Hafenort St. Nazaire (Loiregebiet), Rochefort (bei der bekannten Festung La Rochelle) unweit von Bordeaux als Haupthafen des Garonnegebiets, und Toulon nahe bei Marseille, dem Haupthafen des Rhonegebiets — die beiden letzteren sind die einzigen größeren Mittelmeerhäfen. Diese unsere Parallelisirung der Kriegs- und der Handelshäfen, gegen deren Richtigkeit man nicht viel wird einwenden können, trifft nur diejenigen vier Kriegshäfen, in welchen die vier Marineinfanterieregimenter stationiren und läßt den fünften Kriegshafen Lorient in der Bretagne (zwischen Brest und Cherbourg), wo das Marineartillerieregiment stationirt, außer dem Spiele; Boulogne ist nicht Kriegshafen, sondern würde blos als Ausgangspunkt für eine Transportflotte mit Truppen gegen England in Betracht kommen.

Von allen französischen Kriegshäfen ist seiner Lage nach Brest am meisten von der Natur begünstigt; eine Art langer Föhrde mit mehrfachen zackigen Windungen, die in ein steiles Hochplateau eingeschnitten ist, bildet einen vorzüglich gegen fast alle Winde geschützten Hafen, der sich durch das Kreuzfeuer der auf den Spitzen liegenden Batterien leicht vertheidigen läßt.

Ganz im Gegentheil zu Brest ist Cherbourg, welches als echter Offensivhafen trotz der Ungunst der Verhältnisse gerade auf der Spitze, die England zunächst liegt, angelegt worden ist, nur durch die Kunst zu einem guten Hafen umgeschaffen worden. In einer flach muschelförmigen Ausbuchtung der steilen Felsküste liegt auf dem ziemlich breiten Vorstrande die Stadt Cherbourg mit den theilweise in den Felsen gehauenen Bassins: als Hintergrund der Stadt, von der See aus gesehen, erheben sich im Halbkreis die schroffen hohen Felswände, von Forts gekrönt, und namentlich die beiden Enden des Halbkreises tragen starke Werke. Als Sehne des Halbkreises aber ist mitten in der See quer durch die Bucht die colossale digue aufgeschüttet, ein wuchtiger massiver Wall aus gigantischen Quaderblöcken, der erst unter dem jetzigen Kaiser vollendet, mit schönen Steinquadern verkleidet und auf der Mitte wie auf jedem Ende (an der schmalen Einfahrt, die er jederseits offen läßt) von einem Thurmfort gekrönt worden ist.

Noch pittoresker als Cherbourg liegt Toulon, seewärts am Fuße eines mächtigen grauröthlichen Felsgebirges, dessen drei Nadelspitzen lebhaft an die Abbildungen von Gibraltar erinnern, um so mehr, als auch die üppige Vegetation durchaus südeuropäisch ist und die freundliche, baumreiche Stadt selbst

einen ganz italienischen Charakter trägt. Die Vorsprünge des Landes, welche rechts und links von Toulon in die See heraustreten*), liegen viel weiter von der Stadt entfernt, als bei Cherbourg; der Hafenraum mit seinen Bassins (la vieille darse, la nouvelle darse u. s. w.) ist aber trotzdem nicht viel größer als in Cherbourg. Beide Häfen, Toulon und Cherbourg, sind aber stets sehr voll von Kriegsschiffen; beherbergt doch ein jeder ebenso wie Brest fast ein Drittel der französischen Flotte, soweit sie nicht auf auswärtigen Stationen ist; dagegen stationiren in Lorient, dem kleinen Hafen an der felsigen bretonischen Küste, und in Rochefort, dessen Etablissements in der flachen wiesenreichen Niederung am Flusse liegen, meist nur wenige und kleinere Fahrzeuge.

Auf die Handelshäfen näher einzugehen, haben wir hier keine Veranlassung; überhaupt sei hinsichtlich der Handelsmarine nur bemerkt, daß sie mit etwa 900,000 Tons Gesammtgehalt nicht nur hinter der nordamerikanischen und vollends der englischen Handelsflotte, sondern auch hinter der norddeutschen mit ihren 1,300,000 Tons bedeutend zurücksteht, während sie sonst allerdings alle anderen Flotten an Größe übertrifft. Uebrigens geht infolge der offiziellen Einschränkungen, welchen sie unterliegt, die französische Flotte (ebenso wie in den letzten Jahren die amerikanische) fortwährend ebenso stark zurück, wie die norddeutsche stets zunimmt.

Was endlich die Bemannung der französischen Marine und zwar speziell der Kriegsflotte anlangt, die man auf 96,000, für den Nothfall bis auf 150,000 Mann veranschlagt, so sind bei ihr ebenso wie in der norddeutschen Marine drei Kategorien zu unterscheiden: die Marinetruppen, die technischen Branchen (namentlich Maschinenpersonal, ingénieurs, mécaniciens, chauffleurs) und die eigentlichen Seeleute (die Matrosen mit ihren Seeoffizieren).

Die Marinetruppen zerfallen, wie bereits oben bemerkt, in ein Regiment Marineartillerie mit dem Depot in Lorient und in vier Regimenter Marineinfanterie mit Depots in den vier andern Kriegshäfen. Die Marineinfanterie, deren Regimenter eine sehr große Stärke (30 Compagnien, wenn wir nicht irren) besitzen, dient nicht blos als disciplinirende Verstärkung der Besatzung am Bord von Kriegsschiffen und als Besatzung der Colonien, sondern sie wird, wie schon unter dem ersten Kaiserreich, oft auch als Theil der Landarmee verwandt. Vor drei Jahren war ein aus Detachements aller Regimenter combinirtes Marineregiment im Lager von Chalons, um mit Chassepotgewehren eingeübt zu werden, und jetzt hatten wir in Bazeilles bei Sedan ebenfalls Marineinfanterie als Feinde gegenüber, deren Leichen nachher in

*) Der westliche Vorsprung ist der mächtige Felshügel von La Seyne mit seiner großartigen Privatschiffbauanstalt, die u. a. unsere norddeutsche Panzerfregatte „Friedrich Karl", die spanische „Numancia", die italienische „Maria Pia" und die meisten Bagger für den Suezcanal gebaut hat.

großer Zahl die Wahlstatt bedeckten. Die Marineinfanterie unterscheidet sich übrigens von der Linie in ihrer Uniform hauptsächlich nur dadurch, daß sie gelbe statt rother Epauletten und graublaue Beinkleider mit einem rothen Streifen statt krapprother (garance) besitzt.

Das seemännische Personal der französischen Flotte besteht nur zum Theil aus den Matrosen und Fischern der Handelsmarine, welche durch inscription maritime ausgehoben werden und bis zum 50. Jahr dienstpflichtig sind; der andere kleinere Theil wird aus der gewöhnlichen conscription der Landarmee gedeckt und soll durch seine Zahl ersetzen, was ihm an Qualität abgeht, wie überhaupt die französischen Kriegsschiffe eine verhältnißmäßig außerordentlich starke Besatzung haben. Der andere Theil aber besteht keineswegs aus durchweg so schlechten Seeleuten, wie man oft anzunehmen geneigt ist, vielmehr machen die normannischen und bretonischen Elemente einen ähnlich tüchtigen Eindruck wie die englischen, und nur die Seeleute der Mittelmeerküste erscheinen weniger abgehärtet, ähnlich den italienischen, deren Sprache ihr Provençalisch so ähnlich ist, daß Verfasser sich oft italienisch leichter mit ihnen verständigte als in französischer Sprache. Die Uniform der französischen Seeleute ist, wie sich erwarten läßt, ebenso wie die der anderen Marinen außer der russischen wesentlich der englischen gleich; unterscheidend sind nur bei den matelots-canonniers der rothe gallon auf dem Aermel und der rothwollene Streifen um die Mütze, bei den Offizieren die schmalen ein- bis dreifachen Goldtressen um Aermel und Mütze, analog den Abzeichen der französischen Landarmee. Das Offiziercorps der französischen Marine enthält viele sehr tüchtige Elemente; auch ist im Gegensatz zu anderen Flotten gerade in Frankreich der aristokratische (und meist zugleich legitimistische) Bestand vorzugsweise im Marineoffiziercorps, nicht in der Landarmee vertreten. Als Beweis seiner fachlichen Tüchtigkeit mag gelten, daß die Entwicklung der modernen Panzertaktik besonders von französischen Seeoffizieren (z. B. de Keronstreet*) begründet und gefördert worden ist, was allerdings mit dadurch bedingt ist, daß nur die französische Flotte eine große Anzahl von annähernd gleich großen und gleich schnellen Panzerschiffen besitzt, während die englische allzuviel verschiedene Modelle enthält. —

Wenn, wie heute verlautet, Deutschland durch den Friedensschluß einen Theil der französischen Kriegsschiffe erwerben will, so wird es jedenfalls damit eine sehr gut Acqusition machen. Zu bedenken wäre dabei, ob nicht außerdem auch die Erwerbung einer größeren und reichen französischen Colonie, z. B. Saigun in Hinterindien, zugleich als Stützpunkt für den Handelsschutz in Ostasien, wünschenswerth wäre. B—r.

*) Demnächst vom russischen Admiral Boutakoff.

Deutsche Nordpolfahrt.

Die tapfern Männer, welche am 15. Juni 1869 auf zwei Schiffen die Weser verließen, um im Eise des Nordpolarmeeres auf wissenschaftliche Entdeckungen auszugehen, sind heimgekehrt. Als sie davon segelten, standen König Wilhelm von Preußen und seine großen Rathgeber theilnehmend, guter Wünsche voll am menschengefüllten Gestade; heute können Wenige ihres Empfanges achten, denn mit Staunen und bewunderndem Entzücken hören unsere Nordpolsucher, zu welchen Großthaten der greise königliche Held mit seinen Staatsmännern, Feldherren und Heerscharen über den Rhein gezogen ist. Und doch kommen jene keineswegs mit leeren Händen. Auch sie haben des deutschen Namens werth gelitten und gekämpft, um ein würdiges öffentliches Ziel zu erreichen.

Ihre Schicksale sind freilich sehr verschiedenartig ausgefallen. Schon am 20. Juli 1869 wurde die „Hansa“ definitiv von der „Germania“ getrennt, und erst nach vollendeter Fahrt in Bremen sahen die Kameraden sich wieder. Die „Hansa“, ein Segelschiff, fror früh im September im Eise fest, ohne Grönlands Ostküste, das nächste Ziel der Expedition, erreicht zu haben; am 19. October sank sie unter. Ihre Bemannung hatte sich inzwischen aus Steinkohle, die sie für den Dampfer „Germania“ zur Aushilfe an Bord hatte, ein Haus auf einem großen Eisfelde von etwa sieben Seemeilen Geviertinhalt erbaut. So lange dieses Obdach erhalten blieb, ging es ihr leidlich. Sie schwamm mit dem Eise nach Süden fast so behaglich wie im Schiffe. Aber im Januar begann die große Eisscholle sich in kleine zu zerbröckeln. Während die Kälte größer und das Wetter schlechter als je war, mußten die Schiffbrüchigen aus ihrem Hause, das mit seinem gefrorenen Fundament zerbarst, erst in die Boote zurückkriechen, dann sich ein neues Haus auf dem Reste des ursprünglichen Eisfeldes erbauen. Zweihundert Tage brachten sie so auf schwimmendem Eise zu. Dann kam der Frühling, und sie konnten in dem lichter werdenden Meere daran denken, die Boote zu besteigen, um zu den Ansiedlungen des südwestlichen Grönland oder nach Island zu gelangen. Aber noch warteten ihrer ungeheuere Anstrengungen, nämlich um die Boote übers Eis hinweg in freies Fahrwasser zu schieben. Am 13. Juni endlich landeten sie in Friedrichsthal, einer Missionsniederlassung an der Südspitze von Grönland, wo zwei deutsche Missionen sie an der Sprache erkannten und freudig bewillkommten; am 22. Juni bestiegen sie in der Colonie Julianehaab die dänische Brig „Constance“, erreichten mit dieser am 1. September Kopenhagen — wo sie vom Lootsen die großen Neuigkeiten des Tages erfuhren — und am 7. September Bremen.

In Bremen stellte sich, wie man denken kann, sofort der intellectuelle Urheber der Expedition, Dr. A. Petermann aus Gotha ein, um die zurückgekehrte Hälfte derselben zu begrüßen und über ihre Erlebnisse zu verhören. Commandirt hatte die „Hansa" Capitän Hegemann aus Oldenburg; seine gelehrten Begleiter waren Dr. Buchholz aus Greifswald und Dr. Laube aus Wien, von denen Ersterer leider eine chronische Gehirnkrankheit aus der Region des ewigen Eises zurückbrachte. Kaum aber hatte Dr. Petermann sich nach Gotha zurückbegeben, so traf am Abend des 11. September die frohe Nachricht ein, daß Capitän Koldewey's „Germania" wohlbehalten Bremerhaven erreicht habe. Es grenzte ans Wunderhafte, nicht daß sie überhaupt glücklich aus dem Polarmeer zurückkehrte, sondern daß sie, statt auf die eben abgezogene französische, vielmehr auf die deutsche Kriegsflotte stieß, und dies deßhalb, weil die den Eingang der Weser-Mündung bezeichnende Tonne mit dem Schlüssel des Bremer Wappens nicht aufzufinden gewesen war, was Capitän Koldewey bewog, nach der Jade hinüberzuhalten und ihn so vor dem jämmerlichen Geschicke, auf einen Torpedo zu rennen, behütete.

Die „Germania" hatte zwar auch weder den Nordpol erreicht, noch das von Petermann vermuthete, ihn umfluthende offene Meer entdeckt, war aber sonst sehr glücklich gewesen. Ihr war es, da sie sich unabhängig vom Winde mit Dampf vorwärts bewegen konnte, gelungen, die Ostküste Grönlands zu erreichen, und ihre Führer und Gelehrten hatten dort schöne geographische Entdeckungen, werthvolle wissenschaftliche Beobachtungen gemacht. Mit zahlreichen und zum Theil weiten Schlittenreisen, während das Schiff im Winterlager unter der Sabine-Insel wohlgeschützt festlag, hatten Bootausflüge und Kreuzungen mit dem Schiffe während der beiden dort durchlebten wärmeren Jahreszeiten abgewechselt. Ueber die Küstenbildung, die Bodenerhebung, die Pflanzendecke und das Thierleben im nordöstlichen Grönland waren höchst schätzbare Aufschlüsse gewonnen. Ein üppig grünendes, reich belebtes Alpenland war da vorgefunden worden, wo man nichts als weite Schneewüsten, selten und kurz durch dürftige Vegetation unterbrochen, vermuthet hatte. Auch daß eine Gradmessung in diesen hohen Breiten mit nicht viel größerer Schwierigkeit als im gemäßigten Klima Europas möglich sei, glauben die Astronomen der Expedition durch ihre Recognoscirungen und Versuche festgestellt zu haben.

Die „Germania" hat also für die wissenschaftlichen Zwecke des Unternehmens jedenfalls etwas geleistet, was der aufgewandten Opfer und Mühen werth erscheint: umfängliche gelehrte wie populäre Veröffentlichungen und die mitgebrachten Gegenstände wissenschaftlicher Anschauung werden dauernd dafür zeugen. Die Männer von der „Hansa", ebenfalls nicht völlig ohne

Nutzen für die Wissenschaft ausgezogen, haben hauptsächlich doch der andern wichtigen Seite der Unternehmung, der nautischen gedient. Eine Eisschollenfahrt wie die ihrige steht ziemlich ohne Beispiel in der Geschichte der arktischen Reisen. Das Verlangen deutscher Seeleute aber, ihre Ebenbürtigkeit mit den Seeleuten anderer Nationen durch Thaten darzuthun, wie sie auch im Frieden möglich sind, hat vielleicht noch mehr als die gelehrten Wünsche von Geographen und Naturforschern dazu beigetragen, daß die Expedition flott wurde.

Als dieselbe vor fünf Vierteljahren auslief, war Admiral Jachmann einer der skeptischesten unter den offiziellen Zuschauern, wie seine Aeußerungen klärlich ergaben. Mit welchen Gefühlen mag er jetzt Capitän Koldewey und dessen Begleitung haben zurückkehren sehen, in dem Augenblicke, wo er der abgezogenen französischen Panzerflotte von der Höhe der Außenstade aus mit dem schmerzlichen Bedauern nachsehen mußte, daß sie ihm leider keine Gelegenheit gegeben hatte, sich mit feindlichen Streitkräften unter einigermaßen gleichen Verhältnissen zu messen! Sollte da seine Würdigung der Polarfahrten als ein Mittel zur Hebung des praktischen Seemannsstandes nicht ein wenig gestiegen sein? Uebungsfahrten in offenem Wasser können dieselben, was Herausforderung alles Männlichen im Manne betrifft, doch nicht ganz ersetzen.

In der Organisation des Unternehmens sind einige Fehler begangen worden und Schwächen übrig geblieben, welche nicht umhin konnten sich zu rächen. Man hat namentlich versäumt, Macht und Verantwortlichkeit auf alle einwirkenden Personen oder Kreise genau zu vertheilen, und die Vorbereitungen im Frühjahre 1869 haben zu spät begonnen. Der letztere Mangel ist jedoch, Dank den energischen Eingriffen des Bremer Comités, im ganzen noch rechtzeitig ausgeglichen worden, sodaß nichts wesentliches entbehrt worden zu sein scheint. Dagegen hat ein klar und scharf definirtes Verhältniß dieses Comités zu anderen Hilfscomités und zu Dr. Petermann, sowie das Dr. Petermanns als Urheber zu Capitän Koldewey als Befehlshaber der Expedition nicht zu Stande kommen wollen. Die Folgen haben sich in Differenzen während der Fahrt zwischen einem der mitgegangenen Gelehrten und dem Führer der „Germania“ sowie dessen übrigen Gefährten gezeigt, die sogar eine politische Färbung haben annehmen können, insofern Oberlieutenant Payer eifersüchtig darüber wachte, daß die norddeutsche Bundesflagge niemals ohne die schwarzgelbe Flagge neben ihr irgendwo auf frischentdecktem Lande aufgezogen wurde, und ferner nach der Rückkehr zu Gunsten Wiens Ansprüche an die mitgebrachten Naturalien erhob, welche ihm die Andern nicht glaubten zugestehen zu können. Ebenso hatte er sich schon unterwegs beklagt, daß man nicht genug Schlittenfahrten anstelle; während mit dem Capitän die übrigen Gelehrten — Dr. Börgen aus Schleswig, Dr. Pansch aus Kiel

und Dr. Copeland, ein Engländer — darüber einverstanden waren, daß die Arbeiten zum Behuf der Ueberwinterung nicht mehr, als angeordnet, zuließen. Bei dieser Beschwerde hatte Herr Payer sich unerquicklicher Weise auf eine Art geheime Instruction stützen können, welche Dr. Petermann ihm zur Beeinträchtigung des ernannten Führers mitgegeben. Solche Störungen müssen beachtet und hervorgezogen werden, damit sie sich nicht noch einmal, und dann vielleicht verhängnißvoll, in eine edle nationale Unternehmung dieser Art einnisten.

Die gesammelten Geldmittel reichen, wie es scheint, zur Bestreitung der sachlichen Kosten und einer anständigen Löhnung der Mannschaft grade aus. Es war Glück dabei, daß die „Hansa" unterging und die „Germania" erhalten blieb; denn jene war versichert, diese nicht. Das Deficit, welches im Frühjahr 1870 noch zu decken war, ist hauptsächlich durch die Gaben deutscher Städte als solcher gedeckt worden, welche man von Bremen aus darum anging. Einflußreiche Reichstagsmitglieder, wie z. B. Graf Schwerin, welche von der Noth des geschäftsführenden Comités gehört hatten, riethen demselben, an den Reichstag zu appelliren; allein das Comité ging darauf nicht ein und wird sich nun sehr freuen, es nicht gethan zu haben. Es kann jetzt hoffen, daß nicht der norddeutsche, sondern der deutsche Reichstag nicht das Deficit der zweiten, sondern die gesammten Kosten der dritten deutschen Nordpolexpedition übernehmen werde. Denn darüber ist unter Theilnehmern und Kennern kein Zweifel: die so glücklich betretene Bahn muß mit erhöhtem Schwunge weiter verfolgt werden. Wichtige wissenschaftliche Fragen, die dort im Eismeer zu lösen sind, müssen auch in Zukunft unseren Seeleuten Veranlassung geben, Muth, Thatkraft, Ausdauer, Hingebung und Geschicklichkeit zu zeigen. Kleine feste Dampfschiffe mögen zu Sommerfahrten, wenn auch für den Nothfall zur Ueberwinterung ausgerüstet, nach den Fjorden Ostgrönlands gehen, um den dort gemachten Anfang geographischer Entdeckung und vielseitigen naturwissenschaftlichen Studiums fortzusetzen. Größere, noch stärkere und mehr Kohlen und Vorräthe fassende Dampfer mögen zusehen, ob sich anderswo mit mehr Erfolg der Eiswall durchbrechen und in der Richtung auf den Nordpol vorwärtsdringen läßt. Mit Beharrlichkeit wird unsere Nation auf diesem einmal eingeschlagenen Wege noch große Culturergebnisse erlangen und ihren Seeleuten zugleich eine Uebungsschule eröffnen, gegen welche die Humanität nicht wie gegen Algerien oder einst den Kaukasus irgendwelche Einwände zu machen hat.

Ein Wort aus und an Italien.

Wie wenig tröstlich es im Allgemeinen mit der politischen Einsicht im Lande der sogenannten sechsten Großmacht aussieht, ist durch einen Florentiner Originalbericht in diesen Blättern neulich (Nr. 37) überzeugend dargestellt worden. Auch wir hatten, als wir vor vierzehn Tagen (Nr. 38) die Hoffnung äußerten, Mommsen's aufklärende, mahnende und warnende Stimme möchte unseren Freunden im Süden zu Herzen dringen, insgeheim wenig Zuversicht, daß dies alsbald geschehen werde. Um so erfreulicher war uns, in dem „Diritto", dem nationalgesinnten Blatte der Florentiner Demokratie, vom 12. und 13. September unter der Ueberschrift: „La pace" eine Antwort auf Mommsen's gleichnamigen Brief zu lesen, die, so eigenthümlich italienisch auch stellenweise ihre Rhetorik sein möge, dabei doch eine Würdigung unserer deutschen Art und unserer Ziele gegenüber denen unserer Feinde von so seltener Klarheit und Unbefangenheit des Urtheils enthält, daß es unbillig wäre, sie jenseits der Berge verhallen zu lassen. Der Verfasser dieser Risposta wiederholt die schlagende Beweisführung Mommsen's, warum das neue Deutschland keine Gefahr für die Ruhe Europas in sich schließe, und fährt dann fort:

„Es ist unmöglich, das Gewicht dieser Gründe, dieser Thatsachen zu verkennen, und wir räumen von ganzem Herzen ein, wir wüßten nicht, was sich darauf entgegnen ließe. Alsbald nach dem Ausbruche des Krieges schrieben wir: „Europa hat als eine weit schrecklichere Gefahr die siegreiche Uebermacht des centralisirten, herrschsüchtigen, katholischen und jakobinischen Frankreichs zu befürchten, als die des bündnerischen und decentralisirten Deutschlands mit seinen offenbaren Tendenzen zu liberaler Demokratie. Frankreich vertritt heut in Europa die Bestrebungen des lateinischen Universalismus, dem zum Heile der Civilisation der germanische Particularismus widerstanden hat und noch widersteht. Die Siege Frankreichs gaben uns einen argwöhnischen, unduldsamen, freiheitsfeindlichen Herrn, Deutschlands Siege verschaffen uns einen sicheren Bundesgenossen. Weit glänzender ohne Zweifel, aber mit gleich überzeugender Kraft wiederholt Mommsen dieselbe Wahrheit, welche wir aus der Geschichte, aus dem Studium der Interessen, aus der Beobachtung der natürlichen Tendenzen der verschiedenen Nationen gewonnen hatten.

In der That, wenn Deutschland jetzt die Führung der europäischen Civilisation übernommen hat, so verdankt es diese Stellung nicht seinen Waffen allein, denn die Waffen haben seiner Ueberlegenheit nur die Krone aufgesetzt; nein, es verdankt sie seinen geistigen, sittlichen und industriellen Fortschritten, es verdankt sie der Beharrlichkeit seiner Anstrengungen, die seine Bestrebungen zu realem Ziele geführt hat. Sieger bei Sadowa und Sedan war — es ist oft gesagt worden und wir wiederholen es gern — die Schule, war das geistig erleuchtete sittliche Bewußtsein, war das feste Gefüge einer ganzen Nation, die einmüthig handelt und weiß, was sie will.

Die deutsche Führung in Europa heut in Abrede zu stellen wäre kindisch, aber

bedeutet diese Führung ein bedrohliches Uebergewicht? Sicherlich nein! Die Führung ist die natürliche, berechtigte, unabweisliche Folge der Ueberlegenheit.

Wo ist heut ein Zweig des sittlichen, staatlichen, geistigen oder wirthschaftlichen Lebens, in dem die Völker des europäischen Festlandes sich Deutschland überlegen, ja auch nur gewachsen nennen könnten? Ein flüchtiger Blick über die politischen Theilungen der Karte von Europa genügt, uns eine schmerzliche und demüthigende Antwort darauf zu geben. Wie tief Frankreich verhältnißmäßig steht, lehrt der Augenschein: von Oestreich reden wir gar nicht, noch weniger von Rußland und Spanien. Bleibt Italien. Kann Italien den Anspruch erheben, mit Deutschland in die Schranken zu treten?

Lassen wir die kindischen Prahlereien bei Seite uud erkennen die bittere Wirklichkeit! Im freimüthigen Bekenntniß der eigenen Mängel, der eigenen tiefen Stellung liegt für ein Volk wie das unsere das einzige Mittel, uns einen heilsamen Stachel empfinden zu lassen, der uns ansporne, zur alten Größe wieder emporzusteigen und mit Deutschland zu wetteifern, um mit ihm dereinst die geistige und politische Führung der modernen Welt zu theilen.

Victor Hugo hat in seiner ruhmredigen, declamatorischen Ansprache an die Deutschen gesagt, es gebe nur zwei Nationen in Europa: Frankreich und Deutschland. Ein recht bescheidenes Compliment für die Völker, denen er das Dasein abstreitet! An uns ist es, wenigstens was Italien betrifft, zu zeigen, daß der berühmte Dichter sich täuscht. Aber wird da ein Protest genügen? Wird es genügen, zur Rechtfertigung ein zweibändiges Buch zu schreiben: „Der sittliche und politische Primat der Italiener?“ Unsern Landsleuten wird die Antwort hierauf nicht schwer fallen.

Immerhin, die deutsche Hegemonie ist eine Thatsache, die gefallen oder mißfallen kann, aber sie ist eine Thatsache, die man erkennen, die man hinnehmen muß. Die Nationen, denen sie widerwärtig ist, haben nur ein einziges Mittel, um sie hinwegzulöschen; sie müssen Deutschland auf dem Wege der Civilisation und vornehmlich auf dem der Freiheit überholen. Und das wird keine leichte Arbeit sein.

Man begegnet in Italien den seltsamsten Vorstellungen über Deutschland und besonders über Preußen. Für viele ist dies ein centralisirter, feudaler, absolutistischer Militärstaat. Nun weiß aber, wer diesen Staat kennt, daß von dem allen das gerade Gegentheil die Wahrheit ist. Es ist jetzt nicht der Augenblick die preußischen Institutionen im Einzelnen zu prüfen, das wird die Aufgabe ruhigerer Tage sein; soviel indeß können wir sagen, ohne Furcht, man werde uns der Unwahrheit zeihen, daß das preußische System in Verwaltung, Wirthschaft, Unterrichts- und Heerwesen das breiteste und liberalste in Europa ist, wobei man England und die Schweiz ausnehmen mag, und daß unser eigenes, ehe man es mit dem preußischen vergleichen kann, einer tiefgreifenden und allseitigen Neuschöpfung bedarf.

Somit hat von Deutschland jetzt Europa und vorzugsweise Italien viel zu lernen, viel zu gewinnen, nichts zu fürchten. Hierin stimmen wir völlig mit Professor Mommsen überein. Wir freuen uns, was Italien und dessen Interessen angeht, in seinen Worten eine beredte Bestätigung dessen zu erblicken, was wir beständig als unsere Ansicht aufrecht erhalten, daß eine völlige Harmonie zwischen beiden Nationen walten müsse.“

Es geschicht wahrlich nicht aus nationaler Eitelkeit, daß wir diesen anerkennenden Worten vom Arno auch in Deutschland Eingang zu verschaffen wünschen. Wir kennen neben unseren Vorzügen auch unsere Schwächen, manchen Superlativ des italienischen Lobes werden wir lächelnd abweisen dürfen; daß in unserem Unterrichtswesen ein so weitherziger Liberalismus herrsche, hören wir, den mancherlei kleinen Aerger der letzten Jahre im Gedächtniß, nicht ohne ein Gefühl der Verwunderung. Allein auch hierin hat der Italiener Recht, denn er denkt dabei offenbar an die ruhige Tiefe unserer altbegründeten Zustände, nicht an den ohnmächtigen Hauch wechselnder Ministerlaunen, der nur momentan die äußerste Oberfläche unseres Schulwesens leicht kräuselnd zu bewegen vermag. In der Hauptsache ist das Urtheil des Diritto vollkommen zutreffend, und eben das freut uns wahrzunehmen, daß man drüben, ganz anders als in Frankreich, endlich einmal bescheiden an die Brust schlägt, daß dort eine Ahnung aufzudämmern beginnt, welcher harten, entsagenden, unermüdlichen Arbeit von Generationen in unserem Staate es bedurft habe, um uns dahin zu bringen, wo wir heute stehen, daß das eherne Standbild unserer Größe, von dem nun plötzlich vor den staunenden Augen Europas die Hülle herabgesunken ist, nicht über Nacht vom Himmel niedergefallen ist, sondern daß Millionen fleißiger Hände seit Jahren in der Stille sich abgemüht haben, es zu schaffen und aufzurichten. Denn das gerade ist für uns, die wir Italien lieben, das beängstigende, daß dies Land in den letzten zwölf Jahren in so unerhörtem Maße „der Götter Gunst erfahren“ hat, daß unsere Freunde fort und fort in die Scheuern sammeln dürfen, was sie nicht gesäet und kaum selber geerntet haben. Mailand, Florenz, Bologna, Neapel, Venedig und nun gar Rom, all ihre Wünsche sind ihnen in den Schooß gefallen. Dem einzelnen Menschen gestattet wohl bisweilen das Schicksal in erhabener Geringschätzung auf die kurze Dauer seines Lebens ein müheloses Glück; für Völkergeschicke aber hat die fromme Furcht des Griechen vor dem Neide der Götter ihre ernste Berechtigung. Es ist für die Italiener die höchste Zeit, das Opfer des Polykrates zu bringen, sie müssen in sich gehen und an sich arbeiten lernen, sie müssen endlich verdienen, was sie gewonnen haben.

Es macht einen trüben Eindruck, in denselben Nummern des Diritto die bekannten Rundschreiben Visconti-Venosta's zur Rechtfertigung der Occupation Roms und hart daneben den Aufruf Garibaldi's zur Unterstützung der Pariser Republik zu lesen. Gewiß, welchem Deutschen — man braucht kaum beschränkend zu sagen, welchem evangelischen Deutschen — muß nicht das Herz im Leibe lachen, wenn er sieht, wie nun endlich der letzte Rest der unglückseligen Schenkung Pipin's von der Geschichte wieder eingefordert wird. Auch das ist ein „Traum von Jahrhunderten“, den unsere wundervolle Zeit in Er-

füllung gehen sieht, und es ist tief bedeutsam, daß es doch die Nation Luther's hat sein müssen, deren Schwertschläge heut aus weiter Ferne her die Macht des alten bösen Feindes zu Falle bringen. Auch ist es nicht anders als gerecht, daß die Herrschaft, die von jeher am meisten unter allen von frechen Lügen gelebt hat, zuletzt durch eine nicht minder freche Lüge aus dem Wege geräumt wird; aber wir beneiden die italienische Regierung wahrlich nicht, die sich dazu erniedrigt hat, wie der Küchenmeister Papst Alexander's den Borgia mit seinen eigenen Confecten zu vergiften. Gemahnt es uns nicht wirklich an die Zeiten tiefster sittlicher Entartung des edlen Volkes, die einen seiner ersten Geister zwangen, zur Rettung des Vaterlandes jede Treu- und Ruchlosigkeit dringend anzurathen, so daß noch heute, wer von politischer Niederträchtigkeit redet, als kürzesten Ausdruck — freilich ohne historische Billigkeit — den Namen des größten italienischen Politikers gebrauchen darf?

Dawider würde uns allerdings das Diritto einwenden, man könne berechtigte Wünsche der Nation nicht zugleich verdammen mit den elenden Winkelzügen, welche eine ungeschickte Regierung macht, um sie ins Leben zu rufen. Ganz wohl, aber welche Vorstellung soll man sich machen von der Reife und Weisheit einer Nation, deren volksthümlicher Repräsentant denkt und redet, wie eben Garibaldi gethan? Wer könnte leugnen, daß er einer der reinsten, hochherzigsten öffentlichen Charaktere unserer Tage ist? Aber während wir ihn lieben und verehren, müssen wir mitten in aller Rührung und ohne daß ihr eigentlich Eintrag geschähe, doch auch herzlich über ihn lachen. Was er für Italien gethan, ist unberechenbar groß, so unberechenbar klein das strategische Verdienst seiner Feldzüge sein mag. Man versteht es, warum an den Wänden der Bauernhütten sein Bildniß hängt, warum aus den Rosetten der Palastthüren sein Reliefkopf blickt, wenn auch der Staat Italien mit gleich richtigem Takte seine Zweifrankzettel mit dem Antlitze Cavour's geschmückt hat. Aber — o heilige Einfalt! — nun trägt auch er sein Bündelchen Reisig herbei zu dem Pariser Scheiterhaufen, um uns Erzketzer gegen die alleinseligmachende Republik so recht gründlich zu Asche zu brennen. Wir haben immer eingestimmt, wenn man ihn einen antiken Charakter nannte. Die lächerliche Spielerei der letztverwichenen Jahrhunderte, die Helden des Zeitalters durch Beinamen aus Plutarch und Livius zu zieren, hier wäre sie einmal besser am Platze gewesen. Selbst der Wortlaut seiner Depesche an Favre und Genossen: „Was von mir übrig ist, steht zu euren Diensten; verfügt darüber!" hat noch etwas von dem naiven Pathos, das uns in den schönen Tagen der Schulzeit die Seele schwellte. Allein man vergesse doch nicht: wem anders galt die rauhe Tugend eines Epaminondas und Camillus, eines Hannibal oder Demosthenes, als einzig dem Vaterlande? Kein Römer zumal — und an sie denken wir doch vor allem, wenn wir von politischen

Charakteren des Alterthums reden — hätte jemals für eine Idee oder gar für ein Wort im Dienste der Fremde das Schwert gezogen. Einzig um Roms willen focht Sertorius mit den Spaniern gegen Rom; nicht weil die Republik überhaupt, sondern weil die Republik in Rom zu Grunde gegangen war, nahm sich Cato das Leben. Mögen uns die Radicalen dreist die engherzige nationale Bornirtheit der Alten einwerfen, in der Praxis ist diese Bornirtheit allein richtig. Das Herz des modernen Menschen darf und soll für die ganze Welt schlagen, sein Arm jedoch nach wie vor allein für Volk und Vaterland. Alles für die Menschheit, aber alles durch die Nation! dieser Wahlspruch allein scheint uns antike und moderne Sittlichkeit zu vermählen. Daß Garibaldi in früheren Jahrzehnten, als Italien hoffnungslos darniederzuliegen schien, in den Ebenen des La-Plata gekämpft hat, mag ihm hingehen; heute aber sehen wir mit innigem Bedauern, daß der beste Held Italiens sich doch wieder nur als Condottiere fühlt, wenn auch nicht um schnöden Lohn und wenn auch nur als Condotterie der — vermeintlichen — Freiheit. —

Wir haben eben jene römischen Schatten heraufbeschworen, von denen ein deutscher Romfahrer des 18. Jahrhunderts in zügelloser Begeisterung ausrief, daß ihrer einer mehr werth sei, als dies ganze Geschlecht. Er meinte, für sie sei nur Platz, wenn die göttliche Anarchie in Rom und die himmlische Wüstenei um Rom erhalten bleibe. Es waren ihm schreckliche Dinge, wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer polizirten Stadt machen wollte, in der kein Mensch mehr Messer trüge? Wie nun? Die Stunde scheint gekommen, in der die heiligen Schatten wirklich den Platz räumen müssen und vor wem? Vor einem Schattenspiel an der Wand! Wir sollen es also erleben, was uns immer wie ein Traum bedünkte, ein neues plebiscitum Romanum, einen neuen Triumpfzug aufs Capitol, das Volk der italischen Halbinsel will wieder vom Tiberstrand aus sich seine Gesetze geben. Das liest sich freilich zum Malen schön, aber eben auch nur schön zum Malen. Der Schreiber dieser Zeilen wohnte vor zwei Jahren einmal in Florenz der Vorstellung eines jener culturhistorischen Ballets bei, deren unsere zugleich sinnliche und mit Bildungsbrocken übersättigte Zeit auch bei uns einige zu Tage gefördert hat. Die Pantomime, die damals täglich mit vielem Beifall wiederholt wurde, hieß „Firenze" und stellte in einer Reihe von Bildern die großen Momente der geistreichen Toskanerstadt dar. Zum Schlusse aber verwandelte sich die Scene: man erblickte das Capitol; droben auf dem Platze thronten Papst und Cardinäle, am Fuße der großen Treppe jedoch saß trauernd die gefesselte Roma. Plötzlich brachen als Bersaglieri zierlich verkleidete Tänzerinnen herein, die Klerisei floh mit geschürztem Talare, Roma ward von den Schwesterprovinzen entfesselt und stieg mit ihnen die Stufen empor; die Bersaglieri hatten keine Verluste. Nur wer die Italiener im Theater

gesehen hat, kann sich eine Vorstellung von dem Jubel machen, der im Publicum ausbrach; die Scene mußte natürlich wiederholt werden. Und sie, die so jauchzten und: „Roma Capitale!“ brüllten, waren Florentiner, die wenige Minuten zuvor die Erscheinung ihrer Dante und Machiavelli, Pier Cappone und Michelangelo beklatscht hatten. Mir nun war's dieser Tage, wenn ich die Depeschen aus Italien las, als hätt' ich das alles genau schon einmal gelesen, als säß' ich noch immer im Politeama Vittorio Emanuele in lauer Sommernacht unter freiem Himmel, mein Auge an der Farbenpracht jener unschuldig heiteren Bilder ergötzend. Das Programm des Theaterzettels wird ja nun erfüllt; mit welchen Gefühlen aber wird dies Volk bald nach Hause gehen von der Bretterbude, an die es seinen letzten Groschen und, was schlimmer ist, den Rest seiner geistigen Tagesfrische gewandt hat? Schlafengehen und träumen von römischer Herrlichkeit, soll das, darf das der Ausgang sein des großen Tagewerks der italienischen Einheit?

Wir haben unverhohlen unsere Freude über den Sturz der weltlichen Herrschaft des Papstes geäußert, wir müssen ebenso offen und entschieden erklären, daß wir die Erhebung Roms zur Hauptstadt des Königreichs für einen schweren politischen Fehler halten, nicht aus jener kindischen und zugleich frevelhaften Angst des enthusiastischen Touristen, daß nun die Romantik der messertragenden Banditen und der fieberschwangeren Einöden verschwinden werde. Das wäre noch so ein Römerwerk, wenn man den Anbau in die Campagna und die Staatsfurcht in die Berge der Aequer zurückführte! Aber leider hat man solche Umwälzungen vorerst am wenigsten von dem heutigen Italien zu befahren. Vielmehr gerade als Feinde aller Romantik sind wir Gegner des Königthums auf dem Capitol. Man müßte lachen, wenn etwa heute noch einer unserer Landsleute Frankfurt für die beste Hauptstadt des einigen Deutschlands erklärte, allein ich weiß nicht, ob die Schwärmerei für den Kaisersaal im Römer ganz so lächerlich wäre, als die für den capitolinischen Palast. Die Frankfurter Erinnerungen reichen doch noch in einer Art von Leben bis in die jüngst glücklich begrabene Vergangenheit herein. Die Befreiung des heiligen Grabes der alten Roma dagegen kann man durchaus nur mit dem Phantasma der Kreuzzüge vergleichen. Es ist bezeichnend, daß gerade im Zeitalter des heiligen Bernhard sich das sogenannte römische Volk in der phrasenhaftesten aller Revolutionen, der von 1143, zur Wiederherstellung des Senats und ähnlicher Tertianerideen erhob. Von gleichem Werthe war die Politik des Tribunen Rienzi, mit dessen Reden die Proclamationen Garibaldi's eine gewisse Familienähnlichkeit verrathen.

Rom ist keine politische Stadt und ist es seit anderthalb Jahrtausenden

nicht mehr gewesen; es ist ein katholisches Mekka und zugleich ein Museum für die gebildete Menschheit, wie das Berner Oberland eine Sommerwohnnug für sie abgiebt. Wie kann ein nationales Parlament tagen inmitten einer stumpfen Bevölkerung, die keine Zeitungen liest, bei der statt vaterländischer Heldengeschichte nur die Legende localer Heiliger im Schwunge ist, deren mächtigste Herzenserregungen durch die Entscheidungen der großen Zahlenlotterie hervorgerufen werden? Darf eine Bürgerschaft bestimmend auf ein großes Land einwirken, deren wichtigste Industrie aus Fremdenführung, Modellstehen und Antikenfabrikation besteht? Italien ist an großen und prächtigen Städten reich; Turin, Genua, Mailand, Venedig, Bologna, Florenz, Rom, Neapel und Palermo; keine ist der anderen gleich; der Begriff Italien würde verlieren, dächte man eine von ihnen hinweg. Im französischen Sinne ist keine unter ihnen die Hauptstadt, ja sie dünken sich, Dank ihrer reichen Geschichte und dem edlen Municipalstolze des Volkes, der bis in die kleinsten Gemeinwesen hinein lebendig ist, einander so völlig ebenbürtig, daß keine der andern den Vorrang gönnen würde, außer eben dem einzigen Rom. In eine definitive Verlegung der Regierung nach Florenz hätten die wackeren Turiner doch schwerlich gewilligt; trotzdem läßt sich leicht zeigen, daß Florenz die allein vernünftige Hauptstadt des heutigen Italiens ist. Daß von dem verkommenen Neapel trotz seines Volksreichthums, und daß von Palermo die Rede nicht sein kann, versteht sich von selbst. Der ganze Süden einschließlich des römischen Gebietes muß hier so gut wie bei uns oder in den Vereinigten Staaten eine Zeit lang mindestens unter Obhut und Zucht des weiter und kräftiger entwickelten Nordens gestellt werden. Nun mag Turin mehr politische Tüchtigkeit, Mailand mehr Gewerbfleiß und Reichthum in sich bergen, als Florenz; trotzdem spricht ihre excentrische Lage — um derentwillen an Venedig und Genua erst gar nicht zu denken ist — entschieden gegen ihre Wahl. Bologna will selbst nicht mehr sein, als eine wohlhabende und bedeutende Provinzialhauptstadt. Florenz allein ist ebenso vortrefflich gelegen, wie voll rührigen Lebens, seit mehr als einem halben Jahrtausend in jeder Beziehung die geistige Capitale der Halbinsel, kein Trümmerhaufe, sondern aufrecht stehend in der rüstigen Schönheit seiner Paläste, zum Schmucke einheimischer, nicht heranbestellter Kunst.

Sonderbar, in was für Verlegenheiten die Nationen heut gerathen! Die einen fahnden auf Dynastien, die andern auf Hauptstädte. Die Italiener aber suchen unseres Bedünkens am hellen Tage mit der Laterne; sie mißachten, was sie haben und jagen nach einem Schatten; sie übersehen die einzige unüberspringliche Kluft, welche die Geschichte kennt, die zwischen der antiken und der christlich-modernen Welt, sie vergessen, daß in der letzteren

Rom nie einen nationalen, sondern stets einen internationalen und antinationalen Charakter gehabt hat.

Wir haben bisher von Rom gesprochen, ohne des Papstes zu gedenken, und gesehen, daß auch in dem unwahrscheinlichen, ja fast undenkbaren Falle, daß er hinauszöge oder hinausgeworfen würde, Rom eine schlechte Hauptstadt abgäbe. Wenn er nun aber bleibt — und es ist dabei einerlei, ob man ihn mit seinen Priestern in der Leonina internirt, was doch stark an die Judenviertel des Mittelalters erinnert —, wenn er bleibt, so eröffnet sich eine Fernsicht von Schwierigkeiten, die wir wenigstens gar nicht abzusehen vermögen. Will man die Erfahrung des Mittelalters noch einmal machen, sollen nun im engsten Raum das geistliche und das weltliche Schwert noch einmal auf einander stoßen? Wir haben oben den Romzug Italiens mit den Kreuzfahrten verglichen: der Geschichtskundige weiß, daß die Krone der Balduine von Jerusalem vornehmlich über dem Hader der allzu nah bei einander angesiedelten kirchlichen und politischen Gewalten verloren gegangen ist.

a/D.

Künftige Verfassungsfragen. Correspondenz aus Baden.

Mit demselben Eifer, und sagen wir es gleich, mit derselben Besonnenheit, mit welcher sie die Zurückweisung des welschen Angriffs unternahm, geht die Nation an das Werk der staatlichen Einigung von Norden und Süden. Früheres Mißgeschick ist nicht vergessen, die Gunst des Augenblicks soll nicht zum zweiten oder dritten Mal versäumt werden. Wie anders schicken wir uns heute an, Hand an Errichtung des deutschen Staates zu legen, unter wie ernsteren zwingenden Umständen sind wir freilich auch angewiesen, es zu thun! Könnte der Augenblick ungenutzt oder nicht völlig genutzt verstreichen, welche Folgen müßte dies haben? welcher neue weltgeschichtliche Anlaß sollte uns befähigen, die Lösung der deutschen Frage entscheidend anzufassen?

Der deutschen theoretischen Neigung entsprechend tritt der organisatorische Gesichtspunkt in den Vordergrund. Wie Regierung und Vertretung des neuen deutschen Bundes beschaffen, wie sie genannt sein sollen, beschäftigt viele Köpfe und die alten Wünsche nach dem deutschen Reiche werden wieder laut. Ist es doch, als ob der romantische Schimmer jenes vergangenen Staatsgebildes so lange seinen verlockenden und trügerischen Zauber bewahren sollte, bis die gerechten Ansprüche der Nation auf staatliche Zusammen-

fassung erfüllt sind! Indessen hält sich der praktisch gewordene Sinn nicht bei der organisatorischen Frage auf, deren Lösung vermöge der von der Zollvereinsverfassung gebotenen Handhabe verhältnißmäßig geringere Schwierigkeiten zu haben scheint. Der Inhalt der neuen deutschen Bundesverfassung, die Summe dessen, was die neue nationale Staatsgemeinschaft der Gesammtheit gewähren und was sie berechtigterweise den Sonderselbständigkeiten überlassen soll, gibt zu vielem Nachdenken Veranlassung, regt manches Für und Wider an.

Eine Erfahrung, die wir nur erst bei der norddeutschen Bundesverfassung machten, darf nicht verloren sein. Keine Verfassung, und vereinige sie die Vorzüge der preußischen, kann das geltende und gelten sollende Verfassungsrecht vollständig wiedergeben. Zweifelsfragen finden sich von selbst, die stets wechselnden Staatsverhältnisse und Staatszustände bedingen Aenderungen und Fortbildung des Staatsrechts. Diese Unvollständigkeit muß bei einem Staatswesen zunehmen, das selbst noch unvollständig, das erst in der Gestaltung und Entwickelung begriffen, das seinen Bildnern in der endlichen Erscheinung gewiß vorschwebt, aber auch ihnen sicherlich nicht in allen Einzelnheiten vor Augen steht. War es den Schöpfern der Bundesverfassung möglich, die schwierigen heikeln Unterschiede zwischen Bundesstaat und Einzelstaat im voraus ein für allemal, für die oft kleinen und doch nicht kleinen Fragen der Fachgesetzgebung zu ziehen? Konnten sie die Centrifugalkraft der Einzelstaatsgewalten und die Centripetalkraft der Bundesstaatsgewalt ganz zuverlässig vorausberechnen? Konnten sie über die Einsetzung des obersten Gerichtshofs, über die Schaffung der Rechtseinheit, über die Durchbildung des Verwaltungsrechts im Bunde von vorn herein entscheiden? Es wäre eine Täuschung, wenn man dies behaupten wollte. Die Berathung der Bundesverfassung im Reichstage hat so viele, so wesentliche, so glückliche Ergänzungen und Erweiterungen des ursprünglichen Entwurfs gefördert: es ist nicht anders möglich, als daß auch die Verwirklichung der Bundesverfassung viele wesentliche und glückliche Ergänzungen und Erweiterungen für die Verfassung brachte und ferner bringt.

Die Leichtigkeit der Verfassungsänderung ist für den norddeutschen Bund unentbehrlich, sie wird für den neuen deutschen Bund noch unentbehrlicher sein. Die Gefahr, daß Competenzzweifel sich immer und immer erneuern, daß sich eine vollkommene Competenzjurisprudenz entwickelt, ist da und nicht zu unterschätzen. Jede, auch eine bloß scheinbare Unsicherheit des Rechtszustandes, schließt Nachtheile in sich. Weit größer als diese Gefahr ist jedoch die andre, daß der neue Bundesstaat sich in der Freiheit des Wachsens und Werdens gehemmt sieht, daß seine Staatsmänner durch engherzige, wider- oder sogar böswillige Bedenken in der Ausgestaltung ihrer Gedanken gehindert werden.

Die Möglichkeit der Verfassungsänderung darf im neuen deutschen Bund an keine andern Bedingungen als im norddeutschen Bund geknüpft sein. Vergegenwärtigen wir uns von Anbeginn, daß der deutsche Staat erst zu schaffen ist, so bleiben hoffentlich manche Erörterungen erspart, die uns Norddeutschen vielleicht nicht erspart bleiben konnten.

Es soll nicht versucht werden auf die Competenzabgrenzung im neuen deutschen Bund vollständig einzugehen. Die Lage der Dinge läßt hoffen, daß auf zwei wichtigen Gebieten, im Heerwesen und in der Diplomatie, Bundes- uud Sonderinteressen zu befriedigender Ausgleichung gelangen. Die leitenden Staatsmänner an der Spree haben diese wichtigsten Angelegenheiten für Norddeutschland mit so vorzüglichem Geschick und Tact geordnet, daß sich die Lösung derselben in mancher Hinsicht allerdings auch schwierigeren Aufgaben für Nord- und Süddeutschland durch sie mit Sicherheit erwarten läßt. Anfänge und Anhaltspunkte sind durch einzelne Verträge bereits gewonnen. Wir gedenken des Abkommens über die Festungscommission, des badisch-norddeutschen Vertrags über die militärische Freizügigkeit.

Mit minderer Zuversicht ist der Regelung auf dem wichtigen Gebiet entgegen zu sehen, auf dem der norddeutsche Bund für die Staaten nördlich des Mains epochemachend wurde und der als das Gebiet des Artikels 3 der norddeutschen Bundesverfassung gekennzeichnet werden kann. Wir meinen die Festsetzung des deutschen Bundesbürgerrechts und der deutschen bundesbürgerlichen Rechte. Und doch ist dieses Gebiet dasjenige, auf dem Norddeutschland keine oder so gut wie keine Zugeständnisse machen kann, auf dem Süddeutschland Opfer bringen muß, wenn das, was in hervorragendster Weise zur Herstellung und Sicherung der deutschen Einheit führt, heute noch ein Opfer ist.

Die Frage der Freizügigkeit und die mit ihr zusammenhängenden Fragen sind in diesen Jahren nahezu erschöpft worden. Die Nothwendigkeit, daß ein Staatswesen wie Norddeutschland seine Bürger in Handel und Wandel von jeder polizeilichen Hemmung befreie, ist allgemein erkannt und anerkannt, die Wohlthat, welche die neue Gesetzgebung für den wirthschaftlichen Verkehr, für das ganze materielle Sein des Volkes ist, wird selten noch verkannt, die Mittel, mit denen den Nachtheilen dieser Gesetzgebung entgegenzuwirken, sind hinreichend bekannt. Norddeutschland darf keinen wirklichen Rückschritt auf diesem Gebiete wagen. Seine besten staatlichen Leistungen sind mit der folgerecht festgehaltenen freien Wirthschaftspolitik verknüpft.

Der Süden ist auf dem Gebiet auch nicht zurückgeblieben; manches war vor Gründung des norddeutschen Bundes, manches ist seit Gründung desselben geschehen. Die kleineren Verhältnisse haben aber manche Beschränkungen beibehalten, sie haben freie Bestimmungen in beschränkterer

Weise aufnehmen lassen. Die Ausführung ist hie und da hinter dem Vorsatz zurückgeblieben. Der Süden wird mit einem Mal sich selbst zu einem Aufenthalts- und Niederlassungsgebiet gestalten, er wird dieses Gebiet dem Norden und den neuen Westprovinzen öffnen müssen.

Ein Zugeständniß an ihn scheint indeß dabei möglich zu sein. Wie Wechselordnung und Handelsgesetzbuch, obschon sie materiell betrachtet bereits deutsche Gesetze waren, formell erst zu norddeutschen Gesetzen erhoben werden mußten, wird es mit dem Freizügigkeits- und Verehelichungsgesetz, der Gewerbeordnung, dem Bundes- und Staatsangehörigkeitsgesetz, dem Unterstützungswohnsitzgesetz, und wie die norddeutschen Gesetze heißen, von der Seite des neuen deutschen Bundes zu geschehen haben. Die Gesetze werden der Berathung des deutschen Bundesparlaments zu unterstellen sein, und hier kann die Gelegenheit wahrgenommen werden, um besseren Bestimmungen der süddeutschen Gesetzgebung den Weg in das deutsche Bundesverwaltungsrecht zu bahnen. Wir heben beispielshalber einen Punkt hervor. Das erst Mitte künftigen Jahres in Kraft tretende norddeutsche Unterstützungswohnsitzgesetz schreibt für Erwerb und Verlust des Unterstützungswohnsitzes eine zweijährige Frist vor, das bayrische Gesetz hat eine fünfjährige, das badische eine dreijährige Frist vorgeschrieben. Warum bei einer so willkürlichen Bestimmung wie einer Zeitfrist nicht, wenn der Süden darauf Werth legen möchte, eine entgegenkommende Rücksicht walten lassen? Der Geist, nicht der Buchstabe der norddeutschen Gesetzgebung soll südlich des Mains zur Geltung gelangen. Wir wollen das beste deutsche Recht schaffen, nicht eine norddeutsche Gesetzesherrschaft über den Süden begründen.

Ein neues Schlagwort scheint hier und vielleicht nicht blos hier eine Rolle spielen zu sollen. Es heißt, der Bund dürfe der Verwaltungshoheit der Bundesstaaten nicht zu nahe treten. Der Verwaltungshoheit! In dem neuen deutschen Bund wird wie im norddeutschen Bund die Execution wesentlich in den Händen der Bundesstaaten liegen. Das deutsche Bundespräsidium wird auch nur eine Ueberwachungsgewalt haben. Welcher Eingriff in die Verwaltungshoheit der Bundesstaaten kann also gemeint sein? Daß die norddeutschen Bundesstaaten wichtige umfangreiche Verwaltungsaufgaben nach Maßgabe und auf Grund der Bundesgesetze erfüllen, ist ein Eingriff in ihre Verwaltungshoheit, denn sie gehen dadurch der freien selbständigen Verwaltungsthätigkeit verlustig, sie üben die Verwaltungsbefugnisse so weit im Auftrage des Bundes und für den Bund. Dieser Eingriff ist aber die nothwendige Folge des Bundesverhältnisses, die in ihm liegende Minderung der Sonderselbständigkeit eins der Opfer, welche die nationale Neugestaltung den Einzelstaaten auferlegte. Die innere Verwaltung wird in viel höherem Maße, als wohl meist bei Errichtung des Bundes vermuthet und angenommen

wurde, von der Bundesgesetzgebung berührt. Soll jedoch die Bundesgesetzgebung brach liegen, weil über ihre Wirkungen sich falsche Vorstellungen gebildet hatten?

Was ist demnach unter jenem gefürchteten und zu befürchtenden Eingriff in die Verwaltungshoheit der Bundesstaaten zu verstehen? Der Gedanke drängt sich auf und läßt sich nicht abweisen, daß die Befürchtungen durch ein Etwas geweckt und genährt werden, das in den verschiedensten Formen und Hüllen sich zur Erscheinung gebracht hat und, wie wir gern einräumen, nicht ohne Berechtigung sich geltend zu machen sucht. Das Etwas ist einfach der Particularismus. Die Probe, ob er es wirklich sei, wird nicht schwer fallen, wenn man nicht blos auf die tönenden, beinahe Schrecken erregenden Worte „Eingriff in die Verwaltungshoheit der Bundesstaaten" hört, sondern untersucht, auf das nüchternste und gewissenhafteste zugleich untersucht, ob eine bundesgesetzliche Einrichtung wirklich den Bestand der Bundesstaaten, ihre Natur als selbständige Glieder des Bundesstaats gefährdet.

Dieses Schlagwort von der Verwaltungshoheit wird wahrscheinlich auch bei dem Gebiet zur Anwendung kommen, das vorwiegend den Zeitbedürfnissen dient und die Zeitinteressen an sich zieht: bei dem Gebiet der Verkehrsanstalten. Wer will aber verhehlen, daß auf keinem Gebiet, das Rechtsgebiet nicht ausgenommen, die einheitliche Verwaltung auf Grundlage einheitlicher Bestimmungen eifriger gefordert wird? Die Wünsche der Allgemeinheit, das Interesse des Dienstes, die Gestaltung des ungeheuerlich anwachsenden Verkehrs drängen gleichmäßig auf Einheitlichkeit der Verkehrsverwaltung hin. Jedes Zugeständniß an die Sonderverwaltungen will Angesichts der Verhältnisse genau erwogen sein. Die Verschmelzung der Verwaltungen in eine deutsche Eisenbahn-, eine deutsche Post-, eine deutsche Telegraphenverwaltung ginge ohne Zweifel weit über das Bedürfniß hinaus und würde muthmaßlich auf schwer überwindliche Schwierigkeiten stoßen. Die einfache Beibehaltung der Vereinsconferenzen, wie sie für Post- und Telegraphenwesen in Uebung sind, bliebe dagegen hinter dem Bedürfniß zurück, weil sie keine unausgesetzte Wechselwirkung der Sonderverwaltungen, keinen behördlichen Zusammenschluß ermöglichte. Beides würde durch ständige Bundescommissionen, denen die Besorgung der obersten Verwaltung obliegen müßte, sowie durch Einführung von Bundesbevollmächtigten gegeben, die nach Art der Zollvereinsbevollmächtigten die Controle zu führen hätten. In dieser Neugestaltung läge ein wesentlicher Fortschritt zur einheitlichen Zusammenfassung, aber nüchtern erwogen wäre der Eingriff in die Verwaltungshoheit der Bundesstaaten weit weniger bedeutend, als es auf dem ersten Blick scheinen kann. Die Einheitlichkeit gelangte zu deutlicherem, wirksamerem Ausdruck, die Sonderverwaltungen bewahrten aber den vollen Spielraum,

innerhalb der allgemeinen Bestimmungen zu verwalten. Sie würden gezwungen, sich dem großen deutschen Ganzen einzuordnen, ohne sich einander unterordnen zu müssen.

Auf dem Rechtsgebiet liegen die ersten nationalen Errungenschaften vor. Wechselordnung und Handelsgesetzbuch erwarten nur die Erhebung zu deutschen Bundesgesetzen, wie sie unlängst zu norddeutschen erhoben worden sind. Ob das Strafgesetzbuch alsbald deutsches Bundesstrafgesetzbuch werden könne, mag bezweifelt werden. Vielleicht finden Würtemberg und Baden sich zur Einführung bereit, während Bayern nach der vor nicht langer Zeit erfolgten Einführung seines neuen Strafgesetzbuchs Bedenken tragen mag, den gleichen Schritt zu thun. Die Revision des norddeutschen Gesetzbuchs, auf die Herr Dr. Leonhardt im Reichstag hinwies, wird dann der Augenblick sein, um das Strafrecht einheitlich zu gestalten. Auf den Proceßgebieten ist die Rechtseinheit wohl ebenfalls nicht unmittelbar zu verwirklichen, nachdem Bayern und Würtemberg mit Erneuerung ihres Rechts und ihrer Rechtseinrichtungen einseitig vorgegangen sind. Wie dem sei, was wir nicht im Augenblick und was wir im Augenblick nicht völlig erreichen, das wird eine wahrscheinlich nicht ferne Zukunft bringen. Seitdem der deutsche Gedanke in die Rechtskreise gedrungen, ist die Frage des einheitlichen Rechts reine Zeitfrage geworden. Der Anschluß der Südstaaten an das Oberhandelsgericht endlich, soll er überhaupt in Zweifel gezogen werden? Wir vermögen es nicht zu glauben, wenn wir an die nationalpolitische Bedeutung und den nationalpolitischen Werth des Gerichtshofs denken. Die lange gehegte Sehnsucht, die sogar von dem Reichskammergericht noch immer mit besonderer Empfindung sprechen läßt, ist der Erfüllung so nahe: kann sie heute unerfüllt bleiben?

Wir berühren schließlich einen Punkt von untergeordneterer Wichtigkeit, der jedoch immer hervorgehoben zu werden verdient. Die norddeutsche Bundesverfassung hat die Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volks, wie es in ihrer Einleitung heißt, als einen ihrer Endzwecke aufgestellt. Was unter Wohlfahrt zu verstehen, ist nicht weiter angedeutet und man hat behaupten wollen, daß sie allein in Einführung des Ein-Pfennigstarifs für Kohlen, Coaks, Holz, Erze, Steine, Salz, Roheisen, Düngungsmittel (Bundesverfassung, Art. 45) u. dergl. bestehe. Diese Competenzzweifel sind inzwischen verstummt. Die Expedition für Beobachtung der Sonnenfinsterniß, die Unterstützung des Germanischen Museums, die Uebernahme der Monumenta germaniae historica beweisen, daß der norddeutsche Bund auch den geistigen Interessen dient, wo den Einzelstaaten die Pflege derselben nicht mehr möglich fällt. Solche Interessen sind künftig ausschließlich oder wesentlich vom neuen deutschen Bund zu pflegen und es empfiehlt sich, dies in der Verfassung förmlich

als eine seiner Aufgaben zu bezeichnen. Wie manches ist in Deutschland trotz aller Beihilfe der Staaten, Provinzen und großen Stadtgemeinden, trotz der Opferwilligkeit vieler Bürger auf dem geistigen Gebiete zu schaffen, was durch ein großes Staatswesen geschaffen werden kann und geschaffen werden soll!

Die neue deutsche Bundesverfassung wird die Erwartungen Vieler nicht erfüllen, aber sicher wie die norddeutsche in Wirklichkeit mehr gewähren als sie von vorn herein gewähren zu können scheint. Begründet sie ein deutsches Staatswesen, das entwickelungs- und fortbildungsfähig, so ist der Anfang gewonnen, der gewonnen werden muß. Die Vollendung der nationalen Neugestaltung wird sich mit unerbittlicher Folgerichtigkeit vollziehen. Aehnlich jenem Naturgesetz scheint die Geschwindigkeit der Annäherung an das nationale Ziel mit der Annäherung zuzunehmen. Wer will heute voraussagen, wo wir angelangt sind, wenn wir 1880 schreiben?

△

Weißenstein und Wilhelmshöhe.

Ein Scholion zu Goethe.

Herr Adolf Schöll in Weimar hat kürzlich (vgl. Grenzb. 1870, Heft 22) einen Vers in Goethe's „Neuestem aus Plundersweilern“ nach der Urschrift vervollständigt.

Er lautet nach ihm jetzt so:

„Und zwar mag es nicht etwa sein,
Wie zwischen Kassel und Weißenstein,
Als wo man emsig und zu Hauf
Macht Vogelbauer auf den Kauf,
Und sendet gegen fremdes Geld
Die Vöglein in die weite Welt“.

Die Worte „Kassel und Weißenstein“ fehlten in den bisherigen Ausgaben; statt ihrer standen drei Gedankenstriche da. Ohne diese Worte war die Stelle für uns unverständlich. Schöll erklärt sie jetzt so: das Gedicht ist von 1781. Damals regierte in Kassel der Landgraf Friedrich II., bekannt durch den einträglichen Menschenhandel mit England. Er residirte gern auf jener Wilhelmshöhe bei Kassel, die jetzt dem Kaiser Napoleon III. als Aufenthalt dient. Sie hieß damals noch Weißenstein. Den Namen Wilhelmshöhe hat ihr erst Landgraf Wilhelm IX von Kassel beigelegt, welcher 1803 Kurfürst ward und dadurch von „Wilhelm IX.“ zu „Wilhelm I.“ avan-

cirte. Landgraf Friedrich der Zweite verwendete einen Theil der colossalen Summen, die ihm der Soldatenhandel eintrug, auf Wilhelmshöhe (Weißenstein). Namentlich verdankt es ihm das komische chinesische Dorf Mou-Lang nebst Moschee und Pagode u. s. w.

Schöll behauptet nun: In der Strafanstalt, welche zwischen Kassel und Wilhelmshöhe liegt, machen die Gefangenen Käfige. Das erklärt den „Vogelbauer.“ Die an England zur Verwendung nach Amerika verkauften Landeskinder aber sind die „Vöglein.“ Letzteres ist nun ohne Zweifel richtig. Auch Ersteres hat prima vista viel für sich. Mir kam es jedoch bedenklich vor, daß bei dieser Auslegung Goethe aus dem Bilde fällt, was man bei ihm nie vermuthen darf. Sind bei ihm die Menschen Vögel, so sind die Vogelbauer auch Häuser. Ein Goethe sperrt nicht Menschen in Käfige.

Dieser Zweifel an der Auslegung des Herrn Schöll führte mich zu folgenden Nachforschungen: Allerdings steht jetzt eine Strafanstalt zwischen Kassel und Wilhelmshöhe, gleich rechts an der Allee, wenn man Kassel hinter sich hat. Allein existirte dieselbe schon 1781? Nein! Sie ist entstanden zur Zeit des Königs Jérome von Westphalen und war ursprünglich Kaserne. Die Stadt hat sie gebaut, weil den Bürgern die fortwährende Einquartierung unerträglich wurde. Sie erhielt dagegen die Versicherung der Quartierfreiheit auf ewige Zeiten, die leider nicht immer gehalten wurde. Als der „König Luschtigk“ vor den herannahenden Kosacken geflohen und der alte Kurfürst wieder eingerückt war, fand letzterer, daß eine unter französischer Herrschaft entstandene Kaserne nicht würdig sei, hessische Soldaten in sich aufzunehmen, namentlich nachdem letztere mit dem Zopfe, dem Symbol altchattischer Treue, wieder ausgestattet waren. Kurfürst Wilhelm I. verwandelte diese „städtische Kaserne“ in eine Strafanstalt; und das ist sie noch. Daß in derselben je die Gefangenen mit der Fabrikation von Käfigen beschäftigt worden sind, konnte ich nicht ermitteln. Ein Gefängnißbeamter, den ich befragte, bezweifelte es. Das wäre zu unpraktisch, meinte er. Jedenfalls aber existirte 1781 hier keine Strafanstalt.

Wir müssen demnach die „Vogelbauer“ an einer anderen Stelle zwischen Kassel und Weißenstein suchen. Treten wir also die Wanderung an. Wir gehen von der Königstraße in Kassel aus über das Rundel, durch die Wilhelmshöher Vorstadt. Die Strafanstalt lassen wir rechts liegen. Auf derselben Seite liegt ein Dorf, Kirchenditmold genannt, — ein verstümmelter Name; ursprünglich Diet-Mal, d. h. die Gerichtsstelle, die Malstätte für das dortige Gau; dann kommt ein zweites Dorf rechts: Wahlershausen. Links, ebenfalls wie jene zwei Dörfer, eine gute Strecke an der Straße, der Allee ab, liegt das Dorf Wehlheiden, dann kommt das „lange Feld“, auf welchem die kurfürstliche Armee ihre Herbstmanöver zu halten pflegte. Sonst ist nichts

zu finden „zwischen Kassel und Weißenstein." Nirgends „Vogelbauer" oder etwas Aehnliches! Doch halt, könnte man nicht diese Cottages als Käfige bezeichnen?

Es finden sich nämlich sowohl auf der ersten Hälfte der Allee, als auch auf der zweiten Strecken, auf welchen rechts und links der Straße entlang kleine und geschmacklos gebaute Häuser, aus Holz, Lehm und Fachwerk, stehen. Waren diese Häuschen im Jahre 1781 schon da? Antwort: Ja, zum größten Theile. Ein großer Theil davon ist sogar unmittelbar vor 1781 und in 1781 von dem damaligen Landgrafen erbaut, welcher mit den meisten deutschen Fürsten des 18. Jahrhunderts die Sucht, seine Residenz zu vergrößern getheilt und Häuser gebaut hat, für die sich dann keine Bewohner fanden. Er und sein Nachfolger Landgraf Wilhelm IX. hatten die Absicht, die ganze Straße zwischen Kassel und Wilhelmshöhe auf beiden Seiten mit solchen Cottages zu besetzen. Der Plan liegt vollständig vor. Man hatte diese Ansiedelung auch schon als Commune constituirt unter dem Titel „Wilhelmshöher Allee". Als aber zuletzt Niemand mehr kam, der sich hier niederlassen wollte, so löste man diese Gemeinde wieder auf und theilte die Häuschen auf der ersten Strecke dem links gelegenen Dorfe Wehlheiden und die auf der zweiten Strecke dem rechts gelegenen Dorfe Wohlershausen zu, wozu sie auch jetzt noch gehören. Man ist wohl berechtigt, diese Häuschen scherzweise Käfige zu nennen.

Damals also baute der Landgraf diese Häuser und zugleich entvölkerte er seine kleine Landgrafschaft durch den Menschenhandel. In dem Gedichte, wovon wir reden, preist Goethe das Wachsthum Plundersweilern's und dann kommt die Eingangs erwähnte, durch Herrn Schöll vervollständigte Stelle. Es heißt also da: Plundersweilern vergrößert sich; die Häuser mehren sich; aber nicht so wie zwischen Kassel und Weißenstein, wo der Landgraf Häuser (Vogelbauer) baut, aber die Menschen (Vögel), welche sie bewohnen sollen, in die weite Welt hinausjagt.

Diese Auslegung würde auf sicherer historisch-topographischer Grundlage ruhen; und das Bild wäre correct durchgeführt.

Da der Witz etwas bitter ist, so hätte denn der höfliche Altmeister der Dichtkunst, der zugleich auch kleinfürstlicher Minister war, bei der Publication die Worte „Kassel" und „Weißenstein" gestrichen und damit dem Publicum eine Nuß vorgelegt, welche zu knacken wir beinahe ein ganzes Jahrhundert Zeit nöthig hatten.

Ich habe die Schöll'sche Vervollständigung mit Freuden begrüßt und seine Auslegung öffentlich besprochen. Habe ich dadurch einen Irrthum verbreitet, so halte ich mich verpflichtet, denselben auch öffentlich zu berichtigen. Jedenfalls aber wollte ich unter allen Umständen meine Zweifel nicht zurückhalten. Mögen Sachkundige urtheilen, wer Recht hat.

Berlin, den 22. September 1870.

Dr. Karl Braun-Wiesbaden.

Verantwortlicher Redacteur: Gustav Freytag.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.



Blicke in die Werkstätten eines südwestdeutschen Hilfsvereins. Winke für die Zukunft.

Man hat uns ein schönes, in einem Park gelegenes Schloß eingeräumt, von dem seit dem Tode der fürstlichen Frau, welche es zuletzt bewohnte, nur einzelne Räume, die einen zu einer Augenheilanstalt, die anderen zur Aufbewahrung der aus der Kriegszeit des Jahres 1866 zurückgebliebenen Verbandzeug- und Wäsch-Vorräthe, benutzt worden sind. Da ist denn Platz genug für die Werkstätten der freiwilligen Hilfsthätigkeit. Nicht zwar zur Stapelung der großen Schätze, welche uns zur Verwaltung anvertraut wurden und fort und fort anvertraut werden, dazu bedurfte und bedarf es noch mancher großer Schuppen und Magazinräume; aber doch zur zweckmäßigen zeitweiligen Aufbewahrung dessen, was das Centraldepot von Woche zu Woche abzugeben hat, zur Sortirung und Verpackung der ausgehenden Sendungen, zur Vorbereitung des Leinen- und Wollzeugs für den Gebrauch im Felde und in den Lazarethen, zur bequemen Unterbringung der verschiedenen Bureauabtheilungen, welche das gewaltige, plötzlich aus dem Bedarf erwachsene und in der Eile nur nothdürftig organisirte Geschäft zu bewältigen haben.

Eine flüchtige Umschau in den großen prächtigen Räumen dieses für Eventualitäten, vor denen uns die Vorsehung gütig bewahrt hat, mit der Flagge der Genfer Convention versehenen Hilfsvereinspalastes zeigt dem Besucher sofort, warum es sich hier handelt. Im Erdgeschoß ein großer Saal mit chirurgischen Apparaten und Lazarethutensilien aller Art, von der einfachen Gypsscheere bis zum reich ausgestatteten Operationsetui, von der hölzernen Krücke bis zum kunstvollen Hänge- und Schwebeapparat, von der gewöhnlichsten Spreuunterlage bis zu dem werthvollen Kautschuckwasserkissen. Fast wie eine Ausstellung aller der sinnreichen Erfindungen, durch welche unsere Zeit die Schmerzen zu lindern trachtet, welche durch andere Erfindungen derselben Zeit geschaffen werden, nimmt sich dieses Magazin aus. Man kann es nicht betreten, ohne der Zwiespältigkeit der Menschennatur, welche eben so leidenschaftlich zu zerstören, wie liebevoll zu erhalten bestrebt ist, zu

gedenken. Jeder neue Krieg bereichert die Waffenabtheilung, jeder aber auch die Abtheilung für chirurgische Kunst in den Weltindustrieausstellungen. Das Meiste und das Beste in diesem Magazine, welches wir eben betreten, ist eine Errungenschaft der Erfahrungen des längsten und vielleicht blutigsten Krieges in unserem Zeitalter, des amerikanischen Bürgerkriegs.

Ein anderer mächtiger Raum im Erdgeschosse unseres Hilfsvereinspalastes bildet den Sitz der verschiedenen mit der Annahme, Magazinirung, Umpackung und Versendung der einkommenden Liebesgaben, oder der in Massen angekauften Gegenstände beschäftigten Comités. Berge von Kisten und Fässern erheben sich hier. Dröhnendes Gehämmer begleitet hier Tag für Tag die stille, emsige Arbeit des Registrirens und Buchens.

Steigst Du die breiten Steintreppen des Schlosses zum oberen Stockwerk hinauf, so findest Du auf der einen Seite die großen Arbeitssäle der Frauen und die Magazine, in denen aufgespeichert wird, was emsige Hände gefertigt oder ausgebessert, kundige Augen geprüft und sortirt — seit Beginn des Krieges walten hier von früh bis spät Schaaren von patriotischen Frauen geschäftig mit Scheere und Nadel, mit der Bindenroll- und der Nähmaschine —, auf der anderen Seite aber die Schreibstuben, Arbeitszimmer und Sitzungssäle der Männer. Denn soviel wir auch im Laufe der Zeit von unserer Schreibseligkeit verloren haben, ein so weitverzweigtes, großartiges Geschäft wie dieses kann auch der Acten nicht entbehren, und die Actenfabrication braucht auch ihre Werkstätten. Hier freilich steht das quantitative Ergebniß der Arbeit zu den Räumen, in denen sie sich vollzieht, in keinem Verhältniß. Denn von den bei diesem Arbeitszweige — der Correspondenz — Betheiligten hat beinahe Jeder einen Salon zur Verfügung, und alle lassen's sich angelegen sein, daß die Acten nicht zu hoch anschwellen.

Manchmal freilich war's nicht übel, im Raume nicht beengt zu sein; denn manchmal, im Anfange der Thätigkeit stets, strömten die Menschen massenhaft in die Bureaux, mit den verschiedenartigsten, oft auch recht seltsamen Anliegen.

Wenn ich ein Tagewerk, wie es sich in diesen Räumen abwickelt, schildere, wird es unter Anderem klar werden, was zuweilen ganze Schaaren von Menschen verschiedenen Alters und beiderlei Geschlechts in den Bureaux unseres Hilfsvereinspalastes zu suchen hatten, oder zu finden hofften.

Wir kommen nach 8 Uhr des Morgens aufs Bureau. Auf dem Tische liegt die Post — ein handhoher Haufe von Briefen. Daneben eine Partie Telegramme. Während diese Correspondenzen geöffnet werden, mehrt sich im Vorzimmer die Zahl der Leute, welche persönlich ihre Wünsche anbringen wollen, von Minute zu Minute. Aber bis das Räderwerk der

Bureauarbeit im Gange ist, müssen alle diejenigen warten, welche nicht dringendste Gründe haben, alsbald abgefertigt zu werden. Die Post bringt Briefe von den hundert Vereinen und Sammelstellen des Landes, meist mit Anmeldungen abgesendeter Gaben, für die gedankt, oder mit Anfragen über den augenblicklichen weiteren Bedarf, auf welche nach dem Stande der Magazinvorräthe Bescheid gegeben werden muß; ferner Briefe von den Verwaltungen der Reservelazarethe des Landes mit Geld- oder Personalforderungen oder langen Wunschzetteln, welche in das Lazareth-Utensilien- oder das Wäsche- oder das Erfrischungs-Magazin wandern, um da erledigt zu werden, mit Krankenlisten, mit Vorschlägen zu neuen Lazareth-Anlagen oder Erweiterungen u. s. f.; weiter Briefe vom Berliner Centralcomité mit Bitten um allerhand Auskunft, oder freundgenossenschaftlichen Anerbietungen; Briefe von Behörden des Landes mit Eröffnungen wegen Benutzung der Staatsverkehrsanstalten, mit Vorschriften, welche die Rechnungsführung der mit Staatszuschüssen verwalteten Lazarethe betreffen; Briefe von auswärtigen Vereinen und Privaten mit geschäftlichen oder patriotischen Anerbietungen, mit Anfragen nach Personen, Sachen und Einrichtungen, mit Bitten um Weiterspedition übersendeter Collis, endlich Briefe von dem Genfer Comité oder der Baseler Agence internationale, dieser rührigen und stets dienstbereiten Vermittlerin zwischen dem deutschen, oder von Deutschen occupirten und dem solcher Occupation noch ledigen französischen Lande.

Diese Briefe, nachdem sie eröffnet und flüchtig überlesen sind, wandern je in diejenigen Bureauabtheilungen, wo sie, sei es in hergebrachter Form, sei es nach Maßgabe flüchtiger Notizen, erledigt werden. Da haben denn die Concipienten bis auf Weiteres Arbeit die Fülle; die Schreiber haben deren einstweilen noch von gestern genug.

Der Telegraph ist in diesen Zeiten wohl stärker in Anspruch genommen, als in der geschäftigsten Friedenszeit; nach dem Kriegsschauplatze hin und von dort her arbeitet er fast zuverlässiger, als die Feldpost. Aber man bedient sich seiner auch mit besonderer Vorliebe und ohne jene sorgsame Calculation, welche man in gewöhnlichen Zeiten der Benutzung jenes Verkehrsmittels voraufgehen läßt. Die telegraphische Sprache eignet sich für solche Zeiten und Geschäfte wie wir sie jetzt erleben nnd betreiben, ganz vorzugsweise.

Da kommt ein Telegramm aus Pont-à-Mousson: „Rothe Krankenweine, Schinken, Zwieback, Kaffee, Thee, Chocolade, Fleischextrakt, Zucker in großen Massen erwünscht im Lazareth X., v. N., Delegirter des Johanniter-Ordens." Wir gewähren die Forderungen der Herren Ordensritter, nach den mit ihnen gemachten Erfahrungen, nur mit großer Vorsicht. Aber dieser Unterzeichner ist uns als ausnahmsweise praktisch, sachkundig und zuverlässig bekannt; es

wird schleunig Veranstaltung getroffen, daß die gewünschte Sendung noch heute abgehen könne, natürlich unter Führung eines zuverlässigen Mitgliedes unseres Männerhilfs-Vereins. Da kommt ein weiteres Telegramm von Nanzig: „Lazareth Y. braucht große Mengen von Erfrischungen, Tabak, Wäsche, Verbandzeug, Gyps, Desinfectionsmitteln, Arm- und Beinschienen; einige Irrigatoren. Prof. H." Schon die zweite Forderung aus Innerfrankreich, einem Gebiete, welches wir regelmäßig zu versorgen weder die Aufgabe, noch auf die Dauer die Mittel haben. Aber Prof. H. ist unser Abgesandter. Er arbeitet mit Mitgliedern unseres Männerhilfsvereins in dem großen von ihm geschaffenen Lazareth. Also nicht lange geprüft: auch diese „Requisition" muß heute noch erledigt werden. Da kommt ein Telegramm von der Erfrischungsstation zu Brumath, ein anderes von der zu Hagenau, je eines von unseren Vereins-Depots in Kolbsheim, Hagenau und Walburg. Dort wird Ablösung der Mannschaft und Geld, hier werden jene tausend Kleinigkeiten gewünscht, an denen ein solches Depot stets Mangel und stets Bedarf hat. Das ist ein guter Tag heute! Woher die Hände nehmen, um diese hunderte von Kisten zu packen und zu spediren, woher die Wagen und Pferde, um sie zu befördern? — denn ohne Zweifel ist die eingeleisige Bahn Winden-Weißenburg-Wendenheim wieder einmal, wie so oft in diesem Kriege, vollständig verstopft, und muß, was in's Elsaß soll, also per Leiterwagen, was nach Lothringen und weiter, über Mannheim-Ludwigshafen gesendet werden. Die Schwierigkeiten sind enorm; aber die Noth ist größer, und, Freunde, heut gilt es eben zu schaffen mit doppelten Kräften! Jeden Schweißtropfen den wir vergießen, lohnt uns ein freundlicher Blick oder ein Dankeswort derer da draußen, die sich für uns in die mörderische Schlacht gestürzt und die nun auf ihrem Schmerzenslager seufzen.

Von Erfrischungs-Stationen und Vereins-Depots sprach ich. Was sind denn das für Anstalten? Sehr schnell hat uns die Erfahrung belehrt, daß besonders an Eisenbahn-Knotenpunkten, welche von zahllosen Verwundeten-Zügen passirt werden, die Organisation eines regelmäßigen Erfrischungs-Dienstes ganz unerläßlich ist. Kommt der Zug mit seinen Hunderten von kranken und verwundeten Insassen an — wenn sie noch sich äußern und klar aus den Augen schauen können — Hunger und Durst ist es gar oft, was sie im Augenblick mehr quält, als ihre Krankheit oder Verletzung; denn hastig wurden sie aufgerafft von jenen Stätten des Schreckens, die man durch ihre Wegführung „evacuiren" wollte und nun gilt es, sie aus Feindesland so rasch als möglich solchen Gegenden zuzuführen, wo freundliche, sorglichste Pflege ihrer wartet; und nicht Stunden, nein Tage lang gab es nichts für die Armen, um sie zu erquickeen. Da auf halbdeutschem Boden angelangt sehen sie an der Eisenbahnstation das freundliche

rothe Kreuz, und vor dem Stationsgebäude steht eine Reihe von Männern mit mächtigen Brettern vor sich, welche besetzt mit Speise und Trank nun endlich Erlösung von der Qual des Hungers und Durstes in Aussicht stellen. Die Stationsmannschaft wandert von Wagen zu Wagen, je nach Bedarf und Wunsch warme oder kalte Speisen und Getränke spendend, Jedem was ihm frommt, oder wonach sein Herz begehrt, falls er es genießen darf. Glaubt die Mannschaft alle Insassen mit Nahrungsmitteln und, daß wir's nicht vergessen, mit Cigarren und Tabak befriedigt zu haben, so geht noch Einer fragend von Waggon zu Waggon, so wird noch der oder jener dringende Wunsch befriedigt, hier ein Verband nachgesehen und erneuert, dort ein Lager zurechtgerückt, hier ein Geräth mitgegeben, dort ein anderes rasch gereinigt und wieder in den Wagen gereicht — das Signal ertönt und die „erquickte" Schaar Mühseliger und Beladener fährt von dannen, oft unter lautem Hochrufen und Dankwinken für die freundlichen Restaurateurs.

Solcher Stationen befinden sich zur Zeit drei in unserer Verwaltung. Unser Männerhilfsverein in Verbindung mit anderen solchen Vereinen des Landes stellt die Mannschaft, die bei Tag und Nacht am Platze ist, im Elsaß sich erst mit größter Mühe auf den Bahnhöfen Raum und Kochgelegenheit verschaffen mußte, und bei den großen Anstrengungen des den Meisten ungewohnten Dienstes — denn da steht der Professor und der Schauspieler neben dem Kaufmann und dem Handwerker, jeder an der gleichen Liebes-Arbeit — regelmäßiger Ablösung bedarf.

Was unter „Vereins-Depot" zu verstehen ist, darüber brauche ich mich nicht des Breiteren auszulassen; es sind eben Anstalten zur Versorgung von Lazarethen, welche zu diesem Zwecke von einem Hilfsvereine die erforderlichen Gegenstände erhalten. Wir haben ein solches Vereins-(Central-)Depot in unserem Hilfsvereins-Palaste. Davon war schon die Rede. Von diesem aus werden viele Lazarethe des Landes, werden aber auch diejenigen Depots regelmäßig versorgt, welche wir im Elsaß da errichtet haben, wo die meisten Feldlazarethe bestehen, zur Zeit also in Walburg zur Versorgung der nach den Schlachten bei Weißenburg und Wörth errichteten Feldlazarethe, dann in Hagenau zur Versorgung der dort und in Bischweiler und Umgegend errichteten Lazarethe und in Kolbsheim bei Straßburg. Diese Depots, von Mitgliedern unseres Männerhilfsvereins verwaltet, senden je an die Lazarethe ihres Wirkungskreises oder an von ihnen aus begründete Filial-Depots Alles, was zur Kranken- und Verwundetenpflege an Wäsche, Verbandzeug, Kleidungsstücken, chirurgischen Apparaten, feineren Nahrungsmitteln und Erfrischungen nöthig ist. Wenn ihre Vorräthe schwinden, senden sie einen auf vorschriftsmäßigem Formular ausgefertigten Wunschzettel an das Hilfsvereins-Bureau, welches diesen Wunschzettel ebenso gewissenhaft erledigt wie zärt-

liche Eltern das mit den bekannten Weihnachtszetteln ihrer geliebten Kinder thun.

Wenn die Sendungen zusammengestellt sind, gilt es, geeignete Begleiter für sie auszusuchen und unter deren Schutz gehen dann die Ladungen an das Vereinsdepot ab — auf demjenigen Wege, welcher sich bei der augenblicklichen Lage der Dinge als der praktikabelste erweiset. Freilich ist es keine Seltenheit, daß unsere Transportführer 18—20 Stunden bei strömendem Regen auf dem vordersten Leiterwagen ihres langen Depotzuges sich durchrütteln lassen müssen, bevor sie an dem Ziele anlangen, welches sie ihrerseits ebenso sehr ersehnten, als sie dort ersehnt wurden.

Also die Telegramme von heute verlangen Depotsendungen nach allen drei elsässischen Depots zugleich. Wenn diese und die noch nach anderen Orten bestellten Transporte heute noch abgelassen werden sollen, so kostet's manchen Schweißtropfen. Auf dem Bureau werden die Bestellzettel je in drei Forderungszettel, welche in die drei schon geschilderten Magazine wandern, umgearbeitet. Sind die Sendungen verladen, so wird aus jenen drei Forderungszetteln wieder ein Versandzettel zusammengestellt, den der Transportführer an sich nimmt und dem Depot zur Empfangsbescheinigung übergibt. Nehmen wir den Versandzettel nach Hagenau von heute! Er wird ungefähr folgendermaßen lauten:

„Das Vereins-Depot zu Hagenau

empfängt auf die Bestellung vom . . . . unter Führung des Herrn . . . . zur zweckentsprechenden Vertheilung an die Feldlazarethe seines Sprengels und mit der Bitte um rechtzeitige Aufgabe seines fernerweiten Bedarfes folgende Gegenstände, als:

I. Lebensmittel, Erfrischungen u. dergl.	II. Chirurgische Apparate, Lazareth-Utensilien u. dergl.	III. Wäsche, Verbandzeug, Kleider u. dergl.
1500 Fl. guten Bordeaux,	50 Matratzen mit Kopfkissen,	250 Betttücher,
2 Ohm gut. Weißwein,	100 wollene Decken,	500 Hemden,
2 „ Wärterwein,	5 Wasserkissen,	500 P. Unterhosen,
250 Fl. Portwein,	25 Luftkissen,	500 P. Unterjacken,
250 „ Sherry,	100 Spreusäckchen,	1000 P. Socken,
100 „ Cognac,	25 Armschienen,	200 P. woll. Schuhe,
100½ Fl. Champagner,	25 Beinschienen,	1000 woll. Leibbinden,
200 Fl. Kirschwasser,	50 St. Schusterspahn,	200 Kopfnetze,
1000 Fl. Selterswasser,	25 Ellen Kautschuk-Unterlagen,	2 Kisten Flanell-Rollbinden,
250 Dosen Conserven,	20 Bettschüsseln,	2 Kisten leinene desgl.,
100 Büchs. Fleisch-Extract,	20 Bettgläser,	1 Kiste Dreieckstücher,
100 „ Condens. Milch,	5 Irrigatoren,	1 Kiste Gypsbinden,

20 Westph. Schinken,
2 Ctnr. Dürrfleisch,
3 Ctnr. Dürrobst,
5 Kisten Zwieback,
5 Säcke Weißmehl,
4 „ Sago u. Gries,
2 „ Suppengerste,
1500 Eier,
20 Fl Olivenöl,
25 Fl. Weinessig,
1 Tonne Sardellen,
50 Pfd. Seife,
50 Pfd. Stearinkerzen,
5000 gute Cigarren,
10 Mille mittl. Cigarren,
50 Pfd. Rauchtabak,
2 „ Schnupftabak,
Etliche Tabakspfeifen,
2 Kisten Lesebücher,
Zeitungen,
Schach- u. Damenbretter.

10 Schwebe-Appaatefür Unter-Extremi täten,
10 desgl. obere,
10 Wundsonden,
25 Ellen Dränageröhren,
10 Katheder,
5 Rollen Heftseide und Nadeln,
5 Gypsscheeren,
10 Kisten Verbandgyps,
2 Pfd. Chloroform,
10½ Fl. Opium-Tinctur,
2 Fässer Desinfections-Pulver,
30 Ctnr. Eis,
30 Eisbeutel,
50 Krücken.

1 Kiste Compressen,
50 Pfd. Charpie,
20 Pfd. Watte,
25 Ellen Leinwand.

K., am . . . . 1870.

Die vereinigten Hilfscomités."

Das ist eine Sendung von 6 großen Leiterwagen. Und ähnliche Transporte sollen heute noch 4 oder 5 hergerichtet werden! Woher die Kräfte woher die Wagen und Pferde nehmen? Glücklicherweise verlautet, unserer Annahme entgegen, daß die Station Winden heute einmal nicht verstopft ist; also wird fast Alles per Bahn verladen. Und Sie sollen sehn — bis zum Abend ist Alles auf der Achse, um dann wenigstens morgen in der Frühe ab-, zugehen.

So lange freilich, lieber Leser! als ich Zeit gebraucht, diese kleinen vorbereitenden Morgengeschäfte in dem Büreau unseres Hülfsvereins-Palastes zu schildern, durften diese Geschäfte selbst nicht dauern, wenn die eben geäußerte kühne Prophezeihung wahr und das auf mündliche Unterredung wartende Publikum nicht ungeduldig werden sollte.

Während alle Hände in den Büreaux und Magazinen an ihrem, ihnen reichlich bemessenen Tagespensum sind, können wir den Verhandlungen im Sprechzimmer anwohnen. Da kommt zuerst ein seltsam ausgestatteter Herr, den wir sofort als Mitglied eines hochgefeierten Ordens erkennen. „Ich muß

Ihre Magazine inspiciren" hebt er nach einer Begrüßung an, der man anfühlt, daß der Herr verstimmt ist, sein wichtiges Anliegen anderen Geschäften hintangesetzt gesehen zu haben. „Darf ich um Ihren werthen Namen bitten?" „Ich bin Baron von S., Delegirter des Johanniterordens." „Darf ich weiter fragen, zu welchem Ende Sie unsere Magazine zu sehn wünschen?" „Ich muß wissen, was ich eintretenden Falles von Ihnen requiriren kann. Oder würden Sie etwa meinen Requisitionen nicht Folge leisten wollen — dann muß ich Ihnen eröffnen, daß ich die Generalvollmacht des Herrn Armeecorps-Delegirten Grafen H. besitze." „Ist mir sehr angenehm zu hören; allein es ist nicht unsere Ansgabe und steht nicht in unserer Macht, allen „„Requisitionen"" zu entsprechen, die möglicherweise von allen Bevollmächtigten des Herrn Grafen H. an uns gerichtet werden; wir haben einen begrenzten Wirkungskreis, innerhalb dessen wir unsere Pflichten kennen und erfüllen werden. Uebrigens, Herr Baron! wenn es Ihnen Freude macht, Sich unsere Magazine zu betrachten, deren Bestand sich jeden Augenblick verändert, so werde ich sofort einen Diener beauftragen, Sie umherzuführen." „Also Sie werden meinen Requisitionen . . ." „Bitte gehorsamst, mein Herr! es gebricht mir vollständig an Zeit, mich in weitläufige Erörterungen einzulassen. Ihr Führer steht bereit." Wenig erbaut von dieser Unterredung und tief gekränkt in dem Bewußtsein seiner erhabenen Würde zieht der hohe Herr von dannen. „Das wollen wir der bürgerlichen Canaille schon anstreichen" — so etwa lautete wohl die Stimme seines Herzens, als er das Sprech-Zimmer mit einer herablassenden Verbeugung, die ebenso erwidert wurde, verließ.

Ein ander Bild und ein erbaulicheres. Fünf Krankenwärterinnen im einfachen blauen Kleid mit weißer Haube und sauberer Schürze, die weiße Binde am Arm, stellen sich vor; sie kommen eben von X., woher sie gerufen, um sich nach dem Reservelazareth in W. zu begeben. Es bedarf nicht vieler Worte. Es bedarf nicht einmal einer Aufmunterung; denn wohlgemuth ziehen sie hinaus an ihr schweres Tagewerk. „Herzliche Grüße an den Herrn Dr. Y. und an Frau Oberamtmann Z. Hier sind Ihre Papiere, und nun gehen Sie mit Gott an Ihren Posten. Sie werden den Zug Nr. 21 benutzen. Am Bahnhofe wird Sie Herr Pfarrer P. erwarten." Mit freundlichem Gruß und Händedruck scheidet der Vorstand von den trefflichen Frauen.

Oho! da kommt ja eine ganze Gesellschaft, Jung und Alt, Männlein und Weiblein, mit einem Male herein. „Was wünschen Sie, meine Damen und Herren?" „Wir kommen" — sagt der Sprecher in gebrochenem Deutsch — „wir kommen von G., um zu gehen auf den Schlachtfeld. Können Sie uns nicht verleihen ein Billet; wir sind recommandirt von Errn M." Drei

ganz junge Männer, drei ältere Damen mit langen Locken, ein alter hagerer Herr, augenscheinlich ein Geistlicher, eben der Sprecher der Gesellschaft, an ihrer Spitze. „Sie wollen auf's Schlachtfeld? Darf ich fragen in welchem Berufe, zu welchem Zwecke?“ „Wir wollen gehn elfen die arme Verwundete.“ „Ich kann Sie versichern, daß im Augenblick kein Mangel an Helfern ist. Andererseits sind wir außer Stande, solchen Personen Legitimationspapiere zu verabfolgen, welche nicht in ganz bestimmtem Auftrage reisen und ich meinestheils bin leider nicht in der Lage, Ihnen einen solchen Auftrag zu geben. Indeß — mir fällt eben ein — Einer Ihrer wackeren Landsleute, ein Arzt, Hr. Dr. B., wird heute mit einem zum Transport Verwundeter eingerichteten Zuge nach Nanzig abgehen. Wollen Sie ihn nicht fragen, ob er Ihre Begleitung wünscht. Er wohnt — — doch da kommt Herr Dr. B. selbst. Guten Morgen, Herr Dr.! Reisefertig? Hier finden Sie Landsleute, welche sich Ihnen vielleicht anschließen würden.“ Herr Dr. B. geräth offenbar in einige Verlegenheit. Doch läßt er sich mit der Gesellschaft in ein Gespräch ein, und setzt ihr mit den höflichsten Worten von der Welt auseinander, daß sein Zug bereits vollständig ausgerüstet, auch mit genügendem Personal versehen sei u. s. w. Was nun thun? Der Vorstand vermittelt. Die Gesellschaft, die gut empfohlen ist, wird Herrn Dr. B. bis W. begleiten. Die Strapazen der Reise und die Zumuthungen, welche eine Feldlazarethverwaltung an ihre Helfer stellt, werden unsere Reisenden entweder in ihrem hilfreichen Eifer abkühlen, oder aber an den rechten Posten bringen. Obwohl Letzteres unwahrscheinlich, wird der Antrag auf Ertheilung der Reiselegitimation bei dem Landesdelegirten gestellt. Ob er diesem Antrage entspricht? Nun das ist seine Sache. Ist hartnäckiger Eifer und brennender Durst nach hilfreicher Beschäftigung schon Lohnes werth, so gönnen wir dieser Gesellschaft günstigen Bescheid und Platz im Doctorwagen des Verwundeten-Transportzuges. Die Zeit des Büreauchefs ist aber jedenfalls zu karg gemessen, als daß in allen Fällen ein ähnlicher Ausweg, wie hier, gesucht werden könnte, um gutwillige, thatendurstige Kräfte — auf gute Manier los zu werden. Denn darum handelte es sich hier und hat es sich schon vorher in hunderten von Fällen gehandelt. Die Genfer Convention mit ihren unverkennbaren Segnungen hat manche Uebelstände im Gefolge, von denen nur Der reden kann, der wie unser Büreauchef, Wochen lang täglich in solche Lagen kam, in deren einer wir ihn soeben beobachtet. Oder wäre nur die ganze Organisation der freiwilligen Hilfsthätigkeit noch zu neu und ungewohnt?

Es giebt mit Dr. B. noch Einiges zu besprechen.

Dann treten Petenten allerverschiedenartigsten Charakters ein: Ein fortgelaufener Kellner, der in Lazarethen „serviren“, zwei alte Frauen, die

„im Elsaß“ in Lazarethen kochen oder waschen wollen; durch den Krieg um ihren regelrechten Verdienst gebrachte Handwerker und Fabrikarbeiter, denen jetzt der Wärterberuf als einzige Hilfe vor der Seele steht; Marketender, Armeelieferanten, welche ihre Geschäftsreisen unter dem Schutze des rothen Kreuzes antreten wollen, und natürlich schnöde abgewiesen werden; endlich aus Frankreich ausgewiesene Landsleute, ganze Familien — arme, unglückliche Menschen, die in der Meinung, daß wir ein Hilfsverein für oder besser gegen alle Leiden der Menschheit seien, bei uns ein Unterkommen, Arbeitsnachweis, Brod für die armen, hungernden Kinder suchen. Man kann sie nicht hilflos zurückstoßen; man läßt sie nach einem anderen, städtischen Büreau geleiten, wo für derartige Hilfsbedürftige Rath geschafft wird, so gut es gehen mag.

So wie eben andeutungsweise geschildert, sieht's seit nunmehr zehn Wochen beinahe täglich im Sprechzimmer unseres Hilfsvereins-Palastes aus. Tausend Anliegen, tausend Meldungen, unzählige Besuche, oft nur Convenienz-Besuche — und wer diese Audienzen geben muß, hat dabei einen großen vielgliedrigen Organismus im regelmäßigen Gange zu erhalten, soll in diesem Getreibe überall Bescheid wissen, womöglich überall selbst nachsehen, und zwischendurch die schwierigeren Correspondenzen führen, Aufrufe, Bekanntmachungen, Circulare redigiren, Tabellen entwerfen u. s. w. u. s. w. Wahrlich! so ein Hilfsvereinsleiter muß dieser Zeit so gut, wie der Feldherr im Kriege fast übermenschliche Kraft widmen und es wird von ihm, wie von jenem oft Uebermenschliches verlangt. Aber eine neue Siegesbotschaft — und alle Mühen sind vergessen!

Und überdieß haben wir die Freude, alltäglich ein leuchtendes Muster ernster Pflichttreue, hingebendster Fürsorge in der Person unserer edlen Fürstin vor uns zu sehn, welche in dieser ganzen Zeit alle Schätze ihres Gemüthes und ihrer Willenskraft, ihren ganzen hohen weiblichen Sinn entfaltet und in rastloser Thätigkeit von früh bis spät überall selbst geholfen, nachgesehen, getröstet, ermuthigt und beglückt hat, ganz eine deutsche Frau, ganz erfüllt von begeisterter Vaterlandsliebe und ganz hingegeben den Pflichten, welche diese edelste aller Empfindungen uns auferlegt. —

Es mögen in der obigen Schilderung manche Geschäftszweige übersehen sein, die von unserem Büreau aus geleitet werden; zwei solche Geschäftszweige verdienen aber jedenfalls noch ausdrückliche Erwähnung, ich meine das Geschäft des Auskunftsbüreau's und das des Verwundeten-Transportes. Unser Auskunfts-Büreau darf sich, wie unsere ganze Vereinsthätigkeit als ein Filial-Institut der entsprechenden Stelle des Berliner Central-Comité's betrachten. Es zieht in bestimmten Perioden, am hiesigen Platze täglich, genaueste Nachrichten über den Personalbestand der Lazarethe eines

großen Bezirkes — man kann sagen des südwestdeutschen und elsässischen Gebietes — ein, trägt diese in ihre Bücher ein und setzt sich so in den Stand, einmal auf hier eingehende Anfragen nach Verwundeten Bescheid zu geben und dann die Rapporte zu bearbeiten, welche monatlich drei Mal an das Central-Nachweise-Büreau in Berlin abgehen. Es hat täglich auf unzählige persönliche oder briefliche Anfragen nach Kranken und Verwundeten Auskunft zu geben; es hat täglich hunderte von Briefen, Geldsendungen u. s. w. an die aus seinen Büchern ersichtlichen Adressen nach den Lazarethen oder aus den Lazarethen an die Angehörigen der Kranken und Verwundeten zu befördern; es steht in lebhaftestem Verkehr mit der Agence internationale in Basel, von welcher es Briefe an in deutscher Gewalt befindliche Franzosen aus Frankreich empfängt, und welcher es die von jenen oder für sie geschriebenen Briefe zur Versendung in die französische Heimath übergiebt. Es entfaltet so in der That eine segensreiche Thätigkeit; es ist die Vermittlerin des geistigen Verkehrs zwischen Denen, welche der Krieg grausam von einander getrennt hat. Unsäglich ist oft die Mühe, welche ein einziger Brief verursacht, bis er an die rechte Adresse gelangt. Aber groß auch die Freude, wenn solche Mühe mit Erfolg gekrönt wird. Freilich oft genug geht von diesem Büreau auch trauriger, erschütternder Bescheid aus; oft bleibt ihm nichts übrig, als den in quälender Sorge Anfragenden die kleine Verlassenschaft eines theuren Angehörigen — einen Ring, eine Uhr, eine Brieftasche u. s. w. — zu übersenden.

Der Dienst des Verwundeten-Transportes liegt einer besonderen Abtheilung unseres Männerhilfs-Vereins ob. Und diese Abtheilung scheidet sich wieder in ein Corps für den localen und eines für den auswärtigen Dienst. Das erstere ist seit neun Wochen stets, bei Tag und Nacht, durch Posten am Bahnhofe vertreten. Dort steht ihm seine volle Ausrüstung an Transport-Geräthen und Verbandzeug zur Verfügung. Sobald ein Verwundeten-Zug gemeldet wird — solche telegraphische Meldungen lauten leider in der Regel sehr unbestimmt — wird alles Erforderliche: Meublewagen, Tragbahren, Kopfpolster, Matratzen und Decken, bei Nacht Laternen und Pechfackeln, für alle Fälle vorgerichtet. Der Apparat muß für alle Fälle passen, da die ärztliche Vertheilung der Gesammtzahl über die verschiedenen Lazarethe der Stadt, oder etwa die Entscheidung, daß ein Theil der Ankommenden nur zu transitiren habe, erst nach Ankunft des Zuges erfolgen kann. Die ankommenden Verwundeten werden zuerst erquickt. Inzwischen treffen die Stationsärzte ihre Dispositionen. Dann beginnt das Geschäft des Transportes, welches jetzt in der Regel schon mit solcher Promptheit und Geschicklichkeit erledigt wird, daß man meinen sollte, die Herren Ministerialräthe, Professoren, Handwerker, Künstler, Kaufleute u. s. w., die es,

Soldaten gleich ihrem Vorsteher gehorchend, vollziehen, hätten sich den Transport Verwundeter zum Lebensberuf auserkoren. Uebung macht den Meister. Und zur Uebung hat uns diese Zeit wahrlich Gelegenheit genug gegeben. Denn seit dem Gefecht von Weißenburg sind wenige Tage vergangen, wo nicht entweder ganze Verwundeten-Züge hier ankamen, oder aus transitirenden derartigen Zügen einzelne Unglückliche hier ausgeladen werden mußten.

Nicht so vielfältig, wie im inneren, sind wir im auswärtigen Verwundeten-Transport-Dienst beschäftigt gewesen. Es sind wohl mit hier ausgerüsteten Transportzügen einige Tausend Verwundete aus den Feldlazarethen der Pfalz, des Elsaß, Lothringens von Mannschaften unseres Vereins hierhergebracht; es sind von solchen Mannschaften Verwundeten-Züge in regelmäßigem Dienste auf den Etappen Nanzig-Saarburg und Saarburg-Weißenburg begleitet worden; aber viel häufiger haben wir theils ausdrücklichem Befehl der competenten Stelle, theils direct an uns ergangenem Nothruf folgend, vergeblich in solchem Dienst zu helfen versucht. Das gewöhnliche Schicksal einer so oder so in Dienst gerufenen, vollständig ausgerüstet ausrückenden Abtheilung unseres für den auswärtigen Dienst bestimmten Hilfscorps bestand darin, an irgend einem Punkte zwischen hier und dem Bestimmungsorte zurückgewiesen zu werden und unverrichteter Sache von dort heimkehren zu müssen. Und zwar erfolgte diese Zurückweisung oft trotz vorhandener augenscheinlicher Noth, trotz dringendsten Bedarfes an geschulten, hilfsreichen Kräften, sie geschah oft in der allerverletzendsten Weise, sie geschah in der Regel von Stellen aus, welche denjenigen bei- oder untergeordnet waren, von denen aus der Befehl ergangen war.

Und hier sehe ich mich zu einigen Bemerkungen veranlaßt, welche der gesammten Organisation der freiwilligen Verwundetenpflege gelten, und vielleicht um so mehr einige Beherzigung für die Zukunft verdienen, als sie nicht auf meinen Erfahrungen allein, sondern auf denen vieler Männer beruhen, welche jenem patriotischen Dienste in diesem Kriege ihre ganze Zeit und Kraft gewidmet haben.

Wenn man gewahrt, daß nach blutigen Gefechten, denen ein rascher Vormarsch der siegreichen Truppen und also auch der regulären Sanitäts-Abtheilungen folgt, die Verwundeten oft Tage lang in den Noth- oder Feldlazarethen, wohin sie von den Verbandsplätzen aus transportirt wurden, oder gar auf dem Schlachtfelde ohne Hilfe liegen bleiben, während in benachbarten Städten, oder ganz in der Nähe des Schlachtfeldes tausende von geschulten Krankenträgern oder Krankenpflegern zur Verfügung sind, welche nur nicht eingreifen können, weil sie schnöde, oft gewaltsam zurückgewiesen werden, oder welche nicht planmäßig arbeiten können, weil es an jeder durchgreifenden Oberleitung und an jedem Commando fehlt, so kann man nicht umhin, zu schließen, daß

die reguläre Armee, weil ihre regulären Sanitätscorps zu schwach sind, zwar der freiwilligen Hilfsthätigkeit gar nicht entbehren kann, daß aber die Verbindung zwischen jener und dieser viel zu lose ist. Es leuchtet ein, daß man die Zahl der Sanitäts-Truppen unserer Armee nicht ohne Weiteres, auch in Friedenszeiten, verzehnfachen kann. Aber das ist auch nicht nöthig. Nur müßte vor jedem Kriege vom Armee-Commando aus ein Ruf an solche Personen ergehen, welche freiwillig als Sanitätssoldaten dienen und sich natürlich dem Commando der Sanitätstruppen vollständig unterwerfen wollen. Eine strenge Musterung müßte die untauglichen Elemente ausscheiden; die tauglichen könnten bis zu den ersten Gefechten nothdürftig ausgebildet und völlig ausrüstet werden; sie würden, wie das ja bei den Aerzten häufig vorkommt, „auf Kriegsdauer" eingestellt. Man hätte so auf Kriegsdauer eine werthvolle, ja unentbehrliche Ergänzung des regulären Sanitätscorps, welches letztere überall den Kern und Rahmen der ganzen Truppe bilden müßte. Man wäre so mit einem Male auch jene zahllosen Schaaren los, welche der moderne Sprachgebrauch als „Schlachtenbummler" bezeichnet, und welche erfahrungsmäßig oft den Bewegungen, öfter den Verpflegungen der Truppen geradezu hinterlich sind — jene Schaaren von im besten Falle nur neugierigen Trägern der Genfer Binde, welche den mit dem gleichen Zeichen ausgestatteten wirklich zur Hilfe entschlossenen und geschickten Personen den Ruf verderben und es dahin bringen, daß Alles, was sich freiwillig zum Dienst auf dem Schlachtfelde anbietet, von der Armee mit scheelen Augen angesehen wird.

Man würde so aber auch über eine Anomalie hinwegkommen, welche sich, wie schon im 66er, so auch im jetzigen Kriege oft genug als verderbenbringend herausgestellt hat, die Anomalie nämlich, daß die Leitung der freiwilligen Hilfsthätigkeit zum selbstverständlichen Berufe solcher Personen gemacht wird, welche im Zweifel dazu nichts mitbringen, als die Uniform, das Ordenskreuz und die Ahnenprobe. Das romantische Institut des Johanniter-Ordens paßt in unsere nüchterne, praktische Zeit nicht, in der es nicht mehr möglich ist, die Leute glauben zu machen, daß ein Rock und ein Orden und ein Zeugniß über das Vorhandensein einer gewissen Ahnenzahl den Träger dieser schönen Dinge zu einem gewissen Dienste fähig mache, zu dem eben ganz bestimmte innere Fähigkeiten gehören. Es mögen ja unter diesen Herren Ordensrittern manche treffliche Elemente sein, Männer, welche ihr Gelübde heilig halten und es zu erfüllen ebenso bestrebt wie geschickt sind. Aber es widerstreitet doch aller Vernunft und Erfahrung, von der Annahme auszugehen und auf die Voraussetzung bestimmte Einrichtungen zu bauen, daß wer gewisse, ganz äußerliche Bedingungen, und darunter solche, deren Erfüllung von der Willenskraft des Einzelnen gar nicht abhängt, erfüllt habe, nun auch der Mann sein müsse, um Functionen zu versehen, zu deren erfolgreicher Ver-

sehung außer dem entschiedenen guten Willen noch eine ganz bestimmte innere Befähigung und gewisse Kräfte des Geistes und Körpers, sowie eine gewisse Vorbereitung erforderlich sind.

Ohne dieses Zwischenglied der Ordensritter wäre ohne Zweifel im gegenwärtigen Kriege an manchen Stellen die freiwillige Hilfsthätigkeit ungleich wirksamer gewesen, als sie wirklich gewesen ist. Denn für den gebildeten, vorurtheilsfreien, thatkräftigen Mann ist es unerträglich, in rein freiwilligem Dienst sich augenscheinlich verkehrten Anordnungen eines, unter Berufung auf lächerliche Aeußerlichkeiten Autorität beanspruchenden, aber seinem Posten in keiner Weise gewachsenen, vorurtheilsvollen, oft genug unleidlich arroganten und hochfahrenden Junkers zu fügen. Wenn uns Beispiele solcher Fügsamkeit vor Augen stehen, so wissen wir auch, daß sie geübt wurde mit schmerzlicher Resignation und lediglich, um nicht arme, unglückliche Brüder unter den Verkehrtheiten einer bestehenden Organisation leiden zu lassen.

Was bezüglich des Hilfs-Dienstes auf dem Schlachtfelde, das gilt auch bezüglich der Verwaltung der von werkthätiger Liebe gespendeten Gaben in den Depots. Die Sanitätsabtheilungen der Armeecorps, so verstärkt, wie ich oben vorschlug, müßten auch, da ihnen die Leitung der Feldlazarethe obliegt, zu bestimmen haben, wo solche Depots errichtet werden sollen. Sie werden gut thun, solche Bestimmungen nicht zu treffen ohne sich vorher in's Einvernehmen zu setzen mit denjenigen Stellen, von denen aus die Depots versorgt werden müssen. Die Verwaltung dieser Depots muß diesen Stellen, also in der Regel den Hilfsvereinen, lediglich überlassen werden. Sie sind verantwortlich für die zweckentsprechende Verwendung dessen, was opferfreudige Menschenliebe ihnen anvertraut hat. Sie werden sich ihre Depot-Verwalter unter gewissenhafter Berücksichtigung der Eigenschaften, welche dieses Geschäft erheischt, stets auszusuchen wissen. Aber ganz widersinnig und höchst bedenklich ist es, die Orte, wo solche Depots errichtet werden sollen, wiederum nur durch Personen bestimmen zu lassen, die auch für dieses Geschäft primo loco nur einen bunten Rock und einen Orden u. s. w. mitbringen und den Hilfsvereinen zuzumuthen, daß sie einem solchen Herrn nolens volens das ihnen anvertraute Gut zur Verwaltung übertragen. Auf keine Weise kann man den guten Willen der Geber schneller abstumpfen, als wenn man sie erfahren läßt, daß, was sie gespendet, in ganz unzweckmäßer Weise von Männern verwaltet wird, die wohl ein Diner geschmackvoll zu arrangiren, ein Salongespräch zierlich einzuleiten, auf alle Fragen des Sports Bescheid zu geben, aber Weizenmehl nicht von Kartoffelmehl zu unterscheiden, mit der einfachsten Buchführung nicht umzugehen wissen, und es für unanständig halten, beim Abladen oder Oeffnen einer Kiste selbst Hand anzulegen!

Ganz erstaunliche Dinge sind in dem Kreise unserer Erfahrungen in Folge des Umstandes zu Tage getreten, daß auch bei dem Geschäft der Depotverwaltung die bestehende Organisation der freiwilligen Krankenpflege einen Stand als solchen begünstigt und unbesehens für tauglich erklärt zur Besorgung dieses Geschäftes, einen Stand, dessen Angehörige im Zweifel gerade zu diesem sehr wenig romantischen, überaus nüchternen, eisernen Fleiß und gesunden, unverschrobenen Menschenverstand erfordernden Geschäfte am allerwenigsten tauglich sind.

Es wird für die große humanitäre Angelegenheit der freiwilligen Verwundetenpflege auch aus den Erfahrungen dieses Krieges wieder manche werthvolle Frucht erwachsen. Nach meinen Erfahrungen ist das Wichtigste, was man aus diesem Kriege in der angedeuteten Richtung lernen kann: die Nothwendigkeit, bei der Auswahl der Personen, welche in der großen, immer auf's Neue zu schaffenden Organisation zu arbeiten haben, äußerst vorsichtig zu sein, nicht ferner einem gewissen Stande als solchem irgend welche Prärogativen einzuräumen oder von ihm irgend welche Functionen in Beschlag nehmen zu lassen; endlich aber, zwischen der freiwilligen Hilfsthätigkeit und den entsprechenden Organen der regulären Armee eine innigere Verbindung herzustellen. Wenn wir uns erst wieder des Friedens erfreuen, werden diese Nothwendigkeiten, wahrscheinlich neben einer gründlichen Revision der Bestimmungen der Genfer Convention, mit allem Ernst in's Auge zu fassen sein. Inzwischen wird sich das thatsächliche Material zur Beurtheilung meiner Vorschläge gewiß von Tag zu Tag mehren.

Carlsruhe, Ende September 1870.

A. C.

Deutschland und England.

Wir haben wiederholt an dieser Stelle den tiefen Verfall der englischen Politik betont, welche beim Ausbruch des Krieges nicht den Muth hatte ihre Meinung zu sagen, kaum wagte, die steigenden Provocationen der imperialistischen Machthaber zu bedauern, und sich herbeiließ, dem König von Preußen zu empfehlen, dem Ansinnen Grammont's Folge zu leisten. Wir haben aber auch schon damals behauptet, daß mit dieser traurigen Karthagerpolitik nicht das letzte Wort Englands gesprochen, daß der Kern der Nation zu gesund sei, um in dem Dogma der Nichtintervention zu verkommen. Wir freuen uns zu sehen, daß diese Hoffnung nicht getrogen und daß die

öffentliche Meinung Englands zwar langsam, aber doch sicher sich aus ihrer Lethargie erhebt. Noch sympathisiren zwar die eigentlichen Toryblätter mit dem gefallenen Kaiserthum und die Socialdemokraten der Trades Unions mit dem revolutionären Frankreich, von dem sie Erfüllung ihrer internationalen Chimären hoffen, aber in den tüchtigsten Organen der Mittelklassen, „Daily News", „Spectator", „Economist" und vor Allem in der „Times", diesem charakterlosen aber zuverlässigen Barometer der öffentlichen Meinung, bricht immer mehr das Gefühl hervor, daß Deutschland Europas Schlachten schlägt. Neuerdings hat auch ein alter Diplomat, Sir Henry Bulwer, indirect hiefür Zeugniß abgelegt. Er leugnet in seinen Zuschriften an die „Times", daß England seine volle Pflicht gethan, um den Krieg zu verhindern. „Hätten wir", sagte er, „nachdem der Prinz von Hohenzollern seine Candidatur zurückgezogen, unserer Ansicht in würdiger und fester Weise Nachdruck verschafft, so würden wir nicht Zeugen dieses unheilvollen Krieges gewesen sein. Aber die englische Auffassung war damals so getrübt und durch einen furchtsamen, mißtrauischen und falsch rechnenden Egoismus so beherrscht, daß ich zweifle, ob man einen Minister, der gefühlt hätte, daß anscheinende Kühnheit wahre Klugheit gewesen wäre, verstanden hätte. So groß war der Mangel an Ernst bei uns, daß wir nicht einmal ernsthaft neutral zu sein wußten, sondern unsere Neutralität nur in einer halbschlächtigen, unbefriedigenden und krämerhaften Weise zu behaupten wußten, der Art, daß wir in diesem Augenblick als Freund von der einen Macht verachtet und als Feind von der andern angeklagt werden." — Und in der „Pall-Mall-Gazette" finden wir folgendes Geständniß: „Die Wahrheit ist, daß wir gar keine auswärtige Politik haben uud in dieser Hinsicht stehen wir fast, wenn nicht ganz allein, unter allen Nationen der Erde. Eine große Nation mit einer kleinen Politik hört bald auf, groß zu sein, und eine Nation ohne Politik hört praktisch auf, überall eine Nation zu sein. England mit Reichthum, Ehre und Bildung, kurz mit Allem gesegnet, was ihm die größte Macht über die Schicksale der Welt geben könnte, hat seine Action darauf beschränkt, Charpie zu zupfen. Meisterhafte Unthätigkeit ist seine ganze Politik gewesen; unsere Keller sind mit Gold gefüllt, aber wir haben die Kunst des Krieges und was noch schlimmer ist, unsere Staatskunst, ja unsern Namen, unsre Macht, mit einem Wort Alles, außer der Respectabilität verloren. Wie der moderne Kirchspielsvorsteher sich zu Pitt, Fox oder Canning verhält, so steht das heutige England zu dem unsrer Vorfahren." Eine solche Sprache der Presse wie der unabhängigen Parlamentsmitglieder deutet auf einen tiefen Umschwung der öffentlichen Stimmung hin. Allerdings wird sich derselbe erst langsam in die Sphären der Regierung fortpflanzen, Lowe und Gladstone werden vorläufig fortfahren, nur an den Ueberschuß im Budget und innere Refor-

men zu denken und Grenville hat sich noch nicht zu der Einsicht ermannen können, daß der beste freundnachbarliche Dienst, den England jetzt Frankreich erweisen könnte, wäre, ihm die falschen Illusionen über seine Widerstandskraft zu benehmen. Auch muß man, um billig zu sein, in Betracht ziehen, daß sich Frankreich in den letzten zwanzig Jahren des Kaiserreichs stets als guter Verbündeter Englands erwiesen hat. Wir erfahren jetzt bei dem deutschen Süden, welch ein mächtiges Bindemittel die Waffenbrüderschaft ist; ähnliche Bande hat auch der Krimmkrieg zwischen dem englischen und französischen Heere und Volke gewoben. Bei dem indischen Aufstande von 1857 stellte Napoleon England seine Transportschiffe zur Verfügung; durch den Handelsvertrag eröffnete er nicht blos den französischen Markt der englischen Industrie, sondern brachte ihr auch mittelbar große Vortheile, indem er durch seine freihändlerische Politik den Anstoß zu einer allgemeinen Revision der continentalen Tarife gab. Derartige Dinge werden nicht über Nacht vergessen, um so weniger, als der englische Geist langsam arbeitet, namentlich langsam sich in neue auswärtige Situationen einzuleben weiß. Aber nach den angeführten Symptomen des Umschwungs wird man doch darauf rechnen dürfen, daß die Schwerkraft der Thatsachen sich allmälig unwiderstehlich geltend machen wird. Die englischen Staatsmänner werden sich sagen müssen, daß Frankreich aus diesem Kriege dermaßen geschwächt hervorgehen muß, daß es für lange Zeit auf jede Action nach Außen zu verzichten genöthigt ist. Deutschlands Allianz dagegen wird im Verhältniß seiner gewachsenen Macht steigen müssen; nicht nur bietet der künftige deutsche Bundesstaat die stärkste Garantie des Weltfriedens, sondern auch den einzigen Stützpunkt gemeinsamer Abwehr gegen die Gefahr des Panslavismus. Und hier trifft das orientalisch-asiatische Interesse Englands vollkommen zusammen mit dem Deutschlands seine Ostgrenze zu sichern. So lange die Abrechnung mit Frankreich nicht erfolgt war, blieb für Preußen ein gutes Einvernehmen mit Rußland Nothwendigkeit, denn die gefahrvollste Combination war für uns eine französisch-russische Allianz. Auch hat es bekanntlich Napoleon nicht an Versuchen dazu fehlen lassen und hat im Spätherbst 1866 sowie in der candiotischen Frage das Möglichste aufgeboten, um Rußland durch Concessionen zu gewinnen. Aber Graf Bismarck's Scharfblick hatte sofort nach den Nicolsburger Präliminarien die Gefahr dieser Conjunctur erkannt und hatte durch rasches Handeln das Prävenire gespielt. Die moralische Verbindlichkeit, welche Rußland gegen Preußen aus der Zeit des Krimmkrieges und des polnischen Aufstandes hatte, die verwandtschaftlichen Bande der regierenden Familien boten hiefür Handhaben, welche vom Bundeskanzler auf das geschickteste benutzt wurden. Gleichwohl hat sich derselbe wohl gehütet, gegen Rußland irgend welche Verpflichtung hinsichtlich der orientalischen Verhältnisse

zu übernehmen; schon die unabhängige und leitende Action Preußens bei den griechischen Conferenzen im Januar 1869, die Energie, mit welcher der Einfluß Preußens zur Beseitigung des abenteuernden Ministeriums Bratiano aufgeboten ward, ließ das deutlich erkennen. Die Stellung, welche Graf Bismarck damals nahm, wurde in Petersburg schmerzlich empfunden, aber weil sie auf Erhaltung des Weltfriedens und des status quo im Orient errichtet war, um so dankbarer in London und Constantinopel anerkannt. Auch die Befürchtung halten wir für unbegründet, als ob der Bundeskanzler bei Ausbruch des gegenwärtigen Krieges die Neutralität Rußlands durch bindende Engagements für den Orient erkauft habe. Dazu lag keine Veranlassung vor, der Kaiser Alexander theilte den Unmuth Europas über den frivolen Landfriedensbruch Frankreichs, die nationale Partei Katkoffs rechnete auf den Sieg des letzteren. Auch wird Fürst Gortschakoff schwerlich etwas gegen unsere Erwerbung des Elsasses und Deutschlothringens einzuwenden haben. Im Gegentheil dürfte er dieselbe nicht ungerne sehen in der Voraussetzung, daß uns die Assimilirung dieser Provinz dauernd im Westen beschäftigen werde, und andererseits sich sagen, daß mit der gebrochenen Macht Frankreichs auch der Halt schwindet, welchen es bisher der lateinischen Kirche im Orient in ihrem Kampfe gegen die griechische bot. Diese Gründe erscheinen uns als vollkommen ausreichend, um die Neutralität Rußlands ohne jedes Engagement Preußens zu erklären. Das gewichtigste Moment aber, das Graf Bismarck bestimmen mußte, sich nach dieser Seite hin freie Hand zu wahren, ist die Frage des künftigen Verhältnisses zu Oestreich. Wenn der Sieg der deutschen Waffen dahin führt, daß in Wien mit der Intriguenpolitik des Grafen Beust nach Außen, mit der Experimentalpolitik der Widersprüche im Innern gebrochen wird, so steht nichts einem aufrichtigen Hand in Hand Gehen der deutschen und östreichischen Interessen entgegen und beide fordern gleichmäßig, daß man der slavischen Propaganda entgegentritt. Alles dies aber muß auch den englischen Staatsmännern gegenwärtig oder doch ihnen leicht begreiflich zu machen sein; ein auf dieser Basis begründetes Einvernehmen Englands, Deutschlands und Oesterreichs wäre die glücklichste Combination für die englischen Interessen, die sich denken ließe, und deshalb glauben wir, daß es um so mehr geboten ist, ein gutes Einvernehmen mit England anzustreben, je mehr die Symptome sich mehren, daß man dort im Begriff ist aus der bleiernen Gleichgiltigkeit zu erwachen, mit der man in den letzten Jahren als asiatische Macht den Welthändeln zusah. Wir wünschen deshalb auch, daß die Mißklänge bald verhallen mögen, welche die mattherzige Politik Englands im gegenwärtigen Kriege bei uns hervorrufen mußte, und bedauern, daß der norddeutsche Botschafter in London durch einen unbegreiflich ungeschickten Schachzug die Verständigung erschwert hat. Unsere Beschwerden über die englische Neutralität

sind vollkommen gegründet, aber sie gehen auf die Stellung, welche die Regierung im Anfang des Krieges nahm, indem sie sich, trotz dringender Mahnungen im Parlamente selbst, nicht dazu entschließen konnte, die Waffenausfuhr nach den Häfen der kriegführenden Parteien zu verbieten, weil, wie Grenville sagt, „die Königl. Commission, welche 1867 die Neutralitätsgesetze prüfte, ein solches Verbot für undurchführbar und unpolitisch hielt“. Dem gegenüber hatte man von deutscher Seite geltend zu machen, daß dies Verbot doch nicht nur während des Krimmkrieges, sondern auch 1825 bei dem Kriege zwischen der Türkei und Griechenland erlassen war; warum sollte es jetzt unmöglicher geworden sein es durchzuführen? Wenn ferner Grenville sagt: „jeder der kriegführenden Theile hatte ein Recht zu erwarten, daß die bestehenden Regeln und die bisherige Praxis werde aufrecht erhalten werden und hätte sich über irgend welche Abänderung beklagen können“, so liegt die Antwort unsererseits auf der Hand: wenn das der Fall, warum hat England denn grade beim Ausbruch des Krieges seine Foreign Enlistment Act abgeändert und die Versorgung der französischen Flotte mit Kohlen verboten? Doch aus keinem andern Grunde, als dem, daß man sich vor einem neuen Alabamafall hüten wollte. Das Völkerrecht ist so wenig unbeweglich, als das Civil- oder Criminalrecht eines Staates, man begreift unter diesem Namen nur die Gesammtheit der von civilisirten Nationen für ihren internationalen Verkehr angenommenen Normen, und so wie innerhalb eines Staates die Gesetze abgeändert werden, je nachdem die Interessen der Mehrheit es fordern, so müssen auch nach den veränderten internationalen Verhältnissen sich die Bestimmungen des Völkerrechts ändern. Niemand sollte dies besser wissen, als die englischen Staatsmänner. Als England die Meere beherrschte, nahm es Feindes Gut in neutralen Schiffen weg und erklärte Blocaden, die nur auf dem Papier standen. Aber im Krimmkrieg und auf dem Pariser Congreß mußte es sich zur Annahme des Satzes bequemen, daß die Flagge die Ladung decke und Blocaden effectiv sein müssen. Ebenso wird es sich jetzt zu neuen Aenderungen seiner Gesetze verstehen müssen; wir behaupten, eine Regierung handelt nicht neutral, welche eine Waffenausfuhr erlaubt, die nach der Lage der Verhältnisse nur einem Theile zu Gute kommen kann, und können uns darauf berufen, daß England selbst diesen Grundsatz während der napoleonischen Kriege befolgte, indem es jede Zufuhr von Waffen und Munition seitens der Neutralen für Frankreich und seine Bundesgenossen zum Kriegsfall machte. Als die Neutralen sich darüber beklagten, erwiderte Lord Grenville: „Wenn ich meinem Feinde das Schwert aus den Händen gewunden habe und ein Danebenstehender ihm neue Waffen giebt, so kann derselbe nicht den Anspruch machen, als neutral behandelt zu werden.“ Und aus demselben Grunde setzte 1825 der Herzog von Wellington das Verbot

der Waffenausfuhr durch, da sonst die Türkei sich über mangelhafte Neutralität Englands beklagen könne.

Dies war der klare und unangreifbare Standpunkt, den Deutschland einzunehmen hatte um beim Ausbruch des Kriegs das Verbot der Waffenausfuhr zu verlangen, welches im Unterhause wie im Oberhause befürwortet ward und ohne die geringste Schwierigkeit durchgesetzt wäre, wenn die Regierung es beantragt hätte. Ob alles, was möglich war, um es durchzusetzen geschehen ist, müssen wir dahingestellt sein lassen. War das nun nicht zu erreichen, so konnte man später, als die Franzosen große Bestellungen von Gewehren in England machten, wohl darauf hinweisen, wie schädlich dies Versäumniß für Deutschland wirke und wie ungünstig das für die Beziehungen beider Länder werden müsse, aber unmöglich konnte man verlangen, daß nun, nachdem die Franzosen geschlagen, das Gesetz abgeändert werde. Das thut aber Graf Bernstorff in seiner Note. Schon der Standpunkt, von dem er ausgeht, ist unglücklich gewählt, indem er versucht, die Lehre von der Neutralität nach der politischen Berechtigung eines Krieges zu modificiren. Er sagt nämlich im Eingange, daß die öffentliche Meinung Englands wie der ganzen Welt den Kaiser der Franzosen eines Friedensbruches in schlimmster Form für schuldig erklärte, daß Deutschland daher berechtigt gewesen, anzunehmen, die Neutralität Englands, seines alten Verbündeten gegen napoleonische Angriffe, werde wenn auch streng in der Form, doch wohlwollend im Geiste sein. Es scheint uns nun sehr wenig zweckmäßig politische Sympathieen in eine völkerrechtliche Discussion zu bringen. Sollen dieselben, deren Grad immerhin schwer zu constatiren sein wird, die Richtschnur für die Haltung der Regierung bilden, so wird dieselbe in dem Maße der einen kriegführenden Partei feindlich, als sie gegen die andere freundlich wird; benevolent neutrality für Deutschland wäre malevolent neutrality gegen Frankreich gewesen. Deshalb antwortet Lord Grenville ganz richtig: „sobald ein Neutraler erlaubt, daß sein Verfahren durch Vorliebe für einen der kriegführenden Theile beeinflußt wird, hört er auf neutral zu sein".

Ebensowenig glücklich ist Graf Bernstorffs Beweisführung, daß der von englischer Seite schon angezogene Fall der Waffen-Aus- und Durchfuhr durch Preußen beim Krimmkrieg von dem vorliegenden verschieden sei. Er meint, damals habe die öffentliche Meinung Deutschlands es nicht für weise gehalten, Napoleon hilfreiche Hand zu leisten und ihn wieder zum Leiter der Geschicke Europas zu machen; jener Krieg sei ein Kampf in entlegenen Gegenden für weitabliegende Zwecke von vier Staaten gegen einen einzigen geführt, kein Streit auf Leben und Tod zwischen zwei gleich starken Nationen wie der gegenwärtige. Glaubt der Botschafter wirklich mit solchen Argumenten Eindruck zu machen, die völkerrechtlich doch augenscheinlich ganz indifferent sind?

Rechtlich hatte England im Krimmkriege nicht nur eben so viel Recht, sich über Preußens Haltung zu beklagen, als wir jetzt über die seinige, sondern weit mehr. Die Sache stand nämlich damals so, daß Preußen und der Zollverein erklärten, ihre Waffenausfuhr nach Rußland des Krieges wegen nicht beschränken zu können, und hierüber beschwerte sich England auch gar nicht, erkannte vielmehr an, daß jedes Land in dieser Beziehung thun könne, was ihm gut scheine. Aber Preußen verbot die Waffendurchfuhr durch sein Gebiet nach Rußland und ließ es gleichwohl zu, daß dies Verbot fortwährend übertreten oder umgangen ward; hierüber allein beklagte sich England und mit Recht, denn jeder Kriegführende hat das Recht, sich zu beschweren wenn ein Neutraler sein eigenes Gesetz zu Gunsten des anderen Kriegführenden übertreten läßt.

Die ganze Argumentation der Bernstorff'schen Note ist hinfällig, während sie die oben ausgeführten unwiderleglichen Momente gegen Englands Verfahren so gut wie unberücksichtigt läßt. Es ist daher Lord Grenville sehr leicht geworden, den Botschafter in der höflichsten Form zu widerlegen und die gesammte englische Presse hat die Theorie der benevolent neutrality nicht etwa erbittert angegriffen, sondern als ungereimt verspottet. Das ist für das deutsche Selbstgefühl doppelt empfindlich in einem Augenblicke, wo wir vor der Welt so groß dastehen; die Bernstorff'sche Note bildet einen peinlichen Gegensatz zu den neueren Bismarck'schen Circularen. Während hier alles Nerv und Schneide ist, so daß selbst die Deutschland mißgünstige Presse eingestehen muß, der Bundeskanzler habe sich auf einen fast unangreifbaren Standpunkt gestellt, finden wir dort jene Unklarheit wieder, die an das Regiment erinnert, das uns die identischen Noten einbrachte.

Wir hoffen indeß zuversichtlich, daß der Eindruck dieses wenig geschickten Documents durch die Ereignisse verwischt werden und das Gefühl, welchen Werth die deutsche Allianz für England haben müsse, immer mehr zum Durchbruch kommen wird. Auch ist nicht unerwähnt zu lassen, daß die Regierung unter der Hand das möglichste gethan, die Waffenausfuhr dadurch zu hindern, daß sie selbst die Fabriken durch große Bestellungen vollauf in Anspruch nahm und die Eisenbahnen veranlaßte, bekannt zu machen, daß sie keine Waffentransporte übernehmen wollten. Als ein wesentlicher Schritt zur Annäherung beider Länder könnten sich die völkerrechtlichen Conferenzen erweisen, zu denen sich Lord Grenville am Schluß seiner Antwort bereit zeigt, um manche streitige Fragen durch internationales Abkommen zu beseitigen.

1. October.

Der 28. September 1870.

Ein neuer Feiertag im Kriegskalender von 1870! Straßburg ist unser! Welcher Deutsche athmete nicht froh und dankerfüllt auf bei der ersehnten Kunde, wer fühlte nicht sein Herz erleichtert in dem Gedanken, daß die Uebergabe dem Sturm zuvorgekommen ist, welcher der Stadt furchtbare Verheerung drohte! Wie ein schwerer Druck lastete das Schicksal der unglücklichen Stadt auf unsern Gemüthern. Nur mit gemischten Empfindungen vermochte man der kühnen und sicher fortschreitenden Belagerung, der tapfern Vertheidigung zu folgen: es war doch die alte deutsche Stadt, die sich gegen das deutsche Heer so hartnäckig als hoffnungslos wehrte. Andere Trophäen dieses Krieges haben blutigere Opfer verlangt, bei keiner aber war die Nothwendigkeit auch des geringeren Opfers dem Sieger selbst so grausam fühlbar. Das Blut, welches in den Straßen der Stadt und draußen vor den Befestigungen floß, schien doppelt kostbarer Einsatz; jedes Haus, in das die zündende Bombe schlug, steigerte den Preis. Wer die Schilderungen der Belagerungsscenen las, stimmte oft genug mit Jenen, welche von den Höhen des Nachbarlandes den furchtbaren Feuerschein am Nachthimmel beobachten konnten, in den Ruf ein: wäre das doch zu Ende! Mit dem Bewußtsein eine traurige Pflicht zu erfüllen, betrieben unsere wackeren Artilleristen ihr Werk; das Bild der Zerstörung in der eroberten Stadt verkümmerte den Einziehenden den verdienten Triumph.

Nicht die Stimme der Menschlichkeit allein sprach in dem bangen Mitgefühl mit den Leiden Straßburgs, auch nicht das wohlberechtigte Interesse, die „wunderschöne Stadt", welche Deutschland zurückzufordern gewillt war, sich möglichst unversehrt zu erhalten. Mächtiger wirkte dabei eine Empfindung, die man wohl Schamgefühl nennen darf; Schamgefühl nicht über uns, sondern über unsere Väter, über die Zeiten deutscher Ohnmacht, welche uns diese widerspruchsvolle Lage geschaffen haben. Je lebhafter die frevelhafte Herausforderung Frankreichs die Erinnerung an die lange Reihe vorhergegangener Unbilden erweckte und zur allgemeinen Forderung eines endlichen Rechnungsabschlusses steigerte, um so peinlicher mußte gerade jetzt der Eindruck des verheerenden Kampfes wider Das, was unser war und wieder unser werden sollte, den gesunden deutschen Sinn berühren. Kehl von Straßburg aus in Brand geschossen und Straßburg von deutschen Truppen bombardirt! das ist der Rest, wills Gott der letzte, jener traurigen Erbschaft, die uns französische Raublust und deutsche Schwäche hinterlassen hat. Im Augenblick, da der nationale Schwung des gesammten Deutschlands das Größte erreicht und den

frechen Angreifer zerschmettert hat, brauchen wir uns dieses Schamgefühls nicht zu schämen; wurzelt doch in ihm der starke einmüthige Wille, vergangene Schuld zu sühnen, uns mit dem guten Schwert jene Garantieen zu erobern, welche die letzten Schatten einer trüben ungesunden Vergangenheit auf alle Zukunft bannen werden.

Ein ernster Act historischer Gerechtigkeit vollzieht sich in dieser Episode des nationalen Krieges. Es gab keine Wahl: mit Blut und Eisen allein konnte und mußte zurückgekauft werden, was durch schmachvolle Schwäche dem deutschen Lande verloren gegangen und entfremdet war.

Straßburg hat einen andern 28. September gehabt. Seltsames Spiel des Zufalls, daß der Tag, da die französische Besatzung kriegsgefangen die Waffen streckt, der Jahrestag der französischen Occupation ist. Am 28. September 1681 war es, daß General Montclar, der willige Scherge Ludwigs XIV., die Vorwerke Straßburgs im tiefen Frieden überrumpelte, und Louvois' Drohungen jähen Schrecken in die Bürgerschaft warfen. Zwei Tage darauf war die freie Reichsstadt, der Hort deutscher Art unb Kunst im Südwesten des Reichs, eine französische Stadt. Die Bürgerschaft fand gegen Ludwig XIV. nicht wie 130 Jahre zuvor gegen Heinrich II., Willen und Kraft zu einem opfervollen Widerstand, der dem Bedränger wohl ernste Verlegenheiten bei den europäischen Mächten hätte bereiten können. Das deutsche Reich in seiner Zerrissenheit und Elendigkeit hatte gegen die unerhörte Vergewaltigung nur Schmerzensschreie und Proteste. Mit geballter Faust, aber ohne die Hand zu regen, verzweifelnd fügten sich die Bürger Straßburgs und sahen den französischen König durch ihr Thor einziehen.

Heute, am Jahrestag seiner schnöden Gewaltthat, ziehen die deutschen Schaaren in Straßburg ein, nicht in die unvertheidigte Stadt, sondern nach einem Monat schwerer Prüfung in Belagerung und Elend, und nicht als Befreier begrüßt — wie Straßburg sie damals ersehnte —, sondern als siegreiche Feinde mit ingrimmiger Resignation aufgenommen. Heute ballen die fanatisirten durch Kampf und Entbehrung erbitterten Bürger die Faust wohl gegen den deutschen Sieger, der ihr Stammgenoß ist, und fluchen ihrem Geschick, das sie kennen, wieder Deutsche werden zu sollen.

Hundertneunundachtzig Jahre einer schimpflichen Zerrüttung und Agonie auf der einen, fortgesetzter Unterdrückung und eines rücksichtslos gleichmachenden Staatssystems auf der andern Seite, vor Allem die Schicksalsgemeinschaft mit Frankreich in den vulkanischen Umwälzungen seit 1789 haben solche Veränderung bewirkt und es dahin gebracht, daß dem Straßburger (wir sagen nicht Elsässer) die Stammgemeinsamkeit mit Deutschland, eine neunhundertjährige Geschichte gemeinsamen Zusammenlebens in Aufstreben und Kampf, Erhebung und Unglück, auf allen Gebieten nur wie ein ferner Traum, ja

wie eine unliebsame Erinnerung erscheint, die er geflissentlich weit wegwirft, um sein Neufranzosenthum gehörig zu legitimiren. — Und doch dürfen wir jetzt schon kühnlich sagen: so wenig Straßburgs Wälle dem siegenden Vordringen der deutschen Macht Stand gehalten haben, so wenig wird auch jener unnatürliche Fanatismus der Bewohner gegen die erobernde Macht der deutsch-nationalen Idee auf die Dauer ein festes Bollwerk bilden können. Wir haben sie wiedergewonnen in Blut und Zerstörung: wir werden sie uns besser wiedergewinnen in beharrlicher friedlicher Arbeit. Der durch Einigung ihrer getrennten Glieder so wunderbar erstarkten Nation wohnt auch der Glaube bei, die entfremdeten, entarteten Söhne in den Schoß des Vaterlandes zurückzuführen.

Deutschland hat die alte Schuld abgetragen, das Unrecht der Väter gesühnt. Auf des gedemüthigten Frankreichs Seite ist jetzt innere Zerrüttung und tiefe sittliche Verkommenheit: Deutschland, das lange zerrissene, verkannte, steigt einig, mächtig, achtunggebietend empor. Der Schein ist zerstört, der falsche Götze, dem auch Straßburg seine Kinder opferte, vom Piedestal gestürzt.

Unsere Krieger selbst bringen den Bürgern Straßburgs die erste vernehmliche Kunde von der neuerstandenen deutschen Macht und Herrlichkeit. Mit eigener schwerer Schädigung hat die undeutsch gewordene Stadt diese Erfahrung erkaufen müssen. Der Weg durch ihre Thore führt über Schutt und Trümmer; manch kostbares Kleinod aus alter Zeit ist dabei zu Grunde gegangen. Aber noch steht der alte Münster unversehrt und überschaut weithin deutsches und wälsches Land: das unvergängliche Denkmal deutscher Kunst, ein Sinnbild der deutschen Ueberlegenheit.

Das alte Wort: „der die Wunde schlug, wird sie heilen", soll sich auch bei Straßburg bewähren. Ein neues schöneres Straßburg soll erstehen. Noch ist, das verhehlen wir uns nicht, nur der kleinere Theil der Arbeit gethan; es bleibt uns die größere Aufgabe, eine schwere Friedensmission. Wie wir die zerstörten Häuser über dem Schutt neu und stattlich aufbauen werden, so liegt es uns ob, unter der Aschenkruste, die sie deckt, jene schlummernden doch nicht verloschenen Funken deutschen Bewußtseins zur lebendigen Flamme zu erwecken, den echten Kern deutschen Wesens, Denkens und Fühlens aus der dünnen französischen Hülle hervorzuschälen und zu pflegen. Unsere Nation, die ihre unvertilgbaren Rechte so kräftig zur Geltung gebracht hat, kennt auch die Bedeutung ihrer daraus erwachsenden Pflichten und fühlt sich kräftig, sie zu erfüllen. Wird es auch harte Arbeit kosten, eine unerquickliche Uebergangsperiode nicht zu vermeiden sein; für das Gelingen bürgen schon die Epochen, welche der preußische Staat in einer ähnlichen und schwereren Mission in seinem Osten erzielt hat.

Wir feiern den 28. September! Dieser Tag nahm uns vor Zeiten

Straßburg, da Deutschland seiner selbst vergessen hatte; er giebt es uns heute, in den Tagen der mächtigsten Volkserhebung, zurück als ein Pfand der zu wahrenden Einheit und Kraft. Von den Zinnen Straßburgs weht wieder die deutsche Fahne; anstatt eines „Passes ins Reich" wird Straßburg, die deutsche Stadt, wieder werden, was sie einst war: die Warte und Grenzhüterin Deutschlands wider den Franzosen.

Preußens Politik gegenüber dem deutschen Süden.

Aus Süddeutschland, 3. Oct.

Die Reise des Staatsministers Delbrück nach München hat jeden Zweifel an ernsten Verhandlungen über das Verhältniß der Südstaaten zum Nordbunde beseitigt. Zu welchem Resultat aber die Münchener Besprechungen geführt haben, darüber finden wir in nord- wie in süddeutschen Blättern sehr widersprechende Angaben. Es wird daher nicht ohne Werth sein, so viel es im Augenblicke angeht, den Gang dieser wichtigen Angelegenheit fest zu stellen.

Die Politik des Grafen Bismarck in Bezug auf den Süden war vor dem Kriege dahin gegangen, gegen die beiden Königreiche auch nicht den leisesten Druck zu üben oder üben zu lassen. Diese Politik wurde bis zu dem Punkte getrieben, daß, damit man ja in München und Stuttgart nicht sagen könne, Preußen beeinträchtige die vollste Freiheit der Entschließungen, im Interesse dieser bayrischen und würtembergischen Selbständigkeit auf den dritten Südstaat mehr als einmal ein ziemlich empfindlicher Druck ausgeübt wurde, ein Verfahren, das, von der eigentlich politischen Substanz abgesehen, an den beiden Königshöfen ein sehr behagliches Gefühl hervorrufen mußte. Gelegentlich gingen die Dinge so weit, daß sie nur aus der in Berlin herrschenden Voraussetzung erklärt werden konnten, die badische Treue könne durch nichts in der Welt erschüttert werden. Und zwar erstreckte sich diese vielleicht beispiellose Schonung nicht allein auf das politische, sondern auch auf das militärische Gebiet. Trotz Allianzverträgen konnte es sich die bayrische und würtembergische Armeeverwaltung so bequem machen, als es die Kammeropposition gegen Preußen erheischte. Ja, das preußische Entgegenkommen scheint sich nicht einmal darauf beschränkt zu haben, die bayrische und würtembergische Selbständigkeit ganz unbehindert gewähren zu lassen, sondern eine Weile selbst den Bemühungen um die Aufrichtung eines Südbundes aufrichtig hilfreich gewesen zu sein.

Wenn man will, hat diese Politik in der großen Krisis des letzten Juli eine glänzende Rechtfertigung erhalten. Baden that seine Pflicht grade so gut, als wäre es seit Jahren Mitglied des Nordbundes und in München und Stuttgart wurden die Verträge trotz Demokraten und Ultramontanen gewissenhaft erfüllt. Wie peinlich allerdings an beiden Orten die Entscheidung geschwankt, wie lange Herr von Varnbüler an der Erhaltung gewisser Beziehungen zu Paris gearbeitet, wie die entgegengesetzten Kräfte in München noch am 19. Juli sich die Wage hielten, so daß der französische Gesandte wenige Stunden vor der Kammerabstimmung telegraphiren konnte, Frankreich sei Bayerns sicher, das sind Dinge, über welche die hohe Begeisterung dieser Monate großmüthig hinweg gesehen hat. Gewiß ist Frankreich bei seinen Speculationen auf den Süden im Irrthum gewesen; daß dieselben aber gar keinen Grund gehabt, daß die bayrischen „Patrioten" und die schwäbischen Demokraten und sehr viele vornehme und fromme Herren in beiden Ländern dazu gar keinen Anlaß geboten hätten, wird Niemand behaupten können. Hätte sich die Nachricht, welche amtlich am 17. Juli in Darmstadt verkündigt wurde, die Franzosen ständen in Freiburg, bestätigt, hätte Frankreich gethan, was es nach seiner Einleitung des Krieges durchaus mußte und das Land von Basel bis Rastatt alsbald nach dem 15. Juli occupirt, so wäre wohl manches an den Tag gekommen, was ein günstiges Geschick jetzt uns erspart hat. Thatsache ist: Niemand in Deutschland hat den Lenkern von Bayern und Würtemberg damals vorgerückt, daß zum großen Theil ihre frühere Politik den Krieg herbei geführt habe, sondern Jedermann mit der größten Wärme anerkannt, daß sie schließlich auf die deutsche Seite traten. Der glückliche Beginn des Kampfes, die Theilnahme der Bayern und Würtemberger an der Schlacht bei Wörth verwischte die letzten trüben Erinnerungen. Alle früheren Gegensätze schwanden vor den staunenswerthen Früchten der gegenwärtigen Einigkeit.

Nichtsdestoweniger mußten mit den Verhältnissen vertraute Männer frühzeitig die Frage aufwerfen, ob die herrliche militärische Eintracht auch die nothwendige Wirkung auf politischem Gebiet haben werde. Sehr viel länger, als die allgemeine Begeisterung für möglich zu halten geneigt war, fand diese Frage bedenkliche Antwort. Ja, man durfte wohl ernstlich sorgen, ob der gar zu unbedingte Enthusiasmus des Nordens im Süden nicht Prätensionen wecken werde, die uns vielleicht um einen erheblichen Theil der Siegesfrucht bringen konnten. Wenn man in norddeutschen Blättern bei Erörterung der Zukunft des Elsaß häufig den Gedanken ausgesprochen fand, jetzt sei der Augenblick zur Belohnung der süddeutschen Treue gekommen, eine Belohnung, die Einzelne in der Weise einzurichten dachten, daß der wirklich Treue zum Vortheil der bis vor wenig Wochen sehr Unzuverlässigen

zerstückelt werden sollte, so wurde man wirklich vor dieser Ueberschwänglichkeit der Gefühlspolitik angst und bange. Glücklicherweise ist dann grade vom Süden aus diese unselige Belohnungstheorie so nachdrücklich und mit so unwiderleglichen Argumenten zurückgewiesen, daß sie in Kurzem völlig aus der öffentlichen Discussion verschwand. Dabei ist sehr zu bemerken, wie wenig die drohende Gefahr diejenigen Kräfte auf dem Platze fand, welche mit der Frage des Elsaß ernste Schwierigkeiten hätten schaffen können. Wir können nicht genug dem Himmel dafür danken, daß diese widerstrebenden Kräfte mit so großer Unfähigkeit geschlagen sind. Ihre Kurzsichtigkeit ist so erstaunlich, daß sie oft den entscheidenden Punkt gar nicht wahrnahmen.

Aber wenn die Frage des Elsaß glücklich vorüberging und damit die Beruhigung gewonnen wurde, daß der süddeutsche Particularismus auch auf politischem Gebiete wesentlich gebrochen sei, so blieb doch immer noch das Problem ungelöst, wie sich die beiden Königreiche in Zukunft zum Norden zu stellen dächten. Ohne das Ereigniß von Sedan hätte dieses Problem vielleicht noch lange geruht. Denn Preußen hielt offenbar auch jetzt noch an dem Grundsatze fest, auf die Königreiche keinerlei Pression zu üben. Aber der Schlag des 2. September machte auch die einst von Napoleon geschaffenen Königskronen erzittern. Es scheint, daß in München wie in Stuttgart merkwürdiger Weise an demselben Tage das Studium der norddeutschen Verfassung und der etwa bei einem Eintritt zu fordernden Ratificationen oder Exemptionen begann. Acht Tage nach der Gefangennehmung des Kaisers waren diese Untersuchungen im besten Gange. Natürlich kam man mit ihnen in Stuttgart rascher aus der Stelle wie in München, und es dauerte nicht lange, so begab sich der würtembergische Kriegsminister ins preußische Hauptquartier, offenbar nicht nur, um einen Orden zu überbringen. Hie und da verlautete über den Wechsel der Stuttgarter Intentionen höchst erfreuliches. Von König und Ministern wurden die preiswürdigsten Aeußerungen berichtet.

Sehr anders lagen die Dinge in München. Auch der beste Wille und die fähigste Entschlossenheit hätte dort erhebliche sachliche Schwierigkeiten nicht alsbald aus dem Wege räumen können. Wie es mit dem Willen der maßgebenden Persönlichkeiten bestellt gewesen, darüber erlaube ich mir keine Muthmaßung; Alles aber, was seit Wochen aus zuverlässiger Quelle bekannt geworden ist, gestattet leider keinen Zweifel daran, daß die staatsmännische Fähigkeit in dem heutigen bayrischen Ministerium nicht auf der Höhe der Situation steht. Man hat kostbare Wochen mit Aufstellung unmöglicher Projecte vergeudet und durch die ganze Behandlung der Angelegenheit bewiesen, daß der Kern der politischen Aufgabe nicht erkannt ist.

Die Sendung des Staatsministers Delbrück nach München hat den

schlagenden Beweis geliefert, daß in der süddeutschen Politik des Grafen Bismarck auch noch am 20. September die Rücksicht auf Bayern das oberste Gesetz war. In dieser Disposition Preußens, in der gesammten hundertfach bewiesenen Stimmung des Nordens mußte Bayern die wahre Garantie seiner Zukunft erblicken. Es mußte erkennen, daß unter diesen Umständen jede mögliche Concession an den bayrischen Particularismus, mehr noch thatsächlich als in den Buchstaben eines Vertrags, werde gewährt werden; es mußte aus der vierjährigen eigenen und sächsischen Erfahrung die völlige Beruhigung über die preußische Loyalität schöpfen und die Einsicht gewinnen, daß die vernünftige bayrische Selbständigkeit keinen besseren Freund habe, als Graf Bismarck, wobei allerdings nicht übersehen werden durfte, daß auch die Freundschaft des Grafen ihre Grenze habe und daß, wenn ihn Bayern an dieselbe dränge, die ganze Situation sich plötzlich in eine ebenso ungünstige verwandeln könne, als sie seit vier Jahren günstig gewesen.

Wenn wir über den Verlauf der Münchener Besprechungen nicht ganz falsch berichtet sind, so haben die bayrischen Minister entweder diese Lage der Dinge nicht erkannt, oder ihrer Einsicht keine praktische Haltung zu verschaffen vermocht. Sie haben gemeint, den Eintritt Bayerns an Bedingungen knüpfen zu müssen, deren Gewährung das ganze 1866 geschaffene Werk umgestoßen, uns einigermaßen in die Confusion des Bundestages zurückversetzt haben würde. Sollte selbst, was jedoch unglaublich ist, der Bundeskanzler auf derartige Prätensionen einzugehen Willens sein, so würden sie nichtsdestoweniger an anderen Mächten scheitern, vor Allem an der Macht der großen Wirklichkeit deutschen Lebens, wie sie in diesen Monaten geboren ist. Das deutsche Volk kann sich seine einzigen kriegerischen Erfolge nicht durch eine eigensinnige oder beschränkte Politik verkümmern lassen, der von ferne kein irgendwie berechtigtes bayrisches Sonderinteresse zu Grunde liegt, sondern unklare Reminiscenzen für immer vergangener Zeiten und das Unvermögen, die ungeheure Tragweite der Ereignisse des vergangenen Sommers zu bemessen. Denn über die wahre Lage und das wahre Bedürfniß Bayerns kann in der That kein Zweifel bestehen. In dem Augenblicke, wo sich Preußen genöthigt sieht das deutsche Interesse gegen die bayrischen Hoffnungen zu wahren und den natürlichen Lauf der Dinge gewähren zu lassen, sieht sich Bayern in die peinlichste Verlegenheit versetzt. Minister Delbrück ist auf den Wunsch der bayerischen Regirrung nach München gegangen, um zunächst und vor Allem den bayrischen Standpunkt zur Geltung kommen zu lassen. Da derselbe in dem Augenblicke, wo der Wunsch Bayerns geäußert wurde, sich im Hauptquartier befand, hätte es sehr nahe gelegen, die Reise nach München über Carlsruhe und Stuttgart zu machen. In Carlsruhe wäre der norddeutsche Staatsmann sicher nicht lange und in Stuttgart

wahrscheinlich auch nicht zu lange aufgehalten worden. Was blieb den bayrischen Ministern übrig, wenn er ihnen die Eröffnung machte, mit Baden und Stuttgart sei der Abschluß erfolgt? Daß Minister Delbrück statt dessen den weiten Umweg über Berlin machte, war eine Huldigung vor der Freiheit der bayrischen Entschließungen, die nicht größer gedacht werden kann. Aber man war, scheint es, in München dermaßen durch Preußen verwöhnt, daß man aus diesem letzteren Beweis von Freundlichkeit verkehrte Folgerungen zog.

Die Zukunft, der die Geschichte dieser Verhältnisse actenmäßig vorliegt, wird sicher das Urtheil fällen, daß niemals ein mächtiger Staat gegen einen minder mächtigen, der ihm überdies zwanzig Jahre hindurch jede erdenkbare Verlegenheit bereitet hatte, der ihm eben mit den Waffen entgegengetreten war, rücksichtsvoller, großmüthiger gehandelt hat als Preußen seit 1866 gegen Bayern. Wir dürfen uns der Erwartung hingeben, daß im bayrischen Volke das gebührend gewürdigt wird, wenn es auch diejenigen, welche zur Leitung desselben berufen sind, zu verkennen scheinen. Was aber das Ganze der süddeutschen Frage angeht, so sehen wir der Zukunft mit voller Beruhigung entgegen. So argwöhnisch uns auch die Vergangenheit umzuschauen gelehrt hat, wir entdecken nirgends die Kräfte, welche die nothwendige Vollendung des deutschen Verfassungsbaues von dieser Seite zu hemmen vermöchten, wohl aber die reichsten und tüchtigsten, welche ungeduldig den Augenblick erwarten, dem langen Auferstehungsprozeß der deutschen Nation die Krone aufsetzen zu dürfen. Die süddeutsche Frage ist in demselben Augenblick gelöst wo Preußen nicht etwa sein gewaltiges Uebergewicht in München fühlen läßt, sondern lediglich aufhört, den Gang des übrigen Südens zu Gunsten Bayerns zu hindern. Dieser Augenblick ist entweder nahe, oder die bereiten Theile des Südens müssen den Entschluß fassen, mit eigener Kraft die lange versperrte Bahn zu öffnen.

Asyle für invalide Krieger.

Die nationale Sorge für die Opfer des Krieges und deren Angehörige, welche die durch den Kronprinzen von Preußen angeregte Stiftung zum Theil übernehmen soll, veranlaßt uns, an eine Denkschrift zu erinnern, welche Herr Fr. Wilh. Toussaint, Königl. Feldmesser in Görlitz, nach dem Kriege von 1866 verfaßte und dem Kronprinzen einreichte. Dieselbe wurde auf Anregung des Kriegsministers v. Roon im Jahre 1867 in No. 70 des Militärwochenblattes veröffentlicht.

Dies Bl. entspricht einem Wunsch des Verfassers und dient einem allgemeinen Interesse, wenn es den Hauptinhalt der Denkschrift im Folgenden mittheilt:

Ein erhabener Zeitabschnitt preußischer Geschichte liegt hinter uns.

Das Vaterland ist nicht nur mit Gottes Hilfe durch die Weisheit und Fürsorge unseres sieggekrönten Königs Wilhelm und die Tapferkeit unseres Kriegsheeres gerettet, es steht vielmehr kräftiger und ruhmvoller da, als je zuvor, vom Freunde geachtet, vom Feinde gefürchtet.

Den Thaten der heldenmüthigen Kämpfer entsprechend soll nun auch der Dank des Vaterlandes sein.

Es ist unsere heilige Pflicht, vor allen Dingen daran zu denken, daß unseren braven und tapferen Kriegern die Tage ihres Lebens nicht durch Sorgen um die Nothwendigkeiten desselben verkümmert und verbittert werden, sie sollen es vielmehr wissen und müssen es tiefinnig fühlen, daß Preußens Volk die Tapferkeit zu lohnen und die Noth zu würdigen versteht.

Sehen wir vorläufig ab von den Tausenden der Tapferen, welche in ihrer Intelligenz und gesicherten Lebensstellung schon durch das Bewußtsein der großen und herrlichen Thaten genügend belohnt sind, und denken wir zunächst an diejenigen unserer braven Krieger, welche, dem Arbeiterstande angehörend, aus der Hand in den Mund leben; denken wir daran, diese in Zukunft nicht frieren, nicht hungern, nicht dürsten zu lassen.

Der Mensch, und zumal der Arbeiter braucht gar wenig zu seiner Zufriedenheit; dieses Wenige aber muß vorhanden sein, soll er als nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft sich geltend machen können.

Hier sind es nun zunächst die armen Handwerker und ländlichen Tagearbeiter, welche unserer Fürsorge am meisten bedürfen.

Denn wer da weiß, was es heißt, sein Brod verdienen müssen, der allein weiß auch die Leiden und Thaten dieser unserer Mitmenschen nach Gebühr zu würdigen.

Vergegenwärtigen wir uns einen ehemals jugendlichen und tapferen Vertheidiger des Vaterlandes, welcher, in Folge der unvermeidlichen oft unüberwindlichen Strapazen frühzeitig alt und schwach geworden, zuletzt nicht weiß, wo er sein Haupt hinlegen, wie er, ein Invalide der Arbeit, das Nothwendigste erwerben soll, und wir stehen einem von Alter, Siechthum und Armuth Heimgesuchten, dem personifizirten Elende gegenüber.

Unter dem Protectorat Seiner Königlichen Hoheit unseres Kronprinzen wird gegenwärtig ein Nationalfonds gesammelt zur Unterhaltung invalider Krieger, sowie zur Unterstützung der Familien der im Felde Gebliebenen.

Erinnern wir uns daher bei Vertheilung dieser patriotischen Gaben zu-

nächst derer, die als ländliche Arbeiter und arme Handwerker noch nie den Werth eines eigenen Heerdes kennen gelernt; sorgen wir zunächst um angemessene Wohnungen für diese unsere Mitbürger, welche für uns gekämpft und geblutet haben.

Denn vor allen Dingen ist ja die Wohnung die Stätte, an der der Mensch nach fleißig vollbrachtem Tagewerke im Kreise seiner Familie ausruhen kann, an der er die Basis aller seiner guten Handlungen dann bilden wird, wenn das Haus ihm in Wahrheit Ruhe, Freude und Sicherheit gewährt.

Erfüllen wir daher eine heilige Pflicht und bauen wir an verschiedenen Orten unseres Vaterlandes Asyle für tapfere, sich um das Vaterland verdient gemacht habende Krieger, welche Arbeiter sind und auf unseren Dank und und auf unsere Fürsorge gerechten Anspruch haben.

Diese ländlichen Asyle, welche zugleich als Muster für ländliche Arbeiter-Wohnungen gelten können, müssen jedoch den gewohnten Lebens-Verhältnissen dieser Leute entsprechen, damit dieselben sich darin wohl und behaglich fühlen können. Nicht nur gesund und bequem sollen sie sein, sondern auch jedem einzelnen Arbeiter möglichst wenig Zwang auflegen, mit anderen Arbeitsgenossen zusammen zu treffen, oder mit ihnen gar den Wohnungsraum zu theilen.

Eine jede dergleichen Wohnung erfordert außer einem in der Nähe liegenden Morgen Ackerland einen kleinen mit der Wohnung grenzenden Gemüsegarten, damit Frau und Kinder Gelegenheit finden während der Abwesenheit des Familienvaters die freie Zeit durch dienliche Arbeit auszufüllen. Der Garten soll zur Verwerthung der Arbeitskraft anlocken.

Dem Charakter des Deutschen entsprechend, wird der Bewohner einer solchen Stätte sich mit Liebe an dieses Stückchen Erde heften; es wird seinen Fleiß anregen und seine Freude bilden, die Seinigen werden ihm hierin folgen und häusliches Glück wird sich hiermit von selbst finden. Im freien eigenen Besitz einer solchen Scholle wird jeder dieser Braven in Wahrheit den Dank des Vaterlandes erkennen.

Das Gefühl der Dankbarkeit wird ihn aber moralisch gut und im allgemeinen Interesse nützlich erhalten.

Wer im wahren Sinne des Wortes ein Arbeiter gewesen, wird die Wahrheit des Gesagten befunden.

Man muß selbst gefühlt haben, was jeden Arbeiter beseelt, wenn er nach gethaner Arbeit beim Klange der Feierabendglocke eine ihm liebe und heimische Stätte findet, in der er aufathmen, ruhen nnd an dem Gefühl sich laben kann, das da ausschließlich die eigene Hütte gewährt.

Die Gründung dieser ländlichen Asyle für invalide und arme Krieger

hat aber nicht allein in sittlicher, sondern auch in volkswirthschaftlicher Beziehung eine ganz außerordentliche Bedeutung, denn sie giebt den ersten Impuls zur Heranbildung eines freien und sittlichen Arbeiterstandes, ohne welchen insbesondere die Landwirthschaft in Zukunft gar nicht bestehen kann.

Die Lehrer der Schule und Kirche können aber auf keine Weise besser unterstützt werden, als durch Diejenigen, die in dem Stande, dem sie angehören, sich achten und diese ihre Selbstachtung auch in ihren Wohnungen zum Ausdruck bringen.

In Folgendem sollen nun die Grundzüge zur Einrichtung möglichst billiger, einfacher, jedoch bequemer und freundlicher Arbeiter-Wohnungen dargelegt werden.

Sowohl im Interesse der Nützlichkeit, als auch der Gesundheit wird es liegen, wenn zur Anlage solcher Asyle in möglichster Nähe eines Dorfes oder Fleckens nicht nur der beste Boden verabfolgt wird, sondern daß auch fließendes Wasser zugeführt werden kann. Kann letzteres jedoch nicht geschehen, so muß wenigstens das nöthige Wasser durch einen künstlichen Brunnen mit Pumpe beschafft werden können. Ist ein solcher Platz gefunden, so muß derselbe durch eine fahrbare Straße mit der Hauptstraße des Dorfes verbunden werden, an welcher das Haus dieser Arbeiter-Colonie mit seiner südlichen oder nördlichen Giebelfront zu liegen kommt, was selbstredend ganz von localen Verhältnissen abhängt.

Der Situationsplan soll eine Fläche von 3 Morgen umfassen, in welcher das Haus mit einem gemeinschaftlichen Saale und 8 möglichst isolirten Wohnungen, sowie 8 dazu gehörige Gärten zu liegen kommen. Hierbei erfolgt die Eintheilung dieser Fläche in der Weise, daß außer dem gemeinschaftlichen Saal zur Berathung gemeinnützlicher Angelegenheiten und einem 30 Quadratruthen großen Turn- oder Trockenplatz, welcher auch als Spielplatz für die Kinder benutzt werden kann, für jeden Arbeiter noch 15 Quadratruthen zu Wohnung, Stall und Hofraum, 30 Quadratruthen zu einem Gemüsegarten und 10 Quadratruthen zur Anlage eines Obstgartens verwendet werden.

(Folgt die Zeichnung und nähere Beschreibung dieser Asyle, deren Modell für das k. k. landwirthschaftliche Museum in Wien angefertigt worden ist; wonach der Verfasser dann weiter fortfährt):

Jeder invalide Arbeiter oder arm gewordene Krieger aus dem Arbeiterstande wird mit einer solchen Einrichtung seiner Wohnung zufrieden sein, gewiß zufriedener, als wenn er in einem kostbaren Invalidenpalaste eincasernirt wird, um ein Leben ohne Freiheit und Arbeit zu führen, ein Leben, welches seiner Natur und seinen Gewohnheiten widerstrebt.

Außer den vollständig freien, eben beschriebenen Wohnungsräumlichkeiten nebst Obst- und Gemüsegarten erhält nun jedes einzelne Mitglied der Colonie noch einen Morgen guten Ackerlandes, damit Jeder außer den nöthigen Kartoffeln sich auch etwas Stroh und Lein bauen kann, und auf welchem der jährlich angesammelte Dünger zugleich seine praktische Verwendung findet. Dabei wird er genügend Futter für eine Ziege, durch welche er die für jede Haushaltung ganz unentbehrliche Milch bezieht, gewinnen.

Auf Grund einer solchen Einrichtung dürfte nun wohl die Existenz jedes dieser Braven auf eine ebenso natürliche, moralische und anständige Weise und gewiß im besten Interesse der Volkswirthschaft gesichert sein.

In diese, dem Nationaldank eigenthümlich verbleibenden Colonien dürften nur sich um das Vaterland verdient gemachte Handwerker und ländliche Arbeiter aufgenommen werden, und diese Colonien werden dann als Musterstätten zur Heranbildung eines ebenso fleißigen als auch selbstbewußten und patriotischen Arbeiterstandes gelten können.

Nach genauer und ganz gewissenhafter Berechnung, welcher mit Bezug auf den Ausbau des Hauses die sog. mittleren Berliner Baupreise zum Grunde gelegt sind, Preise welche je nach den verschiedenen Localverhältnissen mehr oder weniger von einander abweichen werden, lassen sich die Kosten einer qu. Einrichtung wie folgt zusammenstellen:

a. Grund und Boden, Hofraum und Garten.

1) 3 Morgen Land in der Nähe des Dorfes à 100 Thlr.	300	Thlr.
2) 8 Morgen Ackerland à 75 Thlr.	600	„
3) Zur Einrichtung der Straße, Drainirung der Anlage und des Ackers incl. Zu- und Ableitung von fließendem Wasser	180	„
4) 240 lfd. Ruthen Zaun zur Einfriedigung der Gärten à 15 Sgr.	120	„
5) 80 Stück Obstbäume incl. Einsetzen à 15 Sgr. . . .	40	„
6) 48 Quadratruthen Hof zu planiren mit einem 2 Fuß breit ausgepflasterten Gerinne incl. Kiesanfahren ꝛc. zusammen	50	„
7) 2 Brunnen mit Pumpe à 35 Thlr.	70	„
8) Auf unvorhergesehene Fälle	40	„
Summa	1400	Thlr.

b. Das Haus und die Stallgebäude.

1) Maurerarbeiten incl. Lieferung des nöthigen Materials, zusammen	1300	„
2) Desgleichen die Zimmermannsarbeiten ꝛc.	1450	„
Latus	2750	Thlr.

	Transport	2750 Thlr.
3) Die Dachdeckerarbeiten	450	"
4) Tischler, Schlosser, Glaser und Anstreicher	450	"
5) Auf unvorhergesehene Fälle	50	"
	Summa	3600 Thlr.
	Summa Summarum	5000 Thlr.

Rechnen wir hierzu noch 1000 Thlr. als Grundcapital zur Ansammlung eines Fonds zur Unterhaltung der Baulichkeiten und Zahlung der Feuerversicherung, so wäre im Ganzen nur ein Capital von 6000 Thlrn. (also pro Mann 750 Thlr.) erforderlich, um 8 tapfere, arme, invalide gewordene Krieger aus dem Arbeiterstande äußerst glücklich zu machen. Denn das zu ihrem Lebensunterhalte noch Fehlende werden sie mit eigenem Fleiße dann mit Leichtigkeit sich noch erwerben können.

Wenn man aber bedenkt, daß zur Unterhaltung eines Verbrechers ein Kapital von mindestens 1000 Thlrn. erforderlich ist, wie die großartigen Zuchthäuser aller Länder es nachweisen, so dürfte wohl hier, wo der Dank des Vaterlandes tapfere Krieger belohnen soll, diese mäßige Summe für verdiente Männer leicht und gern beschafft werden können.

Hierbei ist zu erwägen, daß gleichzeitig sehr wesentliche Vortheile dem Nationalwohlstande hieraus dargeboten werden.

Selbstredend würden zunächst die Staats-Domainen die beste Gelegenheit und das billigste Material zur Anlage qu. Colonien bieten.

Ferner werden zu diesem patriotischen Unternehmen auch viele der größeren Grundbesitzer den nöthigen Grund und Boden umsonst hergeben; überhaupt dürfen wir erwarten, daß im Interesse dieses menschenfreundlichen Unternehmens gewiß Jeder die billigsten Anforderungen an den Nationalfonds stellen wird.

Für die Grundbesitzer würde endlich aber auch noch der große Vortheil erblühen, stets einen Stamm tüchtiger, freier Arbeiterfamilien im Interesse ihrer Wirthschaften zur Verfügung zu haben.

Der Verfasser ist so fest von der Zweckmäßigkeit dieser Anlagen überzeugt, daß er innig wünscht, seinen Plan einer eingehenden Erwägung würdig erachtet zu sehen.

Kriegsbericht.

Die französische Volksbewaffnung.

Als es nach den blutigen Kämpfen vom 14. bis 19. August gelungen war, die Hälfte der kaiserlichen Armee um Metz einzuschließen, da nahm man

in unserem Heere an, daß die eingeschlossene Armee von Bazaine — fünf Corps und Trümmer versprengter Regimenter, zusammen 120,000 bis 130,000 Mann — sich etwa bis Mitte September werde halten können, weil man auf Grund erhaltener Nachrichten eine Verproviantirung der Festung auf drei Monate für eine Besatzung von etwa 30,000 Mann vorhanden glaubte. Die Erfahrung hat gezeigt, daß die Franzosen größere Massen von Proviant in der Festung zusammengebracht hatten. Aber aus unzweifelhaften Anzeichen ist zu schließen, daß jetzt wenigstens die Fleischvorräthe erschöpft und die Verlegenheiten des Befehlshabers sehr gesteigert sind. Darauf weisen auch die häufigen Ausfälle der letzten Zeit. Man würde freilich irren, wenn man bei jedem größeren Ausfalle schon jetzt das Bestreben Bazaine's auszubrechen voraussetzte. Er mag entweder die Absicht haben, Transporte von Lebensmitteln aufzunehmen, oder das eingeschlossene Heer wieder an den Kampf mit dem gefürchteten Gegner zu gewöhnen und durch die kleinen Erfolge zu ermuthigen, welche der belagerten Armee bei einem Vorstoß größerer Massen gegen die Vortruppen des Belagerers in Aussicht stehn und von diesem bei der größten Umsicht und militärischen Ueberlegenheit nicht ganz zu verhindern sind. Denn wenn der Belagerte die Vorposten des Feindes zurückgeworfen und in günstiger Stellung durch einige Zeit den Andrang der heraneilenden nächsten Belagerungstruppen aufgehalten hat, vermag er sich in der Regel ohne große Verluste in den Schutz seiner Festungsgeschütze zurückzuziehen und wohl auch eine Anzahl Gefangener mitzuführen. Solche Ausfälle geben beiden Theilen das Selbstgefühl eines Erfolges, den Ausfallenden, weil sie im Anfange die Feinde auf eiligem Rückzuge gesehn haben, den Belagerern, weil sie zuletzt den Feind zurückdrängten. Nur darf der Belagerte nicht den rechten Zeitpunkt des Rückzugs versäumen. — Der Charakter Bazaine's macht wahrscheinlich, daß er für sich nicht den Ausgang von Sedan und Straßburg wählen, sondern zuletzt doch mit äußerster Kraft einen Durchbruch nach dem Süden versuchen wird. Ihm muß, wenn er sich noch als kaiserlicher General betrachtet, als That von entscheidender Wichtigkeit erscheinen, ein wenn auch nur kleines kaiserliches Heer in das Chaos der französischen Parteien zu führen. Unsere Feldherrn werden sich durch den möglichen politischen Nutzen eines solchen Zwischenspiels nicht hindern lassen, mit äußerster Anspannung ihm beim Ausbruch und durch Verfolgung dasselbe Schicksal zu bereiten, welches die anderen Theile des französischen Heeres in deutsche Festungen geführt hat.

Als in mehrtägiger Rast zu Rheims die Umschließung von Paris festgesetzt wurde, hegte man die Hoffnung, daß die Einnahme dieser Hauptstadt aufgeregter Schwindler mit möglichster Schonung des werthvolleren deutschen Blutes erreicht werden könne durch eine feste Um-

schließung und durch Anwendung unserer Artilleriewirkungen. Man kannte genau die beiden schwachen Stellen des Befestigungsgürtels, von denen aus die Stadt bombardirt werden kann; eine davon wurde durch den verunglückten Ausfall des 19. Sept. und das gegenüber liegende Hauptquartier des Kronprinzen auch sofort Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Als größte militärische Schwierigkeit durfte nicht die Einnahme, sondern die Einschließung des ungeheuern Flächenraums gelten. Und diese Aufgabe wurde um so künstlicher, als man die sieben Corps von Metz entbehren mußte, auf welche bis dahin in der Stille gerechnet war. Wie unsere Feldherrn das strategische Kunstwerk der Einschließung durchgesetzt haben, werden dereinst militärische Schriften zu rühmen wissen. Es ist noch nicht dagewesen, daß ca. 300,000 Mann eine ganze verschanzte Landschaft umspannt haben, deren Mittelpunkt eine Stadt von 1½ Millionen Menschen und über 300,000 Bewaffneten ist. Von den außerordentlichen örtlichen Schwierigkeiten waren die größten der gewundene Lauf der Seine und Marne, welche die Verbindung und schnelle Unterstützung der einzelnen Corps erschweren; dazu kamen andere Bedenken, die in der ungewöhnlichen Beschaffenheit der Besatzung lagen. Der Sinn des Volkes, welches dort eingeschlossen wurde, gleicht den hohlen buntgemalten Figuren aus Gummi elasticum welche in Paris angefertigt werden; sie werden durch den Schicksalsdruck eines Daumens schnell zu jeder Art Fratze umgestaltet, und schnellen von dem Druck befreit, sofort wieder zu der ursprünglichen Gestalt zurück, ohne eine Spur des Eindrucks zu bewahren. Die Belagerer hatten sorglich zu hüten, daß nicht die fast unvermeidlichen kleinen Erfolge der Belagerten bei plötzlichen Ausfällen den windigen Muth der Stadt, den unsere Umschließung niedergedrückt hatte, wieder hoch emporhoben. Nächst der weise überlegten Aufstellung ist auch eine außerordentliche Wachsamkeit und Umsicht der einzelnen Truppenführer nöthig, und Offizieren wie Mannschaften ist der Vorpostendienst eine schwere Arbeit.

Man darf in Deutschland nicht besorgen, daß die Führer unseres Heeres in dem Selbstgefühl von Berufssoldaten die Hindernisse unterschätzen, welche eine Volksbewaffnung bereiten kann. In Preußen zumal ist mehrfach erprobt worden, wie viel der bewaffnete Bürger in gewissen äußersten Nothfällen den regulären Truppen zu helfen vermag. Die Freischützen und Mobilgarden von Paris können hinter Brustwehr und Barricade nach einigen Wochen militärischer Uebung guten Dienst thun, — wenn wir ihnen dazu Gelegenheit geben, sie werden sich vielleicht auch bei einem Ausfall einmal mit Erbitterung vertheidigen; aber für die meisten militärischen Aufgaben in der Schlacht und auf dem Marsch werden sie, wie sie jetzt sind, ohne systematische Zucht, sich einem tapferen disciplinirten Heere gegenüber nicht viel nützlicher und nicht viel schädlicher erweisen, als eine Heerde Büffel auf den Prairien. Die moderne Kriegführung ist von der in den Freiheitskriegen und in den Revolutionskriegen fast ebenso verschieden, als die jener Zeiten von der des dreißigjährigen Krieges. Was noch 1793 und 1813 einem ungeschulten Heer — allerdings unter riesigen Verlusten — möglich war, ist jetzt ganz unmöglich geworden.

Der Nachtheil aber, welchen schlechtdisciplinirte, in den Tagen der Noth zusammengelaufene Compagnien dem Feinde bereiten, ist ferner unwesentlich geworden gegen den Nachtheil, welchen sie der Kriegführung und der Cultur ihres eigenen Staates bereiten. Die Freiwilligen in Paris, selbst wenn sie durch Uniform, regelmäßige Bewaffnung und einiges Exercitium eine militärische Außenseite und eine gewisse Brauchbarkeit gewinnen, bleiben unter dem

Gewehr turbulente Politiker, sie haben das Gefühl, die Herren von Paris zu sein, und sie werden dem gesunden Menschenverstand durch eine Schrecksherrschaft so lange entgegentreten, bis ein jäher Schrecken sie selbst überfällt und den Sturz Frankreichs so tief und hoffnungslos macht, daß dieser Krieg für alle Zeit als ein furchtbares Strafexempel betrachtet werden wird.

Der Mobilgardist und der deutsche Freiwillige, welcher während des Krieges eintrat und schnell ausexercirt jetzt in seinem Bataillon vor Paris auf Vorposten steht, beide haben vielleicht an demselben Tage zum erstenmal das Gewehr ergriffen. Aber der deutsche Soldat gleicht die Mängel seiner technischen Vorbildung in einem festgegliederten taktischen Körper aus nach dem Beispiel und im Wetteifer mit älteren Kameraden, unter Führung kriegsgebildeter Offiziere, in der eisernen, das ganze Tagesleben umschließenden, jede gemeinschaftliche Thätigkeit regelnden Disciplin eines civilisirten Heeres. Die militärischen Begriffe von Ehre und Schande, die sittlichen Vorstellungen der Heeresleitung von Recht und Unrecht des Soldaten, Gesetz des Heeres und internationaler Kriegsbrauch bändigen ihm die Willkür und richten seine Gedanken und Werke nach den Zwecken seines Staates. Er ist bei gleicher Waffenzeit nicht nur ein besserer Krieger, als der französische Mobile, sondern mit diesem verglichen auch der civilisirte Mann gegenüber einem Wilden. Und dieser letzte Vorzug ist wohl werth, daß die allgemeine Aufmerksamkeit darauf weile. Vor wenig Wochen hat der Prinz von Joinville, der einst selbst ein Feldherrnamt bekleidet hat, die Ruchlosigkeit begangen, öffentlich die friedlichen Bürger und Bauern Frankreichs zu blutigen Racheacten an den eindringenden Deutschen aufzufordern — es ist derselbe würdige Prinz des Hauses Orleans, welcher verjagt aus Frankreich und gastfrei in England aufgenommen, sich bei seinen unmilden Landsleuten dadurch Huld zu gewinnen suchte, daß er ihnen sofort in einer Schrift von England her auseinandersetzte, wie sie es anfangen müßten, die englische Flotte zu besiegen. — Nach ihm hat die provisorische Regierung aus frevelhafter Verstörung, die an den unwissenden Köpfen von Paris eher entschuldigt werden kann, in ähnlicher Weise den Krieg der Bürger und Bauern gegen die feindlichen Heere proclamirt. Dieser Act hat denn auch in einem Theil Frankreichs zur Bildung von Banden geführt, welche, halb Patrioten halb Räuber, unseren Heeren hie und da lästig werden. Es sind einige Feldjäger und einige Postillone abgeschossen worden, es sind Wagen mit Verwundeten und Proviant, sogar eine Colonne von Proviantwagen aufgehoben, es sind kleinere Detachements überfallen und gefangen; man hat aus Häusern und Hecken auf durchziehende oder gar auf kämpfende Truppen geschossen, hat sogar Verwundete und Einquartirte gemeuchelt und einigemal scheußlich verstümmelt.

Dafür sind durch unser Obercommando oder unsere Soldaten den Thätern etwa folgende Strafen aufgelegt worden: Außer 250 Fl. Champagner (für den Schuß beim Eintritt in Rheims) in Summa etwa 3,000,000 Frcs. Contribution, 20—30 einzelne Häuser niedergerissen, 20—30 ganze Dörfer angezündet und niedergebrannt, 150—200 Bauern erschossen oder verbrannt, dazu auch Weiber und Kinder, welche sich an Mordthaten betheiligt hatten oder darum im Verdacht standen. Diese unheimliche Berechnung wird genügen, um die Bedeutung zu charakterisiren, welche der Volkskrieg für Frankreich hat. Der militärische Schaden, der uns dadurch erwachsen ist, läßt sich in Summa etwa dem vergleichen, den einige reguläre Schwadronen unter einem unternehmenden Rittmeister im Rücken des Gegners anzurichten vermögen. Der Schaden für die verführten Landleute und für die wirthschaftlichen Interessen des Landes ist größer. Unberechenbar groß ist die Gefahr, welche

durch derartige Aufregung des Volkskriegs der gesammten Cultur der civilisirten Menschheit bereitet wird.

Das Menschengeschlecht hat drei Jahrtausende gebraucht, um aus jener wilden Kriegsführung, welche Jehova befahl: gänzliche Vertilgung von Mann, Weib und Kind der Feinde, bis zu der Humanität des modernen Krieges durchzudringen, welche das Privateigenthum der Feinde — mit unvermeidlichen Ausnahmen — achtet, welche in dem Verwundeten nicht den Feind, sondern den leidenden Mitmenschen sieht, und welche sorglich bemüht ist, die Zerstörungsmittel des Krieges so zu bilden, daß die Verwundungen möglichst große Aussicht für Erhaltung des Lebens lassen. Leider haben die Franzosen von diesen werthvollen Resultaten moderner Humanität wenig Kenntniß und noch weniger Empfindung dafür. Sie haben sich geweigert, das Princip, Schonung des Privateigenthums, anzuerkennen, sie haben thatsächlich von der Genfer Convention und von den edlen Pflichten, welche sie auflegt, sehr geringe Kunde; auch in der großen Mehrzahl ihrer Aerzte keine geeigneten Pfleger verwundeter Feinde; und ihre Sprecher sind endlich scrupellos geneigt, jedes Mittel zur Austilgung ihrer Gegner mit Freude zu begrüßen. Wir aber haben zu wahren, daß der niedrige Grad von Bildung und Sitte, der auch hierin bei ihnen zu Tage kommt, keinen schädlichen Einfluß auf die civilisirten Vorstellungen von Recht und Ehre des Krieges erhalte.

Der civilisirte Krieg ist Kampf der Staaten durch den militärisch organisirten Theil ihrer Volkskraft, der Kampf selbst ist Zerstörung der Kampffähigkeit des Feindes in sehr bestimmten militärischen Formen, welche die Schonung der feindlichen Leben und Güter, so weit irgend möglich, erstreben. Ein Staat, welcher die allgemein angenommenen militärischen Formen aufgiebt und den civilen Theil seiner Bevölkerung zu thätigen Theilnehmern des Kampfes macht, wirft seine gesammte Bevölkerung dadurch in die Gräuel und die Vernichtung der rohen Urzeit zurück, er giebt dieselben der Strafe, der Rache, der nothwendigen Zerstörung durch den Sieger Preis. Der deutsche Soldat ist verpflichtet, Leben und Eigenthum seines feindlichen Quartiergebers so zu achten, wie das seiner Landsleute, nur Obdach, Lager und zuweilen Kost hat er zu fordern. Von dem Tage, wo er weiß, daß sein Quartiergeber durch die feindliche Regierung verpflichtet wird, den Einquartirten feindlichen Truppen zu überliefern, ja selbst zu tödten vom Hinterhalt aus, durch das Essen, oder wenn der Einquartirte schläft, so muß der Soldat den Bürger und Bauer austilgen, aus der Wohnung in die Ferne jagen, ihm alle Mittel zu der Unthat zerstören, Haus und Hof, Geräth und Vieh; er muß die Städte und Dörfer niedersengen, das Land, welches er besetzt, in eine Wüste verwandeln. Selbstverständlich wird dadurch auch für ihn die Aussicht geringer, bei den fremden Brandstätten auszudauern. Aber als Sieger hat er doch unvergleichlich größere Mittel sich zu ernähren, aus seiner Heimath und anderswoher Zufuhren zu beziehen, als der Letzte auf dem verödeten Gebiet auszudauern, endlich dasselbe durch Colonisten seines Stammes neu zu bebauen.

Wollen die Celten von Paris uns zwingen, im 19ten Jahrhundert einen solchen Kampf gegen sie zu führen, indem sie ihn ruchlos, abenteuerlich, als verrückte Phantasten gegen uns aufregen, so werden sie die Folgen zu tragen haben.

Wir haben mit schwerem Herzen und sehr gegen unsern Wunsch diesen unnöthigen Krieg, den die Franzosen uns erklärten, aufgenommen. Wir haben bisher die civile Bevölkerung mit einer humanen Schonung und Nachsicht behandelt, die sie wahrlich nicht um unsere Truppen verdient hat. Wir werden aber zuletzt genöthigt werden, sie zu behandeln, nicht wie ihre

Falschheit und Tücke uns behandeln möchte, aber wie nöthig ist, um ihnen die Scheu vor dem Stärkeren eindringlich zu machen.

Während die Nationalregierung bewaffnete Banden ermahnt, aus den Häusern auf unsere Soldaten zu schießen, schreit die französische Presse lautes Weh über den barbarischen Brauch der Deutschen, das Haus zu zerstören, aus welchem ein Bürger auf deutsche Truppen geschossen. Und während die Regierung von Paris den Städter und Landmann zu Räuberei und Mörderei anfeuert, erläßt die Akademie von Paris feierlichen Protest gegen eine Schädigung der Kunst- und Alterthumsschätze durch freche feindliche Kugeln. Auf den ersten Unsinn ist keine Antwort nöthig, dem zweiten möge eine kurze Betrachtung antworten. Wir fühlen recht innig den Werth, welchen ein Bild von Raphael in den Pariser Museen für unsere Cultur hat. Wenn aber heut durch Aufopferung des besten Bildes, der schönsten Antike, das Leben auch nur eines unserer Söhne und Brüder, welche in Frankreich kämpfen, vor dem Tode bewahrt werden könnte, wir müßten, ohne zu zaudern, Holz und Marmor der Vernichtung hingeben, um unser Leben und Blut zu bewahren. Und hier handelt es sich nicht nur um das Leben eines Mannes, sondern um Leben und Heil von Hunderttausenden, und nicht nur um hunderttausend Einzelne, sondern um Leben und Heil des Höchsten, was wir auf Erden haben, unseres Staates.

Dieser Krieg ist ein grimmiger Krieg, und das Volk, mit dem wir zu kämpfen haben, ist ein tief verkommenes Volk. ♀

Literatur.

Joh. Anton Leisewitz, Julius von Tarent und andere poetische Schriften nebst der Nachricht vom Tode Lessings. Nach den ersten Drucken sorgfältig revidirt und mit einer literar-historischen Einleitung versehen. XV und 120 S. Berlin, H. Ebeling und C. Plahn, 1870.

Es verlohnt sich der Mühe, diese einzige Tragödie des anziehenden Zeitgenossen, Freundes und Schülers von G. E. Lessing in weiteren Kreisen zu verbreiten, als dies bisher geschehen ist, und wäre es nur um den mächtigen Abstand klar zu erkennen, der zwischen ihm und seinem Meister besteht. Damit soll freilich im geringsten nicht geläugnet werden, daß Julius von Tarent aus der, verdienter Vergessenheit längst anheimgefallenen Masse, von Tragödien jener Zeit mächtig hervorragt, was das Talent des Dichters anlangt. Vielmehr weist jenes bedeutsame achte Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts neben dem gereiften Lessing und dem rasch emporstrebenden Goethe keinen dramatischen Dichter auf, der neben jenen Beiden mit mehr Recht genannt zu werden verdient, als Leisewitz. Dieser feinsinnige, edle und hochbegabte Dichter, dessen frühzeitiges Verstummen zwar beklagt werden muß, aber sehr wohl zu begreifen ist und in hohem Grade für seine Selbsterkenntniß spricht, war 1752 geboren. Sein Julius von Tarent entstand in den Jahren 1774 und 1775, ist also das Werk eines 22jährigen Jünglings. Um ihn recht zu würdigen, muß man sich vergegenwärtigen, daß die hervorragendsten Tragödien die ihm vorlagen: Miß Sara Sampson 1755, Emilia Galotti 1772, Götz von Berlichingen 1773, Clavigo 1774, erschienen waren. Wir können daher dem verdienstvollen Herausgeber des oben genannten neuen Abdruckes nicht völlig beipflichten, wenn er (S. IX) gewisse matte Stellen im Julius von Tarent damit entschuldigt, daß es eben noch kein Muster des Gattungsstiles gab und ebensowenig können wir seine Meinung (a. a. O.) theilen, daß sich in dieser Tragödie überall Geschmack und eine kräftige, glänzende Sprache zeige, womit wir zugleich so ziemlich die beiden einzigen Aus-

stellungen bezeichnet haben, zu denen uns die sonst überaus sorgfältige und vertrauenswerthe Arbeit des Herausgebers Anlaß giebt. Julius von Tarent ist das Werk eines Dilettanten, der mit den besten seiner Gattung ein ungewöhnliches Talent gemein hat. Wo die unmittelbare Empfindung spricht, wo die einzelne poetische Situation wirkt und begeistert, gelingt ihm Vieles überraschend gut, wo ein vortreffliches Muster für verwandte dramatische Momente vorliegt, glückt ihm eine Nachschöpfung oft in hohem Grade. Höchst lehrreich ist es in dieser Beziehung die Scenen 5—8 im 5. Act des Julius von Tarent mit den Scenen 2—4, 6 uud 7 im 5. Aufzuge der Emilia Galotti zu vergleichen. Allein fast in allen Punkten der Tragödie, welche entweder durch ausgezeichnete dramatische Begabung oder durch strenge Durchbildung und bewußtes künstlerisches Studium bewältigt werden müssen, in Durchführung der Charaktere, im Aufbau und der Entwicklung der Handlung, in dem Verhältniß der einzelnen dramatischen Situationen zu einander und in ihrer Motivirung zeigt sich der Dilettantismus des jugendlichen Dichters oft empfindlich genug. Wenn dennoch der große Erfolg, den diese Jugendarbeit auf der deutschen Bühne im lesenden Publikum fand, einigermaßen verwundern könnte, so muß man sich dabei vergegenwärtigen, wie spärlich besetzt die damalige Tafel des deutschen Dramas war, und wie Julius von Tarent einerseits schon ein treffliches Interresse mit vollem Recht erregen konnte, andrerseits aber jedem erkennbar aus dem neuen geistigen Aufschwung herausgeboren war, den das deutsche Drama in den 70er Jahren erlebte. Selbst das wird man erkennen, daß Leisewitz, so streng er offenbar in Lessings Fußtapfen zu wandeln vermeint, doch in der Schilderung der Liebesleidenschaft von Julius und Blanka bereits eine Stimmung zeigt, die, so wenig Lessingisch als möglich, ebenfalls ein Kind des in jenem Jahrzehnt neugeborenen deutschen Gemüthslebens ist, und bei ihrem zuweilen fast romantischen Charakter nicht in die Vergangenheit auf Lessing, sondern in die Zukunft auf die sich neu entfaltende deutsche Dichtung hinweist. In dieser Beziehung hielt sich Leisewitz vielmehr zu Goethe als zu Lessing, und ebenso gemahnt er an den ersteren in der feinen dichterischen Empfindung für die Natur und ihr Leben, einem der Hauptmomente, welche die Goethesche Epoche der deutschen Dichtung von Lessing scheiden. Es ist höchst charakteristisch zu verfolgen, wie noch Lessing dem Leben der Natur völlig kühl gegenübersteht, sein Verhältniß zu ihr ist ein einfach conventionelles und dies scheidet ihn vielleicht nicht minder scharf von der neuen Goetheschen Dichtungswelt, als seine Stellung zum Gemüthsleben gegenüber der von Goethe im Götz begonnenen, im Werther aber mit erschütternder Gewaltsamkeit vollzogenen Befreiung des Individuums, der Einsetzung der einzelnen Persönlichkeit in ihr Recht.

Die Regungen dieses neuen Lebens im Julius von Tarent zu verfolgen, der recht eigentlich auf der Grenzscheide beider Epochen steht, und den Stempel beider in sich trägt, ist eine anziehende Aufgabe; Leisewitz und sein trotz oder wegen aller seiner Mängel interessantes Werk wird immer einen bedeutsamen Platz in der Entwicklungsgeschichte der deutschen Dichtung jener Zeit beanspruchen. Auch in diesem Sinne empfehlen wir das kleine Buch, in dem die beiden satirischen Gespräche S. 108—113, die Nachricht von Lessing's Tod S. 114—119 und das sehr anmuthige Gedichtchen an die Nachtigall, S. 113, nicht minder willkommene Zugaben sind, als die lehrreiche Einleitung des Herausgebers S. I—XV. Ueber den Text wollen wir hier nur bemerken, daß, wenn in den Drucken die Stelle S. 19, 9 lautet: ‚aber was thuts, daß andere meine Grundsätze fassen', dies einfach in hassen zu verbessern sein wird. Die Ausstattung ist gut, das Buch möge als Vorläufer einer Gesammtausgabe von Leisewitz' Schriften freundliche Aufnahme finden.

Verantwortlicher Redacteur: **Gustav Freytag.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.



Freiheits- und Einheitskriege.

Leipzig, Mitte October 1870.

Von allen Erinnerungen, welche dies Jubeljahr unseres Volkes in seiner Seele wachgerufen hat, ist keine so deutlich und keine so mächtig gewesen, wie die an 1813. Als der Aufruf zu den Fahnen erscholl, da wurden die alten Lieder lebendig, vergessene Bilder und vergilbte Kupferstiche tauchten ans Licht hervor, aus allen Reden erklang laut das Andenken an den heiligen Volkskrieg. Die Augen der Greise, welche die gnadenreiche Stunde unserer Erlösung einst noch erschaut hatten, glühten wieder auf wie im Abendglanze eines heiter endenden Tages, die jungen Freiwilligen kamen herbei mit dem verlangenden Gelübde, es den rühmlichen Werken der Väter und Großväter gleichzuthun. Galt es doch abermals König und Vaterland Hausehre und Heimathssitte zu vertheidigen gegen dieselbe Nation, die fort und fort bemüht ist, sich das verdiente Erbtheil unseres Volkshasses zu bewahren und zu mehren. Trug man uns doch Feldzeichen und Namen desselben Eroberers entgegen, dessen finsteres Bild in deutschen Bürgerhäusern und Bauernhütten noch aufrecht steht mit allen seinen Schrecken. Nur vergaß der Schwächling, der da wähnte, auch uns wie einst seine Landsleute mit der todten Riesenmaske einzuschüchtern, daß neben dem gespenstischen Bilde Napoleons I. unser Volk auch die Kreuzlein noch aufbewahrt, mit denen es gelang, den bösen Geist zu verscheuchen. Es geschah Jedermann zu Danke, als König Wilhelm, in dem die eigenen Jugendempfindungen sich frisch und warm zu regen begannen, jenes schlichte Ehrenzeichen aus eisernen Tagen der Noth zu neuem Preise für alte Tapferkeit wieder einweihte.

Hernach dann, als wir es vermochten, mit siegender Eile die Abwehr in Ansturm zu verwandeln, als über Frankreichs Hügel und Ströme, durch Frankreichs Dörfer und Städte unser Heereszug unaufhaltsam dahinging, da gemahnte uns der fremde Boden wiederum mehr an die Jahre 14 und 15, denen wir verdanken, daß er, wie man ihn auch umgestaltet habe, für unsere Feldherren doch kein fremder Boden mehr ist. Nun aber treten wir

im Umlaufe des Jahres in die herbstlichen Tage wieder ein, die uns im Andenken an den eigentlichen Rettungskampf bei Leipzig allemal für die wahre Festzeit gegolten haben zur Gedächtnißfeier nationaler Unabhängigkeit. Wie oft hat sich nicht unsere Jugend an solcher Feierfreude gestärkt, wie oft hat nicht der Geist, den der edle Dichter dazu herniedersteigen sah, ihr mit ernster Mahnung ins Herz geredet, wie oft haben nicht von den Bergen und Anhöhen rings im Vaterlande die Octoberfeuer durch die kühle Nacht geleuchtet! — diesmal lodern sie draußen auf den Wachtstätten um Metz und Paris! Unwillkürlich bewegt dies wunderbare Hereinstrahlen der Vergangenheit in die Gegenwart den ernsten Geist zu nachsinnender Betrachtung. Auch der Geschichtsschreiber, denk' ich, wird später die Freiheits- und die Einheitskriege mit einander vergleichen und an einander ihren Werth ermessen.

Die Freiheitskriege — lassen wir uns den Namen nicht verkümmern! Es sind Rechthaber aufgetreten, die uns dafür die dürftige Bezeichnung „Befreiungskriege" haben aufdrängen wollen. Die einen, weil sie meinten, das erhabene Wort Freiheit tauge nicht für einen Kampf, wie heldenmüthig er auch immer ausgefochten sei, der uns am Ende um alle unsere Freiheitshoffnungen betrogen, der uns eine lange Zeit der Unfreiheit eingetragen habe, wenn nicht ärger, so doch drückender als zuvor, weil wir sie begriffen. Die anderen, da sie fürchteten, das gefährliche Wort Freiheit, im Wappen dieser Kriege prangend, werde fort und fort an jene getäuschten Hoffnungen erinnern, werde Unzufriedenheit und Gährung im Volke steigern. Den letzteren braucht man nicht zu antworten, die den Arbeiter seines Lohnes nicht werth halten wollen; die ersteren führen ein eitles Wortgefecht. Freilich die Freiheit, die wir „meinen", hat sich auch damals, wie der Dichter einst schmerzlich ausrief, der bedrängten Welt nicht zeigen wollen; aber welche Kämpfe der Menschen, auf dem Schlachtfelde oder auf dem Straßenpflaster, haben sie denn jemals herabzurufen vermocht? Für die Nation aber im ganzen ist immerdar die erste und vornehmste Freiheit die von jeglicher Fremdherrschaft, die Unabhängigkeit nach außen; man nenne das meinetwegen eine blos elementare Freiheit, aber man verkürze ihr diesen Namen nicht, denn ohne diese, was wäre da alle andere Freiheit, oder wie sollte deren überhaupt gedeihen können?

Es geschieht, glaub' ich, eben deshalb, daß wir Deutsche vor allen anderen Erinnerungen gerade die von Leipzig feiern. Nicht um der Masse der ringenden Völker willen allein erscheinen die drei Octobertage uns als die rechte Mitte, als der leuchtende Kern jener Kriege, während den früheren nicht minder muthigen und siegreichen, ja vielleicht noch ruhmvolleren Schlachten nur ein localer Cultus zu Theil geworden ist. Nein, wir wissen, daß die Leipziger Schlacht für die Sache unserer Unabhängigkeit die entscheidende

gewesen: da ward der deutsche Boden frei, da ward die Hälfte unseres Volkes, die bisher noch dem fremden Willen unterthan gewesen, durch den Heldenkampf der anderen Hälfte sich selber zurückgegeben. Es kann unser Auge verletzen, wenn wir auf der Brust des sächsischen Veteranen, der den Napoleonsstein bei Stötteritz behütet, die Helenamedaille wahrnehmen; wenn er aber erzählt: „da und dann war's, daß wir übergingen zu den Deutschen", so wird uns eben hieraus am deutlichsten der unermeßliche Segen dieser drangsalreichen Stunden klar. Und so darf man sich auch nicht verwundern, wenn man in Baden oder der Rheinpfalz dann und wann am 18ten Oktober die fröhlichen Böllerschüsse von den Weinbergen hernieder durch die Abendstille dröhnen hört; in die Freuden der Weinlese mischt sich der aufrichtig jubelnde Dank für jene große Freiheitslese, daran ihnen zwar nicht mitzuarbeiten, aber um so mehr mitzugenießen vergönnt war.

Es hat freilich die hervorstechende Pflege der Leipziger Gedächtnißfeier auch eine negative Seite, die sich gegen die folgenden glorreichen Kämpfe unserer Heere in Frankreich selber wendet. Die Franzosen fordern Revanche nicht für Leipzig, sondern für Waterloo, das doch auch nicht auf Frankreichs Erde liegt. Son nom jamais n'attristera mes vers! ruft Béranger in einem seiner schönsten Lieder aus. Wie kommt es, daß sein Name da so selten die Lieder unserer Dichter freudig belebt hat? Die ferne Lage in der Fremde kann allein den Schlachtfeldern von 1814 und 15 ihren Ruhm in unserem Volke nicht kürzen, von Sedan oder von Königgrätz wird es immer und ewig zu erzählen wissen. Ich denke, es liegt das Gefühl dahinter verborgen, daß es der weiteren Kriegsarbeit an dauerndem Ertrage gefehlt hat; sie hat bekräftigt, was wir schon bei Leipzig erstritten hatten, die Freiheit deutscher Erde, soweit sie Napoleon zuvor unterjocht hatte; andere Güter aber drinnen oder draußen haben uns weder la Rothière und Laon noch Belle-Alliance gebracht. —

Ein geistreicher deutscher Historiker hat vor Jahren „Vorlesungen über die Freiheitskriege" herausgegeben. Wer sie heut in die Hand nimmt, ohne sie zu kennen, wird von dem späteren Biographen York's von Wartenberg erwarten, daß er die Jahre 1813—15 darin dargestellt habe. Allein auf ein unendlich weiteres Feld sieht sich der Leser da geführt. Von dem Abfalle der 13 vereinigten Staaten Nordamerika's von England bis zu den letzten napoleonischen Kämpfen und ihren Nachwirkungen, diesmal im spanischen Amerika, — das alles begreift Droysen unter dem Namen der Freiheitskriege. Man ist sonst gewohnt, dies Zeitalter das der Revolution zu nennen. Allein Revolutionen erschütterten auch nachmals noch die friedlichen Jahre des geselligen Schlummers der heiligen Allianz. Erwägt man den durchweg kriegerischen Charakter jener Epoche von 1775 bis 1815, so erweist sich der

Name Freiheitskriege als vollkommen zutreffend. Denn um Freiheit hat es sich dabei immer gehandelt. Mit dem reinsten auf immer leuchtenden Beispiele gingen die Nordamerikaner voran, die äußere Unabhängigkeit, die sie erfochten, mit der inneren Freiheit vermählend. Um der inneren Freiheit willen bekriegten dann die Franzosen sich selber; sie zu schützen warfen sie sich auf das abgünstige und drohende Ausland. Und als sie durch ihre Maßlosigkeit am Ende nur eine neue Tyrannei bei sich selber wie rings über die Völker des Continents aufgerichtet hatten, da erhoben sich diese von den spanischen Gebirgen bis zu den Ebenen Rußlands abermals zum gemeinsamen Freiheitskampfe. Wie kam es nur, daß all der Ruhm, den sie erstritten, sie nicht befriedigte, daß der Sieg sie arm ließ an inneren Errungenschaften, das wenige von Freiheiten abgerechnet, was sie schon als Besiegte aus der Hand der Franzosen, dieser Zwischenhändler mit fremden, ihnen selber unnützen Ideen, empfangen hatten? Für uns Deutsche wie für die Italiener ist der Bescheid nicht schwer zu finden: daß es uns an Einheit gebrach, that uns Abbruch auch an der Freiheit.

Ein neues Zeitalter mußte heraufkommen; nach langem Harren, Scharren und Murren ist es erschienen und wir, wir leben in ihm, und freuen uns, daß wir es sehen und mit schaffen dürfen, das Zeitalter der Einheitskriege. Denn nur für blutigen Einsatz war uns auch dieser Gewinn beschieden. Wie furchtbar mußte sich Amerika abmühen, die zersprengte Einheit wieder herzustellen; welcher Blutströme bedurfte es, ob es auch nicht die des eigenen Volkes waren, um das zertrümmerte Italien zusammenzuspülen! Und wir? Es ist der dritte Krieg, den wir um unsere Einheit führen im selben Jahrzehnt, und wer weiß, ob es in ihm der letzte sein wird? Dazu ist der zweite — man sage, was man wolle — ein Bürgerkrieg in der Nation gewesen. Der aber, in dem wir heut noch stehen und hoffen und handeln, wie freudig fing er an, als wir alle gemeinsam auszogen, wie freudig ward er hinausgeführt, als wir mit einander wetteiferten im Streit gegen den Erbfeind von Leipzig, die einen, um zu beweisen, daß sie Muth und Kraft aus der Väter Zeit nicht vergessen noch verloren, die andern, als wollten sie nachholen, was sie damals versäumt. Das eben giebt uns die Gewähr, daß auch die künftigen Geschlechter diesen Krieg nicht tiefer als die Freiheitskriege stellen werden, daß wir nicht blos gespielt haben mit den Abzeichen von 1813.

Ein Zauber zwar ruht auf jenen Tagen, der sich nicht wiederbeleben läßt, und wohl uns, daß wir ihn entbehren müssen! Eine anmuthige und tiefsinnige Inschrift an einer Heilquelle der Alpen rühmt das Gesundwerden noch weit über dem Gesundsein, das den Menschen gemeiniglich für das Höchste gelte. Und dies Gefühl der Erlösung von bangen Leiden, das Wonnegefühl des lange unter bitteren Schmerzen ersehnten Umschwungs, giebt dem Jahre

13 seinen unvertilgbaren, unvergleichlichen Frühlingsreiz auch für alles Gedenken der Nachwelt.

Trotz alledem: auch wir sind heut in einer Genesung; waren es nicht fremde Sklavenketten, so haben wir doch auch Ketten jauchzend zerrissen, die Sperrketten, die wir zänkisch und neidisch gezogen hatten zwischen unserem brüderlichen Heimwesen. Aber auch lernen wollen wir endlich einmal von unserer großen Vergangenheit, damit unsere Freude daran eine Mannesfreude sei, keine Kindesfreude. Wie die Freiheitskriege nicht die wahre, die ganze Freiheit brachten, weil wir der Einheit entbehrten, so müssen wir im größten unserer Einheitskriege nicht der Freiheit vergessen. Wie schien nicht einst die Einheit Amerika's in seinem Freiheitskriege so unerschütterlich fest begründet, unerschütterlich, weil sie auf Einheitsgesinnung, auf Einmuth und Eintracht beruhte! Aber die neugegründete Freiheit selbst hatte eine kranke Stelle, die man auszuschneiden versäumt hatte. Das Geschwür der freiheitsschänderischen Duldung der Sklaverei fraß um sich, bis es auch die Einheit dieses gewaltigen Staatsorganismus für ewig zu zerstören drohte. Unter namenlosem Blutverluste nur ist sie gerettet worden.

Man hat bei uns in Deutschland über den Vortritt von Einheit oder Freiheit lange gestritten, wie einst bei unseren traurigen Reichstagen über den Vortritt dieser oder jener kurfürstlichen oder fürstlichen Gesandtenperücke; am Ende sind sie denn alle beide draußen stehen geblieben. Jetzt, denk' ich, ist das Thor weit genug geöffnet, zu dem unsere Hunderttausende ausgezogen sind, um beide Göttinnen Hand in Hand einzulassen. Darf noch den Geist bannen, wer das Schwert freigiebt, darf man das Recht noch verhüllen, wenn man die Fahnen wehen läßt? Wie kläglich wär' es, wenn dereinst wieder die Leute auftreten dürften und sagen: es war kein Einheitskrieg, der von 1870, es war höchstens ein Einigungskrieg; denn zur Einheit hat es an der Freiheit gefehlt! —

a/D.

Die deutsche Invaliden-Stiftung.

Noch im vollen Jubelrausch über die Kunde von Sedan traf uns ein ernstes Mahnwort aus dem Felde. Der Kronprinz von Preußen hat am 6. September vom Hauptquartier Rheims aus einen Aufruf zur Bildung einer allgemeinen Invaliden-Stiftung für Deutschland ergehen lassen. Im Drang des Moments, im unaufhaltsamen Vormarsch auf die eindliche Hauptstadt, erhob der sieggekrönte Heerführer die Stimme für jene

unglücklichen Opfer des Kriegs, welche in ihrer Gesundheit und ihrem Lebensglück gebrochen oder schwer geschädigt der Hilfe des Vaterlandes bedürfen werden, für das sie gestritten haben. Ehre dem edelsinnigen Fürsten, der auf der Siegeshöhe der Gegenwart den Blick einer Zukunft von Leiden und verkümmerter Existenz nicht verschloß, deren Bild ihm die eben verlassenen Schlachtfelder nahe brachten.

Das Volk, an welches der Kronprinz seinen Aufruf gerichtet hat, wird auf diese edle Initiative die Antwort nicht schuldig bleiben. Unser Volk vergißt seine Braven nicht. Noch nie hat wie heut ein werkthätiges Gemeingefühl so völlig alle Kreise der Nation durchdrungen. Noch nie war das Volk so Eins mit seinem Heer, war Trauer über jedes Opfer, Jubel über jeden Sieg so Allen gemeinsam. Groß, wie die Thaten unserer Helden, hat sich der Opfermuth der Zurückgebliebenen bewährt. Zur Stärkung und Verpflegung der Truppen im Felde, zur Entschädigung der ihres Ernährers beraubten Familien, zur Aufnahme und Pflege der Verwundeten und Kranken, zur Unterstützung der bedrängten Grenzprovinzen haben Communen und Private mit einmüthigem Eifer beigetragen, und noch täglich fließen die Spenden an Geld, Nahrungsmitteln, Gebrauchsstücken, widmen sich Hunderte unserer Männer und Frauen dem Samariterdienst in den Lazarethen.

Diese freie Liebesthätigkeit verbindet unmittelbar Volk und Heer. Sie ist nicht die Frucht eines improvisirten Aufschwungs, und sie wird nicht erlahmen, wenn die erste bittere Kriegsnoth beseitigt ist. Auch wenn der Friede geschlossen, wenn die Lazarethe geräumt sein werden, bleiben große Anforderungen an die freiwillige Hilfe zu stellen. Erst nach Beendigung des Krieges werden die furchtbaren Opfer, die unser Volk gebracht hat, uns ganz zum Bewußtsein kommen. Welche Lücke in unseren Häusern, in allen Berufskreisen! Wie Viele, die nicht wiederkehren, waren daheim die einzige Stütze ihrer Familie; wie Viele, die lebensfrisch hinausgezogen waren, kommen zurück, zu Krüppeln geschossen oder durch Krankheit und Strapazen für die Zeit ihres Lebens geschwächt und unfähig durch selbständigen Erwerb, wie früher, ihre Existenz zu sichern! Wie Mancher, der von einem kaum begründeten Geschäft zur Fahne abgerufen, durch die Stockung die Früchte langjähriger Anstrengung eingebüßt hat! Die Sorge für die Invaliden und die Hinterbliebenen der im Felde Gefallenen ist ein heiliges Vermächtniß dieses Krieges, eine Ehrenschuld, welche das ganze Vaterland einlösen muß.

Allerdings ist es in erster Linie Sache des Staats, für die lebenden Opfer des Kriegs einzutreten und ihnen seinen Schutz zu gewähren. Und der Staat erkennt diese Pflicht und übt sie heute besser als in früheren Zeiten. Es ist mit der Sorge für die Invaliden jetzt anders geworden, als da noch der Dichter sein bitteres „Leipzig, Leipzig, arger Boden" sang. Für eine

umfassende Staatshilfe ist namentlich nach den letzten Kriegsjahren 1864 und 1866 Außerordentliches geschehen. Allein es liegt in der Natur der Sache, daß der Staat als solcher nicht im Stande ist, allen Bedürfnissen zu genügen. Der Ansprüche der Betheiligten sind zu viele, zu verschiedenartige: von Hause aus ist die Staatshilfe durch gleichmäßige Regeln begrenzt, an eine gewisse Schablone gebunden, die ein Eingehen auf individuelle Verhältnisse nicht gestattet. Für eine ganze Reihe Fälle der infolge des Kriegs verminderten Erwerbsfähigkeit ist in der Staatsunterstützung kein Raum, so wenig wie für die Krankheiten und Lebensschäden, welche, wenn auch eine Folge des Feldzugs, erst nach der Demobilisirung eingetreten sind. Hier hat die Thätigkeit freier Vereine ergänzend und helfend einzutreten: ja ihr bleibt das Wesentlichste vorbehalten. Denn nur von diesen localen Vereinen läßt sich die rechte Schätzung der mannigfachen Anforderungen und Bedürfnisse besonderer Art erwarten, die hier in Frage kommen können, und nur sie besitzen die nöthige Beweglichkeit, die Hilfleistung dem Bedürfnisse in jedem Falle anzupassen.

Dies eben ist die schwerste, oft undankbare Aufgabe, die nur das Zusammenwirken der Einzelnen lösen kann. Einer zweckentsprechenden Unterstützung muß eine gewissenhafte Prüfung vorausgehen. Großartige Geldspenden reichen noch nicht aus und könnten oft Schaden anstatt Nutzen stiften. Es darf bei uns nicht die Absicht sein, unsere Invaliden in Schlössern oder Colonieen nach dem Muster des Hôtel des Invalides oder des Greenwich der Engländer zu isoliren und in einem leeren Scheindasein der Außenwelt zu entfremden. Es gilt vielmehr, den Invaliden seiner Familie und seinem Heimathsort zu erhalten und ihm womöglich durch Beschäftigung oder Anstellung Gelegenheit zu geben, nach Maßgabe der ihm gebliebenen Kräfte sich nützlich zu machen. Sehr richtig hebt der Aufruf des Kronprinzen als wesentliche Pflicht der freiwilligen Hilfe hervor, „die Vorsorge, daß die Unterstützung nicht die noch vorhandene Erwerbskraft schwäche, anstatt sie zu stärken, und daß sie wahrhaft heilsam für das Leben der Unterstützten wirke." Jenes ist der Fall, wenn die Unterstützung in verschwenderisches Wohlthun ausartet, das nur Krafterschlaffung und Gewöhnung an den Anspruch auf fremdes Erbarmen zur Folge hat. Was willkürlich, oberflächlich, unbedacht gethan wird, kann leicht die ungünstigsten sittlichen Nachwirkungen haben.

Eine einheitliche Leitung und Regelung dieser freien Liebesthätigkeit thut daher vor Allem Noth. Diese ist die Aufgabe der gegenwärtig ins Leben gerufenen deutschen Invaliden-Stiftung. Eine principlose Theilung der Kräfte und Mittel würde nur ihre Verzettelung verursachen. Die Nothwendigkeit tüchtiger, einheitlicher Organisation hat sich noch kürzlich bei den Unterstützungsvereinen recht klar herausgestellt und ist auch in diesen Blättern

nachdrücklich betont worden. In höherem Maße bedarf es derselben bei einer Anstalt, welche nicht vorübergehend, sondern dauernd die Interessen der durch den Krieg Geschädigten wahrnehmen soll. Die örtlichen Vereine, welchen es obliegen wird, in ihrem Kreise die Hilfsbedürftigen zu ermitteln, die Beiträge einzufordern und angemessen zu vertheilen, bedürfen des Zusammenhangs unter sich und vornehmlich einer Centraldirection, welche in beständiger Wechselbeziehung mit den Zweigvereinen, ausgleichend und ordnend, eine gleichmäßige Verwaltung herstellt und überwacht.

Ein solcher Organismus besteht für den Umfang des preußischen Staats und eines kleinen Theils des norddeutschen Bundes schon seit mehreren Jahren. Es ist ebenso natürlich als werthvoll für die neue Stiftung, daß der Schöpfer derselben ihren Anschluß an ein schon bewährtes Institut bestimmt hat.

Die Victoria-National-Invaliden-Stiftung steht ebenfalls unter der Protection des Kronprinzen und der Kronprinzessin von Preußen und ist ebenso wie die neue Stiftung auf dem Schlachtfelde geboren. Unmittelbar nach der Schlacht von Königgrätz, am 5. Juli 1866, durch die Kronprinzessin Victoria angeregt, durch den Aufruf des Kronprinzen aus Brünn vom 3. August ins Leben gerufen, hat die Stiftung in den vier Jahren ihres Bestehens eine unausgesetzte, äußerst fruchtbringende Wirksamkeit entfaltet. In dem Central-Comité und dem geschäftsführenden Ausschuß zu Berlin sitzen Männer von erprobter Umsicht, Geschäftstüchtigkeit und patriotischer Gesinnung aus allen Ständen und politischen Parteien: verdiente Militärs, Beamte, Reichstagsmitglieder, Universitätsprofessoren, Aerzte, Kaufleute, Industrielle, Alle zu freiwilliger aufopfernder Thätigkeit vereinigt. Denn es war gewiß kein Leichtes, das ganze Land zur gemeinsamen Theilnahme heranzuziehen, die Bildung von Zweigvereinen, welche die Hauptaufgabe der Stiftung blieb, in allen Theilen des Staates zu organisiren, die fortlaufende Communication mit denselben zu regeln, den durch unmittelbare Sammlungen oder außerordentliche Spenden und normirte Beiträge der Zweigvereine gebildeten Fonds zu verwalten, die massenhaften, an die Centralstelle gerichteten Ansprüche, Erbietungen und Reclamationen zu prüfen und zu sichten. Eine beharrliche Arbeit, deren Mühseligkeit sich gewöhnlicher Schätzung entzieht, gehört dazu, in beständiger Verbindung mit den verschiedenen Regierungs- und städtischen Behörden, mit der Presse, mit einzelnen hochstehenden oder einflußreichen Persönlichkeiten und zahlreichen patriotischen Vereinen den Gedanken der Stiftung populär zu machen und die Kräfte des Landes überall zu thätiger Hilfe zu wecken. Und es war ein großes Resultat, wenn der geschäftsführende Ausschuß schon am Ende des ersten Verwaltungsjahres anzeigen konnte, daß von allen Kreisen der Monarchie, mit Einschluß der neuen Provinzen, nur in neun die Gründung von Zweig-

vereinen noch nicht gelungen sei. Bis zum März 1867 waren bereits 400,000 Thlr. in Händen des Central-Comité's; im August 1868 betrug die Gesammteinnahme der Stiftung 1,370,853 Thlr. und genossen 6,560 Invaliden und Hinterbliebene die Unterstützung derselben, darunter 3000 Seitens des Central-Comités. Dabei konnten die Einzelbeträge, nicht blos relativ, so hoch normirt werden, als es eine sorgfältige, gerechte Prüfung in jedem Falle wünschen ließ, und die Staatshilfe konnte besonders durch Erhöhung der Erziehungsgelder für die Waisen der Gefallenen, durch Unterstützungen zu Badereisen an leidende Offiziere und Soldaten, durch Anschaffung eines zweiten künstlichen Gliedes für Amputirte (denen der Staat nur eines gewährt) u. a. aufs wirksamste ergänzt werden.

Eine Reihe besonderer Stiftungen und testamentarischer Legate kamen dem Hauptfonds zu Gute: die Bergisch-Märkische Eisenbahngesellschaft z. B. steuerte das stattliche Capital von 350,000 Thalern bei. Dazu kamen die Erträge directer Sammlungen durch Kirchencollecten, Ausstellungen, Concerte Bazare (der durch die Kronprinzessin in Berlin veranstaltete lieferte allein die Summe von 36,000 Thlr., die übrigen ca. 40,000 Thlr.), sowie reichliche Spenden aus den norddeutschen Bundesstaaten, vor Allem von den Hansestädten. Auch im Auslande, in den fernsten Gegenden, wo Deutsche wohnen, ging die Sammelbüchse um; die Vermittlung der Bundesconsulate erwies sich besonders wohlthätig. So liefen — um nur einige größere Beiträge aus der Ferne namhaft zu machen — aus Lima und Buenos Ayres 7000 Thlr., aus Valparaiso 9,300, aus Vera-Cruz 1968, aus Java 1000, aus Hong-Kong 6200, aus Shangai 1470, aus Honolulu 1149 Thlr. ein; der Sammlungen unter den Deutschen in London, St. Petersburg, Stockholm, Washington, Florenz, Bukarest, Constantinopel u. s. w. zu geschweigen.

Seitdem hat sich die Zahl der Zweigvereine um 15 vermehrt; die Gesammtzahl beträgt gegenwärtig 210, unter welchen neben Preußen von norddeutschen Bundesstaaten nur Coburg-Gotha und Reuß j. L. vertreten sind.

Vom August 1868 bis August 1869 wurden 2371 Invaliden und 1893 Hinterbliebene mit 121,325 Thlr. unterstützt, und blieb ein Fonds von 1,171,865 Thlr. Für 1869/70 liegt ein Rechenschaftsbericht noch nicht vor; im Ganzen mag die Höhe der von Anfang an bis heute gezahlten Unterstützungen ca. 500,000 Thlr. betragen und der gegenwärtige Capitalbestand noch über eine Million enthalten, die zu allmählicher Aufzehrung bestimmt ist. Der geschäftsführende Ausschuß hat bereits zu Ende des vorigen Jahres erklärt, daß das Vermögen der Stiftung voraussichtlich ausreichen werde, um in Zukunft bis zur völligen Erfüllung ihres Zweckes allen berechtigten Anforderungen zu entsprechen.

Besonders in den vielen Fällen, wo der Staat dem Gesetz nach eine

Hilfe nicht leisten kann, hat die Victoria-Stiftung fruchtbar gewirkt. Sie geht von dem leitenden Grundsatz aus, daß in allen zweifelhaften Fällen die dem Unterstützungsbedürftigen günstigste Auslegung der Statuten den Vorzug habe, und ist bestrebt, in möglichst individueller Weise dem jedesmal hervortretenden Bedürfniß abzuhelfen. Ihre Fürsorge erstreckt sich auf die Vermittlung von Anstellung und Beschäftigung ihrer Schützlinge, Unterbringung der Waisen in Anstalten oder Familien, Förderung durch Empfehlungen und Cautionen.

Ein gesunder Verwaltungs-Organismus allein hat solche Ergebnisse in verhältnißmäßig kurzer Zeit möglich gemacht. Die Victoria-Stiftung trägt nicht den offiziellen Charakter eines Staatsinstituts, der vielmehr bei ihrer Gründung geflissentlich vermieden worden ist. Ihre Organisation ruht keineswegs auf einem strengen Centralisationsprincip. Im Gegentheil ist der Schwerpunkt von Anfang an in die Zweigvereine gelegt, als diejenigen Organe, welche in unmittelbarer Kenntniß der Personen und Verhältnisse über Vertheilung und Maß der Unterstützung am besten zu entscheiden vermögen. Die Rolle des Central-Comités ist wesentlich eine aushelfende und dazu bestimmt, das Wirken der Zweigvereine zu einer lebendigen Gemeinsamkeit zu verbinden und in dieser zu vertreten. Die innere Organisation der Zweigvereine bleibt deshalb diesen selbst überlassen; ihre Selbstbestimmung und Selbstthätigkeit ist nirgends beschränkt, sie haben freie Verfügung über die Verwendung der ihnen zugehenden Mittel. Statutenmäßig übernehmen die Zweigvereine nur die Verpflichtung — von welcher sie jedoch nach Befinden befreit werden können — ein Drittheil der eingehenden Beiträge an das Centralcomité abzuliefern, welches aus diesen Beständen und den auf directem Weg ihnen zugewandten Summen den großen Reservefonds bildet, um überall da zu Hilfe zu kommen, wo Zweigvereine nicht bestehen oder die Mittel derselben für das vorhandene Bedürfniß nicht ausreichen, und so eine gleichmäßige Fürsorge für alle Theile des Landes herbeizuführen. In dieser wechselseitigen Förderung der Central-Direction durch die Zweigvereine und dieser durch jene sowie unter einander kommt die Gemeinschaft des ganzen Landes in Erfüllung der nationalen Aufgabe zum gültigsten Ausdruck.

Indem die neue Invalidenstiftung für Deutschland an diese ältere, in vierjähriger Dauer erprobte Stiftung anknüpft, erhält sie von vornherein die Bürgschaft eines sicheren Erfolgs. Die Hauptsache ist bereits gegeben durch den festen Kern, welcher sich die neu hinzutretenden Elemente nur zu assimiliren hat. Es handelt sich nur darum, die bisher beschränkten Grenzen zu erweitern und jene Modificationen im Einzelnen einzuführen, welche die höhere Aufgabe bedingt. Die Grundsätze der Organisation und Verwaltung

der neuen Stiftung sind durch die ältere wesentlich vorgezeichnet: es gilt dieselben jetzt auf das ganze Gebiet der verbündeten deutschen Staaten auszudehnen.

Der geschäftsführende Ausschuß der Victoria-Stiftung, welcher vom Kronprinzen mit dieser Aufgabe betraut ist, wird zunächst Anstalt zu treffen haben, das Centralcomité durch Berufung von Männern des allgemeinen Vertrauens von Nord und Süd neu zu bilden, und darauf die Mitwirkung aller Patrioten zur Einrichtung von Zweigvereinen im ganzen Umfang des Vaterlandes anzusprechen. Denn nicht sowohl auf schleunige Sammlungen wird es gegenwärtig ankommen, während unsere Sorge und unsere Mittel noch von den gesunden Kriegern im Feld und von den kranken in den Lazarethen vollauf in Anspruch genommen sind, — als auf die zeitige Gründung örtlicher Vereine, welche, sobald es Zeit ist, in regelmäßige Function treten können.

Mit der Erweiterung des Zieles wächst freilich auch die Schwierigkeit der Aufgabe. Damit sie gelinge, in einer unseres Volkes und unseres Heeres würdigen Weise, muß der angestrengten Hingebung der Männer, welche die Leitung übernommen haben, der opferbereite Patriotismus der ganzen Nation zur Seite stehen. Nicht vergebens soll sich der Kronprinz von Preußen mit dem Hinweis auf seine Armee, in welcher der Bayer und Würtemberger neben dem Preußen focht und blutete, an die Herzen aller Deutschen gewandt haben. Es ist die Sache Aller, die Wunden des Krieges jetzt und später zu heilen und zu lindern. Die blutigen Opfer dieses Krieges stehen in keinem Verhältniß zu denen von 1866: so muß auch die Hilfleistung für die Invaliden und Hinterbliebenen eine ganz anders gesteigerte sein. Aber die Begeisterung der Nation, die diesmal eine einige und ganze ist, macht sie auch eines hoch gesteigerten Opfermuths fähig. Ueberall werden die Vereine zusammentreten, Gemeinden und Einzelne ihre Gaben beisteuern. Bereits ist die Stadt Nürnberg mit einem glänzenden Beispiel vorangegangen, und unsere Brüder jenseits des Meeres sichern uns großartige Unterstützung zu. Kein Deutscher wird hinter der nationalen Forderung zurückbleiben.

So soll die deutsche Invaliden-Stiftung ein neues Bindeglied nationaler Einigung für unser Volk werden, "treu vereint, wie im Felde, werden die deutschen Stämme daheim im Frieden arbeiten, die traurigen Spuren des Krieges zu verwischen und die schönen Früchte desselben sich nutzbar zu machen. Allen gemein ist der Wunsch und die Hoffnung, mit welcher der Aufruf des Erben der preußischen Krone schließt: „Auch dies Liebeswerk sei gemeinsame Arbeit zwischen uns für das Vaterland und die Einleitung zu vielen einmüthigen, segenbringenden Werken des Friedens!"

Vor Straßburg.

Den 1. October.

Diese Blätter haben auch ein paar treue Freunde und Mitarbeiter draußen im Felde, die „mit dabei waren" so gut wie irgend ein anderer; man wird ihnen nicht verargen, wenn sie da auch ihre Stimme erheben, um zu erzählen, wie es denn eigentlich gewesen. Es war am 27. September, Nachmittags 5 Uhr, als auf dem Münster zu Straßburg die weiße Fahne erschien, begrüßt von dem jubelnden Hurrah der Unsrigen. Im Nu bedeckten sich die Brustwehren unserer Laufgräben um die Wälle der Festung, jene mit preußischen, diese mit französischen Uniformen. Man schwenkte die Mützen, man rief sich gegenseitig zu, und so nahe waren sich die Streitenden bereits gerückt, daß unsere Soldaten den Franzosen über den schmalen Graben hinüber, der uns allein noch von ihnen schied, Brod und Cigarren zuwarfen. Letztere wurden mit Dank angenommen, das Brod dagegen wurde verschmäht; als wollten sie uns zeigen, daß sie keinen Mangel gelitten hätten, warfen sie große Stücke ihres Weißbrodes zu uns herüber, das freilich von verdächtigem Alter war. Die Geschütze auf beiden Seiten verstummten. Die plötzlich eintretende Stille machte einen seltsamen Eindruck auf alle Diejenigen, deren Ohr seit einer Reihe von Wochen an den Donner der Kanonen und das Krachen der explodirenden Geschosse gewöhnt war.

Auf einem Gange durch die Stadt beobachtete ich gestern die Wirkung unseres Bombardements. Man darf sich davon keine übertriebenen Vorstellungen machen. Zahllos zwar sind die zerschossenen Dächer und die Beschädigungen an den Umfassungsmauern der Häuser, und auch die Zahl der durch Brand zerstörten Gebäude, worunter sich die Präfectur, das Schauspielhaus und die Thomaskirche befinden, ist keine geringe. Aber das Feuer hat im Innern der Stadt nirgends eine größere Ausdehnung genommen, und man trifft nur auf einzelne Brandstellen, nicht auf niedergebrannte Straßen oder Stadttheile. Das kaiserliche Schloß ist unbeschädigt geblieben da es durch den davor liegenden Münster geschützt wurde. Das Gesagte gilt freilich nicht von dem unmittelbar hinter dem Theile der Festungswerke, gegen welchen sich unser Angriff richtete, belegenen Stadttheil. Die Steinstraße bietet hier ein Bild grauenvoller Zerstörung. Nicht nur ist alles Brennbare vernichtet, sondern die Häuser sind durchweg derartig demolirt, daß nur noch geringe Mauerreste die Stelle bezeichnen, wo ein Haus gestanden hat. Dies ist natürlich. Denn auch nach dem Aufhören des der regelrechten Belagerung voraufgegangenen dreitägigen Bombardements der Stadt mußte

doch dieser Stadttheil, durch welchen die Communication des Feindes zu den Wällen stattfand, unausgesetzt unter dem Feuer unserer Geschütze gehalten werden.

Auch der Münster zeigt viele Beschädigungen durch unsere Kugeln. Aber sie sind glücklicherweise nicht so groß, um den Eindruck des herrlichen Bauwerks irgendwie zu beeinträchtigen. Das kupfergedeckte Dach ist zerstört, das Gewölbe selbst hat jedoch nicht gelitten. Eine Kugel hat durch die Mauer hindurch in das Orgelwerk geschlagen, und dieses arg mitgenommen. Am bedauerlichsten dürfte die theilweise Zerstörung der Glasmalereien sein; obwohl kein einziges Fenster völlig zertrümmert ist, so giebt es doch auch kaum eines, welches nicht von den durchschlagenden Sprengstücken unserer Granaten beschädigt ist. Im Ganzen genommen werden die Spuren, welche unsere Geschosse für spätere Zeiten an dem Bau etwa zurücklassen, kaum etwas Anderes sein, als eine Erinnerung an diese denkwürdige Belagerung.

Die Beschießung des Münsters mag auch in der Heimath Manchem als ein barbarischer Act erscheinen. Allein es ist eine jetzt durch den Augenschein bestätigte Thatsache, daß von einem der Thürme herab mittelst einer Telegraphenleitung nach den Wällen hin jede Bewegung unserer Truppen signalisirt wurde. Der Münster konnte nicht geschont werden, ohne eine unberechenbare Zahl von Menschenleben zu opfern. Hier konnte die Wahl nicht zweifelhaft sein. Auch hat die Beschießung ihren Zweck erreicht, ohne, wie gesagt, dem Bauwerke einen unersetzlichen Schaden zuzufügen. Wie Bürger mir versicherten, hat sich schon seit dem 28. August, nachdem mehrere Bomben an den Thüren geschlagen, Niemand mehr dort hinauf gewagt. Es muß dies unserem Obercommando nicht unbekannt gewesen sein, denn seit jener Zeit ist der Münster geschont worden.

Von den Vorgängen in der Stadt brachte ich in Erfahrung, daß die Bürgerschaft in zwei Parteien gespalten war. Die Mehrzahl scheint zur Uebergabe geneigt gewesen zu sein, sie konnte sich indessen, namentlich seit Proclamirung der Republik, nicht vernehmbar machen. Dem militärischen Commissar der provisorischen Regierung, Valentin, gelang es, sich durch unsere Posten durchzuschleichen und schwimmend durch die Festungsgräben die Stadt zu erreichen. Der Präfect, Baron Pron, legte seine Stelle nieder, und der Maire berief eine Municipalcommission, aus Männern bestehend, die für Fortsetzung der Vertheidigung waren. Ein seit dem 22. Septbr. erscheinendes Blatt: „Le républicain de l'Est" wirkte während der kurzen Zeit seines Bestehens in demselben Sinne. Die Hilfsmittel Frankreichs wurden als keineswegs erschöpft, die preußischen Siegesnachrichten als verdächtig dargestellt. Die Haltung der Bürgerschaft kann danach den Commandanten nicht zur Capitulation bewogen haben. War ihm doch, eben wegen

seiner energischen Vertheidigung, erst am 18. Septbr. von der Municipalcommission das Ehrenbürgerrecht der Stadt Straßburg verliehen worden.

Auch der Hunger und die Noth hatten noch nicht die Höhe erreicht, um die Uebergabe zu einer Nothwendigkeit zu machen. Brod mangelte noch nicht, und selbst Fleisch gab es noch, wenn auch seit Wochen nur Pferdefleisch, wovon in der letzten Zeit das Pfund mit 36 Sous (14½ Gr.) bezahlt wurde. Unzweifelhaft wurde General Uhrich durch triftige militärische Gründe bestimmt. Zwei wichtige Werke, Lünette 52 und 53, — beide im Jahre 1867 angelegt, was auch einen Beweis dafür abgiebt, wie seit 1866 von Frankreich der Krieg gegen uns vorbereitet wurde, — waren in unsren Händen. Vor Lünette 52 erstreckten sich unsere Laufgräben bereits bis an den Graben des feindlichen Hauptwerkes No. 11. In der Nacht vom 27. zum 28. Septbr. sollte mit dem Schlagen der Brücke über diesen Graben vorgegangen werden. Alsdann galt es allerdings, noch einen zweiten nassen Graben, der sich vor dem Hauptwall des Werkes befand, zu überwinden. Bresche war in den Hauptwall bereits geschossen; man konnte deutlich die vom Mauerwerk entblößte Stelle wahrnehmen, welche der stürmenden Colonne den Zugang gestattete, sobald der Graben passirbar war. In wenigen Tagen war danach der Sturm vorbereitet, dessen Ausgang schon wegen der numerischen Ueberlegenheit unserer Truppen nicht zweifelhaft sein konnte. So mochte denn dem Commandanten ferneres Blutvergießen als nutzlos erscheinen.

Ueberblickt man den Fortgang unserer Belagerungsarbeiten seit dem 29. August, an welchem Tage die erste Parallele eröffnet wurde, so wird Niemand unserem Angriff das Lob der Energie streitig machen. Unsere Angriffsfront zog sich vor dem Dorfe Schiltigheim und weiter in einer Ausdehnung von 3000 Schritten hin. Auf dieser Strecke mußten die drei Parallelen — parallel mit den feindlichen Werken laufende Gräben von eilf Fuß Breite und vier Fuß Tiefe, welche mit der als Brustwehr ausgeworfenen Erde den Batterieen und der Infanterie zur Deckung dienen — nebst den zur ersten Parallele führenden und die Parallelen unter sich verbindenden Gräben von gleicher Breite und Tiefe, den sogenannten Communicationen oder Approchen, angelegt werden. Nachdem man auf solche Weise bis an das Glacis — das abfallende Terrain vor den feindlichen Werken — vorgedrungen, war die Krönung des Glacis auszuführen. Diese besteht in einem hart am feindlichen Werke in kurzen Schlangenwindungen, den Zacken einer Krone vergleichbar, sich hinziehenden Graben. Alles dies war in weniger als drei Wochen vollendet. Am 20. Septbr. war bereits vom Couronnement aus der Damm nach Lünette 53 über den davor liegenden Graben geschüttet, auf welchem eine Compagnie der Gardelandwehr hinüberging, um Besitz von diesem mittlerweile vom Feinde verlassenen Werke zu nehmen. In der Nacht

zum 22. Sept. erfolgte die Besitznahme von Lünette 52. Der hier bei weitem breitere Graben wurde auf einer Tonnenbrücke überschritten. Zur Ausführung dieser Arbeiten standen freilich außer den Pionieren große Infanteriemassen zur Verfügung. Um aber die Arbeit noch zu beschleunigen, wurden alle drei Parallelen mittelst der gemeinen Sappe ausgehoben, das heißt ohne jede Deckung durch mit Erde gefüllte Schanzkörbe oder Sandsäcke, die der Arbeiter vor sich aufpflanzt. In der Dunkelheit der Nacht rückten die Colonnen auf das offene Feld und begannen Angesichts des Feindes zu graben. Am Tage, nachdem die erste Deckung geschaffen war, wurde dann die Arbeit weiter fortgesetzt, trotz des Granatfeuers, durch welches der Feind wiederholt die Arbeiten vergeblich zu stören suchte. Ein größeres Hinderniß war das Regenwetter, welches bis gegen die Mitte des Septbr. hin anhielt, und indem es die Laufgräben zeitweise fast unwegsam machte, den Vortheil einer für die Arbeiten höchst günstigen Beschaffenheit des Erdreichs beinahe aufwog.

Ein schweres Stück Arbeit ist glücklich vollbracht und ein Erfolg errungen, der, von der militärischen Bedeutung abgesehen, seinen moralischen Eindruck in Paris nicht verfehlen wird. Die Republik hat Straßburg nicht retten können, sie hat überhaupt bisher, gleich dem Kaiserreiche, nur Mißerfolge aufzuweisen. Sie wird endlich im Frieden ihr Heil suchen müssen, wenn Frankreich nicht der Anarchie in die Hände geliefert werden soll.

Alte Worte aus Straßburg für ein einiges Deutschland.

Jetzt, wo Straßburg so eben zum großen Deutschland zurückgenommen ist, erinnern wir uns doppelt gern an manches deutschpatriotische Wort, das ein ächt deutscher Mann vor dreihundert Jahren vom Fuß des dortigen Münsters über den Rhein herübergesandt hat. Wir meinen den Verfasser der Denkwürdigkeiten aus der Zeit Kaiser Karls des Fünften, eines Werkes, das etwa hundert Ausgaben erlebt hat, und neuerlich (1843) von Dr. Theodor Paur (dem gegenwärtigen Vertreter von Görlitz im preußischen Abgeordnetenhause) in einer trefflichen Schrift gewürdigt worden ist.

Johannes Sleidanus legte sich diesen Namen bei wegen seines Geburtsortes Schleiden in der Eifel. Hier, in der Nähe der alten Kaiserstadt Aachen, besuchte er die Schule zusammen mit Johann Sturm, und dieser, welcher 1537 einen Ruf nach Straßburg annahm, wo er ein Gymnasium gründete, dem er dann länger als vierzig Jahre vorstand, einer der angesehensten Pädagogen des sechzehnten Jahrhunderts, war es, der auch seinen Landsmann

Sleidanus 1542 ebendort festhielt. Derselbe war im vorhergehenden Jahre zum Botschafter und Geschichtschreiber des Schmalkaldischen Bundes bestellt worden, welchem auch Straßburg angehörte. Als Gesandter dieser Stadt war er um Anfang 1552 in Trient beim Concil, wo er aber nicht zum Vortrag gelassen wurde; im Mai dieses Jahres sandte ihn die Stadt Straßburg in das Lager des Königs Franz von Frankreich bei Zabern, um billigere Forderungen bei Verpflegung des französischen Heeres zu erwirken; zwei Jahre später war er wiederum im Straßburger Auftrag bei dem Convent von Naumburg.

Mit einem warmen Herzen für das große deutsche Vaterland verband Sleidan staatsmännische Einsicht und Erfahrung. Besonders kräftig äußert sich sein Nationalgefühl in den beiden Anreden, die er während des Reichstages zu Speier 1542 in deutscher Sprache drucken ließ und zwei Jahre später auch in lateinischer Bearbeitung herausgab, die eine an den Kaiser, die andere an alle Fürsten und Stände des Reichs, dessen Zerrissenheit und Gefahren er mit lebhaften Farben schildert.

„Woher kommt es", sagt er in der Rede an die Fürsten (ich verjünge den Wortlaut nur mit Schonung), „Woher kommt es, daß Italien, welches ehemals alle Völker mit Krieg unter sich gezwungen hat, jetzt so gar nicht dem alten Wesen gleich steht, sondern von den Fremden, Deutschen, Franzosen, Spaniern und andern, bekriegt, gezwungen, regiert, gefressen und ausgesogen wird? Ist's nicht deswegen, weil sie einander die Augen ausbeißen, keiner dem andern vertraut und Gegenbündnisse aufrichten? Hierauf geht der heilige einfältige Mann aus (der Papst, damals Paul der dritte), und lauert, wie er dies bei uns möge zu Wege bringen. Es hat ihm auch leider ziemlich bis anher geglückt, und wo es dermaßen einen Fürgang gewinnen sollte, wie schon angefangen, würde er seine Lust büßen. Vor seinem Untergang, dem er nie so nahe gewesen, den er so heftig fürchtet, wollte er gern einen großen Donnerschlag über deutsche Nation, die Barbaren, die ihm das Spiel verderbt haben, sehen, der Hoffnung nnd Zuversicht, er möchte dem Wetter entgehen, und den ausgeregten Streich eine Zeit lang aufhalten. Und wann es dahin kommen sollte, daß wir durch einheimischen Krieg einander vertilgen, und also beide, das Reich, das über fünfhundert Jahre jetzt bei uns gewesen, und daneben alle Freiheit sollten verlieren, wäre ja gewißlich dafür zu halten, daß Solches unseres Mißglaubens und Undankbarkeit halber geschähe. Sollte es aber geschehen, so müßte es durch genannten Weg und Mittel geschehen, nämlich durch einheimischen Krieg; denn, so lange zwischen den Ständen des Reiches Einigkeit ist, so haben sie sich vor fremden Nationen nicht zu besorgen. Sollte aber etwas entstehen, das solche große Uneinigkeit zwischen ihnen erweckte, das würde vornehmlich des Glaubens und der Religion Sache sein. Nun ists aber schon dahin gekommen, daß einmal der heilige Vater zum Vortheil verbittert beide Parteien, die eine durch sein Wüthen, Brennen und Morden, durch Abschneidung aller Hoffnung etwelcher Besserung, die andere durch viel giftiges Anbringen, durch Geschenk, Verheißung und dergleichen mehr. Summa, er wollt', es gern ins Werk bringen, alsdann würde er Friede von uns nehmen,

und uns mit fremden Gästen besuchen, die ohnedas nichts Höheres erwarten und begehren, als daß sie den Weg zu uns möchten lernen, wie wir den zu ihnen gelernt haben, und würden uns mit gleichem Maße, ja mit größerem und milderem (d. h. freigebigerem) bezahlen und wiederum einmessen. Man sagt: wenn ein Ding auf dem Höchsten ist, so kommt es darnach wiederum in ein Absteigen. Es findet sich, daß die Deutschen vor Zeiten ein hart grob Volk gewesen. Mannlich und streitbar sind sie allzeit gewesen; aber dieweil sie sich zu der Lehre nach freien Künsten nicht schickten, sondern allein sich der Mannheit und Stärke des Leibes annahmen und gebrauchten, waren sie etwas rauher. Welches ihnen jedoch zu keiner Verkleinerung soll gedeutet werden. Darnach hat sichs begeben, daß auf uns das Reich gekommen, und daß unsere Nation mit der Zeit je länger je mehr geschliffen und höflicher ward. Und als Gott etwas Besonderes ungezweifelt mit uns vorhatte, ist bei uns im Reich eine wunderliche neue subtile Kunst erfunden, die Druckerei". (Und zwar durch einen Straßburger.) „Griechenland und Italien haben große vernünftige Leute in allen Künsten und Handwerken gehabt, doch hat sich ihr Verstand auf gemeldtes Stück nicht mögen reichen, sondern zu unserer Zeit und bei uns ist es, nicht ohne besondere Gnade des Herrn, zuerst erfunden. Und gleich darauf, nachdem gemeldte Erfindung merkliche Hilfe und Steuer, auch Reizung zu der Lehre mit sich gebracht, hat man angefangen, die Augen ein wenig aufzuthun. Es ist Jedermann wissend, vorab den Alten, wie es ein arm, blind, barbarisch Ding war um die Lehre; alle guten Künste waren jämmerlich besudelt und verfinstert. Nachdem nun gemeldter Vortheil bei uns erfunden, hat sich die rechte Lehre, anfänglich der lateinischen, darnach auch etlicher anderer Sprachen, herfür gethan. Ein jeder war begierig, etwas Gründliches zu wissen, nicht ohne groß Verwundern ob voriger Blindheit; und die, so mit größerem Verstand begabt waren, beflissen sich, alle Künste rein zu begreifen, und dieselben folgends entweder mündlich oder schriftlich von sich zu lernen; und war eine Lust, solchen Ernst und Fleiß allenthalben anzusehen. Dadurch dann geschehen ist, daß in kurzen Jahren deutsche Nation merklich zugenommen, und dermaßen mit gelehrten Leuten geziert ist, daß sie alle anderen Nationen übertrifft. Nach Aufgang und Erneuerung der guten Künste, als der gewissen Vorboten einer zukünftigen Veränderung, ist gleich darauf des Evangeliums Predigt bei uns im Reich gefolgt und angegangen, und haben sich auch in diesem Stück unsere Leute dermaßen beflissen, daß sie die Theologie, so in diesem gemeinen Verderben aller Künste ganz und gar verunreinigt war, wiederum rein und lauter herfürgebracht, also daß eigentlich und mit Wahrheit mag geredet werden, daß Gott uns vor Andern sonderlich angesehen hat. Ich beschleuß demnach, daß deutsche Nation nie höher gewesen; weiß nicht, ob sie auch am Höchsten ist. Und so dem also, wenn nun bei diesem höchsten Stand und Wesen Deutschland gar friedsam und geruhig wäre, so müßte und sollte man doch, in Erwägung der Unbeständigkeit aller Dinge auf Erden, fürchten und warten, es würde uns wie andern Völkern gehn und wir würden in Abgang kommen; denn, nach der Lehre aller Vernünftigen und Weisen, wenn das Glück so gar nach Wunsch und Willen zufällt, sollte man sich nicht allein nicht überheben, sondern auch allzeit fürchten, es werde sich wenden. Weil aber heutiges Tages gemeldter hoher Stand bei uns nicht friedsam, sondern unruhig und zertheilt ist, wie viel größere Ursachen haben wir, uns umzusehen, und zu fürchten, Gott

der Herr, der uns vor andern so reichlich begnadet, und unsre Glorie über alle andern Nationen hat thun leuchten, werde in dieser Uneinigkeit ein Ende mit uns machen. Wenn ja Jemand im Reich sein sollte, dem mit Wahrheit möchte aufgelegt werden, daß er solche verderbliche Fackel in seinem Vaterland anzündete, wäre ja billig und es würde die jetzige Nothdurft höchlich fordern und zwingen, daß solcher, weß Standes er auch wäre, dermaßen gezüchtigt würde, daß hinfürder kein weiterer Unfall noch Gefährlichkeit seinethalben zu fürchten wäre. Wenn auch sonst Etliche wären, wie vor Zeiten Julius und Pompejus, die die Stände zertheilten, und Factiones aufrichteten (wie denn jetzt noch in Italien sich erhalten), hätte man ja dessen Rath zu folgen, der da, wie wohl unwissentlich, sagt: Es ist besser, daß einer oder zween hinweggethan werden, denn daß ein ganz Volk, eine ganze Nation, und solche Nation wie die unsere, gänzlich verderbe."

Gegen Ende dieses Berichts an die Fürsten und Stände sagt Sleidan: „Es werde in der jetzigen Religionssache gehandelt was da wolle, nur daß man sich nicht zertheile. Denn sonst würd' es und müßt' es ungezweifelt dahin kommen, daß man einst sagen würde: die Deutschen haben das Reich und große Freiheit gehabt, es ist ein waidlich Ding um Deutschland gewesen. Wir sind nie höher, auch dem Fall nie näher gewesen, denn jetzund. Darum will von Nöthen sein, allen Fleiß und Vernunft anzuwenden, damit wir nicht hinabstürzen. Müssen auch in desto größeren Sorgen stehn und fleißiger aufwachen, weil etliche viel Praktiken heraufgetrieben worden, wie obgemeldt. Und wo eine Zeit je gewesen ist, daß Deutschland großer Vernunft, treuen fürsichtigen Raths und seiner gerühmten Tapferkeit von Nöthen gehabt, ists freilich die jetzige Zeit."

Der lateinischen Bearbeitung dieses Berichts hat der Verfasser einen neuen Schluß gegeben, in welchem er dringend gegen die Zerfahrenheit und zur Einmüthigkeit ermahnt.

„Wir halten so viele Zusammenkünfte, daß im Ausland die deutschen Berathungen zum Sprichwort und Gespött geworden sind. Ein kranker Leib muß dieselbe Arznei wiederholt einnehmen; so ist es ein Zeichen einer ungesunden Staatsverfassung, wenn über dieselben Dinge so oft vergeblich berathen und beschlossen wird." „Ein einziger Bund müßte ganz Deutschland umfassen zum Zweck der Unversehrtheit des ganzen Reiches. Jetzt aber gibt es viele Sonderbünde, der größte Beweis der gegenseitigen Entfremdung, des Mißtrauens, der Auflösung." „In ganz Europa, in dem uns bekannten Erdkreise ist keine solche Staatsform zu finden, wie in Deutschland. Denn so viel Fürsten und Städte dasind, so viel Könige und Köpfe scheinen dazusein. Nichts liegt daher näher als daß ein solches Gemeinwesen wanke, erschlaffe, verderbe und völlig zusammenstürze. Ist ihm doch das eigenthümlich, daß in ihm Jeder seinen besonderen Vortheil sucht, und darauf denkt, wie er selbst das Seine sichern könne, oder noch vermehre. Wo das geschieht, welcher andere Ausgang wäre zu erwarten, als der von Griechenland? So lange die Griechen mit vereinten Kräften und gemeinsamem Rath ihre Freiheit vertheidigten, waren sie unbesiegt. Als die Geister auseinander gefahren und auf ihre verschiedenen Privatinteressen gerichtet waren, sind sie eine Beute für Tyrannen geworden, und so zu Grunde gerichtet, daß heutzutage kein Volk unseliger ist."

In der gleichzeitigen Denkschrift an kaiserliche Majestät hebt Sleidanus die nothwendige Verderblichkeit unumschränkter Herrschermacht hervor.

„Der hochvernünftige Sokrates sagt: es sei um menschliche Natur also gethan: wenn einem Menschen allein das Regiment ohne allen Auszug und Widerrede zugestellt ist, so kann es nicht anders zugehen, er wird stolz, hoffärthig, wild, thöricht, unleidlich, und, wie man gemeinlich sagt, kann er die guten Tage übel leiden, Summa: er muß zum Tyrannen gerathen. Darum hat auch nie kein Kaiser oder König solche Gewalt gehabt (ist es anders ein rechter König gewesen), daß er in Allem hat mögen thun, was ihn lüstete, und es ist von allen Zeiten bis auf den heutigen Tag Herkommen, daß sie der Stände gute Meinung anhören und derselben pflegen. Weil nun der Papst über die ganze Welt allein sein will, wie er ausdrücklich schreibt und mit der That erzeigt hat, so hat auch nichts Andres denn ein Tyrann aus ihm werden mögen, desgleichen ist auch nichts Andres von ihm zu gewarten, so lange ihm dieser muthwillige Frevel gestattet wird."

Sleidanus fordert bestimmt die Auseinandersetzung der geistlichen und der weltlichen Gewalt.

„Ihm, als einem Kirchendiener, der sich mit Kost und Kleidern soll begnügen lassen, wie die Schrift sagt, gebührt es nicht, Land und Leute zu regieren, Schlösser und Städte innezuhaben, es sind Incompatibilia, und er muß endlich der Zweien Eines thun, entweder ein weltlicher regierender Herr oder ein Kirchendiener sein. Daß er dieser Zweien Eins wolle. Will er ein regierender Herr sein, daß er dann die Welt mit seiner Heiligkeit ungeplagt und unverworren lasse, daß er sich halte wie andere Potentaten. Will er aber ein Kirchendiener sein, daß er dann demjenigen, so das Schwert von Gott befohlen ist, die Gewalt gar heimstelle."

Im Jahre 1556, in welchem er bald darauf starb, widmete Sleidanus sein Werk über die vier Weltreiche dem Herzog von Würtemberg und Teck, Grafen von Mümpelgart. Mit tiefem Schmerz sehn wir ihn hier wieder beklagen (Buch 3), daß in Deutschland nicht Wenige sich der Reichsgewalt zu entziehn suchen,

„Davon nicht zu reden, daß die benachbarten Könige von diesem kümmerlichen blutlosen Reichskörper, der kaum durch die Knochen zusammenhängt, täglich abzerren, so viel sie können."

Vor ein paar Jahren nur hatte Frankreich durch die Verbindung mit Moritz von Sachsen Metz, Toul und Verdun gewonnen, und der Kaiser, der zu der Ansicht kam, das Glück, das ihm in der Jugend hold gewesen, habe ihn im Alter verlassen, war im Begriff, seine Kronen niederzulegen. Sleidanus hatte in Paris und Orleans studirt, hatte Jahre lang in Frankreich gelebt, war 1540 im Dienste des französischen Königs als Dolmetscher mit dessen Gesandtschaft zum Hagenauer Reichstag gegangen, und blieb mit dem Cardinalbischof von Paris, Jean du Bellay, der protestantische Neigungen hatte, fortdauernd in freundschaftlichem Briefwechsel über Staatsangelegen-

heiten; aber Deutschland ging dem Bürger von Straßburg über alle französischen Sympathien.

Als nachher eintrat, was Sleidanus abzuwenden an seinem Theile redlich bemüht war, der Verfall des deutschen Reichs, da mußte der kräftige französische Einheitsstaat auf das Grenzland eine Anziehung ausüben, die nunmehr hoffentlich durch die unvergleichlich stärkere eines wiedergeborenen Deutschlands endgiltig überwunden ist.

1. October 1870.

Ed. Böhmer.

Nordschleswig.

Die Nation scheint darüber einig zu sein, daß Elsaß und Deutsch-Lothringen bei der gegenwärtigen Veranlassung von den Franzosen zurückgenommen werden sollen. Die Parteien in Paris versichern freilich um die Wette, um den Preis einer Gebietsabtretung niemals Frieden schließen zu wollen, und die französischen Diplomaten, wie Fürst Latour d'Auvergne, verweigern einem Vertrage dieses Inhalts ihre Unterschrift, noch ehe man sie darum ersucht hat. Allein solche Stimmungen sind wandelbar, und gar manches hochmüthige Niemals wird dermalen von seinem Sprecher heruntergewürgt, ohne daß er nur dabei das Gesicht verzöge. Nicht viel gefährlicher wohl wird es um die Abgunst der neutralen Mächte stehen. Die Flamme, welche Frankreichs Kriegserklärung so tollkühner Weise entzündet hat, flackert zu stark und ist zu gut unterhalten, um sie nicht fürchten zu lassen, sich die Finger zu verbrennen, wenn sie sich ihr unvorsichtig blasend näherten. Die Einverleibung des einst geraubten, deutsch gebliebenen Gebiets kann also, falls Gott uns ferner Sieg verleiht, fast schon so gut wie für vollzogen gelten.

Etwas anders jedoch, als um den Widerstand gegen den erklärten allgemeinen Nationalwillen steht es um die Beurtheilung dieses Acts in der übrigen Welt. Ueber jenen mögen wir getrosten Fußes hinwegschreiten: diese müssen wir mit Sorgfalt berücksichtigen, denn sie wird lange und nach allen Richtungen hin nachwirken. Es läßt sich nicht leugnen, daß es mit dem französischen Raube jener alten Reichsgebiete schon leidlich lange her ist, und daß die Elsässer und Deutsch-Lothringer mit ganz verschwindenden namenlosen Ausnahmen gute Franzosen sind. Ihre deutsche Mundart wird daher schwerlich hinreichen, unbetheiligte Ausländer zu überzeugen, daß es in Kraft des Nationalitätsprincips geschieht, wenn wir sie nöthigen, in Zu-

kunft auch ihrem politischen Dasein und Bewußtsein nach Deutsche zu sein. Das Eroberungsrecht andererseits wird uns zwar nicht bestritten werden, da es sich von selber erhärtet, aber wir werden dann eben auch als Eroberer von Elsaß und Deutsch-Lothringen gelten. Dies um so sicherer, da die Fremden im allgemeinen über den Entwickelungsproceß, welchen Deutschland gegenwärtig durchmacht, bis jetzt wenig ins Klare gekommen sind. Die Engländer, gewiegte Politiker und Weltbeobachter die sie sind, verstehen ihn noch am ersten. Sonst aber, blicken wir nun in die romanische, in die slavische oder in die scandinavische Nachbarwelt: allenthalben ernstliche Zweifel, ob es wirklich die deutsche Nation ist, die der Idee ihrer staatlichen Einheit einen Körper schafft oder nur das Haus Hohenzollern, welches Einen Kleinstaat nach dem andern entweder durch Annexion direct oder durch Vasallenthum indirect seinem Scepter unterwirft. Das freundschaftliche Verhältniß zwischen den Höfen von Berlin und St. Petersburg thut nicht wenig, die letzere Vorstellung zu nähren, zu der ohnehin die schwerfälligen Geister durch die ihnen im Kopfe haftenden Traditionen der Vergangenheit, und die oberflächlichen durch den äußeren Augenschein der Führung Deutschlands von Berlin aus getrieben werden. Man muß nur wissen, wie sehr namentlich in Pest und in Stockholm Rußland zugleich gefürchtet und gehaßt wird, um zu würdigen, was es für uns auf sich hat, daß Preußen seit dem Krimmkriege in jeder großen europäischen Verwickelung mit Rußland gut Freund erscheint, Dienste bald leistend, bald empfangend. Aber das nicht allein! Wenn Deutschland jetzt zu geschlossener politisch-militärischer Einheit gediehen, außerdem vermöge seines Wehrsystems der stärkste Staat Europas zum Angriff so gut wie zur Vertheidigung, Miene macht, was einst unter den verkommenen Habsburgern vom Reiche abgesplittert worden, zurückzufordern, so gibt es keinen Nachbarstaat, der nicht fragen müßte, ob das wohl auch ihn angehe? Oestreich empfindet es wie einen neuen Ruck an dem lose verknüpften Bündel seines halben Dutzends von Nationalitäten; die Altrussen schlägt das Gewissen über die Mißhandlungen, mit denen sie in den Ostseeprovinzen gleichzeitig das Deutschthum und den Protestantismus heimgesucht haben; im Haag träumt man von einer Wiederauferstehung der luxemburgischen Frage in veränderter Gestalt, und Niederländer, Scandinavier, Schweizer wissen nicht, sollen sie den altgermanischen Zusammenhang mit den so gewaltig umsichgreifenden Deutschen als einen Gegenstand der Genugthuung ansehen, oder als eine Gefahr.

Es möchte nicht allein an sich recht und menschenfreundlich sein, sondern auch in unserem nationalen Interesse liegen, im Interesse der dauernden Sicherheit Deutschlands und der Befestigung des Weltfriedens, die Nachbarvölker über die Tragweite unserer nationalen Aspirationen und Reclamationen

baldigst zu beruhigen. Natürlich kommt es keinem Deutschen ernsthaft in den Sinn, daß wir unsererseits fortan die Rolle übernehmen müßten, welche wir Frankreich eben aus der Hand geschlagen haben. Der Welttheil wird sich besser befinden und Deutschland mit ihm, wenn diese störende theatralische Heldenfigur aus dem Kreis der Staaten definitiv entfernt wird. Je eher, je gemeinfaßlicher wir ankündigen, daß dies auch unsere Meinung sei, desto rascher und vollständiger wird man sich ringsherum mit dem Triumph aussöhnen, welchen wir über Frankreich davongetragen haben, die zurückgeführten Spolien von Anno Einst eingeschlossen.

Abgesehen von den unausbleiblichen Wirkungen der Zeit und unseres ganzen zukünftigen Verhaltens gibt es dafür auch ein besonderes, bereitstehendes Mittel. Das ist die Lösung der noch schwebenden nordschleswigschen Frage. Vom Standpunkt der alten, den Völkern keinerlei Recht und Selbstbestimmung zugestehenden Kabinetspolitik könnte man allerdings behaupten, mit der Demüthigung Frankreichs überhaupt sei auch die Zumuthung abgeschüttelt, welche es hinsichtlich unseres Verhältnisses zu Dänemark in den Friedensvertrag von 1866 zu bringen gewußt hatte, der ohnehin formell nur Preußen und Oestreich angeht. Aber das deutsche Nationalgefühl sieht die Sache anders an. Ihm genügt es, daß der fremde Wille gebrochen ist, der seine Anmaßung und Feindseligkeit gegen uns auch in dieser Angelegenheit bethätigen wollte. Die Angelegenheit an sich vermögen wir ohne Schwierigkeit nach ihrem eignen Inhalt aufzufassen, als ob Frankreich sich niemals in dieselbe gemischt hätte, — nach ihrer Bedeutung für die nationale Sicherheit und unsre künftigen Beziehungen zu den nordischen Völkern. So betrachtet, würde die nordschleswigsche Frage eine Lösung erheischen, auch wenn die allgemeine Politik sie nicht in ihre Combinationen zöge. Sie kann nur zum Schaden der nationalen Interessen auf dem Flecke verharren, auf welchem sie im Augenblick steht.

Seit 1864 befindet das Land nördlich von Flensburg bis zur Königsau sich in einem immerwährenden chronischen Kriegszustande. Nur durch beständige Wachsamkeit der Behörden und verschiedene Ausnahmsmaßregeln läßt sich eine leidliche Ruhe aufrechterhalten. So oft Preußen in Verwickelungen mit einer anderen Macht geräth, wie 1866 mit Oestreich und 1870 mit Frankreich, wünscht die große Mehrheit der Bewohner jenes Landstrichs dieser fremden Macht insgeheim den Sieg. Die Verschwörung mit den Feinden ohne Kriegserklärung, welche jenseits der Königsau und der Belte wohnen, mit den dänischen Dänen, dauert ununterbrochen fort. Man könnte sich den Zustand, obwohl er für die Betheiligten so wenig erquicklich wie möglich ist, als einen vorübergehenden zur Noth gefallen lassen, wenn nur ein Besserwerden ersichtlich wäre. Aber das Deutschthum hat hier seit 1864

eher Rückschritte als Fortschritte gemacht, und es gibt auch kein Anzeichen dafür, daß dies in Zukunft sich umdrehen werde, selbst wenn der Artikel V. des Prager Friedens, der bisherige Hoffnungshalt der Dänen demnächst förmlich aufgehoben werden sollte. Weitere Eroberungen auf Dänemarks Kosten oder eine vollständige Auflösung dieses Staats würden die Sache allerdings anders gestalten; allein das ist doch kein Ziel, das auf unserem politischen Programm stände. Ein Hamburger Blatt hat mit vollem Rechte Deutschland besonders deshalb zu Dänemarks Neutralität im gegenwärtigen Kriege gratulirt, weil es nun weder in die Nothwendigkeit noch in Versuchung gerathe, Jütland zu incorporiren.

Als vor wenigen Wochen auf Frankreichs freche Kriegserklärung hin die wunderbare Erhebung der Nation folgte, die zum ersten Male seit Jahrhunderten, Aller Herzen in Einem Tacte schlagen ließ, da war es ein störendes Gefühl, innerhalb unserer Grenzen eine wenn auch kleine Bevölkerung zu wissen, die sich nicht miterhob, die im Gegentheil, vermöge ihrer theuersten Erinnerungen und Hoffnungen nicht anders konnte, als für den Sieg unseres Nationalfeindes Gebete zum Himmel zu schicken. Die dänischredenden Nordschleswiger im neunten Bundesarmeecorps schlagen sich darum vielleicht nicht schlechter; aber man darf diese Folge der Disciplin, des Einflusses mächtiger Umgebungen und Gewöhnungen trotzdem nicht auf gleiche Stufe stellen mit den polnischredenden Soldaten des heldenhaften fünften Corps. Die preußischen Polen sind größtentheils längst gute Preußen, und es ist kein selbständiges Polen da, noch in sichtbarer Aussicht, um sie, falls wir sie hingeben wollten, uns abzunehmen. Mit den Dänen Nordschleswigs ist es anders. Diese streben aus Leibeskräften nach der Ausscheidung; die dänischen Dänen wünschen nichts leidenschaftlicher, als sie zurückzuerhalten; und wir haben schlechterdings kein Interesse, sie mit Gewalt an das neuerstandene nationale Reich zu fesseln.

Wir betrachten es daher als eine Forderung guter Politik, das überwiegend dänische Nordschleswig an Dänemark zurückzugeben. Wenn dieser Entschluß im allgemeinen feststeht, handelt es sich wesentlich noch um zweierlei: um die genaue Grenze und um etwa auszubedingende Bürgschaften für die Deutschen innerhalb des abzutretenden Gebiets. Die Grenze muß auf jedem Fall nördlich von Flensburg laufen; eine Stadt, die zur Hälfte deutsch ist, kann nicht abgetreten werden sollen, weil möglicherweise zehn oder zwanzig Dänen mehr als Deutsche in ihr gezählt werden, zumal südlich von ihr das dänische Uebergewicht sofort ganz aufhört. Zweifelhafter scheint es um Alsen und das Sundewitt zu stehen. Hier könnten die Dänen zwar sehr triftige nationale Gründe, die Deutschen dagegen strategische Rücksichten für sich

geltend machen. Hierüber werden nach wie vor die Kundigen allein entscheiden dürfen.

Mit den Bürgschaften für die Deutschen in Apenrade, Christiansfeld, Hadersleben u. s. f. mußten wir es so lange sehr genau nehmen, als in Folge der Einmischung Frankreichs nicht zu gewärtigen stand, daß Dänemark irgend eine billige Erfüllung unserer Zusage als definitive Grenzregelung ansehen werde. Solange konnte es wähnen, nicht genöthigt zu sein, sich mit uns auf einen ehrlich guten Fuß zu stellen. Die Niederlage der französischen Politik auf viele Jahre schneidet ihm alle weitergehenden Hoffnungen ab. Es muß, was ihm jetzt zu Theil wird, als eine unverhoffte Gnade des Geschicks hinnehmen. Es kann nicht umhin, zu fühlen, daß ihm ein so wichtiges Zugeständniß nur unter der Voraussetzung unbedingten künftigen Wohlverhaltens gegen Deutschland und alle Deutschen gemacht wird. Unsere Landsleute werden daher voraussichtlich demnächst in Dänemark so unangefochten leben können, wie in England oder Nordamerika; wir sind ihnen überdies nahe genug, um ihnen nicht allein wirksamen, sondern auch den promptesten Schutz angedeihen zu lassen, ohne allzu weitläufige formelle Stipulationen.

Man wird aber natürlich wünschen, auch in rein politischer Hinsicht die Concession nicht ganz umsonst zu machen. Allein das wird auch nicht geschehen. Von vertragsmäßig unmittelbaren Gegeneinräumungen muß man, da Rußland nun einmal unser guter Freund ist, allerdings vorerst wohl absehen. Als Morgengabe in die scandinavische Union können wir Nordschleswig nicht stiften. Aber der Act wird auf der Stelle die Wirkung haben, daß in Norwegen, Schweden und mit der Zeit wohl selbst in Dänemark eine gründliche nationale Umstimmung gegen Deutschland eintritt. Laden wir uns dann unvermeidlicher Weise mit der Zurücknahme von Elsaß und Deutsch-Lothringen eine permanente Feindschaft im Westen auf, bereit bei jeder zukünftigen europäischen Verwickelung gegen uns Partei zu nehmen, so schließen wir dafür endgiltig die noch offne Wunde im Norden und präpariren uns hier eine Allianz, die sowohl gegen Westen wie gegen Osten einst ihren Nutzen entwickeln mag.

L.

Bemerkungen der Redaction. Wir haben den vorstehenden Ausführungen unseres geschätzten Correspondenten die Aufnahme in unser Blatt deshalb nicht versagt, weil wir wissen, daß manchem wackern Manne in Deutschland eine baldige Lösung der Frage über Nordschleswig zu innerer Beruhigung dienen würde, und weil wir es nicht für unmöglich halten, daß die preußische Regierung selber vielleicht in nicht allzuferner Zeit mit ähnlichen Ideen hervortreten könnte; wenigstens sind wir geneigt, die unerwartet gewissenhafte Neutralität Dänemarks im gegenwärtigen Kriege minder auf

Rechnung der Weisheit des Kopenhagener Kabinets zu schreiben, als vielmehr der Aussichten, die ihm für die nächste Friedenszeit, sei es direct, sei es durch russische Vermittlung eröffnet worden sein möchten. Um so mehr jedoch halten wir es für unsere Pflicht, unsere eigenen abweichenden Ansichten denen unseres Correspondenten zu näherer Erwägung an die Seite zu stellen. Wir sind nun einmal nicht sanguinisch genug, seine Erwartungen von durchaus glimpflicher Behandlung der etwa an Dänemark wieder ausgelieferten Deutschen zu theilen. Schaden macht klug. Es sind nicht übervorsichtige Befürchtungen in einer unversuchten Sache, was uns abschreckt, es sind zwanzigjährige nur allzu bittere Erfahrungen, auf die wir uns stützen, Erfahrungen, die allen Deutschen immerdar unvergeßlich sein werden. Eben die dauernde Mißhandlung des deutschen Wesens durch die Dänen hat vor Jahren die Ablösung Schleswig-Holsteins von dem herrischen Inselstaate zur vornehmsten nationalen Forderung bei uns gemacht. Sollte da so plötzlich Wandel geschafft werden durch den einzigen Umstand, daß Dänemark zunächst von Frankreichs Seite keine wirksame Unterstützung gegen uns wird erhalten können? Wie! gibt es denn nicht andere Mächte, die uns über kurz oder lang drohend gegenübertreten können, Mächte, von denen eine wenigstens in Kopenhagen einen geradezu bestimmenden Einfluß übt? Wo bleiben, um es frisch heraus zu sagen, bei einem deutsch-russischen Conflicte, dessen heilsame Verzögerung vielleicht nur auf zwei Augen steht, wo bleiben da die Deutschen von Hadersleben? Wenn wir jetzt von unserer Höhe herab in falscher Großmuth bei der Forderung von Garantien leichtsinnig verfahren, dürften wir sie eines Tages ebenso ins Elend hinausstoßen sehen, wie heute die Deutschen von Paris. — Im Herzogthum Schleswig im Ganzen genommen hat bekanntlich das deutsche Element bei weitem die Majorität. Die Adressen der Deutschen aus dem Norden, die im jetzigen Kriege König Wilhelm um endgiltige Sicherung ihrer Zugehörigkeit zu Deutschland gebeten haben, sind Adressen einer örtlichen Minorität, aber der Majorität des Landes. Der Prager Friede setzt keinen Zeitpunkt für die Abstimmung der nördlichen Districte fest. Es ist keine Sophisterei, wenn wir uns darauf berufen, wir meinen vielmehr, daß diese scheinbare Lücke ihren guten Sinn habe. Es bedurfte durchaus einer Versuchszeit; wir mußten sehen, welche Aussicht bei den verwickelten Bevölkerungsverhältnissen der betreffenden Striche die fortschreitende deutsche Colonisation habe, nachdem die feindlichen Einwirkungen dänischer Gewaltherrschaft aufgehört. Unser Correspondent scheint zu glauben, diese Versuchszeit sei vorüber, das Experiment sei eher ungünstig für unsere nationalen Hoffnungen ausgefallen. Aber kann man sagen, daß die letzten vier Jahre über wirklich schon die normalen Verhältnisse bestanden haben, deren es zu richtiger Beobachtung bedarf? Lag nicht eben der drohende

Schatten eines französischen Krieges beständig auch über dieser Landschaft und ermuthigte die Dänen zu erbittertem Starrsinn, während er unseren Landsleuten alle Lust benahm, auf einer Scholle sich anzubauen, welche die nächste Sturmfluth von aller deutschen Verbindung wieder abreißen konnte? Auch wir sind des unerquicklichen Schauspiels von Herzen satt, welches uns das immerhin achtungswerthe Auftreten der nordschleswigschen Abgeordneten in unseren Parlamenten darbietet, auch wir wünschten dieser Frage wie allen Fragen der Welt eine definitive Lösung, aber die Stunde scheint uns noch nicht gekommen, wo man mit Nordschleswig so leichthin verfahren dürfte. —

Die Zukunft des Oberrheins.

Wer in den vergangenen Wochen das Glück hatte, am äußersten Rande des deutschen Landes die Anfänge der großen Entscheidungen gleichsam persönlich von Stunde zu Stunde mit zu erleben, mit bangem Ohr die Kanonenschüsse zu zählen, welche die Kunde vom Kampf bei Weißenburg über den Rhein trugen, dann so manche stille Nacht dem fernen Donner zu lauschen, welcher dumpf von Straßburg her klang, oder von einem der Vorberge des Schwarzwaldes in die Rheinebene hinab zu schauen auf die weite weiße auf- und abwogende Dampfschicht, welche sich um die dunkele hochragende Pyramide des Münsters verbreitete, stets neu genährt durch dunkle aus der unsichtbaren Stadt aufsteigende Rauchsäulen und die leichten weißen Wölkchen, welche in weitem Umkreise die feuernden Batterien ankündigten; wer dann auf die frohe Kunde vom Fall der Festung dem unwiderstehlichen Zuge nach dem nun wieder deutsch gewordenen Straßburg folgte und in die eben geöffnete Stadt eintrat und das furchtbare Werk der Zerstörung anstaunte, voll Jubels über die kostbare Wiedergewinnung, voll herzlicher Theilnahme zugleich für die schweren Wunden, die hier geschlagen werden mußten; wer die ungeheure Spannung erfahren, mit der die oberrheinische Bevölkerung einige Wochen lang auf ungeschütztem Gebiet jeden Augenblick des Einbruchs der feindlichen Heerschaaren gewärtig war, und dann die unbeschreibliche Freude, die sich aus dem Zusammenfließen des höchsten vaterländischen und persönlichen Glücks ergab, der wird wohl in einem noch stärkeren Maße als die übrigen Landsleute die wundervolle Größe und Seligkeit dieses Sommers empfunden haben. Denn immer wird doch das Allgemeine noch bedeutend verstärkt, wenn es mit einem ganz Persönlichen zusammentrifft und auch der höchsten Belebung der Seelenkräfte wird durch unmittelbare sinnliche Eindrücke neue Kraft verliehen.

Man könnte wohl sagen, daß dieser große Krieg hauptsächlich im Interesse des Südens geführt worden ist. Alle Theile des Vaterlandes werden aus ihm den reichsten Segen schöpfen, vornehmlich aber erwächst dem Süden aus ihm eine unvergleichliche Fülle schönster Hoffnungen. Denn seit des alten Reiches Macht im dreißigjährigen Kriege vollends zusammenbrach und an unserer Grenze die junge Größe Frankreichs empor stieg, gerieth dadurch vor Allem der Süden in eine unselige Lage. Die von der Natur aufgeführte Wehr war ihm verloren gegangen; mit der Eroberung des Elsaß setzte der übermächtige Feind seinen Fuß in die nun offene Flanke und beherrschte von da die Geschicke der oberdeutschen Gegenden. Daß von da an die schwachen Staatsbildungen des schwäbischen, fränkischen und bayrischen Landes fast in allen großen Krisen der französischen Hegemonie folgten, war nur eine nothwendige Folge ihrer Hilflosigkeit. In jedem Kriege zwischen Frankreich und Deutschland war namentlich die schöne Thalebene des Oberrheins die sichere Beute des Franzosen, wenn nicht ausnahmsweise die deutschen Heere von vornherein tief in Feindes Land einzudringen vermochten. Dieses seit Jahrhunderten bestandene Verhältniß ist dem rechten Rheinufer von Basel bis Heidelberg noch heute für Jeden sichtbar aufgeprägt. Dieser uralte Sitz deutscher Cultur hat mehr als irgend ein anderes deutsches Land den historischen Charakter verloren: wäre nicht wie durch ein Wunder der Freiburger Münster erhalten, so besäße die ganze reiche Ebene kein einziges nennenswerthes Denkmal vergangener Zeiten: französischer Vandalismus, der hier stets ungehindert hausen durfte, hat alle Werke früherer Geschlechter zertrümmert und dem blühenden Lande in dieser Richtung eine sehr unerfreuliche prosaische Nüchternheit zurückgelassen. Es ist ein vom übermüthigen Nachbar so und so oft zertretenes, versengtes Land, in dem nur Ruinen an das Leben früherer Jahrhunderte erinnern.

Seit 1815 freilich fingen die Menschen an sich allmählich auch hier sicher zu fühlen; die Restauration und das Julikönigthum hatten für sie nichts Beängstigendes. Als aber der Thron der Napoleoniden wieder aufgerichtet wurde, lebten die alten Erinnerungen auf. Daher mit jener Kriegsfanatismus des Jahres 1859. Das Gefühl, dem Angriff französischer Macht offen zu liegen, erzeugte den Wunsch, dieser Gefahr bei der ersten Gelegenheit vorzubeugen. Darum seufzten hier oben so Viele über die italienische Niederlage Oestreichs. Denn das war nun einmal die alte Erinnerung, daß, wenn man überhaupt gegen Frankreich geschirmt werden könnte, dieses von Oestreich geschehen müsse. Daher auch die Stellung vieler Süddeutschen nach 1866; die Schutzlosigkeit gegen Frankreich war das stärkste Argument der Gegner Preußens. Und daß wir in einem gewissen Sinne wirklich schutzlos waren, läßt sich nach den Erfahrungen selbst dieses Krieges nicht bestreiten. Es ist

bekannt, daß Preußen zunächst einem kühnen Vorbrechen der Franzosen fast ganz Baden und die Rheinpfalz hätte preisgeben müssen; wie auch die weiteren militärischen Consequenzen gewesen sein möchten, zunächst hätte das gesegnete Land die unbarmherzige Faust der Feinde empfunden, von denen seit Jahren bekannt war, daß sie Baden exemplarisch zu züchtigen im Sinne trugen.

Aber mit dieser steten Unsicherheit war es nicht genug. Das Gedeihen des Menschen ruht überall auf starken natürlichen Grundlagen, die nicht verrückt werden dürfen, wenn nicht seine gesammte Existenz Schaden nehmen soll. Kaum irgendwo aber kann die Natur vernehmlicher gesprochen haben, als in der weiten oberrheinischen Ebene. Wenn irgend ein Land durchaus zusammen gehört, so sind es die beiden Ufer des Rheins von Basel bis Mainz. Indem sie die Gewalt Ludwigs XIV. auseinander riß, verstopfte er die Quelle ihrer gesunden Entwicklung. Und indem später Napoleon die Rheinbundsstaaten in französischem Interesse bildete und das Großherzogthum Baden wie einen langen schmalen Streifen am Rhein hinlegte, verschlimmerte er das Werk des Bourbonen. Eine unnatürlichere Staatsbildung ist gar nicht zu denken. Vor Allem war dafür gesorgt, daß dieses zwischen Berg und Fluß eng eingeklemmte Land nie daran denken könne, in einem Krieg zwischen Frankreich und Deutschland gegen Frankreich zu stehn, unter dessen Kanonen es lag, wie ein Glacis von Straßburg, Schlettstadt und Breisach. Indem das Land trotzdem oder auch eben deswegen seit dem Auftauchen der deutschen Frage mit kaum unterbrochener Beharrlichkeit auf die Herstellung des deutschen Staats im antifranzösischen Sinne hinarbeitete und sich dem wahren Führer und Mehrer des Reichs, Preußen, ungeduldig anschloß, steigerte es natürlich die Gefährlichkeit seiner Lage, bis das Ziel erreicht war, abermals. Daß unter solchen Umständen die badische Regierung seit vier Jahren keinen Augenblick und am wenigsten in der großen Krisis des letzten Juli, ich möchte sagen nur mit dem Auge gezuckt hat, wird die Zukunft vielleicht als nicht ganz gewöhnliche Entschlossenheit anerkennen.

Kein Deutscher Staat hat in den letzten Jahren mehr gewagt und es ist daher nur billig, daß ihm die Frucht des Gelingens am reichsten zu Theil wird. Das aber muß in jeder Hinsicht der Fall sein. Denn mit der Wiedergewinnung des Elsaß erlangt der Oberrhein die seit zweihundert Jahren verlorenen Grundlagen seines Gedeihens zurück. Er wird aus jener unerträglichen Situation befreit, bei jeder Störung des Friedens den feindlichen Einbruch gewärtigen zu müssen. Er erlangt die Sicherheit, welche man die erste Vorbedingung alles menschlichen Wohls nennen kann. Er gewinnt jetzt erst die Fähigkeit wirklich zu sein, wozu ihn die Natur bestimmt zu haben scheint: der Garten, der Landsitz des deutschen Volkes, in dem es nach der

harten Arbeit des Tages ausruht. Denn wer mochte sich hier behäbig niederlassen, wo der Blick von jedem Hügel das feindliche Land zeigte? Namentlich aber gewinnt er jetzt erst den natürlichen Zusammenhang. Der Strom des Lebens war bisher auf das peinlichste eingeklemmt. Was kann eine durchschnittlich vier Stunden breite Ebene von fünfzig Stunden Länge, im Osten von den vielfach steil aufsteigenden Höhen des Schwarzwaldes, im Westen von der französischen, im Süden von der schweizer Gren ze eingeschlossen anfangen? Diese widernatürliche Lage darf Niemand vergessen, der die innere Entwicklung Badens gerecht beurtheilen will. Dieselbe ist keineswegs eine so durchaus beneidenswerthe gewesen, wie Viele meinen. Dem politischen Wollen haben viele unentbehrliche Grundelemente auf socialem und wirthschaftlichem Gebiet gefehlt. Ein großes städtisches Wesen konnte auf diesem engen Streifen nicht empor kommen, auch den ländlichen Verhältnissen mangelte der höhere Impuls. Die Industrie blieb sehr weit hinter dem zurück, was drüben im Elsaß geleistet wurde. Zwar ging jeden Sommer ein ungeheurer Fremdenstrom durch das Land und warf in den Bädern sein Gold verschwenderisch aus; aber zu dauernder Ansiedlung konnte sich der Deutsche anderer Gegenden verhältnißmäßig nur selten entschließen. Auch in den Bädern spielte der Ausländer, namentlich der Franzose, die erste Rolle. Die Bevölkerung stand hier unter einem starken französischen, dort unter schweizerischem Einflusse. Daß einst die Liberalen sehnsüchtig nach Paris blickten, war freilich schlimm, leider aber auch erklärlich. Wie dünn war der Faden, durch den man mit Deutschland zusammenhing! Von Würtemberg trennte das Gebirge und verschiedene Sinnesart; alle natürlichen Beziehungen gingen nach dem Elsaß und damit nach Frankreich, von dem dann doch wieder die Politik und der Zoll schied. Es war mit einem Worte eine durch und durch ungesunde Existenz.

Ihre Beseitigung muß dem badischen Lande unendlichen Gewinn bringen. Nicht viel weniger aber dem Elsaß. Da dieses Gebiet in dem großen Ganzen, dem es angeschlossen wurde, durch Fruchtbarkeit des Bodens, Rührigkeit und Tüchtigkeit der Bevölkerung, durch die gesunde deutsche Art und protestantische Bildung wenigstens eines beträchtlichen Bruchtheils hervorragte, so erlangte es in mancher Beziehung eine sehr günstige Stellung. Das materielle Gedeihen ließ wenig zu wünschen übrig. Industrie und Ackerbau entfalteten sich um die Wette. Wie manche elsässische Locomotive lief auf badischen Bahnen! Von dem feinen Gemüse der Straßburger Gärtner lebten die Bäder des Schwarzwalds, denn Gärtnerei ist seltsamer Weise in Baden so gut wie unbekannt. Wer in den badischen Städten gutes und zugleich preiswürdiges Schuhwerk haben wollte, fuhr nach Straßburg, wo sich auch Viele mit Kleidern versahen. Vor Allem aber producirte Mülhausen für einen

großen Theil Frankreichs. Mülhäuser Capitalisten verpflanzten auch wohl ihre Betriebsamkeit in das badische Wiesenthal. Aber dieser materiellen Entwicklung stand eine betrübende geistige und moralische Verkümmerung gegenüber. Allerdings hat die wesentlich auf deutscher Wissenschaft fußende Straßburger Theologie sehr Tüchtiges geleistet und das elsässische Schulwesen behauptet in Frankreich wohl den ersten Rang. Wo aber ist im Ganzen die geistige Thätigkeit des Landes? Was der höheren Bildung angehörte, strebte mit sehr wenigen Ausnahmen nach französischer Art, stieß die deutsche Herkunft zum Theil mit der ganzen Leidenschaftlichkeit des Apostaten von sich, da doch Land und Volk noch immer ganz überwiegend deutsch war. Jeder gute deutsche Ortsname wurde verhunzt, die Volkssprache verwildert und die edleren Keime der Volksbildung erstickt. Unter den vielen tausend Deutschen, welche in den letzten Wochen nach Straßburg gepilgert sind, kann Keiner die theure Stadt ohne sehr unerfreuliche Empfindungen betrachtet haben. Schlimmer als die Trümmer, welche deutsche Kugeln gemacht haben, sind die Ruinen gesunden geistigen Wesens, mit denen die ganze Stadt erfüllt ist. Wohin man sieht, nimmt man die fatalen Folgen französischer Centralisation und der eigenthümlichen modernen Barbarei wahr, welche man in Paris Civilisation zu nennen liebte. Wer diese Stadt von 80,000 Einwohnern mit irgend einer deutschen Stadt ähnlicher Größe vergleicht, z. B. mit Stuttgart, wird von dem ungeheuren Abstand betroffen. Ueberall wird es deutlich, daß diese Stadt lange in den Händen eines Volkes war, in dem die Blicke und Wünsche der Wohlhabenden sich mehr und mehr nach Paris richteten und das daher für eine angemessene Pflege der Provinzialstadt gar keinen Sinn hatte. Da man in Straßburg nur so lange lebte, als man mußte, und das eigentliche Glück und den wahren Genuß ausschließlich in Paris suchte, mußte die Stadt nothwendig etwas Verkümmertes bekommen. Ein irgendwie selbständiges öffentliches Leben konnte natürlich ebenso wenig aufblühen wie eine angemessene Theilnahme der Bevölkerung für Kunst und Wissenschaft. Fand man irgendwo in einem Wirths- oder Kaffeehause eine behaglichere Unterkunft, so meinte man nach einem geringeren Quartiere von Paris versetzt zu sein; was sich zu dieser Copie nicht aufzuschwingen vermochte, war dürftig, unsauber. Und die Bekanntschaften, die gar häufig in den Bädern des Schwarzwaldes mit Elsässern gemacht werden konnten, erweckten wo möglich noch unerquicklichere Vorstellungen. Ein ganz leeres Prunken mit französischem Firniß, ein übermüthiges Herabsehen auf die deutschen Nachbarn machte die Elsässer zu den unliebenswürdigsten Gästen.

Bei aller Scheu vor Prophezeiungen drängt sich nichtsdestoweniger die Behauptung auf, daß die Elsässer nach ihrer Wiedervereinigung mit Deutschland eine reiche Fülle werthvollsten Gewinns erlangen werden. Von den

Förderungen, welche dem Bauer aus deutscher Verwaltung und Schule erwachsen müssen, ist schon geredet. Wenn seine Kinder nicht mehr damit beginnen müssen, die Zunge zu welschen Lauten zu spitzen, sondern in der angebornen deutschen Sprache alle Bildungselemente erwerben dürfen, wenn die Bauernsprache nicht mehr als die verachtete, systematisch aus allen höheren Lebensbeziehungen verdrängte dasteht, sondern wieder zum natürlichen Organ alles Verkehrs wird, so liegt allein darin eine unschätzbare Förderung. Schwieriger werden manche Industriezweige gestellt sein, die neue Absatzgebiete zu suchen und manches in ihrem Betrieb zu ändern haben werden. Aber bei ihrer im Allgemeinen hohen Entwickelung werden sie sicher in Deutschland rascher ihren Vortheil finden, als vielen unserer Fabrikanten lieb sein dürfte. Und was die Gesammtheit des bürgerlichen Geschäfts angeht, so müssen die Städte des Elsaß nothwendig rasch emporsteigen. Vor allen Straßburg. Diese alte Hauptstadt des Oberrheins tritt vielleicht überraschend schnell in ihre frühere Stellung zurück. Da das ganze badische Land keine einzige Stadt besitzt, welche mit ihr den Wettkampf aufnehmen könnte und die bayrische Pfalz ebenso wenig, so kann es gar nicht ausbleiben, daß Straßburg in kurzer Zeit für den Oberrhein wird, was Frankfurt für den Mittelrhein längst ist. Der schwere Kriegsschaden kann dafür unter Umständen eher förderlich als hinderlich werden. Denn allerdings wird Straßburg diese Bedeutung nur dann erlangen können, wenn es deutschen Bedürfnissen und Neigungen aufmerksam entgegen kommt und sich das Pariser Ideal gründlich aus dem Sinn schlägt, und es wird das voraussichtlich nur mit Hilfe einer starken und raschen Zuwanderung deutscher Kräfte vermögen, für die eben die vom Belagerer angerichtete Zerstörung die günstigste Gelegenheit bietet. Von einer Menge angesehener Straßburger Häuser hört man schon jetzt, daß ihre Inhaber auszuwandern entschlossen sind. Vielleicht wird diese Absicht durch den Gang der französischen Dinge gehemmt oder gar geändert. Das deutsche Interesse kann es aber unmöglich sein, die Auswanderung unversöhnlicher Elemente zu hindern, nur daß Deutsche nicht säumen dürfen den Platz einzunehmen.

So thut sich diesen gesegneten Landschaften in jeder Hinsicht eine hoffnungsreiche Zukunft auf. Bleibt unsere Friedensarbeit nicht gar zu weit hinter unseren kriegerischen Leistungen zurück, wissen wir annähernd ebenso geschickt durch Verwaltung und Bildung festzuhalten, wie durch die Waffen zu erobern, so muß der Elsaß, ehe eine Generation vergeht, von dem französischen Anstrich gesäubert und seiner alten deutschen Blüte zurückgegeben sein. Diese Voraussetzung ist allerdings sehr wesentlich, und wie stark die Bedenken gegen das beabsichtigte Provisorium sein mögen, das läßt sich gar nicht leugnen: daß die deutsche Verwaltung drüben nicht unter den

Auspicien der Herren Mühler und Eulenburg installirt wird, daß dem Elsaß die Schulräthe und Consistorialräthe, mit denen die 1866 erworbenen Provinzen heimgesucht wurden, und auch manche Landräthe hoffentlich fern bleiben, das ist ein ganz unschätzbarer Gewinn. Die bis jetzt von Graf Bismarck getroffenen Wahlen sind jedenfalls auf geschickte und fähige Personen gefallen, deren vielleicht etwas durchgreifendes Wesen gerade hier ganz am Platze ist. Ebenso verdient im Ganzen Billigung, was Bayern und Baden dem preußischen Personal hinzugefügt hat. Wenn diese Kräfte hier von Berliner Instructionen ungehemmt walten können, so werden sie voraussichtlich etwas ganz Tüchtiges leisten.

Vier Briefe von Goethe's Mutter an Philipp Seidel.

Mitgetheilt*) von Dr. C. A. H. Burkhardt.

Die nachfolgenden vier Originalbriefe fand ich bei Durchsicht ungeordneter Privatpapiere. Die hierauf angestellten Nachforschungen nach der vollständigen Correspondenz von Goethes Mutter mit Philipp Seidel haben ergeben, daß die übrigen Briefe sich leider nicht mehr in dem Besitz der Seidelschen Familie befinden, sondern wahrscheinlich schon früh in das Goethesche Archiv zurückgewandert oder untergegangen sind. Dagegen bin ich zu dem erfreulichen Resultate gelangt, einer Reihe von Originalbriefen Goethe's an Philipp Seidel auf die Spur zu kommen. Mit Hilfe dieser wird sich endlich das schöne Verhältniß des Dichters zu „seinem Philipp" klar legen lassen, für welches bis jetzt nur wenige Anhaltspunkte in den bereits veröffentlichten Briefen gegeben waren. Einstweilen wünsche ich diese vier Briefe durch den Abdruck zu retten.

1.

Eure Neujahrs Briefe waren uns sehr angenehm, Herr Wieland soll euch auch davor einen heiligencrist mitbringen. Jetzt aber mögte ich gar gern wissen, ob die zwey Körbe Champanger Wein bey Herrn von Kalb**) glücklich angekommen sind, ich schriebe schon neulich drum, aber ihr habts vielleicht vergessen. Ferner dasz ihr dem Herrn Rath einen Weimarer Hoff und Adresz Callender besorgt. Vor Leylaken werde sorge tragen und sie ehestens schicken. Wenn das Festein von der Regierenden Frau Herzogin***)

*) Schreibweise ist nach dem Original beibehalten.

**) Johann August Alexander v. Kalb, Kammerpräsident.

***) Das Geburtstagsfest den 30. Januar.

Vorbey ist, so gebt uns auch Nachricht, wie alles zugegangen, denn eure Beschreibungen lesen wir sehr gern. Am 26 December ist eine Schachtel an den Docter abgegangen. Er wird sie doch wohl erhalten haben? Hat der junge Herr Willemer die Manschetten überliefert? Zuletzt vergeßt die Phisionokmik (sic!) nicht.

Ich weisz noch gar zu gut, wie ihr am runden Tisch den Götz von Berlichingen abschriebet und wie ihr das Lachen verbeiszen woldet, da der junge Officier nichts bey der Sache zu danken fand. Ich freute mich damals schon über euch, dasz ihr das so alles fühlen kondet. Meine liebe und das Vertrauen zu euch hat nun immer zugenommen, weil ich mich nicht betrogen und ihr täglich braver worden seyd. Fahrt fort ein guter Mensch zu seyn, das wird euch in Zeit und Ewigkeit wohl thun. Von mir und dem Herrn Rath könnt ihr versichert sein, daß wir euch auch in diesem Jahr in gutem Andenken haben werden und solches bestättige ich mit meiner unterschrifft als eure euch gewogene

Den 2ten Januar 1778.

C. E. v. Goethe.

N. S. Antwortet auf obige Anfragen gleich und besorgt mir auch meine 32 Fl. auslagen von Herrn v. Kalb.

2.

Euer Herr schreibt mir, dasz Herr Wieland gern einen Bratenwender oder wie wir es hier nennen einen Brätter haben mögte, ich soll ihn kauffen u. s. w. Das will ich nun auch gar gerne thun, nur musz erinnern, dasz so ein ding 25 bisz 30 gulden kommt, ferner dasz vors zerspringen der Feder kein Mensch was kann, an dem meinigen ist die Feder so oft gesprungen, dasz ich die Feder gantz und gar heraus gethan habe und ihn jetzt durch gewicht steine treiben lasze, ob diese Medote in Weimar bekandt ist, weisz ich nun nicht, man müszte einen Uhrmacher fragen. Auf alle Fälle will einen guten tüchtigen aussuchen — aber ihn nicht ehender kauffen, als bisz ich von euch Nachricht habe, das musz aber bald geschehen, dann sonst verkauffen die Frembden ihre Wahre. Wegen des Metzger Knecht dint zu Nachricht, dasz unsere hiesige Metzger keinen einzigen die rechte Kunst Schwartemägen zu verfertigen lehren. Das hat mir mein eigner Metzger ganz aufrichtig gesagt — und es ist auch ganz natürlich, denn aus der halben Welt kommen Knechte hieher und wens die nun gelernt hätten, so könten die Schwartemagen überall verfertigt werden, welches nun doch nicht ist. Also das Ende vom Lied ist, dasz Franckfurth die Ehre allein behalten will, rechte Schwartemägen zu machen.

Ihro Durchlaucht*) können sie aber alle Woche mit dem Postwagen bekommen und von der besten Fabrik, das verspreche ich. Mein Bruder der Docter Textor hat den einfall gehabt euren Herrn um Verse auf Doctor Schlossers Hochzeit zu bitten. Da ich nun nicht glaube, dasz euer Herr dazu Zeit und Laune hat, so tragt entweder einem andern dortigen Poeten auf oder macht ihr euch daran. — Wenn aber das alles nicht anginge, so meldet es bey Zeit, damit die hiesige Poeten ihren Pegasus besteigen können. Lebt wohl! grüßt alles, ich bin

Eure euch gewogene

C. E. Goethe.

3.

Gestern erhielte die Musik**), sagt unserer lieben Füstin den unterthänigsten Dank davor. Auch Herrn Krantz***) versichert unserer Liebe und Freundschaft — billig hätte ich Ihm schon lange auf seine freundschafftliche Briefe antworten sollen — aber wies so geht, man verschiebts von einer zeit zur andern u. s. w. Dasz ich meine schöne Tasse wieder habe, freut mich gar sehr — Ihr sollt vor die gute Besorgung meinen ganzen Dank haben auch bey erster Gelegenheit den großen Thaler, den sie gekostet hat, ferner die auslage wegen des Koffers —. Mit dem ehesten wird Euer Herr durch einen Fuhrmann wieder 6 Krüge alten Wein — und ein gantzes Dutzendt nagelneue Strümpfe von mir erhalten — sie sind alle von einer Hand gestrickt und werden den Herrn Docter sehr wohl behagen. Jetzt Philippus habe ich einen auftrag, der zum kranklachen ist — stelt Euch vor! es betrifft die Schulmeisterstelle in Umpferstedt†) — der ehrliche Mann, der sie gern hätte ist Schulmeister zu Zillbach††) und heiszt Johann Valentin Hartmann. Er hat seine hiesige Freunde an mich geschickt, die mich dann sehr gebeten haben, ein Vorwort beym Docter einzulegen. — Ich dachte aber, es wäre besser, Euch davon nachricht zu geben, Ihr könts Euren Herrn vortragen — und wens angeht, so würde es mir lieb seyn. Ihr habt Eure sachen bißhieher so gut ausgericht, dasz ich an dieser Commision auch nicht im geringsten zweifle. Wünsche von Hertzen, daß das Ostereyerfest†††) möge gut abgelaufen seyn. — Könnte ich aber nur den 3. Feyertag bey Euch seyn. Nun ich werde doch das neue stück auch zu lesen bekommen — Das soll einstweilen mein trost seyn.

*) Herzog Carl August.

**) Musikstücke theilte die Herzogin Amalia an Goethe's Mutter sehr oft mit, wie sich aus deren noch nicht veröffentlichten Briefen ergibt.

***) Johann Friedrich Kranz (nicht Krantz) war Kammermusikus in Weimar.

†) Dorf nahe bei Weimar.

††) Ort im Eisenacher Landestheile des Herzogthums Weimar. Ob die Verwendung gefruchtet, ist nicht mehr festzustellen, da die bezüglichen Acten nicht mehr vorhanden sind.

†††) Goethe pflegte solche mit Kindern in seinem Garten zu feiern.

Lebt wohl! grüßt alles von mir, besonders gevatter Wieland und sagt ihm, ich ließe mich vor den letzten Mercur bedanken — aber von Pervonte*) hätte ich die Vortsetzung vergeblich gesucht. Nun Gott befohlen! Es ist Ostersamstag und Frau Aja hat noch viel zu schaffen — und der Brief muß heut fort — gehabt Euch wohl, ich bin wie immer Eure Euch gewogene

Den 3. Aprill 1779.

C. E. Goethe.

N. S. Zu mehrerer Deutlichkeit kommt hir der Schulmeister Brief in Natur mit.

4.

Es mag ohngefähr ein ¼ Jahr seyn, daß ich durch Euch einen Brief an Herrn Bertuch**) überschickte, es betrafe Herrn Schauspieler Großmanns seine Kinderwärterin hinterlaßenes geringes vermögen — da nun biß dato keine rückantwort von Herrn Bertuch erfolgt ist und Großmann doch gerne wißen mögte, wie es um die Sache steht, so bittet Er nur um ein paar zeilen. Ich schicke Euch auch hiebey ein stück von einem Brief, daraus sein anders Anliegen ersichtlich ist. — Ich sähe gern, daß der Coffer durch einen Fuhrmann hierher gebracht würde. — Aus dem offenen Brief an den Silberarbeiter in Eissenberg erhelt, daß nur der Fuhrlohn von Eisenberg nach Weimar zu bezahlen wäre, ich hoffe nicht, daß der Coffer etwa Schulden halber ist in in Verwahrung stehen geblieben, in dem fall wasche ich mir die Hände — und mag er meinetwegen bis an jüngsten Tag stehen — ist es aber alles in seiner gehörigen Ordnung und kostet nur das porto, so schickt ihn wie schon gesagt mit fuhrleuten an mich. Jetzt wirds bey Euch wieder herrlich im garten seyn, wenn ichs nur einmahl mit genießen könnte! Mit jedem Postwagen warte ich auf mein liebes unterschälgen, ich sage Euch, schafft es mir.

(Unterschrift und Datum fehlen.)

---

*) Pervonte, ein neapolitanisches Märchen im teutschen Mercur 1778, S. 99.

**) Johann Justin Bertuch, Rath und Geh. Secretär in Weimar.

Kriegsbericht.

Die Verpflegung des Heeres.

Im Anfang des August, als die dritte Armee zuerst den französischen Boden betrat, war für die Verpflegung des Heeres eine glückliche Zeit, an welche

Intendantur und Regimentscommando jetzt zurückdenken, wie an die sorgenfreien Tage schuldloser Kindheit. Wohlbespannt und reglementmäßig strebten die gefüllten Proviantcolonnen nebeneinander auf den breiten Chausseen vorwärts, jedem Regiment der Bayern folgte eine große Heerde schöngehörnter prachtvoller Ochsen aus der Heimath, sie trugen die langgerollten Mäntel der treibenden Soldaten um den Hals und wurden als wandelnder Familienschatz von der Truppe mit liebevoller Achtung betrachtet. Die Tornister und Taschen der Preußen bargen manches gute Eßbare, die großen Feldflaschen der Würtemberger hingen schwer an der Seite, sogar die Cigarre war noch vielen Soldaten ein anmuthiger Bestandtheil der Feldausrüstung, und im ganzen Heere war die Zuversicht obenauf, daß man in ein reiches dichtbevölkertes Culturland zog, mit Wein und Weizenbrod. Zwar wußte man, daß Futtermangel und Mißernte in Frankreich den Viehstand verringert hatten, doch in den Dörfern des Elsaß war das Vieh weit besser genährt, als man angenommen, und man durfte hoffen, daß die Landschaften unserem Heer genügende Verpflegung sichern würden.

Freilich schon nach der Schlacht bei Wörth erwies sich, wie schwer in Schlachttagen der einzelne Soldat zu seinem Proviant kommt, und schon beim Zug über die Vogesen sah das Heer mit Verwunderung, wie sehr sein Train wuchs und wie trotzdem der Soldat entbehren mußte. Die alte Annahme, die einst in der Taktik des seligen Griesheim gelehrt wurde, daß ein Armeecorps — außer den beiden Staffeln der Artillerie — etwa 600 Fahrzeuge bedürfe, erwies sich als eine Sage der Vergangenheit, welche von dem Zwange der Gegenwart gründlich widerlegt wurde. Zuerst haben sich die regelmäßigen Bedürfnisse des modernen Heeres stark vermehrt. Außer den Munitionscolonnen für Artillerie und Infanterie sind viele andere Colonnen des Corps-Trains sehr verlängert, mehrere neue zugefügt. Zu den vergrößerten Sanitätscolonnen der Corps kommen die zahlreichen der freiwilligen Krankenpflege: Johanniter, Malteser und andere Genossenschaften unter dem rothen Kreuz, dann Pontoncolonnen, Feldpost, Feldeisenbahn, Feldtelegraphie, endlich in diesem Krieg die großen Colonnen der Armeeführer, vollends des großen Hauptquartiers, jede ein langgedehnter Zug von Equipagen, Fourgons, Handpferden, Bedeckungsmannschaften. Aber diese ordentlichen Bedürfnisse eines Heeres werden im Kriege schnell durch unregelmäßige vergrößert, durch endlose Züge requirirter Wagen mit Verwundeten und Maroden, mit Gepäck, mit Fourage und Hilfszufuhr, und zur Erleichterung der reglementirten Gespanne. Während die Armeewagen auf eine bestimmte Last und Ladung eingerichtet sind, bietet das eilig requirirte Fuhrwerk diesen Vortheil nicht, es vermag oft nur wenige Centner zu befördern, es wird auf schlechten Wegen massenhaft zur Aushilfe und Ergänzung gebraucht werden müssen. Es wird oft auch ohne Berechtigung und mit

ungenügender Ladung, ja zur Vorsorge ganz leer mitgeschleppt, von Quartier zu Quartier, die Pferde abgetrieben, die Fuhrleute unsicher und böswillig. So geschieht es, daß der Train des Heeres schon nach den ersten Märschen in Feindesland, ganz abgesehen von den Proviantcolonnen, unablässig anschwillt, und kein Zürnen des Oberbefehls, kein Wettern der Colonnenpolizei vermag diesem Uebelstand zu steuern. Wenn auch hier und da ein unnützer Wagen in den Graben geworfen wird, — nie ohne Stockung und Verzögerung in den meilenlangen Zügen — im Ganzen ist die Feldgensdarmerie, welcher hier die Sorge für den gemeinen Nutzen des Heeres obliegt, machtlos gegenüber dem Interesse der einzelnen Theile sich's bequem zu machen. In der Regel ist dem Fortkommen der Colonnen noch vortheilhafter, unnütze Wagen zu dulden, als sie durch ein Stauen der ganzen Bewegung zu entfernen. Und es wird keine übertriebene Annahme sein, wenn man rechnet, daß die dritte Armee schon bei Nancy statt 5—600 Geräthen auf das Armeecorps, mehr als die doppelte Anzahl zählte, also bei einer Stärke von 5½ preußischen Armeecorps etwa 6—7000 Wagen mit mehr als der doppelten Anzahl Pferden und einem nicht zum Heere gehörigen Troß von mehreren Tausend Menschen. —

Unsere Armee aber war nur der dritte Theil des deutschen Heeres in Frankreich. Der Wagentrain des ganzen Heeres würde nach gleichem Verhältniß bei einer Zahl von 20.000 Geschirren, wenn man auf den bespannten Wagen in der Colonne durchschnittlich einen Raum von nur 12 Schritten rechnet, in einfacher Reihe eine Colonne von 24 Meilen Länge bilden, oder sechs Straßen auf je 4 Meilen Länge bedecken. Dabei sind selbstverständlich die sämmtlichen Geschützcolonnen, deren Fahrzeuge durchschnittlich 20 Schritt Colonnenlänge beanspruchen, nicht eingerechnet.

Aber auch diese ungefähren Angaben geben noch keine Vorstellung von dem Train unseres Heeres bei dem Vormarsch in Frankreich. Nur ein kleiner Theil der Lebensbedürfnisse des Heeres wurde durch Requisitionen, welche die Truppen selbst vornahmen, gedeckt. Der bei weitem größte Theil des Proviants, die ganze Munitions- und Ausrüstungsergänzung mußte dem Heere nachgeschafft werden, entweder aus der Heimath durch Lieferanten besorgt, oder im occupirten Feindesland durch die Intendanturbeamten aufgesammelt. Je weiter das Heer also im Lande vorrückte, desto länger wurde auch der Marsch der nachrückenden Colonnen und desto zahlreicher mußten in demselben Verhältniß die Verpflegungscolonnen werden. Angenommen nämlich, eine Proviantcolonne aus der Heimath sei angewiesen, ihr Armeecorps auf drei Tage zu verpflegen, so werden, wenn das Armeecorps neun Tagesmärsche in Feindesland vorgerückt ist, wenigstens drei solcher Colonnen für dasselbe Armeecorps auf dem Marsche sein müssen, und je weiter das Corps vorrückt, um so mehr.

Aber der Nachschub wurde noch durch andere Umstände höchlich erschwert. Jedes Heer ist in seinen Verbindungen nach rückwärts zunächst auf die Straßen angewiesen, welche es selbst gezogen ist und dem Feinde entrissen hat. Auf den Linien seiner Marschroute läßt es hinter sich besetzte Etappen, welche die Straßen, Ortschaften, die Communication mit der Heimath sichern. Der Kronprinz war vom Süden her über die Vogesen auf die große Straße nach Paris vorgedrungen, seiner Armee blieb längere Zeit nur die Verbindung über Weißenburg. das war den preußischen Corps für Post und Proviant ein weiter Umweg, zuerst auf fremden deutschen Eisenbahnen, in Frankreich von Sulz aus nur auf Chausseen über das Gebirge. Das erschwerte Alles. Auch als endlich die Eisenbahn von Weißenburg bis Nancy und Pont à Mousson wieder hergestellt war, wurde dieser Schienenstrang für Massentransport durch lange, entscheidende Wochen die einzige nutzbare Verbindung, trotz seiner langsamen Beförderung immer noch die Lebensader für alle späteren Operationen, die ohne seinen Besitz in dieser Schnelle ganz unmöglich gewesen wären.

Als nun damals nach den Schlachten bei Metz die wilde Jagd hinter Mac Mahon herging, als außer der Südarmee des Kronprinzen noch die Maasarmee des Kronprinzen von Sachsen auf parallelen Straßen nach Nordosten zog, viele Regimenter in Kriegsmärschen, wie sie bis dahin ihre Geschichte nicht zu berichten wußte, da begann sich in Feindesland zwischen dem deutschen Heere und dem Endpunkt der neuen Verkehrsader wieder eine weite Kluft aufzuthun, welche für die Verpflegung nur durch zeitraubendes Ausladen und durch Beförderung auf requirirten Wagen zu überschiffen war. Tausende von Bauernwagen, schlechtes Fuhrwerk, verzweifelte Leute, langsames, oft gehemmtes Fortschleichen, auf wenigen Straßen hinter Truppen her, welche täglich 5—7 Meilen vorrückten, und am Abend von ihren Proviantwagen, die sich aus den Colonnen mühevoll versorgt hatten, in den Bivuaks nicht mehr erreicht oder gar nicht aufgefunden werden konnten. Das waren vom 20. August bis nach dem 1. September Tage, wie sie nur ein so geduldiges, ausdauerndes, treues Heer ohne schwere Einbuße an Kraft und Disciplin zu überstehen vermag. Aber diese Tage waren zugleich und trotz allen Entbehrungen der Truppen schwere und rühmliche Kraftproben für unsere oberste Armeeverpflegung. Es ging nicht gut, das war unmöglich durchzusetzen. Aber daß es dennoch ging, und daß die Schlacht am 1. September geschlagen wurde, das verdanken wir nächst der Aufopferung der Truppen der energischen, sicher combinirenden, unerschütterlichen Kraft des Generalintendanten der deutschen Armee und dem unternehmenden Geist, den er in seinen Beamten zu erwecken wußte. Der Soldat wird sich bei jenen Tagen immer zunächst der Strapazen und der mangelhaften Beköstigung erinnern und keinen freundlichen Gruß für seine Intendanturbeamten bereit halten,

die Feldherren unseres Heeres wissen wohl, daß der Tag von Sedan nur möglich wurde, weil die verpflegenden Factoren des Heeres unter den schwierigsten Verhältnissen immer noch weit mehr gethan haben, als man seither für möglich hielt. Seitdem wird die Verpflegung unseres Heeres in neuem, großartigerem Maßstabe betrieben, um den Bedürfnissen der Belagerung von Metz und Paris zu entsprechen. Durch die neue Eisenbahn von Remilly bis Pont à Mousson ist für die Versorgung der Armee vor Metz eine zweite kürzere Verbindung mit Deutschland geschaffen, die Einnahme von Toul macht möglich, große Transporte zwar noch nicht bis um Paris zu schaffen, aber doch den Achsentransport auf kurze Strecken zu beschränken. An geeigneten Punkten sind bei Metz und Paris große Magazine angelegt worden, welche durch weite Requisitionen unserer Cavalerie und durch massenhafte Sendungen aus der Heimath gefüllt werden und unseren Belagerungsheeren die Sicherheit geben sollen, daß die militärischen Operationen nicht durch Mangel an Proviant gestört werden. Dies ist in der Hauptsache bereits gelungen. Wir vermögen den Tagesbedarf unserer Mannschaften bei der bisherigen Methode der Verbindung mit der Heimath mit den eigenen Beständen auf längere Zeit zu decken und suchen einen immer größeren Theil der Eisenbahnleistungen für andere Zwecke frei zu machen. Für die Beschaffung der Fourage helfen glücklicherweise große Aufsammlungen der Franzosen, das übrige dafür müssen Requisitionen der Cavalerie thun, welche auch darum immer weiteres Terrain besetzt.

Freilich ist der Generalintendantur nicht sofort möglich gewesen, große Uebelstände unserer Verpflegung zu beseitigen. Die seit Jahren angestrebte Umwandlung der Intendanturbranche in eine rein militärische ist noch nicht durchgesetzt; nicht wenige Beamte, im Frieden eingerostet, lassen zu wünschen übrig. Es hat sich als ein großer Uebelstand erwiesen, daß jedes Corps einzeln und ganz gesondert seine Verpflegung besorgt, denn während die eine Truppe vor Metz entbehrt, verderben dicht daneben die Vorräthe, welche für die dabei stehende aufgespeichert sind. Ferner ist die Kost unserer Soldaten zu einförmig und wenig schmackhaft, und die neuen Präparate, welche durch große Anlagen zumal in Berlin beschafft werden, haben nicht sofort die nöthige Ausdehnung gewinnen können, um das ganze Heer zu versorgen. Endlich ist unser Marketenderwesen, welches dem Soldaten zwar nicht die eigentliche Nahrung, wohl aber das Behagen des Tages sichern könnte, im Ganzen höchst erbärmlich, ruppig und widerwärtig und fordert dringend eine gründliche Reform. Doch darüber soll bei anderer Gelegenheit berichtet werden.

Aber die Sicherheit, daß wir selbst im fremden Lande auszudauern vermögen, verblendet allerdings nicht über die furchtbaren Folgen, welche die fortgesetzte Belagerung von Paris für die Eingeschlossenen haben muß. Die

Denkschrift, welche in Folge der Beobachtungen unserer General-Intendantur von Berlin aus veröffentlicht wurde, drückt nur sehr vorsichtig das wirkliche Sachverhältniß aus. Die Franzosen haben die Umgegend von Paris auf mehrere Meilen aller Lebensmittel beraubt, was Einzelne etwa noch versteckt hatten — für das Ganze ohnedies unwesentlich — hat die Spürkunst unsrer Soldaten aus dem Boden und den Mauern gehoben; die Eisenbahnlinien, Brücken, Viaducte, Canäle sind von den Franzosen zerstört, unser Heer hat durch Requisitionen der Intendantur und der Truppen die ganze weite Umgegend entleeren müssen. Mit jedem Tage vergrößert sich der unselige Bannkreis der aufgezehrten Landschaft. Es ist vorauszusehen, daß in wenig Wochen ein rüstiger Wanderer, der Paris verläßt, 5—6 Tagemärsche nöthig haben wird, um einen Bissen Brod zu erhalten. Wird uns Paris durch den Hunger erschlossen, wie soll die geschwächte und verzweifelte Bevölkerung, Männer, Weiber, Kinder diesen Wintermarsch durch die öde Landschaft überstehen, und wie soll das Land, welches weithin arm an Lebensmitteln sein wird, diese Elenden aufnehmen und erhalten? Zufuhren sind kaum noch zu Wasser möglich, die entfernteren Städte werden sich nicht beeilen durch unsere Truppenaufstellung hilfreich beladene Kähne durchzuführen. Und was vermögen solche Kahnladungen für zwei Millionen Menschen? Die Franzosen in ihrer wahnsinnigen Verblendung werden diese Betrachtung höhnend mit den Worten abfertigen: „Es ist die eigene Noth, welche dem Feinde solche Bilder eingibt", und manch verworfenes Individuum zu Paris, welches so eben sein Cotelett für vier Franken genossen hat, empfindet in dem Bewußtsein, daß sein Beutel noch gefüllt ist und daß seine Beine ihn in jedem Fall aus dem Hungergebiet hinaustragen werden, einen angenehmen melodramatischen Schauer bei dem Gedanken, daß er den letzten Act von Halevy's Oper „Guido und Ginevra" in massenhafter Wirklichkeit überleben wird. Aber die Augen der Deutschen schauen finster auf die gottverdammte, fluchbelastete Stadt, an der wir ein fürchterliches Strafgericht vollziehen müssen.

Ja, müssen. Die Erinnerung an unsere Landsleute, welche bei Wörth, Metz, Sedan fielen, mahnt zur Vollendung, es mahnt die große Pflicht, welche wir gegen die Heimath übernommen haben, gründlich zu tilgen die Noth und Unsicherheit, welche die politische Lasterhaftigkeit der Franzosen in die civilisirten, friedeheischenden Völker der Erde brachte. Wie schwer die Arbeit sei, und wie herzerschütternd selbst für festgepanzerte Brust, wir führen sie aus bis zum Ende. Wir züchtigen, was Vernunft und Gerechtigkeit nicht hat, ein Geschlecht, das Nationalbelohnung für Meuchelmord fordert und noch vor dem offnen Grabe schwindelt.

Aber wir wiederholen, dies ist ein grimmiger Krieg und trauriger als das Blut der Schlachtfelder macht der Einblick in so viel Verlogenheit, Erbärmlichkeit, politischen Verderb.

♀

Verantwortlicher Redacteur: **Alfred Dove.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.



„Vor Paris nichts Neues."

Leipzig, d. 19. Oct. 1870.

Peace be to France, if France in peace permit
Our just and lineal entrance to our own!
If not, bleed France, and peace ascend to heaven!
Whiles we, God's wrathful agent, do correct
Their proud contempt, that beat his peace to heaven.
(*King John II. 1.*)

„Das Weltall blickt auf euch!" Mit dieser Lästerung wider die kopernicanische Weltordnung trieb Napoleon seine Heere gegen uns in den Kampf. Nicht das Weltall, wohl aber die civilisirte Menschheit blickt nun beklommener von Tage zu Tage auf die Stadt ohne Gleichen, die so lange mit dem Glanze ihrer Sünden die Augen der Völker geblendet hat. Wir Deutschen wissen wohl, warum wir das Ende des grauenvollen Strafgerichts herbeisehnen, zu dessen Vollstreckung wir uns nicht herangedrängt haben. Die anderen Nationen werden ungeduldig, wie der müßige Pöbel, der sich um das fürchterliche Schauspiel einer Hinrichtung zusammengerottet. Enttäuscht läßt mancher Zeitungsleser draußen, der sich beim Frühstück durch die Kunde von dem Riesenbombardement der Riesenstadt wohlthätig hatte erschüttern wollen, das Blatt sinken, wenn ihm wieder und wieder der Draht lakonisch meldet: „Vor Paris nichts Neues." Geduld, ihr Herren! wir haben euch mit wunderbaren Neuigkeiten allzusehr verwöhnt.

Vor Paris nichts Neues, aber Altes, Uraltes! möchte man ausrufen. In die Dämmerfrühe der Geschichte fühlt man sich zurückversetzt, in die Welt des ewig kindischen und ewig greisenhaften Orients, wo jene ungethümen Hauptstädte emporwuchsen, welche das Mark der Reiche aufsogen, bis zum Bersten gefüllt mit prächtigem Elend, die Despotenpaläste bedeckt mit dem einförmigen Zierrath der Siegesnamen und Triumphbilder, ringsumher unermeßliche Mauern und Thürme, die dem staunenden Fremdling als unüberwindlich gerühmt wurden. Das Volk drinnen lebte in Hoffahrt und Sinnlichkeit dahin; was sittlichen Nationen ein Greuel dünkte, galt ihnen für Gottesdienst; in ihren Tempeln beteten sie in Wahrheit nur sich selber an, den Geist ihrer Stadt. Der erschien ihnen zugleich als die Seele der Welt; für anderer Menschen Gedanken hatten sie kein Verständniß, aber vielleicht ein mitleidiges Lächeln. Bis dann einmal der Tag erschien, wo ein Cyrus oder Alexander heranzog mit frischer Volkskraft, mit Männern von Geist und Sitte! Da hauchte doch am Ende die Welt diese ihre Seele aus, die dann überwanderte in einen andern Steinhaufen, um dort weiter hinzubrüten, zu gleichem Loose. In der anmuthigen Legende vom Propheten Jona wird Ninive noch einmal errettet, weil es den Herrn jammert „solcher großen Stadt, in welcher sind mehr denn hundert und zwanzig tausend Menschen, die nicht wissen Unterschied, was rechts oder links ist, dazu auch viele Thiere".

Die Geschichte weiß es anders: so wenig Ninive, wie die übrigen „großen Städte Gottes, drei Tagereisen groß", deren „Bosheit heraufkommen war vor ihm", sind vorm Sturze bewahrt worden; durch Hunger, List oder Gewalt hat man es ihnen allen zuletzt doch angethan.

Man verkenne unsere Absicht nicht: wir wollten weder predigen noch spotten. Wir haben eine historische Parallele gezogen, deren Wahrheit jedem einleuchten muß. Innerhalb abendländischer Cultur ist eine Erscheinung wie Paris, eine solche todbringende Concentration der Volkssäfte an einem Punkte des Staatskörpers, nie dagewesen, es ist eine Uebernährung des Herzens, die nun einmal zu einem jähen Ende führen muß. Allerdings hat auch das alte Rom den Erdkreis ausgeplündert, um sich allein zu bereichern an Geld, Talenten und allem Schmucke zum Theil unbegriffner Kunst. Doch geschah das erst, als die eigene Leistungsfähigkeit in ihm erloschen war, Geiz und Habsucht sind auch bei großen Gesammtheiten Zeichen des hereinbrechenden Alters. Auch an Hochmuth steht doch Rom noch weit hinter Paris zurück. In den sturmfreien Tagen der augusteischen Zeit ruft der fromme Dichter zur Sonne der Säcularfeier den Wunsch empor, daß sie doch nimmer etwas Größeres erschauen möge, als die Stadt Rom. Solch' ein Wunsch, der ja immer einen Zweifel in sich schließt, würde selbst im äußersten Schiffbruch dem französischen Dichter als ein Frevel wider die Unsterblichkeit von Paris erscheinen. Doch man verzeihe uns den Frevel, Victor Hugo neben Horaz zu nennen!

Man hat gemeint, unsere Führer schwankten noch, ob sie die ungeheure Last in den Augen der Nachwelt auf sich nehmen sollten, Paris, wenn auch nur theilweise, zerstört zu haben. Wir trauen ihnen diese falsche Weichherzigkeit nicht zu, um so weniger, als sie selber erklärt haben, wie viel entsetzlichere Folgen auch für unsere Feinde die Aushungerung haben müßte, als der lärmende Schrecken einer energischen und darum kurzen Beschießung. Es ist freilich eine arge Ironie des Schicksals, daß unser Volk, das am tiefsten von allen in das Verständniß der Kunst- und Geisteswerke jeder Vorzeit eingedrungen ist, die Hand anlegen soll, so vieles Schöne und Herrliche zu vernichten, nicht etwa blos die Werke französischer Bildner — diese, die noch dazu fast alle lediglich der französischen Selbstbespiegelung dienen, setzt die große Nation als freiwilligen Einsatz aus eigener Tasche auf's Spiel — nein, auch ganz einzige, nie ersetzliche Schöpfungen griechischer und italienischer Kunst, die Venus Milo, wie die Bilder Leonardo's, oder endlich den kostbaren manessischen Codex unserer eigenen Minnesinger, einst ein Kleinod der uns geraubten Heidelberger Bibliothek. Aber wie in den Kriegsberichten dieser Blätter mehrfach betont worden, das Leben unserer Tapfern, das Heil unseres Volkes und Staates ist uns das oberste Gesetz. Mögen sie uns dann immerhin als Barbaren in ihre Bücher zeichnen. Die Weltgeschichte doch

nicht, wie sie Franzosen schreiben, kann uns je das Weltgericht bedeuten! Drum heran, ihr Kanonen, macht euch bereit, gegen die mehr als verworfene Stadt „die eiserne Entrüstung auszuspei'n!" a./D.

Ein Wort gegen den Drang nach Colonialbesitz.

Als Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg endlich nach seines Herzens Wunsche die Königskrone auf seinem Haupte sah, da hielt er es für unumgänglich geboten, auch eine Mätresse anzuschaffen. Er promenirte mit ihr zu bestimmten Stunden in ehrbarem Gespräche vor den Augen des Hofes eine Gallerie auf und nieder. Uebrigens blieb sein Familienleben durchaus sittlich tadellos, wie es gewesen; er genoß aber nun das erhebende Gefühl, auch in eigentlich unanständigen Dingen dem Anstande eines Königs à la Louis XIV. nichts zu vergeben. Man wird es hart finden, aber ich muß es einmal sagen: ganz ähnlich kommen mir die Leute vor, die heutzutage meinen, wir Deutsche, da wir ein so großes Volk geworden, müßten doch nun auch unsere Colonien haben.

Gleich nachdem man in den fünfziger Jahren begonnen hatte, das preußische Seewesen allmälig auszubilden, tauchten dahin zielende Wünsche auf; die Erwerbung der Jahde, die Besitznahme von Kiel, endlich vor Allem die Gründung des norddeutschen Bundes mit seiner einheitlichen Marine nährten sie dann mehr und mehr; Gerüchte von Staatsverhandlungen über Colonialerwerb, Entwürfe und Rathschläge von Privatleuten erschienen dann und wann in den Zeitungen. Auch aus den nationalgesinnten Broschüren, welche das Jahr 1866 hervorrief, klang häufig neben allem freudigen Stolze doch auch die elegische Klage hervor, daß Norddeutschland nun zwar eine ansehnliche Großmacht geworden sei im Sinne der alten Pentarchie, daß es sich aber weitaus nicht messen könne mit den eigentlichen Weltmächten, der Union, England und Rußland. Man wies hin auf unsere Handelsmarine, die an Tonnengehalt den dritten Rang unter allen behaupte, gleich hinter der britischen und amerikanischen. Man begehrte nun auch ein schleuniges Wachsthum unserer Kriegsflotte, die den Völkern jenseits des Oceans verkünden müsse, „auch Preußen und Deutschland habe seine Consuln mit Kanonen." Und so geht selbst jetzt in diesem unvergleichlichen Momente unseres höchsten Kriegsruhms, inmitten der erfreulichsten Aussichten auf gerechte und heilsame Friedenserrungenschaften, ein Gefühl durch die Seele manches Vaterlandsfreundes, dem wir am besten Ausdruck geben durch das Urtheil, welches Ranke einmal über das Reich Karls des Großen ausspricht: „Wie mächtig das Reich auch sein mochte, so war es doch nicht mächtig genug; auf dem Festlande hatte es alle Feinde bezwungen und hinter wohl befestig-

ten Marken nichts zu fürchten; aber es mangelte ihm die Hälfte aller Macht, die Seemacht."

Die Seemacht, ja wohl! wer würde ihre großartige Entwickelung nicht wünschen? Aber gehören denn zu einer Seemacht nothwendig auch Colonien? Ein beträchtlicher Theil unseres Publicums scheint das wirklich zu glauben, und eben jetzt, meinen sie, habe Deutschland deren zu erwerben eine günstige Gelegenheit, die es um jeden Preis benutzen müsse: in die Bedingungen des Friedens mit Frankreich sei auch die Abtretung einer oder der anderen von seinen außereuropäischen Besitzungen aufzunehmen! Diese Forderung gerade, die uns in der Presse wie in Privatgesprächen vielfach begegnet ist, wollen wir versuchen, in der Kürze als verkehrt darzuthun, oder doch auf ein unschädliches Maß zurückzuführen.

Die Beweggründe, welche unsere Patrioten zu jener Forderung antrieben, sind verschiedener Art: die Einen hoffen, durch Colonien unserem Handel weiter aufzuhelfen, unserem Nationalreichthum die Schätze Indiens zuzuführen; in Anderen wird der alte Gedanke lebendig, unserer Auswanderung eine Stätte zu gründen, auf der sie nicht über kurz oder lang doch unserem Volksthum verloren gehe; wieder Andere möchten wenigstens für unsere Kriegsschiffe haltbare Stationen gewinnen, in deren Schutz sich dann in Zeiten der Gefahr auch unsere Kauffahrer bergen könnten; eine große Anzahl von Leuten endlich läßt sich blos von unbestimmten tropischen Phantasieen reizen, ihre überseeische Lectüre macht ihnen zu schaffen, vor ihren Augen gaukeln blaue Hafenküsten mit stolzbewimpelten Dreimastern, sie träumen mit Heine's Fichtenbaum, von „Palmen, die fern im Morgenland" u. s. w., und am Ende, ernstlicher befragt, bleiben sie dabei, es gehöre doch nun einmal dazu: wenn das kleine Holland seine reichen Colonien habe, warum sollte das große Deutschland nicht endlich welche zu bekommen trachten?

Gegen diese Scheinargumentation eben richtete sich unser spottendes Gleichniß zu Anfang; nein, im Ernste, etwas offenbar Unmoralisches kann niemals zu den Pflichten einer Nation gehören, keine äußerliche Eitelkeit der Repräsentation darf sie dazu verführen. Es sind vor allem andern sittliche Gründe, aus denen wir den Colonialgelüsten entgegentreten. Die ganze Politik des Colonialhandels gehört dem Kreise theoretisch längst überwundener sittlicher Vorstellungen an. Handelscolonien bedeuten die Ausbeutung der einen, uncivilisirten oder doch nur halbcivilisirten Nation durch die andere, civilisirte, bedeuten den übrigen civilisirten und darum mit Concurrenz drohenden Nationen und Staaten gegenüber das Monopol, bedeuten endlich allemal im Innern der eigenen Volkswirthschaft eine Aristokratie der großen Capitalien in schroffster Art. In allen diesen Beziehungen dürfen wir unser sonst so trauriges Geschick in den abgelaufenen Jahrhunderten der modernen Zeiten preisen, daß es uns vor einer überseeischen Laufbahn meinetwegen des

Glanzes und Reichthums', aber auch der Unredlichkeit und wie oft nicht auch der Unmenschlichkeit! gütig bewahrt hat.

Unser eigenes Colonialzeitalter liegt weit zurück in Jahrhunderten des Mittelalters, wo sich weder die sittlichen Ideen der Politik zu einiger Reinheit herausgeklärt hatten, noch vielleicht der gewöhnliche freie Handel civilisirter Zeiten überhaupt möglich war. Wir wollen keinen Unglimpf werfen auf die Kaufleute unserer Hansa. Ihre Factoreien, von denen aus sie die Völker des europäischen Nordens und Ostens freilich nicht minder hart wirthschaftlich unterjocht hielten, wie Venedig und Genua die Levante, diese Factoreien und Handelscolonien stehen gleichberechtigt neben den Eroberungscolonien der deutschen Ritter. Ich denke aber, niemand würde sich heut herausnehmen, die Politik der Kreuzzüge, die Bekehrung mit dem Schwerte, die gewaltsame Eroberung ungläubiger Lande um ihres Unglaubens willen, so nöthig das einmal gewesen sein mag, auch für unsere Tage wiederanzurathen. Nun, die hänsischen Comptoire zu London, Bergen und Nowgorod sind demselben natürlichen Laufe der Dinge erlegen, wie der deutsche Orden mit seinen Heidenreisen. Als die Völker Nord- und Osteuropas zu eigner Mündigkeit herangediehen, hatte die gewinnabwerfende Vormundschaft unserer Städtearistokratieen über sie keinen Sinn mehr, sie gingen selber darüber so gut wie zu Grunde.

Hernach sodannn, als mit dem Zeitalter der Entdeckungen Europa im Ganzen den übrigen Erdtheilen gegenüber dieselbe Rolle übervortheilender Ueberlegenheit zu spielen begann, die zuvor Deutschland und Italien in Europa selber gespielt hatten, da verloren wir durch unsere geographische Lage und durch unsere großen religiös-politischen Schicksale die Möglichkeit, uns an jenem völkerverderbenden Wettlaufe nach beiden Indien zu betheiligen. Ein Bruchtheil unserer Nation, der mehr und mehr von uns sich ablöste, die Niederländer, nahmen Ehre und Schande der Seemacht und der Colonialherrschaft für uns auf sich. Ja wohl, auch Schande! Soll ich noch wiederholen, was so hundertmal erwiesen ist, wie diese Colonialherrschaft den politischen Charakter der gebietenden Macht aufs tiefste und nachhaltigste zu schädigen pflegt, wie Neid, Eifersucht und alle andern Seiten schnöder Selbstsucht, fein oder roh, in List oder Gewaltsamkeit gehüllt, Handel und Wandel auch des modernen Karthago's häßlich entstellt haben? Und wo lernt noch heut' die englische Aristokratie der Geburt und des Geldes ihren ideenlosen Egoismus, den wir wieder einmal sattsam haben kennen lernen, wo anders, als auf der hohen Schule von Indien? Und solch' eine Schule sollte unsere Nation nun auch noch zu beziehen eilen, weil es bei Nationen von Stande, so zu sagen, bisher also der Brauch gewesen ist? Weil wir bis heut jeden erhandelten Groschen im Schweiße ehrlicher Concurrenz verdient haben, sollen wir nun plötzlich die reinen Hände in den Schmutz monopolisirten Colonial-

handels tauchen? Wir sollen die Vertheilung der Reichthümer innerhalb unseres Volkes, die erst in den jüngsten Zeiten ungleichmäßiger geworden ist, als uns lieb sein kann, durch dies künstliche Mittel nach dem Muster anderer geldaristokratisch regierter Nationen geflissentlich ungünstiger gestalten?

Sehen wir uns gerade dies Frankreich an, dessen Erbschaft jenseits der Oceane man uns jetzt anzutreten räth! Ich weiß sehr wohl, daß man den schlechten Gang fast aller französischen Colonisation zum Theil auf den Nationalcharakter dieser Colonisten zurückführen muß, die unter allen Zonen Franzosen oder gar Pariser sein und bleiben wollen. Gewiß, der Deutsche, der sich bisher nur allzuleicht auch dem fremdesten Wesen angeschmiegt hat, würde es ihnen an Colonisationstalent weit zuvorthun; unsere Holländer können dafür als Beleg dienen. Aber mindestens eben so sehr ist doch an dem Mißlingen der transmarinen Unternehmungen Frankreichs auch die künstliche Art schuld gewesen, mit der sie ins Leben gerufen wurden. Die französischen Herrscher und Minister wollten einmal durchaus, aus Neid gegen Holland und England, auch ihre Colonien haben, der Eitelkeit der für tönende Namen so empfänglichen Nation mußte neben ihren europäischen Triumphtiteln gerade auch durch Kämpfe und Besitzungen „in vier Welttheilen“ geschmeichelt werden. Selbst von den Gründungen Napoleons III., der mit mehr Studium, als seine Vorgänger, an diese Arbeit gegangen ist, dienen einige nur so zur Fütterung für den Volkshunger nach Gloire. Von Senegambien und zumal von Korea wenigstens darf man das getrost behaupten. Gewissensbisse über die Unsittlichkeit des Colonialmonopols haben sich zudem die Franzosen wohl schwerlich je gemacht.

Aber gehen nicht auch wir umgekehrt in dieser Aengstlichkeit zu weit? Gibt es nicht auch heut noch uncivilisirte und unzuverlässige Völker genug, mit denen sich nicht anders sicher handeln läßt, als wenn man sie dabei dauernd beaufsichtigt und sich stets bereit und stark zeigt, sie im Falle des Unrechts zu strafen? Beides ist ohne Zweifel an vielen Stellen nöthig, aber zur Aufsicht und Strafe genügen Consuln und Kriegs-Marine. Ganze Staatsniederlassungen brauchte man um deswillen nur anzulegen, als ein schnelles Wirken von der Heimath in die Ferne noch ganz unmöglich war. Bei unserer Dampfschifffahrt, bei unserer Telegraphie sind Colonien aus diesem Gesichtspunkte so wenig mehr erforderlich, wie daheim gegen die Nachbarn die Militärgrenzmarken Karls des Großen. Nein, daß wir nicht einem falschen, übergeistigen Idealismus huldigen, lehrt der deutlich erkennbare Gang der Geschichte: die Zeit der Handelscolonien ist auch äußerlich vorüber; sie werden fort und fort zusammenschwinden oder ihren Charakter einbüßen. Das Prinzip des freien Handels, das die Culturvölker erfrischt und gestärkt hat, wird auch den uncultivirten, zum Theil bisher gewaltsam niedergehaltenen Rassen zugute kommen und sie emporbringen, wenn ihnen anders überhaupt

zu helfen ist. Wir aber haben sonst Ruhmes genug, um des punischen und batavischen entrathen zu können.

Ich habe versucht die Vorstellung zu bekämpfen, als seien uns Handelscolonien nothwendig oder auch nur wünschenswerth. Gehen wir zu den anderen Gattungen von Ansiedlungen über. Von der Eroberungscolonie Algerien hat wohl noch Niemand gemeint und wird auch keiner meinen, daß Deutschland mit der Besitznahme dieser großen Kriegsschule auf der nahen Gegenküste Frankreichs irgend etwas gewönne.

Wir kommen nun zu dem tausendfach wiederholten Begehren nach Colonien, die geeignet wären, den Strom unserer unaufhörlichen Auswanderung in sich zusammenzufassen, auf daß er nicht in alle Welt verrinne und seine volksthümliche Kraft versiege. Ja, wenn wir dergleichen Colonien haben könnten! Zwar daß sie nicht von uns aus beherrscht werden dürften, würde uns die Geschichte lehren. Aber eben ein von Anfang frei verkehrendes, selbständiges, zweites Deutschland irgend wo zu gründen, es wäre ein Ziel, auf's innigste zu wünschen! nur daß uns Frankreichs Colonialbestand dazu nicht die mindeste Handhabe bietet. Handelt es sich doch um eine Ackerbaucolonie in einem dem unseren entsprechenden Klima, denn Bauern bilden den Hauptstock unserer Auswanderung. Warum haben nur die bösen Franzosen das prächtige Canada schon früher verloren! Denn in den Plantagen von Guadeloupe oder gar Cayenne würden doch unsere Hinterpommern und Schwaben schwerlich arbeiten mögen? Doch genug von diesen Chimären!

Noch bleibt ein Vorschlag zu erledigen übrig, der sich am ersten hören läßt und den wir auch nicht so unbedingt, wie die anderen, von der Hand weisen wollen. Es lassen sich nämlich gewichtige Stimmen etwa folgendermaßen vernehmen: Die Zeit der eigentlichen Colonialpolitik sei freilich vorüber, aber von unendlicher Wichtigkeit für unseren Handel und für die Entwicklung unserer Marine sei die Erwerbung von Stationen für beide. Als eine solche hört man von verschiedenen Seiten besonders Saigun in Cochinchina anpreisen. „Die ostindisch-chinesische Schiffahrt", schreibt uns ein Freund unseres Blattes, „ist der Lebensnerv der transatlantischen Segelrhederei, welche durch die großen Actien-Dampfschiffahrtsgesellschaften zwischen Europa und Amerika auf null reducirt ist, die norddeutsche Flagge ist in allen chinesischen Häfen die zweite, in manchen die erste. Vor allem aber ist Saigun als Marinestation wichtig; von diesem Punkt aus legen die Franzosen bei jedem Kriege nicht allein, sondern bei jedem nur drohenden Conflicte unsere chinesische Schiffahrt vollständig brach; kein deutscher Capitän wagt sich dann in jene Gewässer, kein Haus vertraut seine Sendungen dorthin deutschen Schiffen. Hunderte von deutschen Schiffen liegen jetzt in ostindischen, chinesischen, japanischen Häfen müßig und das ist ein lucrum cessans, das keine Contribution zu ersetzen vermag. Saigun in unseren Händen ist Sicherstellung

unserer Handelsinteressen in dortigen Gewässern und außerdem ein unschätzbarer Stützpunkt für unsere Marine, die sich in der Reinigung jener Gewässer von Piraten vortrefflich ausbilden könnte; die Besitzung ist erst seit kurzem von Frankreich gewonnen, die Deutschen haben bereits einen bedeutenden Theil des Handels dort in ihren Händen." — Trotzdem haben wir Bedenken, unseren Staatsmännern die Forderung der Abtretung Saigun's von Frankreich jetzt anzurathen. Solche Stationen, die zunächst nach unseren Grundsätzen selbstverständlich wie Singapore Freihäfen sein müßten, haben eigentlich nur eine Bedeutung in ihrer Mehrzahl, wenn sie sich gegenseitig schützen und stützen. In britischen Händen freilich sind selbst die ödesten Kohlen- und Wasserstationen wichtig, denn sie liegen allenthalben zwischen mächtigen Colonialländern, eine gewaltige Kriegsflotte ist im Stande alle etwa bedrohten Relais zugleich zu schützen. Was hülfe aber uns am Ende das eine Saigun in so weiter Ferne, auch wenn wir dort ein oder zwei Kriegsschiffe stationiren könnten, sobald ein Krieg mit einer größeren Seemacht uns heimsuchte? Unsere Chinafahrer lägen dann in Saigun blokirt, statt in Hamburg; ich sehe nicht, was ihnen das für großen Nutzen brächte. So müßten wir also wohl gar gleich mehrere Stationen fordern, vielleicht das stockfranzösische Bourbon oder das „idyllische" Tahiti? Es wäre zunächst nur um so schlimmer. Für unseren Handel bleibt das A und das O die Vermehrung unserer Kriegsflotte. Nun wird uns eine solche, bei dem schnellen Wechsel der Systeme des Schiffsbaues, in den nächsten Jahrzehenden noch enorme Summen kosten, auch für den Schutz der heimischen Küsten dürfte — trotz ihres ausreichenden passiven Widerstandes im gegenwärtigen Kriege — noch viel zu thun sein. Sollen wir uns da gerade jetzt noch die ungeheueren Kosten aufbürden, die aus der Einrichtung auch nur einer einzigen ostasiatischen Station erwachsen müssen? Vielleicht nur um, wenn wir mit der Gründung nicht ganz fertig geworden sind, ein neues Angriffsobject für einen nächsten Conflict zu schaffen?

Wir geben das alles ernstlicher Erwägung anheim und bekennen, daß wir — wohlverstanden, wie jetzt unsere Seemacht beschaffen ist — zu dem ganzen Handel nicht rathen können. Es gäbe aber, mein' ich, außer der stetigen Vermehrung unserer Flotte noch eine andere Vorkehrung, die wir gegen künftige Gefährdung unseres Handels treffen könnten. Möchten unsere Staatsmänner unter die Friedensbedingungen vielmehr die Anerkennung der Unverletzlichkeit alles Privatgutes zur See durch Frankreich aufnehmen! Die kleinen und mittleren Seemächte werden gern hinzutreten; das seegewaltige Amerika reicht uns schon dazu die Hand. Und England? „Altengland", sagte Nelson einst, „erwartet, daß jeder seine Schuldigkeit thue." Wann wird wieder jeder erwarten dürfen, daß Altengland seine Schuldigkeit thue? —

a./D.

Zwei Briefe aus Paris und deutsche Antwort darauf.

Was uns Deutschen am schwersten zu Sinne wollte von den wunderbaren Erscheinungen dieses Jahres, war die unglaubliche Verblendung, die hochmüthige und zugleich fanatische Befangenheit unserer Gegner. Wieder und wieder waren wir geneigt, die irren Reden und wilden Wuthausbrüche der französischen Journale für die Aeußerungen weniger flach gebildeter, sittenloser Gesellen zu halten. Es ist lehrreich zu sehen, wie drüben der ruhige, thätige Bürger, der kenntnißreiche Mann, der Deutschland gesehen, in denselben Zauberkreis der Täuschung und der Ungerechtigkeit gebannt lebte.

Der Absender der hier mitgetheilten Briefe ist ein Industrieller in Paris, ein wohlhabender und sehr gebildeter Mann, ein Familienvater, wie sie dort selten gefunden werden, ein höchst ehrenwerther Charakter. Er lebte vor fast zwanzig Jahren eine Zeitlang in dem Hause des Predigers, an den die Briefe gerichtet sind, um die deutsche Sprache zu lernen und faßte da eine große Vorliebe für deutsches Wesen und für die deutsche Literatur, aber auch eine rührende Anhänglichkeit an seinen Lehrer und dessen Familie. Er wünschte sogar, eine Deutsche zu heirathen und durch eigenthümliche Verhältnisse wurde der Prediger der Vermittler seiner Verbindung mit einer jungen Französin, deren Vater wenigstens ein Deutscher war und die auch gut deutsch sprach und schrieb, so daß auch die Kinder früh zum Deutschreden angehalten wurden. Gegenseitige Besuche und ein ununterbrochener Briefwechsel, französisch und deutsch geführt, haben das freundschaftliche Verhältniß stets lebendig erhalten, und eben dieses berechtigte zu einer Antwort, die vielleicht manchmal etwas hart und verletzend scheinen könnte.

Paris, den 20. August 1870.

Ihre zwei Briefe sind uns richtig zugekommen. Die freundliche Theilnahme für Alle, die sich darin ausspricht, die zärtliche Besorgniß um unser Geschick in dieser Zeit, wo das Herz so bedrückt ist, haben uns sehr wohlgethan und wir danken Ihnen herzlich dafür. Wir sind hier alle Nationalgardisten, jedoch nur mit Dienst in der Stadt, Felix, mein Bruder und ich. Herr G., der Vater, der eigentlich über das Alter, das zum Eintritt verpflichtet (55 Jahre), hinaus ist, tritt freiwillig in die Nationalgarde ein. Viele andere thun dasselbe; denn die Bevölkerung ist hier wie in ganz Frankreich in höchster Bestürzung, daß man sie waffenlos den Feinden überliefert hat. Der junge G. ist in der Mobilgarde und war mit in Chalons, ist aber ganz munter zurückgekehrt. Victor D. ist auch in der Nationalgarde, Albert, den ich vor Kurzem sprach, erwartet jeden Tag seine Einberufung zur Mobilgarde.

Gleich im Anfange dieses Krieges, wo wir eben unsern kleinen Franz verloren hatten, sagte ich Ihnen, daß ich die Dinge nicht unter dem Gesichtspunkte auffassen könnte, wie die meisten Andern um mich her. Wir haben soviel Kummer über unsern kleinen Liebling gehabt, der in einem Alter von 15 Monaten noch nicht in Stande war uns zu kennen, daß wir es uns ganz denken konnten, mit welchem Herzeleid wir ihn in einem Alter von 20 Jahren uns hätten entreißen sehen, um mit ganzen Haufen andrer jungen Leute niedergeschossen zu werden, ihn, den wir dann zwanzig Jahre lang gehegt und gepflegt hätten, ihn, der dann ein Mensch von Verstand und Herz gewesen wäre. Nein, ich konnte einen solchen Krieg nicht gutheißen, von welcher Seite er auch kam. — Dennoch würde ich den Krieg billigen, einmal, wenn es gilt einen großen Gedanken zu vertheidigen, wie den unsrer großen Revolution im Jahre 1792, gegen die Könige Europa's, die allerdings mehr Mitleid als Haß verdienten; oder zweitens, wenn es gilt den Schwachen gegen den Starken zu vertheidigen. Aber jetzt war keiner dieser Gründe vorhanden, warum also hat man von einer Seite den Krieg erklärt und von der andern Seite angenommen? Noch einmal, wir und unsre Söhne, wir dürfen kein Haar auf dem Haupte verlieren, wenn unsre Diplomaten ihr Spiel mit einander treiben, oder wenn die einen wahnwitzige Thoren; und die andern elende Meister in arglistigen Künsten sind. Mögen sie sich mtt einander schlagen und ihre schmutzige Wäsche innerhalb ihrer Familie waschen. Weder die Söhne des ernsten Deutschlands, die hinter der kaltblütigen Stirn einen Glutherd tragen, noch die Franzosen, diese Bienen in dem großen Bienenstocke Frankreich, welche soviel köstlichen Samen auf den ganzen Erde ausstreuen und — nicht davon ernten, sollten an einem solchen Kriege Theil nehmen oder gar ihn mit Freuden willkommen heißen. Aber was will man denn eigentlich von der einen Seite und von der andern? Die Rheinbrücken, diese zum Theil so herrlichen Kunstwerke, waren sie denn nicht gebaut, damit die Anwohner einander auf immer die Bruderhand reichen möchten? — Nationen! ein pomphaftes Wort um ausdrücken: Barbarei! Selbstsucht und Haß allein haben ein Vaterland; die Bruderliebe hat keins. Und doch, je aufgeklärter die Welt wird, desto mehr erhebt sie sich zur Einheit. Ich wenigstens betrachte jeden als meinen Landsmann und Mitbürger, der nach der Wahrheit strebt. Das ist mein Vaterland!

Sagen Sie mir also, lieber Pastor, was hat eigentlich Deutschland bewogen, diesen Krieg anzunehmen und ihn mit so viel Erbitterung zu führen?

Möchte ich bald so glücklich sein, wieder etwas von Ihnen zu lesen! Grüßen Sie von uns alle die theuren Ihrigen! Ich bin stets ꝛc.

Paris, den 2. September 1870.

Theurer Herr Pastor, Vater und Großvater.

Am 20. August schrieb ich Ihnen einen Brief, den Sie hier beigeschlossen finden. Ich konnte ihn damals nicht zur Post geben, aber heute, da ich wieder Briefe aus der Schweiz erhalten habe, füge ich ihn dem gegenwärtigen bei, der Ihnen Alles sagen soll, was ich Schweres auf dem Herzen habe.

Ich habe diesen Krieg verabscheut; die Kriegserklärung war in meinen Augen etwas Widernatürliches. Und darum stand ich in meinen Umgebungen allein mit meiner Vertheidigung Deutschlands. Ich hatte in meinem Herzen und in meinem Gewissen einen gleichen Platz für das deutsche und für das französische Volk bewahrt, wie für alle andern, mit ihren verschiedenen guten und schlechten Eigenschaften. — Aber seit mehreren Tagen wird Straßburg bombardirt! Wissen Sie das? Hat man diesen Vandalismus zugleich mit den Siegesnachrichten verkündigt? O schändlich! Tragt es ein in eure Jahrbücher, ihr Geschichtsschreiber, daß im August und September 1870 die Deutschen, welche die Philosophen, Goethe miteinbegriffen, für eins der gebildetsten Völker hielten, eine der herrlichsten Bibliotheken verbrannt haben, wie einst die von Alexandrien durch Barbaren verbrannt wurde! Sie haben die Stadt durch Bomben, mit Petroleum und Nitroglycerin gefüllt, in Brand gesteckt; sie haben das protestantische Gymnasium in Asche gelegt, das aus dem Ertrage einer in der ganzen Welt gesammelten Collecte erbaut war, und noch soviele andere herrliche Gebäude, die Tag für Tag zusammenstürzen. Sogar der Münster ist beschädigt; in diesem Augenblicke ist er vielleicht schon zusammengeschossen! Geschichtsschreiber und Philosophen tragt's zu Buche, tragt's zu Buche! Die Nachwelt wird richten; denn Straßburg gehört der ganzen Welt an durch seine Geschichte, durch seine Handschriften, durch seine Baudenkmäler. Niemand hatte das Recht, das alles zu zerstören. Das ist nichts als eifersüchtige Wuth von unsern Nachbarn. Aber Geduld! Für einen Fehler, ja für mehr als einen Fehler, wenn Sie wollen, begangen von einem unglücklichen Kaiser, der heute nur noch Mitleiden einflößt, begeht ihr Deutschen Verbrechen? Geduld! Ihr habt euch die ganze Welt entfremdet; das wird euch keinen Segen bringen. — Ein einiges Deutschland herzustellen, das war etwas Großes und Schönes; wie Frankreich durch Ludwig XI., Richelieu, Ludwig XIV., durch die Revolution und selbst noch durch Napoleon I. sich zur Einheit erhoben hat, so mußte auch Deutschland eins werden; das war sein Recht; das war vielleicht seine Pflicht. Frankreich war durch Tyrannen, Despoten und Revolutionen geeint; Deutschland konnte und sollte sich auch, mochte es sein durch welche Mittel, die Einheit gewinnen, und hätte sich's auch 1871 oder 72 oder später noch zu einer Republik verkündet, wie es Frankreich vielleicht einmal thun wird, jetzt, da es wieder erwacht ist. Der

Schlag ist geschehen und es ist vielleicht ein Glück, daß es erwacht, ob auch durch Wunden, ihm geschlagen von einem vom Kopfe bis zum Fuße gewaffneten Krieger, der auf dasselbe in einem Augenblicke losschlägt, da es eingeschlafen ist.

Ja das Kaiserreich, auf das allgemeine Stimmrecht gestützt und seine glücklichen Feldzüge mißbrauchend, hat uns wider Willen in einen unsinnigen Krieg gestürzt. Wir wurden ohne Waffen, ohne Munition, ohne Feldausrüstung, ohne rechte Organisation, ohne Anführer in den Krieg geschleudert und vor allem ohne Wachsamkeit neben Nachbarn, die Alles, Alles wußten, was bei uns vorging und wie es bei uns stand, Nachbarn, die die Stunde erspähten und glücklich erlauschten, wo sie uns überfallen könnten. Bis zur Beschießung Straßburgs wollte ich nicht daran glauben, aber jetzt glaube ich Alles. — Mehr mit einem Scheine des Rechtes, als mit wirklichem Grunde sagen die Deutschen, daß sie angegriffen worden sind, und nun plündern sie den Elsaß, Lothringen vorzüglich und die Champagne; sie stecken friedliche Dörfer in Brand, während wir nicht eine Flinte, nicht einen bewaffneten Eingeborenen in den Vogesen haben, während unsre Soldaten sich gegen drei und mehr schlagen müssen und das geht so fort, das bleibt immer dasselbe, noch vor sechs Tagen. Das beweist wahrlich nicht, daß der Krieg von Seiten der Deutschen gerechter ist, als von Seiten der Franzosen; die Art der Kriegführung verurtheilt heute die Deutschen und gibt ihnen Unrecht; sie haben die Zahl für sich, wie einst die Horden der Hunnen, der Vandalen, der Gothen und alle Mittel sind ihnen recht.

Geduld! Wir werden nicht dieselben Mittel anwenden, aber wir werden dennoch zuletzt Sieger bleiben! nicht ein Deutscher soll lebendig aus Frankreich kommen, so gut wie wir nicht hätten lebendig aus der Pfalz kommen dürfen, wenn wir sie überzogen hätten. Wir werden's ja sehen.

Dies hatte ich auf dem Herzen! Wenn ich es Ihnen nicht sagte, Ihnen, der Sie vielleicht gar nicht Alles wissen, nicht recht unterrichtet sind, wie es bei Ihrer Armee hergeht, wem sollte ich's sagen? wer konnte mich besser verstehen? — Wir weinen wie Sie über all' dieses Unglück; aber wir sind voll Vertrauens; wir heben stolz das Haupt empor in dem Bewußtsein, einer gegen drei und mehr noch zu stehen. Heute kann ich nicht sagen, was sich vorbereitet, denn wir haben seit mehreren Tagen keine unmittelbaren Nachrichten von unserer Armee. Ich hoffe, daß dieser Krieg bald beendigt sein wird, aber freilich erst, wenn er 600,000 Krieger gekostet hat. — Geben Sie uns bald Nachricht; antworten Sie auf meine Fragen und glauben Sie an Ihren Sie herzlich liebenden und Ihnen treu ergebenen Freund, welcher weiß, daß die Freundschaft und die Gerechtigkeit in allen Ländern eine heimische Stätte hat. Grüßen Sie die Ihrigen. Ich bin rc.

Antwort.

S., den 9. September 1870.

Mein armer Freund!

Ja so muß ich Sie nennen, nicht nur um des Unglücks willen, unter dem Ihre schönes Vaterland seufzt und welches sich wohl auch Ihnen unmittelbar in Ihrer Familie und Ihrer ganzen Lage fühlbar machen wird, sondern auch um der traurigen Verblendung willen, von der ich auch Ihren sonst so klaren, nüchternen Geist und Ihr früher so gerechtes, unparteiisches Gefühl umschleiert sehe. Sie verlangen mein Urtheil über diesen unheilvollen Krieg zu vernehmen, so wie über die Art, wie die Deutschen ihn führen, indem Sie dieselben schon im Voraus des Vandalismus, der Barbarei, der unerhörtesten Verbrechen anklagen. Erlauben Sie mir denn, Ihnen mit derselben Freimüthigkeit zu antworten, mit der Sie mir geschrieben haben, und lesen Sie meine Erwiderung ebenso gelassen, wie ich Ihre harten und verletzenden Reden getragen habe.

Sie tadeln schon in Ihrem Briefe vom 20. August die Deutschen, daß sie den Krieg, den Ihr damals noch regierender Kaiser ihnen — wie Sie selbst zugeben — auf die ungerechteste und beleidigendste Weise angekündigt hatte, überhaupt angenommen haben. Aber sagen Sie mir doch, theurer Freund, wie es ein Volk machen soll, um einen Krieg nicht anzunehmen, mit dem es auf verletzende und herausfordernde Weise von einem Nachbar bedroht wird, der seit langer Zeit schon einen Vorwand gesucht hat, um sich über sein friedliches Land herzustürzen, von einem Nachbar, der schon an der Grenze ein Heer gesammelt hat, dessen furchtbare Zahl, dessen trefflicher Zustand, dessen mörderische, ausdrücklich für diesen Krieg erfundene Waffen seine Journale nicht genug rühmen können, ein Heer, dem sein kaiserlicher Feldherr versprochen hat, daß es an seinem Namenstage in Berlin einziehn und daß er zu Königsberg den Frieden dictiren werde? Sagen Sie mir, was wir denn wohl hätten thun sollen, um diesen Krieg von uns abzulehnen. Lassen wir den Ehrenpunkt bei Seite, hinsichtlich dessen Ihr Herren Franzosen doch so kitzlich seid, nehmen wir aber an, daß das ehrwürdige Bundesoberhaupt Deutschlands den Krieg von sich gewiesen und gestützt auf seine Unschuld und auf sein gutes Recht den Drohungen des Feindes ein unthätiges Schweigen entgegengestellt hätte, glauben Sie denn, daß dieser an den Grenzen Deutschlands stehen geblieben wäre, weil da kein bewaffneter Vertheidiger gestanden hätte, glauben Sie denn, daß er seine zum Einfall in unsere Provinzen auf dem Sprunge stehenden Bataillone zurückgerufen und seine Turcos wieder nach Afrika geschickt hätte? — Eine Nation kann nicht Gewehr bei Fuß stehen bleiben, wenn der Feind ihr den Kampf aufzwingen will; es würde doch wahrlich zu naiv sein, seinen Einbruch geduldig abzu-

warten, nein es bleibt ihr nichts Anderes übrig, als zu den Waffen zu greifen und sich so kräftig als möglich zu vertheidigen. Und das haben die Deutschen gethan. — Unser König, der schon vermöge seines Alters von jedem kriegerischen Ehrgeize entfernt ist, hatte seit langer Zeit und bis zum letzten Augenblicke sein Möglichstes gethan, um seinem Volke einen Krieg zu ersparen, dessen Gefahren und Opfer er nur zu gut voraussah. Aber als demungeachtet Ihr Benedetti, dem ausdrücklichen Befehle gemäß, „den König auf barsche Weise zu drängen", den greisen Monarchen öffentlich beleidigt hatte und nun Ihr heuchlerischer Kaiser die wohlverdiente Zurechtweisung seines Gesandten als Vorwand zur Kriegserklärung ergriff, da konnte der König doch wahrlich nichts anderes thun, als den Krieg annehmen; jeder französische Herrscher hätte dasselbe gethan und thun müssen, hätte er nicht von seinem Volke verjagt sein wollen. Also nicht Deutschland, nicht Preußens König, nicht sein Diplomat Bismarck haben die Stunde erspäht und erlauscht, „wo sie Frankreich wehrlos überfallen konnten", nein, das wohlgerüstete Frankreich hat einen nichtigen Vorwand ergriffen, um den lange gewollten Krieg zu erklären.

Und nun wie sollte dieser unvermeidlich gewordene Krieg begonnen werden? Wir konnten nichts anderes erwarten, als daß unmittelbar nach der Erklärung desselben unsere Rheinprovinzen von Ihren Armeen überzogen werden würden. Das konnte ja Niemand denken, daß Ihre gerühmte Armee noch so wenig bereit wäre, daß Ihr Kriegsminister seinen Herrn und seine Collegen so schmählich belogen hätte. Wir waren darauf gefaßt, das linke Rheinufer wenigstens für einen Augenblick zu verlieren. Aber als unsere Armee, die allerdings Dank unserer vortrefflichen Wehrverfassung, in vierzehn Tagen aus tiefstem Frieden auf den Kriegsfuß gebracht war, die bedrohte Grenze erreicht hatte, sollten wir da etwa noch länger warten und Ihre Truppen doch in unser Land einbrechen lassen, wenn es Ihrem Führer beliebte? Ein Gebiet mußte der Schauplatz des Krieges werden; wir konnten ihn jetzt in Ihr Land tragen; es nicht zu thun, wäre lächerlich gewesen. —

Aber die Art, wie die Deutschen den Krieg führen, verurtheilt sie — sagen Sie, indem Sie unsre Soldaten anklagen, sie zündeten Ihre Dörfer an, sie plünderten Ihre Provinzen, sie tödteten unbewaffnete Bewohner. Nun wenn diese Anklagen wirklich gegründet wären, könnten Sie sich darüber so sehr wundern? Wissen Sie, was unserem Lande für den Fall angedroht war, daß Ihre Armeen siegreich in dasselbe eindrangen? Ich lege keinen zu hohen Werth auf die Prahlereien und thörichten Prophezeiungen, von denen Ihre Journale erfüllt waren, obleich ihre Stimme doch unzweifelhaft der Stimmung der Mehrzahl Ihrer Nation entsprach. Wir kennen die fanatischen Aufhetzungen, mit denen nicht nur der „Gaulois" und die „Liberté", sondern

auch der „Constitutionel“ und die France, Blätter, die von den gebildeten Klassen gehalten werden, die Köpfe ihrer Soldaten erhitzten; wir kennen die Rathschläge, die sie ihnen gaben: „verschont auch die Frauen nicht!“ „gießt in den Kellern Wasser aus, um die Versteckplätze der vergrabenen Schätze zu entdecken!“ „hebt die Verwundeten nicht auf, sondern werft sie höchstens an den Rand der Wege!“ — wir kennen den scheußlichen, jede Scham verleugnenden Aufruf des „Figaro“ an die Mädchen der Boulevards, „zu den Preußen zu gehen und sie anzustecken, um sich so auch um das Vaterland verdient zu machen“. Aber was uns noch viel deutlicher zeigte, was wir im Fall Ihres Eindringens zu erwarten hatten, das war, daß an der Spitze Ihres Heeres nicht nur die wilden zügellosen Zuaven vorschritten, sondern allen voran die greulichen Turcos. Ja das ist eine ewige Schande für Frankreich, das einen Krieg im Namen der Civilisation ankündigte, daß Sie solchen Auswurf in die ersten Reihen stellen, um bestialische Grausamkeiten in unserm unglücklichen Lande zu verüben. — Wäre es denn nun zu wundern, wenn unsre Truppen Vergeltung geübt hätten für solche Schändlichkeiten; wenn sie die Ihren Truppen gegebenen Rathschläge befolgt und Dörfer geplündert und angesteckt hätten, solche wenigstens, in denen unsre mit gleisnerischer Freundlichkeit aufgenommenen Soldaten verrätherisch überfallen wurden, deren Bewohner selbst aus ihren Häusern mit auf sie schossen, eine That, wie sie keine feindliche Armee dulden kann und wie sie Ihre Truppen so oft in allen Ländern der Erde unerbittlich gerächt haben? —

Aber alle die Greuel, deren Sie die deutschen Truppen beschuldigen, sind nichts als Lügen, wie sie Ihre Journale und Behörden Ihnen aufgetischt haben und wie sie die provisorische Regierung noch heute in wo möglich höherem Style fortsetzt. Unser König selbst hat ein Gebet für die Dauer des Krieges angeordnet, in welchem die schönen Worte vorkommen: „lehre uns auch gegen unsre Feinde als Christen handeln!“ und seine Soldaten haben diesen Worten, die alle Sonntage in unsern Kirchen erschallen, treulich entsprochen. Schon die Zusammensetzung unsrer Armee verbürgt ihre ehrenhafte und menschliche Aufführung. Unsre Offiziere, die alle schon durch ihre Erziehung gegen die Rohheit alter im Kriege aufgewachsener Landsknechte geschützt sind, welche ihre Epauletten durch lange Kriegsdienste in aller Herren Ländern erworben haben, würden nie die Ausschweifungen einer zügellosen Soldateska dulden. Aber auch unter unsern gemeinen Soldaten gibt es in jedem Regimente soviele guterzogene junge Leute, die vom Gefühle der Ehre durchdrungen sind, daß sie nie gegen friedliche und schuldlose Bauern und Bürger Frevel verüben werden. Und das beweisen auch nicht nur die Berichte der zuverlässigsten Correspondenten aller unsrer geachtetsten Zeitungen, welche das Erstaunen schildern, mit dem Ihre so lügenhaft in Furcht gejagte

Bevölkerung in den eroberten Provinzen die zu Mordbrennern ausgemalten Preußen mit sich verkehren sah, sondern auch die Berichte unserer Verwandten und Freunde, die uns die strenge Zucht versichern, der unsre Soldaten unterworfen sind, so daß überall die Häuser geschont, die Familien geachtet und alle außerordentlichen Bedürfnisse baar bezahlt werden. Selbst diejenigen Ihrer Landsleute, die jetzt in unsrer Gewalt sind, nicht nur die Verwundeten, die man eben so sorgsam wie die eignen pflegt, sondern auch die Gefangnen — selbst die Turcos, die jetzt ganz demüthig sind und dankbar und knechtisch jedes Geschenk hinnehmen, wie geprügelte Hunde — wie achtet man ihr Unglück, wie schonungsvoll werden sie behandelt, wie reichlich mit gesunder Nahrung versorgt — jetzt sogar auf höhere Anordnung mit Weißbrod, weil sie angeblich das schwarze nicht vertragen können! Nein, lieber Freund, die Deutschen sind noch dieselben, die Sie ehemals geliebt und geachtet haben. Ich selbst würde der erste sein, der laut aufschreien würde gegen ein Betragen, wie Sie es unsern Soldaten zuschreiben; aber nein, ich bin stolz darauf, meine Landsleute auf der Bahn der Ehre und Menschlichkeit auch in einem so mörderischen Kriege wandeln zu sehen, der die Gefühle des Mitleids und der Barmherzigkeit so leicht ersticken kann. Wenn vielleicht — möge es Ihnen durch weise Ergebung Ihrer jetzigen Machthaber erspart bleiben! — unsre Truppen kämpfend in Ihre Hauptstadt eindringen sollten, dann würden Sie sich selbst überzeugen, wie weit sie von der Barbarei entfernt sind, die für überwundene Feinde nur den Wahlspruch kennt: Vae victis! — ein Wort, das zuerst aus dem Munde eines Galliers ertönte.

Doch was Sie in die höchste Entrüstung versetzt hat, ist das Bombardement von Straßburg. Ich und alle Deutsche wir beklagen das traurige Geschick dieser unglücklichen Stadt eben so lebhaft wie Sie, ja vielleicht mehr noch, weil wir zuversichtlich hoffen, daß diese Stadt bald wieder Deutschland angehören wird, dem es durch die verrätherische Raubthat Ihres Ludwig, des sogenannten Großen, entrissen ward. Aber dennoch kann ich auch hierin nicht Ihrem strengen Urtheile beistimmen, das Sie wegen dieses Bombardements über die Deutschen aussprechen, die Sie deshalb vor den Richterstuhl der Welt und der Nachwelt fordern.

Zunächst sind auch hier die Berichte, die Ihnen so sehr den Kopf erhitzt haben, lügenhaft und übertrieben. Unser König hat ausdrücklich befohlen, Straßburg und seinen Münster soviel als möglich zu schonen, ebenso wie den von Toul. Und bis jetzt ist auch jenes herrliche Bauwerk noch fast unversehrt, auch die Zerstörung der Stadt selbst noch nicht so bedeutend, da man mehr die äußeren Festungswerke und die Citadelle beschossen hat. Bomben mit Petroleum und Nitroglycerin gibt es bei unserer Armee nicht. Vielleicht ist dieses Petroleum dasselbe wie das, mit welchem nach dem Be-

richte Ihres Lügen-Girardin jetzt die Elsasser Freischützen, die nach seiner Meldung jeder mit zwei Flaschen Petroleum versehen über den Rhein gegangen sind, unsern Schwarzwald anbrennen.

Aber obgleich man von Ihren Berichten viel abziehen muß, so ist das, was wirklich bleibt, immer noch beklagenswerth genug; auch der theilweise Ruin einer Stadt wie Straßburg und namentlich der Untergang seines Gymnasiums, seiner Bibliothek u. s. w. ist sehr zu beklagen. Aber ich frage Sie, ist so etwas nicht unvermeidlich im Kriege? Muß nicht eine Stadt, welche zugleich eine der stärksten Festungen ist, die die Verbindung unserer Armee mit Deutschland so sehr hemmt, mit allen leidigen Mitteln der Kriegskunst angegriffen werden? Denken Sie sich, daß Ihre Armee vor Köln stände und da den Uebergang über den Rhein bedürfte, würde Ihr Leboeuf oder sein Herr einen Augenblick gezögert haben, diese alte ehrwürdige Stadt und ihren Dom zu beschießen? — Und dann hat Ihr Commandant Uhrich, den ich nicht deshalb tadeln will, daß er die Stadt nicht sofort übergab, — das litt nun einmal die militärische Ehre nicht — hat er nicht damit angefangen, daß er das arme Kehl, eine offene, wehrlose Stadt in Brand schießen ließ uud damit fortfuhr, obgleich man ihm bewies, daß in ihrem Bereiche keine Batterie aufgestellt war? Das ist gegen alles Völkerrecht! Aber wird dasselbe nicht überhaupt von den Franzosen überall übertreten? Steht es nicht fest, daß fort und fort auf unsere Parlamentäre geschossen worden ist, selbst wenn sie im Interesse der Franzosen sich nahten, so daß man jetzt ansteht, deren noch zu senden, weil Ihre Truppen die weiße Fahne noch weniger achten als die Rothhäute? Selbst nach der leider fruchtlosen Zusammenkunft, die ein preußischer Offizier mit dem Bischof von Straßburg auf dessen Verlangen hatte, hat man denselben mit Kugeln verfolgt. Ja selbst die Ambulancen und Verbandplätze, wo man Franzosen wie Deutsche verband und die mit dem rothen Kreuze deutlich bezeichnet waren, man hat sie vor Metz nicht verschont; unsre Aerzte haben sich flüchten müssen und mehrere sind verwundet worden. Das kann ich Ihnen versichern, nicht auf Grund von Zeitungsberichten, sondern nach den Briefen meines Schwagers, der als Divisionsarzt den Schlachten von Saarbrücken und Mars la Tour beigewohnt, so wie des Bruders unserer Ida, der die sächsische Armee ins Feld begleitet hat; letzterer schreibt besonders auch von den empörenden Grausamkeiten, welche sich Bauern und besonders Bauerweiber auf dem Schlachtfelde nicht nur gegen die Todten, sondern gegen die unglücklichen Sterbenden erlaubt haben; er selbst hat einen Offizier, dem die Augen ausgestochen waren, und fünf Soldaten neben einander mit abgeschnittenen Hälsen gefunden! Und nach all' solchen Verbrechen beklagt man sich über Vandalismus, wenn die Deutschen alle nach dem Kriegsrechte erlaubten Mittel an-

wenden, um sich einer wichtigen Festung zu bemächtigen, und selbst das noch mit aller möglichen Schonung? Nein, nein, lieber Freund, seien Sie so unparteiisch, anzuerkennen, daß sie nichts anderes gethan haben, als was alle gebildeten Nationen seit der Erfindung des Schießpulvers in allen Kriegen für nothwendig erachtet haben, und daß, wenn die Baudenkmäler und die geschichtlichen Schätze Straßburgs gerettet werden sollten, die Franzosen zuerst dafür Sorge tragen mußten.

Es bleibt mir noch übrig, Ihnen meine Meinung über Ihre Drohungen zu sagen, welche gleich denen, die in diesem Augenblicke aus dem Schoße Ihrer provisorischen Regierung ertönen, uns ankündigen, daß nicht ein Preuße lebendig aus Frankreich kommen werde, wenn wir nicht demüthig zu unseren Hütten zurückkehren, um die Hekatomben unserer heldenmüthigen Landsleute zu beweinen, die vergeblich geopfert wären. — Ich weiß nicht, ob die letzten Ereignisse, die Sie bei Abgang Ihres Briefes noch nicht kannten, die Capitulation von Sedan und die Gefangenschaft Napoleons, Ihre Zuversicht etwas erschüttert haben; nach der ganzen Haltung Ihres Briefes kann ich es kaum glauben. Lassen Sie mich Ihnen also sagen, daß ich an die Verwirklichung dieser Drohungen durchaus nicht glaube. Eine Armee, die in so kurzer Zeit Ihre besten mit Chassepots und Mitrailleusen ausgerüsteten Truppen besiegt, die sie trotz hartnäckigen Widerstandes aus den günstigsten Stellungen getrieben hat, wird nicht vor einer Masse ungeübter Bürger ohne genügende Waffen, ohne kriegsgeübte Anführer, ohne militärischen Geist und Zucht zurückweichen, Dinge, die auch der glühendste Patriotismus nicht ersetzen kann. Es sind jetzt nicht mehr die Zeiten von 1792; die Franzosen sind nicht mehr die begeisterten Söhne einer unter furchtbaren Kämpfen vollbrachten Revolution und die Männer der Schreckenszeit, welche 1793 die Bevölkerung an die Grenze und die Generale, durch die Aussicht auf die Guillotine, in den Schlachtentod trieben, waren andere Leute als Gambetta, der jetzt die alte Blütezeit heraufbeschwören will. Aber auch die Deutschen sind jetzt nicht mehr die Soldaten des alten Zopfes und nicht mehr durch tausend Eifersüchteleien und engherzige Selbstsucht getheilt und ohnmächtig. Sie sprechen immer von der Ungleichheit der Zahl — 1 : 3 und mehr — welche für uns entschieden habe; das ist auch eine jener Täuschungen, mit denen man Sie betrogen hat, um die Ungeschicklichkeit Ihrer Generale zu vertuschen und die Tapferkeit unserer Krieger zu verkümmern. In den meisten Kämpfen waren, wenigstens im Anfange derselben, unsere Schaaren immer weniger zahlreich, als die der Franzosen und sie mußten noch dazu fast stets Höhen mit Kanonen und Mitrailleusen gespickt erstürmen, für welche die Distanzen im Voraus bezeichnet waren. Am 16. August hat eine Division, gerade die, welcher mein Schwager angehört, sechs Stunden lang fast allein

den Stoß Bazaine's ausgehalten, der um jeden Preis durchbrechen wollte, und hat ihn wirklich, allerdings mit ungeheuren Verlusten, aufgehalten, bis Prinz Friedrich Karl mit seinen Regimentern anlangte. Also glauben Sie doch ja nicht, mit Ihren in der Eile zusammengerafften Bataillonen und Ihren zuchtlosen Mobilgarden unsere Armee besiegen, geschweige bis auf den letzten Mann vernichten zu können, sie, die jetzt schon wieder ihre Lücken ausfüllt und hinter der neue Regimenter der Landwehr stehen, die noch ihre Waffen ebenso gut zu führen versteht, wie zur Zeit, da sie in der Linie diente, wie sie das am 1. September zum ersten Male vor Metz gezeigt hat.

Aber sollen wir denn nicht trotzdem, wo nicht aus Furcht, so doch aus Rücksichten der Menschlichkeit und der Billigkeit, jetzt den Krieg aufgeben, gutmüthig die eroberten Provinzen verlassen, ohne eine Entschädigung für die unermeßlichen in diesem Kriege von uns gebrachten Opfer zu verlangen, jetzt da der Kaiser und seine Regierung nicht mehr existirt und zum dritten oder vierten Male in einem Jahrhundert die Republik, diese Panaçen für alle Schäden und Uebel, vom Rathhause zu Paris verkündigt ist? Das ist allerdings die Meinung Ihres Herrn Jules Favre; aber wir wären doch wahrlich die größten Schwachköpfe, wenn wir uns mit seinen schönen Worten von dem ewigen Frieden abspeisen ließen, den die Republik zwischen allen Völkern stiften werde. Es ist wahr, Napoleon hat den Krieg erklärt; aber er hat es nur gethan, weil er wohl wußte, daß er damit der eitlen Ruhmgier schmeichelte, von der sein Volk von jeher geplagt ist. Und er hatte sich nicht getäuscht; die unermeßliche Mehrheit nicht nur der kriegsdurstigen Armee, sondern auch des immer von neuen Beraubungen träumenden Volkes hat seinen brandstifterischen Plänen zugejauchzt; nicht nur der knechtische Senat, sondern auch der gesetzgebende Körper mit Ausnahme einer einzigen Stimme, auch selbst die Opposition, deren Häupter jetzt vorgeben, der Kaiser allein habe den Krieg heraufbeschworen, hat ihm die Mittel zur Führung desselben mit den Zeichen voller Befriedigung gewährt, ja hat ihn wegen seines heldenmüthigen Entschlusses beglückwünscht. Und die Presse, die trotz ihrer Uebertreibungen doch immer ein treuer Spiegel der im Lande herrschenden Stimmung ist, sie hat nicht ein einziges Wort gegen den Einbruch in ein friedliches Nachbarland gesagt. Darum hat Deutschland nicht nur das Recht, sondern auch die unerläßliche Pflicht, endlich einmal den Gefahren ein Ziel zu setzen, mit denen seine unruhigen Nachbarn seit mehr als vier Jahrhunderten fortwährend seine Ruhe und sein friedliches Glück bedrohen und sich eine Grenze zu schaffen, die stark genug ist, um einen neuen jähen Einbruch zu verhindern, wie den, welchen es jetzt glücklich, aber freilich mit Strömen seines kostbarsten Blutes abgewehrt hat. Das ist der einmüthige

Wille Deutschlands und aller seiner Stämme, deren Einheit endlich durch das auf zehn Schlachtfeldern gemeinsam vergossene Blut gekittet ist.

Ich habe Ihnen offen und frei meine Meinung gesagt, wie Sie es verlangt haben, aber ich kann Ihnen auch eine letzte Wahrheit nicht ersparen, selbst auf die Gefahr hin, Ihr französisches Herz noch schmerzlicher zu verletzen.

Ihre Nation — ich spreche nicht von Einzelnen, wie ich sie in Ihrer Familie und in anderen kenne, mit welchen ich durch unauflösliche Bande der Freundschaft verknüpft bin — Ihre Nation als solche ist unter diesem verabscheuungswerthen Kaiserreiche auf eine klägliche Weise entsittlicht und entwürdigt worden; schon unter so vielen früheren Einflüssen in ihrem innersten Kerne verderbt, ist sie jetzt völlig entartet und tief herabgekommen. Das hat sie bewiesen durch Alles, was sie in den letzten Wochen gegen das Völkerrecht und gegen die Gesetze der Humanität gethan hat, aber ganz vorzüglich durch diese brutale und gehässige Austreibung der friedlichen Deutschen, die ihr seit langer Zeit durch ihren Gewerbfleiß und ihre mühseligen Arbeiten so viel Dienste geleistet haben. Nie hat ein gebildetes Volk so gegen Fremde gehandelt; selbst die Türken haben die unter ihnen wohnenden Griechen mehr geachtet. Bei uns ist nicht ein einziger Franzose beleidigt, verhöhnt, geschweige plötzlich verjagt und unbarmherzig ins Elend gestürzt worden. Die öffentlichen Erklärungen vieler Franzosen in Berlin, Hamburg, Frankfurt u. a. bezeugen es. Wir aber sehen Schaaren von Reichen und Armen an unsern Grenzen ankommen, welche die Früchte eines langen arbeitsamen Lebens in Frankreich haben zurücklassen müssen und die Ihre Polizei nicht gegen die gröbsten Mißhandlungen des von Ihren Journalisten aufgehetzten Pöbels hat vertheidigen können, oder — wollen. Und Ihre Republikaner, die sich im Anfange für sie verwendeten, sie haben ihr Regiment damit angefangen, die Maßregeln zu verschärfen und noch weiter auszudehnen, gegen die sie früher eine heuchlerische Opposition gemacht hatten. Vor wenigen Tagen noch ist ein ehrenwerther Künstler, der Bildhauer König, ausgetrieben worden. Vergebens zeigte er den Polizeiagenten seine sterbende Mutter, er mußte sie in Betten gehüllt mit fortnehmen und als sie auf dem Transport zur Eisenbahn gestorben war, da hat man nicht einmal ihrer Schwiegertochter gestattet, noch einige Tage in Paris zu bleiben, um sie zu begraben. Giebt es einen schreienderen Beweis für die sittliche Verderbniß, die Ihre Nation ergriffen hat, als eine solche durch nichts gerechtfertigte elende Rache, die man für erlittene Niederlagen an Unschuldigen genommen hat?

Aber kann man sich darüber wundern? Wer sind die Männer, denen Sie über zwanzig Jahre lang die Bestimmung Ihrer Geschicke überlassen, die Sie auf Befehl der kaiserlichen Präfecten gewählt haben, um die Nation zu

vertreten? Welcher Heißhunger nach nichtigen eiteln Auszeichnungen, nach lohnenden Aemtern und reichen Pensionen hat so viele Männer mit ehrenvollen Namen, aber freilich noch mehr Abenteurer, deren früheres Leben mit Schande bedeckt war, ins kaiserliche Lager gezogen! Und wie haben sie alle mit ihren Weibern und Kindern sich in das Leben voll unsinnigen Luxus und unersättlicher Genüsse gestürzt, dessen Beispiel von dem kaiserlichen Hofe ausging! Mußte nicht das verderbliche Beispiel, das von den höchsten Kreisen des Landes ausging, immer tiefer in alle Schichten der Nation wirken und ebenso die physische Kraft seiner Söhne entnerven, als alle sittlichen Grundlagen eines edlen Volkslebens, die Familie, die Literatur, den religiösen Glauben zerstören? Darum hat Frankreich, sonst so fruchtbar an großen Männern, in der Stunde der schreiendsten Gefahr keinen tüchtigen Retter gefunden; darum haben die sonst so gerühmten Heerführer ihre Schaaren so kopflos und verblendet in Schmach und Verderben geführt; darum haben selbst die sonst als unüberwindlich gepriesenenen Soldaten alle Bande der Zucht gelöst und sich dann so leichten Kaufes schlagen und zu Tausenden gefangen nehmen lassen. Und welches Schauspiel bietet das Ende dieser ganzen Wirthschaft dar? Wie haben die so lange in der kaiserlichen Gunst sich sonnenden Sclaven das glänzende Götzenbild vertheidigt, dem sie so lange einen knechtischen Dienst geweiht hatten? Sie sind feige geflohen, ohne auch nur den Versuch zu machen, das Regiment zu retten, daß sie so oft als das einzige Heil der Gesellschaft gerühmt haben.

Wird die neue Republik plötzlich die Wiedergeburt dieses entarteten, von seiner alten Kraft und Würde so tief herabgekommenen Frankreichs bewirken? Wird sie Alles heilen, was bis ins innerste Mark der Nation hinein faul und verrottet ist? Wir werden es ja sehen. Aber nach der eigenmächtigen, würde- und rechtlosen Art, wie diese Republik entstanden, nach dem Gebahren ihrer zweideutigen Helden, die sich unter dem Geschrei wilder Volkshaufen die Macht über vierzig Millionen angemaßt haben, kann ich von der Republik und ihren jetzigen Leitern kein Heil für Ihr armes Frankreich hoffen. Ich fürchte vielmehr, daß neue Umwälzungen, wie sie von einem solchen Parteisiege unzertrennlich sind, Ihnen eine Lage bereiten werden, welche Sie vielleicht noch dahin bringt, die jetzt verfluchten Preußen als willkommene Retter mit Freuden zu begrüßen.

Eine heilige und gerechte Vorsehung, die nach langer Geduld endlich doch den Meineid und den Mord vieler tausend schuldloser Menschen fürchterlich rächt, hat sich deutlich in dem wunderbaren Sturze eines Mannes offenbart, der durch seine Klugheit und Geschicklichkeit, durch seine mit jahrelanger Mühe befestigte Machtstellung gegen jede verdiente Strafe völlig geschützt schien. Wer weiß, ob diese Vorsehung nicht auch die Absicht hat, durch

schmerzliche Prüfungen auch eine entartete und vielfach verderbte Nation wiederzugebären und sie zu den Grundsätzen einer reinen Moral und eines aufrichtigen frommen Glaubens zurückzuführen, der ohne Aberglauben und Bigotterie die ewigen Wahrheiten achtet, die dem Menschenherzen so tief eingepflanzt sind.

Sie sehen, mein theurer Freund, auch ich habe Ihnen alles gesagt, was ich Schweres auf meinem Herzen hatte. Seien Sie mir deshalb nicht böse und prüfen Sie ernstlich, ob es nicht in dieser langen Auseinandersetzung Wahrheiten gibt, die von jedem Parteistandpunkte unabhängig sind. — Wenn dieser Brief Ihnen noch zu rechter Zeit zukommt und es ist Ihnen möglich, mir zu antworten, so geben Sie mir, ich bitte Sie dringend, Nachricht von Sich und Ihrer Lage, sagen Sie mir, wo Ihre Familie ist, ob Sie auf die Treue Ihrer Arbeiter rechnen können, ob Ihre Werkstätten in La Villette im Falle einer Belagerung nicht auch gefährdet sind. Ich bin in großer Besorgniß um Sie! Gott nehme Sie mit all den theuren Ihrigen in seinen gnädigen Schutz und lasse Sie bald wieder freier athmen!

Ich bin wie stets Ihr treuer väterlicher Freund

G. K.

Eine Antwort ist bis jetzt nicht gekommen.

Die letzten Tage eines französischen Diplomaten in Süddeutschland.

Von der Mainlinie, im October.

Wenn unsere Truppen in Paris einziehen und unsere Diplomaten dem Archiv des Auswärtigen Ministeriums einen Besuch abstatten, dann werden die Fascikel, welche Berichte der Gesandtschaft in Wien und London enthalten, vermuthlich über Seite geschafft sein, die kleineren Staaten sind vielleicht übersehen worden. In den betreffenden Berichten müssen seltsame Sachen stehen und wir hoffen, daß man nicht so hartherzig sein wird, sie der Welt vorzuenthalten.

Man wird es uns als Südhessen nicht übelnehmen, wenn wir besonders darauf gespannt sind, zu lesen, in welchem Lichte sich die deutschen und speciell die hessischen Zustände in den Berichten des französischen Gesandten am Darmstädter Hofe spiegeln. Wir brauchen nicht zu fürchten, daß diese etwa im Inhalt jenen Depeschen gleichen, welche Diplomaten mit geheimnißvoller Miene, auf außerordentlich amtlich aussehendem Papier, unter großen Siegeln an ihre Ministerien abgehen lassen und die dahin lauten: Seine König-

liche Hoheit, der Oberfürst, hatten die Gnade, mich gestern Abend in eine Fensternische zu befehlen und sich angelegentlichst nach der Gesundheit Seiner Majestät unseres erhabenen Königs zu erkundigen, Seine königliche Hoheit hatten weiter die Gnade sich angelegentlichst nach der Gesundheit Ihrer Majestät unserer erhabenen Königin zu erkundigen u. s. w. u. s. w. durch die Genealogie des gesammten vertretenen hohen Hauses durch. Nein, die französische Regierung verlangte wirkliche und thatsächliche Auskunft über die Verhältnisse der Länder, in welche sie ihre diplomatischen Agenten sandte. Bei Ausbruch des Krieges ist in der Nationalzeitung ein wahrer Katechismus von Fragen veröffentlicht worden, deren Beantwortung den französischen Gesandten an den kleinen Höfen aufgegeben war. Es hat in der Stellung der Fragen an Schiefem und Verkehrtem nicht gefehlt, wenn aber ein Gesandter etwas Eingehendes über die Lage des Landes, in dem er accreditirt war, vorzubringen hatte, so fehlte es ihm nicht an Gelegenheit, es bei der Beantwortung der fünf bis sechs Dutzend gestellten Fragen anzuwenden. Allein was wußten diese Leute von dem Lande, in dem sie sich befanden? In der Regel nicht mehr als ihre Landsleute auf den Boulevards, die zu Hause geblieben waren. Dagegen waren sie sich alle darüber klar, was man auf ihrem Ministerium in Paris gern hören würde. Und so ward lustig darauf los berichtet. On m'a trompé — soll Napoleon nach den ersten Unglücksfällen fortwährend ausgerufen haben. Zu Denen, die Napoleon getäuscht und betrogen haben, gehört vor Allem seine Diplomatie in Deutschland; allein welcher Mann mit seinen gesunden fünf Sinnen konnte von diesen Leuten eine vertrauenswerthe Auskunft erwarten? Sie haben alle, Napoleon wie seine Minister, seine Diplomaten, Abgeordneten und Senatoren, Presse und Opposition an dem Lügengewebe mitgewirkt, in welchem Frankreich denn schließlich sich selbst gefangen hat.

Man nehme einen Mann aus den höchsten Gesellschaftskreisen, den Hunderte von Vorurtheilen von der großen Masse seines eigenen Landes und deren Gedankenkreis trennen, der sich in den Tuilerien und in den Salons distinguirt zu benehmen weiß, dem aber seine Mittel nicht erlauben, in Paris standesgemäß zu leben, und der daher eine ehrenvolle Verbannung von dem Mittelpunkt der Civilisation sich gefallen lassen muß, und man hat den Gesandten, Gesandtschaftssecretär u. s. w., wie er an den kleinen Höfen sich vorfindet. Man stelle sich weiter vor, daß ein solcher Graf oder Baron über die ersten Anfangsgründe der deutschen Sprache kaum hinaus ist, daß er seine politischen Informationen von dem Hofadel erhält, eingehendere Belehrungen über das Verhältniß der kleinstaatlichen und annectirten Bevölkerung zu Preußen ihm etwa durch Herrn v. Dalwigk gespendet werden und

man kann sich von der Zuverlässigkeit der Aufklärungen, die er an seinen Hof gelangen läßt, einen Begriff machen.

Der französische Gesandte, der in Darmstadt seinen Sitz aufgeschlagen hatte, als der Krieg zum Ausbruch kam, ist wahrscheinlich nicht schlechter und nicht besser gewesen als seine Vorgänger und seine Collegen an den anderen deutschen Höfen. Ich finde in der auswärtigen Presse eine Hinweisung, daß der Gesandte am kleinsten süddeutschen Hofe in den Bureaus eines Pariser Journals durch die Bestimmtheit Aufsehen erregt habe, womit er im Falle eines Krieges den Aufstand in Kurhessen, Nassau und Hannover, den Abfall der süddeutschen Staaten von den Allianzverträgen ankündigte. Ob dieser excentrische Herr grade der Graf Astorge gewesen, der letzte Vertreter der grande nation an dem Darmstädter Hofe, kann auf sich beruhen bleiben; es kommt auf einen Grad mehr oder weniger in den Illusionen nicht an, in denen sich die französische Diplomatie durchschnittlich bewegte. Aber interessiren wird Sie es vielleicht, nach glaubhaften Berichten, die mir aus Darmstadt geworden, Etwas über die letzten Tage des französischen Gesandten daselbst zu hören; sie sind ebenso charakteristisch für den Diplomaten, wir für die hessen-darmstädtische Musterregierung.

Am 15. Juli war ganz Frankreich überzeugt, die französische Armee werde wie ein Hagelsturm über Deutschland einbrechen und Alles vor sich niederwerfen, und die französischen Diplomaten an den deutschen Höfen theilten diese Erwartung gewiß in erhöhtem Maße. Wie mußte jetzt ihre Bedeutung in das Unendliche wachsen, sie konnten sich schon als die Proconsuln sehen, welche die Herrschaft über die Länder ihrer Residenz alsbald anzutreten hätten, an deren Berichte die Schicksale der kleinen Dynastien geknüpft sei! Vielleicht unter diesen Zukunftsträumen ging am 16. Juli Graf Astorge in den Straßen der Residenz spazieren, als seine Blicke auf ein großes Placat fielen, das an der Spitze die Inschrift trug: „Krieg mit Frankreich", und die Darmstädter Bürgerschaft für den kommenden Sonntag auf den Marktplatz einlud, um sich daselbst einmüthig für das Zusammenstehen Deutschlands im Kriege mit den Franzosen zu erklären.

Herrn v. Dalwigk traute nämlich in Darmstadt Niemand, man kennt dort zuwohl seinen unvertilgbaren Haß gegen Preußen und seine Hinneigung zu Frankreich und namentlich zu Napoleon, dessen Staatskunst und Staatsstreich die Muster bildeten, nach denen der hessische Minister seit 20 Jahren in Hessen gewirthschaftet hat. Man wußte auch, daß der Großherzog weit entfernt sei, selbst excentrischen Beweisen solcher Franzosenthümelei irgend ein Hinderniß in den Weg zu legen. Noch hatten sich Bayern und Würtemberg nicht erklärt, die Anstrengungen der antipreußischen Coalition, bestehend aus Particularisten, Ultramontanen und Demokraten, Preußen zu isoliren, wurden

mit schamloser Offenheit betrieben. Das Blatt, in welchem die in Hessen herrschende Clique das Feigenblatt ablegt, mit dem sie sich in der offiziösen Darmstädter Zeitung bekleidet, das hessische Volksblatt, erklärte sich offen für den Allianzbruch und die Neutralität Hessen-Darmstadts. Nun wußte man wohl, daß, solange die Preußen in Mainz und in Frankfurt standen, es auf die Gesinnung der hessischen Staatslenker nicht ankam; man vergegenwärtigte sich aber den Fall, daß die deutschen Heere in den ersten Treffen geschlagen würden und frug sich angstvoll, was wird in solchen Umständen eine Regierung machen, an deren Spitze ein Herr v. Dalwigk steht? Wird sie den Willen und die Festigkeit besitzen, bei der deutschen Sache auszuhalten, oder wird sie der Welt das schmähliche Beispiel geben, wie ein deutsches Staatswesen alsbald seinen Frieden mit dem siegreichen Imperator macht und um diesen Preis seine Existenz zu retten sich bemüht. Hatte man doch über die Ideen des Herrn v. Dalwigk in dieser Richtung ein Zeugniß aus seinem eignen Munde, das an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Als die nationalliberale Partei in der Kammer die Streichung des Pariser Gesandtschaftspostens verlangte, war der hessische Minister unbefangen genug zu erklären, Hessen bedürfe eines Gesandten in Paris wegen gewisser Eventualitäten auf dem linken Rheinufer. Diese Eventualitäten, auf die sich Herr v. Dalwigk diplomatisch vorbereitet, waren nun zur Hand. Das Alles mochten sich die Darmstädter Bürger wohl überlegt haben; wollten sie nun eine Pression auf ihre Regierung ausüben, oder sich selbst durch eine patriotische Demonstration in ihren Gefühlen stärken, genug sie beriefen eine Volksversammlung. Und so kam es, daß dem französischen Gesandten von den Straßenecken der Residenz die Worte: „Krieg mit Frankreich“ und „Volksversammlung“ entgegenleuchteten.

Der Gesandte soll darüber in eine große Aufregung gekommen sein, und das wird jeder natürlich finden. Seit seinem Einzug in Darmstadt konnte sich der französische Diplomat aus dem Mainzer Journal, der Frankfurter Zeitung und dem Frankfurter Journal, aus der Darmstädter Landeszeitung und dem Volksblatt und aus Dutzenden ähnlicher Blätter täglich überzeugen, wie verhaßt Preußen in Hessen-Darmstadt sei, wenn er anders diese Artikel verstehen konnte; aber über die Einstimmigkeit der guten Presse in dieser Richtung war er jedenfalls wohl unterrichtet, hatte er sie doch selbst dadurch unterstützt, daß er mit einem Halbdutzend Exemplaren theilweise auf sie abonnirt gewesen sein soll. Nur einige wenige malcontente Hessen widersetzten sich der weisen politischen Haltung Herrn v. Dalwigks, deren Correctheit in den Tuilerien alle Anerkennung fand und diesen wenigen Leuten in jenem Augenblicke das Wort zu lassen, mußte ja eine impression fâcheuse bei seinem erhabenen Herrn und der ganzen grande nation hervor-

bringen. Graf Astorge eilt also spornstreichs zu Herrn v. Dalwigk um Aufklärung zu verlangen über das, was er als eine Handlung offner Rebellion zu betrachten geneigt ist. Herr v. Dalwigk aber ist verreist, vielleicht auf seinem Gütchen bei Waldeck, um die Wiesen zu wässern, eine Beschäftigung, der er hoffentlich bald auf immer überlassen werden wird. Als Stellvertreter des Ministers fungirt ein Herr v. Bechthold, die bureaukratische Solidität in dem hessischen Reactionsgebräu darstellend, auf dem Herr v. Dalwigk als leichter Schaum thront. Was zwischen dem französischen Gesandten und dem hessen-darmstädtischen Geheimenrath vorgegangen, ist der profanen Welt und somit auch meinen Berichterstattern unbekannt geblieben; man muß es sich aus den Folgen construiren, die jenes Gespräch hatte. Denn alsbald nachher wird der Polizeidirector und Kreisrath von Darmstadt, v. Willich eilends auf das Ministerium citirt und über den Sachverhalt zur Rede gestellt. Der Mann kann es nicht leugnen, er hat, irregeführt durch einige patriotische Trompetenstöße der Darmstädter offiziellen Zeitung die Volksversammlung, um deren Genehmigung er befragt worden war, gestattet. Unglücklicher Polizeidirector, was hattest du begangen! In die feinsten diplomatischen Gewebe warfst du mit plumper Hand hineingefahren, die Zukunft von Hessen-Darmstadt hattest du compromittirt. Allein tout peut se rétablir hat Napoleon einige Wochen später gesagt; auch hier war eine Retablirung möglich. Zwar ohne einen Fehler konnte es nicht abgehen, denn eine patriotische Volksversammlung in diesem Augenblick verbieten, sie verbieten, nachdem man sie vorher erlaubt hatte, das mußte ja die Absichten der hessischen Regierung in einem bedenklichen Licht in Berlin erscheinen lassen. Anstoß in Berlin oder Anstoß in Paris — furchtbare Lage für den hessischen Geheimerath in Abwesenheit des leitenden Ministers, der das Geheimniß hessischer Politik in seiner Brust trug! Der Geheimerath aber folgte dem traditionellen Zug hessischer Staatsweisheit und zog den Anstoß in Berlin vor. Dem Polizeidirector wurde die Weisung ertheilt, die Erlaubniß zur Abhaltung der Versammlung zurückzunehmen.

Der Polizeidirector versammelte auch alsbald die Veranstalter der Volksversammlung und trug ihnen ein Schauergemälde über die nächste Zukunft Süddeutschlands vor. Schon seien die Franzosen in Freiburg eingerückt (!), in wenigen Tagen würden sie ganz Süddeutschland überschwemmt haben und es wäre auf das höchste gefährlich, die Franzosen auch noch durch Demonstrationen zu reizen. Diese merkwürdigen Enthüllungen konnte der Polizeidirector nicht aus den Fingern gesogen haben, und da er von dem Ministerialrath kam und dieser von dem französischen Gesandten, so darf man, ohne allzu kühn zu sein, die End-Quelle dieser Nachrichten in dem Letzteren suchen. Mit Entrüstung und Beschämung vernahmen die Bürger diese Sprache aus

dem Munde eines hohen Beamten, umsonst protestirten und remonstrirten sie gegen ein Verbot, welches Jedem als der erste Schritt zum Uebergang in das französische Lager erscheinen mußte. Die Versammlung war und blieb verboten. Was in allen Städten Deutschlands als der Ausdruck eines selbstverständlichen Gefühles erschien, dem sich selbst deutsche Fürsten nicht entzogen haben, — es wurde unter der Herrschaft des Herrn v. Dalwigk als eine staatsgefährliche Demonstration bezeichnet und verboten. Die Deputation, welche mit Herrn v. Willich verhandelte, erbat sich eine schriftliche und motivirte Ausfertigung des Verbots. Sie wurde ihr gewährt und enthielt die Worte, daß wegen der eröffneten Kriegsoperationen die Versammlung unterbleiben müsse. Unter den Kriegsoperationen waren die der Franzosen gemeint, wie Herr v. Willich mündlich erläuterte. Herr v. Dalwigk hat später zu seiner Entschuldigung vorbringen lassen, das Verbot der Versammlung sei von einem untergeordneten Polizeibeamten ausgegangen und in seiner Abwesenheit erfolgt. Beides aber sind offenbare Unwahrheiten; am Abende des 16. kehrte Herr v. Dalwigk zurück und am 17. Morgens beschäftigte sich ein Ministerrath mit der Frage, ob das Verbot der Volksversammlung aufrecht erhalten werden sollte oder nicht. Er und in ihm Herr v. Dalwigk entschied sich für die Aufrechthaltung.

In der Neckarstraße in Darmstadt stehen nebeneinander zwei große Gebäude, das eine führt die pompöse Bezeichnung Kriegsministerium, das andere die nicht minder hochklingende Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. In dem ersteren lief in der Nacht vom Freitag zum Samstag die Ordre des preußischen Corpscommandanten in Cassel ein, welche ohne weitere Rücksicht auf die hessische Politik und ihre Leiter, die Mobilisirung der hessischen Division anordnete. Noch in der Nacht gingen die Ordres von da aus nach allen Seiten und das Ministerium des Aeußern konnte es durch Mittheilung von Kanzleidiener zu Kanzleidiener in Erfahrung bringen, daß die hessische Division zum Krieg gegen Frankreich mobilisirt werde. Auf dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten aber erschien am Sonntag in feierlicher Haltung der französische Gesandte und forderte die hessische Regierung zur Neutralität auf, indem er eine scharf gehaltene Note übergab. Herr v. Dalwigk hat es als patriotische That späterhin gerühmt, daß er ohne den Großherzog nur noch einmal zu fragen, dem französischen Gesandten eröffnete, er werde an den Verträgen mit Preußen festhalten. Er hätte aber nur einfach den Franzosen an das Fenster zu führen und ihm das Kriegsministerium zu zeigen gehabt, das von Geschäftigkeit überfloß und Alles wäre gesagt gewesen. Doch wurde die Sache versüßt, so sehr wie möglich. Die Darmstädter Zeitung brachte eine Nachricht aus München, dahin lautend, die den süddeutschen Regierungen übergebenen französischen Noten seien in einem drohenden Ton

gehalten. Den andern Tag mußte sie dieser Notiz das Dementi entgegensetzen, die hier abgegebene Note sei in nichts weniger als drohendem Tone abgefaßt. Dieselbe Note, die in München als drohend und übergreifend erschien, erhielt in Darmstadt das offizielle Zeugniß vollständiger Angemessenheit.

Mit Uebergabe dieser Note war die offizielle Thätigkeit des französischen Gesandten in Darmstadt erschöpft; an Tröstungen und Versicherungen an Diejenigen, die auf ihn hören wollten, mag er es nicht haben fehlen lassen, auch würde seinem weiteren Verweilen in Darmstadt von der Regierung nichts in den Weg gelegt. Die Ueberschwemmung dieser Stadt mit französischen Truppen konnte Graf Astorge dorten jedoch nicht abwarten, sintemalen dieselben eine andere Richtung einschlugen, in Folge deren sie über Weißenburg, Wörth und Sedan passirten und erst von dort per Eisenbahn im Darmstädter Land anlangten, wo sie sich der nützlichen und friedfertigen Beschäftigung des Kartoffelausmachens zur allgemeinen Befriedigung hergeben; auch weil die Darmstädter Bevölkerung über das unmotivirte weitere Verbleiben des Herrn Grafen in eine solche Aufregung gerieth, daß eine Beschleunigung der Abreise im Interesse aller Betheiligten erschien.

Das Verbot der Volksversammlung hatte aber doch noch ein Nachspiel. Zu der Entrüstung von Hessen gesellte sich die von ganz Deutschland und selbst in dem vielbeschäftigten Berlin warf man ein zürnendes Auge auf die Sache. Das offizielle Organ des Herrn v. Dalwigk fing nun an nach seiner Gewohnheit sich zu drehen und zu winden, um über die unangenehme Sache wegzukommen. Nicht als staats-, sondern als stadtgefährlich sei die Versammlung verboten worden, nachdem sechs Bürger, die bis jetzt im Dunkeln geblieben sind, der Polizei erklärt hätten, von der Versammlung seien Ausschreitungen zu erwarten. Und während das Verbot seiner Zeit mit den Worten motivirt worden war, die Versammlung sei wegen Eröffnung der französischen Kriegsoperationen unzulässig, ließ einige Tage darauf Herr v. Dalwigk in unfreiwilliger Komik orakeln, man habe nicht durch locale Demonstrationen den Franzosen weiteren Vorwand zu aggressivem Vorgehen geben wollen!

Als aber der Bundeskanzler in der Reichstagssitzung vom 22. Juli von den Vorgängen in Darmstadt erfuhr, kam ihm die Sache doch nichts weniger als komisch vor. Er klopfte dem nichts ahnend dastehenden Legationsrath Hoffmann, hessischem Bevollmächtigten, auf die Schulter und winkte ihm in das Nebenkabinet, wo gewichtige Worte gefallen sein sollen. Denselben Abend fand eine Conferenz der hessischen Reichstagsabgeordneten, des Legationsraths Hoffmann und des Bundeskanzlers statt. Wie verlautete, hatte nach Schluß der Conferenz Graf Bismarck beschlossen, den Kriegszustand über Hessen zu verhängen, die alsbaldige Suspendirung des Polizeidirectors

v. Willich anzuordnen und eine Untersuchung des Thatbestandes einzuleiten. Schon hatten die offiziösen Correspondenzen der Welt mitgetheilt, Herr von Willich sei bereits suspendirt, in Hessen erwartete man mit Bestimmtheit, das schon so lang auf ihm lastende antinationale ultramontane Ministerium fallen zu sehen, Herr v. Rabenau wurde schon als der Chef der neuen Verwaltung bezeichnet, — da blieb plötzlich die ganze Sache auf sich beruhen, Herr v. Willich wurde nicht suspendirt und Herr v. Dalwigk blieb Minister. Ueber die Gründe, welche den Entschluß des Bundeskanzlers nicht zur Ausführung kommen ließen, gibt es nur Vermuthungen. Es wurde behauptet, ein höherer Wille, der jeden Schein einer Pression auf die Fürsten vermieden haben wollte, habe das Vorgehen des Grafen Bismarck gekreuzt und man hat später in Hessen gesagt, es sei dem Grafen leichter gewesen, zwei Kaiserreiche als das Ministerium Dalwigk zu stürzen. Auf der anderen Seite mußte es auffallen, daß die Darmstädter Zeitung offenbare Unwahrheiten über die betreffenden Thatsachen bringen konnte, die von einem besonderen Zutrauen in die diplomatische Controle zeugten und den Gerüchten über eine unerwartete Stütze, die Herr v. Dalwigk gefunden, neue Nahrung geben mußten. Nunmehr wird von wohlunterrichteter Seite behauptet, auf ganz besonderen Wunsch des Herrn v. Dalwigk sei die Untersuchung der Angelegenheit bis nach dem Frieden verschoben worden. Es wäre in der That hohe Zeit, daß dieser Minister und seine Collegen die Plätze räumten, von denen sie 20 Jahre lang jede Bestrebung Preußens, die Nation zu einigen, vom Zollverein bis zum Nordbund auf das Zähste bekämpften; es läge das wirklich nicht nur im Interesse des hessischen Landes, sondern in dem der öffentlichen Moral, der geradezu in das Gesicht geschlagen wird, wenn Herr v. Dalwigk nach dem Mißlingen aller anderen Pläne nun schließlich, um seine bedrohte Stellung zu retten, sich als preußisch-deutscher Kaiserenthusiast aufspielen wollte, wie er dies bereits angekündigt hat. Wir können nicht anders denken, als daß seine Entfernung beschlossene Sache ist.

Nichtsdestoweniger behielten die französischen Gesandtschaftsberichte aus Darmstadt für die Geschichte dieses Krieges ihr Interesse, vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, daß Jemand in Paris sich die Mühe nimmt, sie einzusehen.

Die neuesten caeretaner Erwerbungen des Berliner Museums.

Nördlich von der Rom und Civita vecchia verbindenden Eisenbahnlinie, von der Station Palo, dem alten Alsium, in anderthalb Stunden zu errei-

chen, liegt Cervetri auf dem Platze der alten Etruskerstadt Caere. Wie in der Regel die Etruskerstädte war auch Caere auf einem jener vulkanischen Caps angelegt, die, fast nach allen Seiten schroff abfallend und nur durch einen schmalen Saum mit dem Grundstocke ihrer Hügelkette zusammenhängend, eine feste und zur Vertheidigung geeignete Position darbieten. Wir stehen auf einem für die italische Culturgeschichte bedeutsamen Platze. Caere und Tarquinii waren vermöge der durch ihre Lage vermittelten überseeischen Verbindungen die Centren, von denen aus sich die Civilisation über die nördlicheren Theile Etruriens verbreitete. Heut zu Tage verräth die Oberfläche der Erde nichts von der einst hier herrschenden Pracht und Herrlichkeit. Wo sich einst das regste Leben in buntfarbigen Bildern bewegte, wo die Waarenzüge asiatische Metallarbeiten und griechische Vasen vom Meere nach der Stadt beförderten, wo die von Delphi heimkehrenden Gesandtschaften der Caeretaner einherzogen, streckt sich jetzt öde die Campagna dahin. Wir überschauen ein wellenförmiges Terrain, bedeckt mit von der Sonne versengtem, bräunlichem Grase; nur einige Stellen, wo ein Bach nach dem Meere hinabfließt, heben sich, Oasen vergleichbar, mit dem Grün des sie umgebenden hoch aufgeschossenen Schilfes und einiger Arbutusgebüsche von dem bräunlichen Tone des Ganzen ab. Südlich der blaue Streifen des Meeres, unterbrochen durch die düsteren Massen des alten Baronalschlosses von Palo. Nördlich die vulcanische Hügelkette, auf deren Ausläufer Cervetri liegt, wegen der hier entspringenden Gewässer reichlich von Epheu und anderen Schlingpflanzen überwuchert, unter denen die Tuffmassen mit dunkelrothen Reflexen hervorblicken. Weit und breit herrscht eine fast unheimliche Einsamkeit und Stille; denn es brütet über der Gegend die Malaria, die furchtbare Geissel der heutigen römischen Campagna. Nur im Westen sieht man eine Gruppe von Campagnolen um eine Vorrichtung beschäftigt, von der ein weißlicher Rauch emporwirbelt und von der her ein klapperndes Geräusch das aufmerksam lauschende Ohr trifft. Es ist eine englische Dreschmaschine, welche die Stille unterbricht, den gegenwärtigen Pächtern von Cervetri, den Bocca nera gehörig, thätigen Mercanti di campagna und kühnen Neuerern auf dem Gebiete der römischen Agricultur, die, bereits in den Grafenstand erhoben, vermuthlich binnen Kurzem als Sterne erster Größe, Principi oder Duca, an dem Himmel der römischen Aristokratie erglänzen werden.

Während die Pracht des alten Caere von der Oberfläche des Bodens bis auf geringe Spuren vertilgt ist, hat der Schooß der Erde die Erinnerungen an dieselbe bewahrt. Neben dem Hügel, auf dem die Stadt lag, erstrecken sich zwei Plateaus, Monte Abattone und Banditaccia genannt, welche die Gräber der alten Stadt enthalten. Hier entdeckte der Marchese Campana das berühmte Grab, an dessen Wänden die Kriegs- und Haus-

geräthe, deren sich die Etrusker in dieser Welt zu bedienen pflegten, mit peinlicher Genauigkeit durch bemalte Reliefs dargestellt sind. Hier wurde das durch eine Fülle von Inschriften wichtige Familiengrab eines Zweiges der Tarquinier oder, wie sie etruskisch heißen, der Tarchnas gefunden. Weiter südlich mehr in der Richtung nach Palo zu kam der uralte unterirdische Bau zu Tage, der, bezeichnet durch die Namen der Entdecker Ragolini und Galotti, eine Fülle von Goldschmuck und anderen Arbeiten in Edelmetall geliefert hat, deren Ursprung zum Theil mit Sicherheit, zum Theil mit Wahrscheinlichkeit auf asiatische Fabriken zurückgeführt werden darf. Der Schatz an bemalten Vasen, welcher im Laufe der Jahre aus den caeretaner Gräbern zu Tage gekommen, ist beinahe unermeßlich. Die bisherigen Pächter des Terrains von Cervetri, die Gebrüder Calabresi, sollen mit dem dadurch erzielten Gewinn alljährlich ein Viertel ihrer Pachtsumme gedeckt haben.

Die neuesten Ausgrabungen, über die ich dem deutschen Publicum gegenwärtig kurzen Bericht geben will, ergänzen unsere Kenntniß auf einem bisher verhältnißmäßig wenig bekannten Gebiete der italischen Kunst. Während die Ausstattung der Grabkammern vielfach zur Reconstruction der Innenräume des toscanischen Hauses verwendet worden ist, geben sie uns wichtige Aufschlüsse über die äußere Ausstattung etruskischer Gebäude. Mögen sich einzelne Stücke verwandter Art zerstreut in den verschiedenen Museen vorfinden, so ist bisher niemals ein Ensemble zu Tage gekommen, welches sich in quantitativer und qualitativer Hinsicht mit den neuen Entdeckungen vergleichen ließe.

Das Terrain, wo die Ausgrabungen stattfanden, ist eine der Cappellania Vitalini gehörige Vigne. Sie liegt hinter dem Theater, einem Bau aus der ersten Kaiserzeit, einer Epoche, in welcher sich Caere, wenn auch weit entfernt von seiner früheren Blüthe, immerhin eines gewissen Wohlstandes erfreute. An die Rückseite des Theaters stoßen allerlei Baulichkeiten an, die derselben Epoche anzugehören scheinen, wie das Theater, jedoch allzusehr zerstört sind, um ihre ursprüngliche Bestimmung im Einzelnen beurtheilen zu können. Wenige Schritte von der Stelle, wo diese Ruinen aufhören, fanden die Entdeckungen statt, von denen ich im Folgenden rede.

Bereits früher kamen bei dem Umarbeiten des Bodens der Vigne aus verhältnißmäßig geringer Tiefe allerlei Fragmente polychromer Terracotten zu Tage, die, in dem römischen Kunsthandel zerstreut, vielfach das Interesse der Gelehrten und Künstler auf sich zogen. Hierdurch aufmerksam gemacht, entschloß sich der Canonicus, dem gegenwärtig die Pfründe Vitalini gehört, an der betreffenden Stelle systematische Ausgrabungen zu unternehmen. Er trat zu diesem Zwecke, wie es bei solchen Unternehmungen hergebracht ist, in Verbindung mit zwei Römern, einem Advocaten und einem Mercante di campagna, welcher in Folge seiner künstlerischen Bildung zugleich ein Amt

in dem Handelsministerium bekleidet — bekanntlich resortiren in Rom, was bezeichnend ist, die schönen Künste unter dem Handelsministerium. Ein Priester, ein Avvocato, ein Mercante di campagna, von drei in Rom besonders bedeutsamen Gesellschaftsclassen je ein Repräsentant zu einer Ausgrabung vereinigt, jeder außerdem ein charakterischer Typus seiner Klasse — dies könnte allerdings zu pikanten culturhistorischen Excursen Anlaß geben. Da ich jedoch nicht Sittenbilder aus dem modernen Rom geben will, so unterdrücke ich sie und wende mich sofort zur Sache.

Nachdem die den Felsengrund bedeckende Erdschicht weggeräumt worden war, stieß man auf einen viereckigen Raum, welcher in senkrechter Richtung in den lebendigen Tuff eingehauen ist. Jede Seite des Quadrats ist etwa 13 Schritt lang. Die Tiefe des Raumes beträgt ungefähr 70 Palm = $17\frac{1}{50}$ Meter. Der große Raum war mit Terracottenstücken der verschiedensten Art angefüllt, die, bunt durcheinander, zum größten Theil zerbrochen, hineingeworfen waren — eine Erscheinung, bei der man unwillkürlich an den römischen Monte Testaccio denkt, jenen merkwürdigen, aus Scherben von thönernen Amphoren und Dolia aufgethürmten Hügel. Ehe ich zu der Beschreibung der einzelnen Terracotten übergehe, sei es mir verstattet, noch einige Bemerkungen über das Local beizufügen, aus dem die Stücke zu Tage kamen. Nach der Aussage glaubwürdiger Personen, welche den Ausgrabungen beiwohnten, reichte aus dem viereckigen Raume, in dem sich die Terracotten fanden, ein Gang, etwas niedriger als Mannshöhe, in den Felsen hinein, der leider baldigst wieder verschüttet wurde und somit von mir nicht untersucht werden konnte. Derartige in den Felsen hineingearbeitete Gelasse, die sich, mannigfach gestaltet, auf dem Boden altitalischer Städte finden, gehören zu den schwierigsten Problemen der Archäologie und sind in verschiedenster Weise erklärt worden. Eines steht in unserem Falle fest: jener aus dem Felsen herausgearbeitete Raum ist nicht von Haus lediglich zu dem Zwecke hergestellt worden, um die Terracottenstücke aufzunehmen. Es wäre eine allzu mühsame und kostspielige Vorrichtung gewesen, die dem praktischen Sinne der Alten entschieden widerspricht. Wenn es sich, worüber kein Zweifel obwalten kann, darum handelte, überflüssige Terracotten aus dem Wege zu schaffen, so genügte eine in die vegetale Erde gegrabene Grube. Offenbar war also jener Raum ursprünglich für andere Zwecke hergerichtet und wurde erst später zur Aufnahme der Trümmer verwendet. Eine ganz entsprechende Vorrichtung, einen einfachen in den Felsen gearbeiteten Raum, der mit einem schachtartigen Gange in Verbindung steht, weiß ich in keiner der mir bekannten italischen Städte zu nennen. Dagegen finden sich Gänge, die tunnelartig den Felsen durchbohren, häufig in etruskischen Städten. Sie setzen innerhalb des Mauerrings in den Felsen ein und führen, mit größerer oder geringerer

Senkung, in das freie Feld hinaus. Bisweilen sind sie von beträchtlicher Länge, wie z. B. der mannshohe Tunnel von Norchia, dessen Ausmündung in das freie Feld beinahe einen Kilometer von dem Mauerring entfernt liegt. Man hat diesen Gängen eine strategische Bedeutung zugeschrieben und angenommen, sie seien dazu bestimmt gewesen, den Städtern bei Ausfällen, welche sie gegen die Belagerer machten, Gelegenheit zu geben, den Feind im Rücken zu fassen, oder sich im Falle einer Besteigung des Mauerrings von Seiten der Feinde in das Freie zu retten. Da jedoch die Ausmündung dieser Gänge auf die Länge der Zeit dem Feinde nicht verborgen bleiben konnte, so boten sie für keinen von beiden Zwecken eine sichere Gewähr, konnten vielmehr unter Umständen von den Feinden zur Bedrohung der Stadt verwendet werden. Auch verlautet in den Berichten, die uns über die Belagerungen italischer Städte vorliegen, nichts, was jene Annahme bestätigte, vielmehr möchte man in den mythisch ausgeschmückten Erzählungen über die Einnahme Veji's und Fidenae's*) von Seiten der Römer Spuren wahrnehmen, daß die Belagerer bisweilen in solchen Gängen Diversionen gegen die belagerte Stadt veranstalteten. Keinesfalls darf man jedoch bei der caeretaner Anlage an militärische Gesichtspunkte denken. Die Wände des viereckigen Raumes, so weit sie blos liegen, fallen schroff und glatt ab, ohne irgendwo die Spuren einer Treppe oder einer sonstigen Vorrichtung zu verrathen, vermöge deren es möglich gewesen wäre, in den Raum hinabzusteigen. Es dürfte daher die wahrscheinlichste Annahme sein, daß der viereckige Raum dazu bestimmt war, das sich auf jenem Plateau ansammelnde Regenwasser aufzunehmen, welches, nachdem es hineingeströmt, vermöge des mit dem Raume communicirenden Ganges weiter geleitet wurde. In einer gewissen Epoche abstrahirte man von dieser Verwendung der Anlage und benutzte sie als Abladungsstelle für unbrauchbar gewordene Baustücke.

Noch ein anderer Umstand ist als bezeichnend für das hierbei beobachtete Verfahren hervorzuheben. Die Terracotten gehören verschiedenen älteren und jüngeren Stylgattungen an. Jedoch fanden sich die den verschiedenen Stylen angehörigen Stücke nicht schichtweise übereinander, die ältesten zu unterst, die jüngsten zu oberst, vielmehr lagen sie bunt durcheinander; bereits in geringer Tiefe, von 7 Palm = Meter $1,_{75}$, stieß man auf Exemplare der uralten Friesplatten, die ich im Weiteren ausführlicher besprechen werde, während andere Repliken desselben Typus ganz unten am Boden des Raumes zu Tage kamen. Hieraus ergibt sich, mit hinlänglicher Wahrscheinlichkeit, daß wir es nicht, wie es beim Monte Testaccio der Fall ist, mit einer Ablagerungsstelle zu thun haben, die längere Zeit hindurch im Gebrauch blieb. Vielmehr handelt es sich um einen einmaligen Act: Stücke von einem Gebäude, wahrscheinlich von einem Gebäudecomplex, wurden als überflüssig aus dem Wege geschafft und in jenem Raume geborgen. Die Ursachen dieser Handlungsweise entziehen sich selbstverständlich unserer Beurtheilung. Keine der Terracotten verräth die Spuren einer Zerstörung durch Feuer. Allerdings waren sie meist zerbrochen; doch fanden sich in der Regel die meisten zu den einzelnen Stücken gehörigen Fragmente und somit konnte die größte Anzahl der Stücke mit relativer Vollständigkeit hergestellt werden. Es ist daher wohl möglich, daß ein alter Gebäudecomplex von einer jüngeren Generation einfach abge-

*) Der Bericht über die Einnahme von Nequinum im Jahre 300 v. Chr. (Liv. X., 10), auf den sich die Gelehrten berufen, welche die Einnahme Veji's und Fidenae's durch von den Römern in den Felsen gebohrte Gänge für historisch beglaubigt halten, ist ganz anderer Art und stützt vielmehr die im Obigen vorgetragene Vermuthung: Verräther in der Stadt communiciren vermittelst eines solchen Ganges mit den belagernden Römern.

tragen wurde, vielleicht um einen älteren Baustyl durch einen jüngeren zu ersetzen.

Wenden wir uns nunmehr zur Betrachtung der Terracotten selbst, so begegnen wir zunächst einer Menge von Steinziegeln, von denen jeder Typus in mehreren Repliken vertreten ist. Die hervorragenden Theile desselben sind durch Frauenköpfe sehr alten Styls gebildet, die bisweilen Anklänge an orientalische Kunst verrathen. Ihre Haare, bemalt mit einem in das Grünliche spielenden Schwarz, sind an der Mitte des Kopfes gescheitelt, über der Stirn zierlich in einzelne, vertical neben einander liegende Partieen zerlegt und fallen dann, in Flechten getheilt, längs der Wange herab. Es ist interessant zu beobachten, wie sich diese Haartracht entweder bei Denkmälern sehr alten Styls, wie die unsrigen es sind, oder bei Köpfen aus der Epoche von Alexander abwärts, namentlich denen der Gattinnen der Diadochen findet. In beiden Fällen hat man vermuthlich orientalische Einflüsse vorauszusetzen, von denen sich nur die dazwischen liegende Blüthezeit des Griechenthums frei zu halten wußte. Die Frauenköpfe sind mit großen runden Ohrringeln geschmückt, deren gegenwärtig rothe Farbe vielleicht ursprünglich als Pigment für die daraufgesetzte Vergoldung diente. Bei einigen ist die Vorderansicht durch ein breites Diadem erhöht — ebenfalls ein Kunstmotiv, von welchem wir wiederum die Kunst nach Alexander einen ausgedehnten Gebrauch machen sehen. Trotz des archaischen Styls, welchen diese Köpfe verrathen, fragt es sich, ob man berechtigt ist, ihre Arbeit in eine sehr alte Epoche hinaufzurücken. Wir sind durch anderweitige Entdeckungen hinreichend darüber belehrt, daß die Etrusker in der streng ornamentalen Kunst vielfach an alten Typen conventionell festhielten.

Unter den übrigen Terracotten lassen sich zwei aufeinanderfolgende Stylrichtungen deutlich unterscheiden. Der Unterschied tritt am Schlagendsten in der Weise der Bemalung hervor. Die eine dieser Richtungen bewegt sich innerhalb weniger ernst gehaltener Farbentöne; sie hat eine entschiedene Vorliebe für das dunkle Ockergelb, das namentlich bei Füllung der Flächen die umfassendste Anwendung findet. Semper hat dafür die kurze und passende Bezeichnung, der o l i g o c h r o m e n R i c h t u n g vorgeschlagen. Hierher gehört das entschieden uralte Fragment einer bemalten thönernen Wandincrustation: eine weibliche Gestalt wird von einer männlichen an der Hand gefaßt; zwischen beiden schwebt ein Vogel, dessen ockergelb gemalter Leib in der neuerdings vielfach besprochenen Eiform gestaltet ist. Auffassung und Zeichnung, welche letztere an die der alten Vasen erinnert, sind so eigenthümlich primitiver Art, daß hier sicher nicht an ein conventionelles Festhalten alter Kunstformen gedacht werden darf. Gleiches gilt von einem Cyclus von thönernen Frieeplatten mit Reliefs, welche Paare von einhersprengenden Reitern und Bigen, mit Kriegern und Wagenlenkern darauf darstellen. Der Grund ist ockergelb gemalt; bei den gleichartigen Stücken ist eine Abwechslung durch die verschiedene Färbung der entsprechenden Bestandtheile der Reliefs angestrebt; so ist sowohl bei den Repliken der Darstellungen mit dem Zweigespann, wie bei denen der Reiter, bald das vordere Pferd röthlich, das hintere mit graugrünlicher Farbe gemalt, bald findet das umgekehrte Verhältniß statt. Ich nehme keinen Anstand, diese Reliefs als die ältesten etruskischen Arbeiten dieser Gattung zu bezeichnen, die bisher zu Tage gekommen. Die im Neapler Museum befindlichen Reliefs aus Velletri, die einzigen Denkmäler, die sich mit den in Rede stehenden vergleichen lassen, entweder etruskische Waare, die in die Volskerstadt importirt worden war, oder veliterner Fabrikat, das unter Einflüssen etruskischer Kunst gear-

beitet wurde, zeigen eine ungleich fortgeschrittenere Behandlungsweise. Von besonderem Interesse ist eine ungefähr 1 Meter hohe thönerne Gruppe, die, wie die an der Rückseite befindliche hohle Stütze lehrt, offenbar als Aufsatz diente, vielleicht auf die Spitze oder an den Ecken eines Giebels: eine geflügelte weibliche Figur schreitet über Wogen dahin, indem sie eine nackte Knabenfigur von dannen trägt; unter den Wogen setzt, dem Ganzen als Basis dienend, ein halbmondartiges Segment an, dessen Form, obwohl die Ecken restaurirt sind, durch die erhaltenen Theile hinlänglich beglaubigt ist. Die Composition verräth archaische Prinzipien: wie auf den selinuntischen Metopen sind die Oberkörper der weiblichen Figur in der Vorderansicht, die Beine im Profil dargestellt. Dagegen zeigt die Feinheit und Zierlichkeit, mit welcher die Falten der Gewänder behandelt, die Sicherheit, mit welcher die Spiralen der Wogen stylisirt sind, daß wir uns in der Periode fortgeschrittener archaischer Kunst befinden und vor einem Werke, dessen Meister die Formen eines ausgebildet vorliegenden Styls mit Leichtigkeit und Sicherheit handhabte. Die Polychromie der Gruppe ist voll Maß und Geschmack. Ein aus dunkelbraunen, rothen und weißen Streifen zusammengesetzter Saum schließt unten das Gewand der weiblichen Figur ab; das Feld über den Wogen ist hellblau; das halbmondförmige Segment ist mit einem schuppenartigen, roth und blau gesprenkelten Ornamente bemalt.

Scheidet man die Producte etruskischer Keramik nach ihrer Färbung, so ist die jüngere Richtung, welche Semper im Gegensatz zu der bisher besprochenen oligochromen als polychrome bezeichnet, vorwiegend durch eine Reihe colossaler, ungefähr 50 Centimeter hoher Akroterien vertreten. Die Mittelpunkte derselben sind durch sehr frei herausgearbeitete Köpfe gebildet, theils weibliche, theils von Silenen und Satyrn; um diese Köpfe wölben sich, einem Nimbus vergleichbar, ornamentirte Runde. Die reichen Verzierungen derselben, meist Schemata von Palmetten und Lotosblumen, sind in Relief herausgearbeitet und bemalt. Unter den Farben kommt mit Vorliebe ein brennendes Roth zur Anwendung, welches mit der in der Regel schwarzen Farbe der Gründe einen scharfen Contrast bildet. Der Styl der Ornamente entspricht denen der zu vollendeter Freiheit gediehenen griechischen Kunst. Die Vergleichung der verschiedenen Stücke liefert uns neue Belege, wie die Etrusker öfter auch bei fortgeschrittener Entwickelung von Alters her überlieferte Typen in conventioneller Weise festhielten. Während die ornamentalen Schemata bei mehreren der verschiedenen Exemplare große Verwandtschaft verrathen, was auf eine ungefähr gleichzeitige Fabrik hinweist, sind die als Mittelpunkt der Akroterien angebrachten Köpfe in sehr verschiedener Weise stylisirt. Wir begegnen einerseits dem streng stylisirten Satyrtypus mit Stumpfnase, Spitzbart, conventionell gelocktem Haar, den wir durch archaische etruskische Bronzen kennen, andererseits Silenköpfen von der freiesten und naturwahrsten Behandlung. Der Typus der letzteren mit der dem Charakter des Silen angemessenen rothen Färbung und mit dem glücklich getroffenen Ausdruck der der Säuferphysiognomie eigenthümlichen Verdrießlichkeit, gehört zu den köstlichsten Producten etruskischer Plastik, die auf uns gekommen.

Unendlich reich ist die Ausbeute an allerlei kleineren Stücken etruskischer Thonplastik, Fragmenten von Statuetten, Reliefs, Appliken u. s. w., auf die ich natürlich in diesem kurzen Berichte nicht näher eingehen kann. Nur sei es mir noch vergönnt, die Aufmerksamkeit auf die ornamentirten Terracotten-incrustationen zu lenken, die in unabsehbarer Fülle aus diesen Ausgrabungen zu Tage gekommen sind. Wir können mit ihrer Hilfe die Geschichte des

Ornamentenstyls durch eine beträchtliche Entwickelungsstrecke verfolgen. Es befinden sich darunter Incrustationen, auf welchen, wie auf den Vasen ältesten Styls, Reihen von Thierfiguren gemalt sind. Besonders häufig kehren Platten und Stäbe wieder, die mit einer bunten schuppenartigen Ornamentmalerei vereint sind, wie wir sie bereits bei der oben besprochenen Gruppe antrafen — ein Motiv, welches sich auch an bemalten Vasen findet, deren Styl dem der sogenannten korinthischen verwandt ist, und wahrscheinlich der uralten Technik der cisellirten Bronzeincrustation seinen Ursprung verdankt. Auch hierbei springt die eigenthümliche Uebereinstimmung in die Augen, welche zwischen den Motiven der ältesten Kunst und denen der Kunst nach Alexander dem Großen obwaltet. An dem Leichenwagen des großen Königs, von dem uns eine Beschreibung bei Diodor vorliegt, war über dem Sarkophage ein goldener Baldachin angebracht, dessen Decke mit einer aus Edelsteinen zusammengesetzten Schuppenbekleidung überzogen war. In die Steintechnik übertragen findet sich dieses Motiv an den Deckeln griechischer und großgriechischer Sarkophage, deren formale Elemente sich fast durchweg mit hinreichender Sicherheit auf hellenistische Quelle zurückführen lassen. Wenn demnach dasselbe Motiv auf Werken ältester griechischer und italischer Kunst vorkommt und später wiederum in der hellenistischen Epoche Verwendung findet, so werden wir in beiden Fällen asiatischen Einfluß vorauszusetzen haben, der, je weiter sich unsere Monumentalkenntniß entwickelt, für beide Perioden mit um so größerer Schärfe hervortritt. Auch fehlt es nicht an Incrustationen, welche Ornamente der entwickelten griechischen Kunst in leuchtender Farbenpracht darbieten. Als besonders merkwürdig erwähne ich schließlich noch ein Gitter, welches in deutlichster Weise die Bronzetechnik in die Technik der Terracotta übertragen wiedergiebt.

Wiewohl die neuen Entdeckungen in der formellen Behandlung der einzelnen Bestandtheile eine beträchtliche Strecke der Kunstentwickelung überblicken lassen, so gehören sie nichtsdestoweniger alle einem in sich abgeschlossenen Baustyle an, welcher in einer gewissen Epoche in Griechenland wie in Italien der herrschende war, jedoch in dem östlichen Gebiete des Mittelmeeres früher einer weiteren Entwickelung Platz machte, als in dem westlichen. Es ist der Baustyl, den wir nach dem bei seiner Ausstattung besonders hervortretenden Material als den Terracottastyl bezeichnen dürfen. Das Grundschema der hellenischen Bauweise ist in ihm bereits entwickelt; doch wird in der Bekleidung der Mauer und des Holzwerkes durch Terracottaplatten noch das alte Incrustationsprincip festgehalten, wie es der vorhergehenden, durch asiatische Einflüsse bedingten Entwickelung eigenthümlich gewesen war. Terracottenfragmente, die sich unter dem Bauschutte des alten vorperikleischen Parthenons fanden, bezeugen, daß derselbe in diesem Style aufgeführt war. Der Duc de Luynes machte entsprechende Entdeckungen unter dem Schutte eines Tempels in Metapont. Fragmente, welche, vielfach Exemplaren unserer caeretaner Ausgrabungen entsprechend, in Sicilien zu Tage kamen, bezeugen die Verbreitung der Bauweise auf dieser Insel. Dieselbe Weise der Decoration werden wir auch in den Werken des Damophilos und Gorgasos vorauszusetzen haben, welche in Rom ungefähr gegen Mitte des 5ten Jahrhunderts vor Christus, wie Plinius berichtet, „berühmte Plasten und zugleich Maler, den Tempel der Ceres beim Circus maximus mit beiden Gattungen ihrer Kunst ausschmückten." Sie wird auch wenigstens in älterer Zeit bei dem tuscanischen Tempel die maßgebende gewesen sein.

Bei den Hellenen hörte diese Bauweise früh auf. Der hellenische Gedanke, durch die Emancipation vom Stofflichen die Formen, welche die

Structur erforderte, in organische zu vergeistigen, fand seinen vollendetsten Ausdruck in dem Poros- und Marmorbau; nur wo sie mit dieser Idee verträglich waren, erhielten sich, wie im Fries, den Metopen und in der Umtäfelung der unteren Cellawände, Reminiscenzen an die alte Incrustationsweise; sonst ersetzte die Bemalung die Wandbekleidung. In Latium und Etrurien dagegen erhielt sich der Terracottenstyl längere Zeit. Politische wie geognostische Verhältnisse mögen zusammengewirkt haben, um diese Völker an der raschen Aufnahme der neuen hellenischen Entwickelung zu verhindern. Gerade in die Epoche, in welcher sie zur glänzendsten Vollendung gediehen war, fallen Ereignisse, welche die unmittelbare Einwirkung des Griechenthums auf Mittelitalien empfindlich beeinträchtigen mußten. Damals drangen die sabellischen Stämme nach dem tyrrhenischen Meer vor, erdrückten das campanische Reich der Etrusker und schwächten die umliegenden griechischen Colonien. Im Jahre 420 fiel Kyme, einer der wichtigsten Mittelpunkte griechischen Einflusses auf italische Cultur, in ihre Hände. Lucaner und Brettier setzten in energischer Weise den Zerstörungsproceß an den entgegengesetzten Küsten fort. Mochte auch Tarent seine Macht und Unabhängigkeit bewahren, mochten andere Städte, wenn auch abhängig, nach wie vor Griechenstädte bleiben, immerhin war dem Einfluß der unteritalischen Griechen auf Mittelitalien seine alte Kraft genommen und hatte sich geographisch ein anderer Stamm wie ein Keil zwischen sie und die nördlichen Theile Italiens geschoben. Andererseits mag auch der Mangel eines geeigneten Materials die Latiner und Etrusker bewogen haben, an der alten Decorationsweise festzuhalten. Die Steingattungen, welche in ihren Gebieten gebrochen wurden, der Peperin, Travertin und Neusso waren keineswegs zur Herstellung der Feinheiten geeignet, wie sie der neue hellenische Baustyl erforderte. Beide Gesichtspunkte sind übrigens nicht nur für die architektonische Decoration, sondern für die gesammte bildende Kunst in Latium und Etrurien maßgebend. Auch in der Sculptur, der Malerei, der Tektonik der Gefäße ist die eigentliche Blüthezeit der griechischen Kunst ohne Einfluß. Erst in der Epoche nach Alexander dem Großen knüpft die italische Kunst wiederum an die griechische an — eine Erscheinung, die sich hinlänglich aus politischen, handelspolitischen und anderen Culturfactoren erklärt, deren Wirksamkeit gegen Ende des 4ten Jahrhunderts vor Christus in der italischen Entwickelung bemerklich wird, hier jedoch nicht im Einzelnen dargelegt werden kann.

Jedenfalls ergibt sich aus der unbefangenen Würdigung der Verhältnisse wie aus bestimmten Zeugnissen, daß noch gegen Mitte des 2ten Jahrhunderts vor Christus der Terracottenstyl in Rom der herrschende war. Die neuen Entdeckungen geben uns von ihm das lebendigste Bild. Wer die römischen Dichter der augusteischen Epoche liest, wie sie die alte römische Sitteneinfalt dem üppigen Luxus ihrer Zeit gegenüberstellen, wer sich aus der Lectüre des Livius der Reden erinnert, in welchen der alte Cato gegen griechische Kunst und Mode donnert, der kommt, wenn daselbst von den thönernen Göttern und dem thönernen Schmuck ihrer Tempel die Rede ist, leicht auf den Gedanken, es handele sich um eine primitive und ärmliche Decorationsweise. Die gegenwärtig in dem Berliner Museum aufgestellten Stücke werden ihn eines Besseren belehren. Er stelle sich die Bauten des alten Roms und der etruskischen Städte mit diesem Schmucke ausgestattet vor: dann entrollt sich ein buntes Bild, weit entfernt von aller Dürftigkeit, im Gegentheil überreich an plastischen und malerischen Motiven; man erkennt deutlich ein Entwickelungsstadium, in welchem die Kunst noch mit einer Ueberfülle ringt, in welcher der maßvolle Sinn ächten Hellenenthums

die aus den früheren Entwickelungen überkommenen Elemente noch nicht vollständig gesichtet und noch nicht jene Harmonie erzielt hat, die den Gedanken in organischster Weise durch alle Formen und Farben auszudrücken weiß.

Ich kann es schließlich nicht unterlassen, den Leser auf einen Umstand aufmerksam zu machen, der ein anderes Bild von der eigenthümlichsten Art vor unsere Phantasie zaubert. Mehrere der großen Akroterien sind auf der Rückseite in verticaler Richtung durchbohrt und vielfach hat sich in dem Bohrloche ein oben in zwei Zinken auslaufendes, gabelartiges Bronzestäbchen erhalten. Ich habe diese Vorrichtung namentlich an den Exemplaren beobachtet, welche nach Styl und Polychromie zu schließen der jüngsten Entwicklung angehören mögen, und weiß dafür keine Erklärung vorzuschlagen, als die, daß sie zur Befestigung von Lichtern diente, die auf die Zinken der Bronzegabeln aufgesteckt wurden. Ist diese Vermuthung richtig, dann wird die Sitte der Illumination, von der sich bisher nur in der Kaiserzeit Spuren gefunden hatten, in eine beträchtlich ältere Epoche hinaufgerückt. Ich überlasse es der Einbildungskraft der Leser, sich den magischen Eindruck auszumalen, den die bunte Pracht der reich geschmückten Façaden mit dem plastischen Schmuck ihrer Giebel und den hervorspringenden Akroterien bei den Reflexen der flackernden Lichter unter der tiefen Bläue des nächtlichen Südhimmels auf den Betrachter hervorrufen mußte.

Ein Theil der in den neuesten Ausgrabungen entdeckten Stücke ist in das Berliner Museum übergegangen; ihn habe ich in vorliegendem Berichte namentlich berücksichtigt. Ein anderer Theil ist in dem Besitze der Unternehmer der Ausgrabung geblieben. Der Rest liegt, da die Ausgrabungen zeitweise sistirt werden, noch im Schooße der Erde verborgen.

Wie es überhaupt für die Wissenschaft ersprießlich ist, daß ein classischer Fund nicht in dem Kunsthandel zerstreut, sondern in seinem gesammten Bestande erhalten werde, so ist es in diesem Falle besonders wünschenswerth. Ich zweifle nicht, daß die Kritik der Archäologen, noch mehr die der archäologisch gebildeten Architekten, wenn sie den gesammten Stoff zur Untersuchung vorliegen hat, nach Sichtung der zusammengehörigen Bestandtheile, wichtige Resultate auf einem bisher verhältnißmäßig noch wenig bekannten Gebiete der Kunst erzielen wird. Vielleicht wird es sogar gelingen, mit Hilfe besonders bezeichnender Stücke die Baulichkeiten zu reconstruiren, zu deren Ausstattung die Terracotten einst gedient haben.

Während ich dies schreibe, fällt mein Blick auf eine Seite des neben mir liegenden Livius, auf die Rede des alten Cato pro lege Oppia, wo von der Kunstentwicklung, der unsere Terracotten angehören, die Rede ist. Cato sagt: „Ich höre schon allzuviele Römer die corinthische und athenische Decorationsweise loben und bewundern und die thönernen Antefixe unserer Götter verspotten. Ich will lieber, daß *diese* Götter uns günstig sind und hoffe, daß sie es uns sein werden, wenn wir sie an ihrer Stelle belassen.“ Was mich betrifft, so kann ich nicht umhin, in diesem Falle omen absit zu rufen. Die caeretaner Götter werden gewiß nichts dagegen haben, wenn die Trümmer ihrer Tempel dahin gebracht werden, wo die geeignetsten Kräfte vereinigt sind, um durch wissenschaftliche Untersuchung die alten Heiligthümer neu erstehen zu lassen. Möchte daher der noch in Rom und Cervetri verbliebene Bestand des Fundes ebenfalls seinen Weg nach der nordischen Hauptstadt finden.

W. Helbig.

Schriften zur historischen Beleuchtung der Zeitereignisse.

1. Elsaß und Lothringen, Nachweis wie diese Provinzen dem deutschen Reiche verloren gingen. Von Adolf Schmidt. 3. verm. Aufl. Leipzig, Veit u. Co. 1870. 2. Zur französischen Grenzregulirung. Deutsche Denkschriften aus den Verhandlungen des zweiten Pariser Friedens. Berlin, A. Charisius. 1870. 3. Wie wir wieder ein Volk geworden sind. Von Hermann Baumgarten. Leipzig, S. Hirzel. 1870.

Elsaß und Lothringen und kein Ende! werden unsere Leser ausrufen; wer aber unter uns den Anfang damit gemacht hat, verdient dafür doch wohl ein theilnehmendes Wort. Adolf Schmidt, der niemals über der Betrachtung der historischen Vergangenheit versäumt hat, der zeitgenössischen Geschichte die lebendigste Aufmerksamkeit zu schenken, hat schon im Jahre 1859, als die Möglichkeit eines gesammtdeutschen Krieges gegen Napoleon nahe genug hereinblickte, ein historisches Sündenregister der französischen Politik gegen uns zusammengestellt, das denn nun im laufenden Jahre unserem Publicum erst recht zustatten kommen mußte. Daß der zweiten Auflage vom 8. September d. J. schon nach 18 Tagen die dritte gefolgt ist, beweist mehr, als Worte vermöchten, wie zeitgemäß das Büchlein geworden ist. Von zusammenhängender Geschichtsdarstellung kann dabei natürlich keine Rede sein; die Schrift macht mehr den Eindruck einer Anklageacte, die ein beredter Anwalt unserer schwergekränkten Nation gegen ihren räuberischen Nachbar aufgesetzt hat, nur daß statt juristischer Beweisstücke historische erbracht sind, welche Punkt für Punkt, von 1552—1735, die Schuld des Angeklagten handgreiflich an den Tag legen. Nun, die Jury unserer öffentlichen Meinung hat längst ihr Schuldig gesprochen, unsere Staatsmänner stehen als Richter bereit das Strafmaß zu verkünden. Denen aber unter unseren Landsleuten, die wie sentimentale Geschworene noch immer sich wenigstens der Stimme enthalten möchten, empfehlen wir besonders den von Schmidt neu eingeschalteten Abschnitt VI. über den zweiten Pariser Frieden zu lesen, wo sich jedermann überführen kann, wie überzeugend schon 1815 unsere Diplomaten und Patrioten, darunter auch Prinzen und Generale, die Gerechtigkeit einer Heimforderung von Elsaß-Lothringen dargethan, wie prophetisch sie die verderblichen Folgen falscher Großmuth gegen Frankreich voraus verkündet haben. Schmidt citirt die leitenden Gedanken aus den einschlagenden Gutachten und Denkschriften in großer Vollständigkeit; wer die wichtigsten derselben in extenso lesen will, findet sie in der zweiten oben angeführten Schrift „Zur französischen Grenzregulirung" in dankenswerther Weise aus Schaumann's und Gagern's Werken über den zweiten Pariser Frieden zusammengedruckt. Aus der Einleitung des ungenannten Herausgebers heben wir als beachtenswerth den Gedanken hervor, daß die damalige Ungunst der übrigen Großmächte nicht, wie meist geschieht, auf eine bewußt dem Wohle Deutschlands zuwiderlaufende Politik zurückzuführen sei, nein vielmehr auf die Theilnahmlosigkeit jener Mächte für unsere Interessen, nachdem sie all' ihre eigenen Forderungen befriedigt sahen. Preußen seinerseits sei nicht in der Lage gewesen, durch das Anerbieten besonderer Vortheile die Unterstützung der anderen für seine billigen Wünsche zu gewinnen. Es wären hiernach unsere Forderungen 1815 ganz aus denselben Gründen unerfüllt geblieben, wie 1648 die pommerischen des großen Kurfürsten, dessen kleinem Staate es gleichfalls an Kraft gebrach, der Vernunft und Gerechtigkeit seiner Sache bei der Indolenz seiner Verbündeten zum Siege zu verhelfen. Wie anders steht das heute! Man kann diese Schriften jetzt überhaupt nicht lesen ohne das behagliche Gefühl, mit dem man aus wohlgeheiztem Zimmer durch die Scheiben auf ein unfreundliches Schneetreiben hinausblickt.

Mehr noch, als die äußere Seite unserer Errungenschaften, bewegt uns jetzt die innere, die bevorstehende Einigung Deutschlands zn freudigem Erstaunen. Denn wer hätte sie, auch nach 66, so nahe vermuthet? Manchem ist es zu Muthe, als stünd' er nach langen Irrgängen, nachdem er die Hoffnung fast sinken gelassen, urplötzlich vor dem ersehnten Ziele, als habe er dies am Ende auf einem Wege erreicht, der ihm bisher am mindesten dazu geeignet erschienen war. Für diese Leute nun hat Hermann Baumgarten die Frage beantwortet, „wie wir wieder ein Volk geworden sind." Wenn wir einzelnen Menschen in unserem kleinen Leben nach Jahren der Mühsal und des Mißgeschicks endlich einmal einen Ruhepunkt des Erfolges erreicht haben, auf dem wir von den alten Sorgen um unsere Zukunft uns erlöst fühlen, so stützen wir wohl den Kopf in die Hand und sinnen eine Weile nach, wie es denn eigentlich nur so wunderlich gekommen. Da wächst vor unserer Seele zusammen, was uns so widerspruchsvoll zerstückt gedäucht hatte in unseren Schicksalen; es stellt sich dar wie ein Weg, der so deutlich heranführt zum Gipfel des gegenwärtigen Moments, daß wir aller seiner seltsamen Krümmungen nun nur lächelnd gedenken können; eine milde Heiterkeit erfüllt unser Herz, niemals sonst genießen wir so wahr und so rein die Freude des Daseins. Denselben Segen nun hat für ernste Nationen die geschichtliche Betrachtung ihrer Vergangenheit im Augenblicke, wo sie auf den Höhepunkten ihrer Macht und Herrlichkeit anlangen. Da kann denn freilich nicht ein jeder sich selber alles sagen, es muß einer für viele auftreten, es muß das Wort ergreifen, wem das Wort verliehen worden. Diese Bedeutung, denk' ich, hat die Schrift Baumgarten's und zwar besonders für unsere lieben Süddeutschen. Eben jene heitere Milde ist darüber ausgegossen, eben jener Glaube durch sie hingehaucht, daß auf so wunderbaren Wegen unsere Geschichte habe wandeln müssen, um zu guterletzt noch so herrlich hinausgeführt zu werden. Aehnliche Früchte vaterländischen Sinnes und historischen Nachdenkens hat schon das Jahr 1866 gezeitigt; wir erinnern beispielsweise an Aegidi's „Woher und Wohin?", das wir jedoch mit nichten für dem Baumgarten'schen Büchlein ebenbürtig erachten. Jene Flugschriften von 66 suchten mehr oder weniger nur den deutschen Charakter Preußens und seine steigende Bedeutung für all' unsere nationalen Hoffnungen aus den Thatsachen aufzuweisen. Das thut nun Baumgarten freilich auch; aber in dem Emporkommen Preußens seit dem großen Kurfürsten sieht er doch nur die eine Hälfte unserer deutschen Entwicklung, die zur Staatsmacht. Daneben erblickt er die andere in der deutschen Geistesmacht, die sich ganz für sich heranbildete, in nur allzu blöder Zurückgezogenheit von aller öffentlichen Wirklichkeit, ohne die doch kein Volk entstehen noch bestehen kann. Es hat etwas von der anmuthigen Ueberraschung einer Novelle, wie uns Baumgarten das endliche Zusammentreffen des Helden nnd der Heldin, des deutschen Staates und der deutschen Geistesbildung, die sich noch in Friedrich dem Großen und Lessing so fremd gegenüberstanden, in der Erhebungszeit Preußens von 1807, in der Seele der Stein, Gneisenau, Scharnhorst vor Augen führt. Wir sagen einer Novelle, aber wir wollen damit der ernsten Behandlung des Stoffes nicht zu nahe treten, es ist die Kunst gefälliger Darstellung, der jener Ausdruck gilt. In der zweiten Hälfte der Schrift erscheint uns besonders merkwürdig die aufrichtige Entschuldigung, die gegenüber so vielen landläufigen Klagen hier einmal dem süddeutschen Verhalten gegenüber dem Preußen nach 1815 und dem Preußen nach 1848 zu Theil wird. Gerade solche Anerkennung wird dazu dienen, die Gemüther der Schwaben und Bayern nun auch ihrerseits dem Preußen von 66 und 70 zu befreunden. Bayern als Staat erhält übrigens von Baumgarten manche wohlverdiente Rüge. Wir enthalten uns jedoch hier eines näheren Eingehens auf die gehaltvolle und helle Schrift, damit sie ein jeder selber lese. a/D.

Verantwortlicher Redacteur: **Alfred Dove.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.



Carl Twesten.

In einer Stunde, in welcher die deutschen Heere Metz und Paris bereits fest umklammert hielten, verschied auf seinem Schmerzenslager am 14. October Abends 9 Uhr ein treuer und würdiger Sohn seines Vaterlandes, eine Zierde seines Berufs, Carl Twesten. Es war ihm noch beschieden, den Triumph der deutschen Sache zu sehen, der er mit allen seinen Gefühlen angehörte, an welcher er mit seiner besten Kraft gearbeitet hat. Die Endlichkeit alles menschlichen Wirkens macht eine Darlegung seines Lebens unmöglich in einem Zeitpunkt, in welchem der Sinn einer großen Nation auf die Wiedergeburt des Gesammtvaterlandes gerichtet ist. Ruhigere Zeiten und geübtere Federn werden dereinst seine öffentliche Thätigkeit nach Gebühr würdigen. Wir statten aber einen schuldigen Dank ab, wenn wir diesem tiefbewegten Leben schon heute ein schlichtes Gedenkblatt widmen.

Carl Twesten war am 22. April 1820 in Kiel geboren und kam 1835 nach Berlin, als sein Vater, der gelehrte Theologe, an Schleiermachers Stelle hierher berufen wurde. Er verließ als primus omnium das Werdersche Gymnasium, um von Michaelis 1838—41 seine Rechtsstudien in Berlin und Heidelberg, hier als einer der ersten Schüler Vangerow's, zu vollenden. Nachdem er die üblichen Vorstufen des Richteramts in Schwedt, Naumburg und beim Kammergericht durchlaufen, hat er nach bestandenem Assessor-Examen zwei Jahre bei dem Kammergericht gearbeitet, sah sich aber im Winter 1847/48 durch eine Brustkrankheit genöthigt, einen längeren Aufenthalt in Meran, Venedig und Florenz zu nehmen, von wo er im April 1848 nach Berlin zurückkehrte. Die bald darauf folgende Reorganisation der Gerichte führte ihn 1849—55 als Kreisrichter nach Wittstock, von da an das Stadtgericht zu Berlin, bei welchem er als Stadtgerichtsrath im Jahre 1868 seinen Abschied genommen hat. Es schien, als ob die Einförmigkeit des preußischen Richterberufs, die Neigung zur Häuslichkeit, die vielseitige wissenschaftliche Bildung diese milde, freundliche Natur, diesen zarten Körperbau zu einem glücklichen Stillleben bestimmt hätte. Aber gerade das Zusammentreffen seiner Vorbildung mit bedeutungsvollen Eigenschaften des Charakters haben Twesten

verhältnißmäßig spät, doch dann um so ehrenvoller, in das öffentliche Leben eingeführt.

Die gelehrte Vielseitigkeit und tiefe philosophische Bildung seines Vaters, eine ihm stets offene reiche Bibliothek und der deutsche Wissensdrang führten ihn zu einer Universalität des geistigen Strebens, welche nirgends eine Schranke zu finden wußte. Wie er sich selbst im Drama versucht hat (die „Patrizier", gedruckt bei Brockhaus, 1848), so bezeugen seine Aufsätze über Schiller, Comte, über Macchiavelli u. a. die vielseitige Kenntniß und feine Auffassung der geistigen und sittlichen Seite des menschlichen Lebens in Gesellschaft und Staat, sowie eine Beobachtungsgabe, welche auch dem viel behandelten Thema neue Gesichtspunkte abzugewinnen weiß. Aber er war auch auf der anderen Seite in Darwin'schen Lehren wie im Gesammtgebiet der Naturwissenschaften ebenso wohl bewandert. Seine Freunde wußten noch besser als seine Verehrer in weiteren Kreisen, daß er im Grunde „Alles" gelesen, über Alles Auskunft zu geben, über jede Frage interessante und lehrreiche Bemerkungen zu machen hatte. In den Leidensstunden seiner letzten achtzehnmonatlichen Krankheit war es schwer, noch ein Buch zu finden, um diesem unermüdlichen Geist neue Nahrung zuzuführen. Die Mittagstunde seines Todestages fand ihn noch mit dem Drama der Nibelungen beschäftigt. Diese urdeutsche Universalität hätte den Mann unter anderen Umgebungen zu einem glücklichen Dilettanten machen können.

Allein eine ernste und gründliche Berufsbildung hat jener Universalität ihren Halt und feste Ziele gegeben. Manche seiner Freunde hatten den Eindruck, daß auch ein sechsjähriges Kreisrichteramt einer kleinen märkischen Stadt glücklich dahin gewirkt hat, diesem Geist eine Concentrirung und Vertiefung zu geben. Dem preußischen Juristenberuf verdankt Twesten die charakteristische Klarheit der Auffassung und Darlegung, die Ordnung und Disciplin in seinem Denken und Handeln, die Ausdauer in Allem, was dem äußeren Leben und Beruf angehört. In seinem ganzen Geistesleben war ein Widerstreben gegen das illiquidum; er arbeitete sich mühsam zur Klarheit durch und hielt lieber inne an der Grenze des Möglichen, ehe er dem Gefühl und der Einbildungskraft in ernsten Dingen einen Spielraum gewährte. In der gewissenhaften, treuen Erfüllung des Amtsberufs hatte er mit der aufrichtigen Hochachtung der Berufsgenossen auch die Leichtigkeit und Gewandtheit des Geschäftslebens gewonnen, die ihm später vortrefflich zu statten gekommen ist.

Diese Vorbedingungen zur Entwicklung des politischen Mannes fanden ihren Boden in einer reinen Liebe zur Wahrheit und einem festen Willen zum Recht, auf dem sie sich zur Frucht entfaltet haben. Wie für die meisten Söhne des Vaterlandes war dafür entscheidend der Einfluß

einer treuen, charakterfesten Mutter. Im häuslichen Leben reifte dieser politische Charakter, mild, freundlich, in den anspruchslosen Lebensformen, in welchen er (mit einer verhältnißmäßig kurzen Unterbrechung), als „Kind im Hause“ sich fühlte und bis zu seiner letzten Stunde wohl gefühlt hat. Die stürmische Bewegung von 1848 vermochte nicht ihn heimisch zu machen in einem Parteistreit, in welchem noch die gröberen instinctiven Gegensätze der Gesellschaft das Wort führten. Erst nach einem weiteren Jahrzehnt war eine Zeit herangewachsen, in welcher ein reiferes Verständniß für den deutschen Staat, eine tiefere politische Bildung nachhaltigen Einfluß auf den Gang der Ereignisse gewinnen konnte. Dem klaren Geist Twesten's stand jetzt der Widerspruch vor Augen, welcher Preußen groß gemacht und doch immer wieder seinem Staatsberuf entfremdet hat: der Gegensatz des Hoflebens zu den Bedürfnissen und Pflichten des wirklichen Staats. Er sah, wie die lange Friedenszeit aus dem militärischen Beruf ein Ministerialenthum bildete, dessen unsichtbarer und doch täglich wirksamer Einfluß den Staat nach außen wie nach innen gesellschaftlichen, provinziellen und Familieninteressen dienstbar machte. In dieser Zeit erschienen seine Flugschriften „Woran uns gelegen ist“ (Kiel 1859), und „Was uns noch retten kann“ (Berlin 1861 bei Guttentag). Treffend, schonungslos, schneidend traf diese Kritik mitten in die Wunde, und reizte den zunächst verletzten Repräsentanten der Hofgeneralität, den nicht genannten Verfasser zu ermitteln und zum Zweikampf zu fordern, aus welchem Twesten mit einer Zerschmetterung und lange dauernden Lähmung des rechten Armes hervorging.

Das Duell mit dem General v. Manteuffel hat Twesten widerwillig aus dem kleinen Zimmer des väterlichen Hauses in das öffentliche Leben gezogen. Er wurde für Berlin (später für Waldenburg-Reichenbach) in das Abgeordnetenhaus erwählt, in welches er am 14. Januar 1862 nach bereits begonnenem Verfassungsconflict eintrat. Nach 45jähriger Friedenszeit, nach der Selbstentsagung des preußischen Staatsberufs am Tage von Ollmütz, — ohne national-politisches Ziel in Sicht, — hatte die Volksvertretung ihre Zustimmung zu einer Aenderung der gesetzlichen Wehrpflicht und des Geldbedarfs der Militärverwaltung versagt. Nach dieser Ablehnung begann die Staatsverwaltung zuerst durch Selbstauslegung der Militärgesetze, in einem zweiten Stadium durch Negation des Geldbewilligungsrechtes der Kammer ihre Maßregel aufrecht zu erhalten. Twesten trat in dieser Lage zur Opposition. Anspruchslos, schüchtern in seinem ersten Auftreten als Redner, wurde ihm doch von Anfang an eine leitende Stellung unter den politischen Freunden, persönliche Achtung und Rücksicht auf Seiten der Gegner zu Theil. Wir finden ihn schon in den ersten Wochen als Berichterstatter über einen die „Anerkennung des Königreichs Italien“ und einen

„die deutsche Frage" betreffenden Antrag. Seine vielseitige Thätigkeit wandte sich dann weiter den endlosen Zahlen der Budgetberathung, den Einzelheiten der Staatswirthschaft, den Verwaltungsbedürfnissen des Militäretats wie der Culturfragen, der schleswig-holsteinischen Sache in allen Stadien, den Rechtsverhältnissen der ehemals Reichsunmittelbaren und anderen verwickelten Fragen des öffentlichen Rechts sowie den Adreßdebatten zu, — klar, entschieden und maßvoll durch die zusammenhängende Kenntniß des Einzelnen wie des Ganzen. In den früheren Stadien des Verfassungsstreits ist wohl einmal daran gedacht worden, ihn in eine leitende Stellung der Staatsverwaltung zu bringen. Es war das ein Maßstab für die ihm gezollte Achtung und die hervorragende Parteistellung. Er selbst hatte an Ehren dieser Art kaum gedacht, in der Uneigennützigkeit und Bescheidenheit seines Wesens jede Hindeutung darauf abgelehnt.

Innerhalb des Verfassungsconflicts hatte sich inzwischen ein Justizconflikt entwickelt, in welchem der Name Twesten's zum Mittelpunkt geworden ist. Die Selbstauslegung der Verfassung und der Landesgesetze durch die Minister hatte bis dahin kein Hinderniß in der Stellung der Gerichte gefunden, welche das preußische Verwaltungssystem von den Entscheidungen des öffentlichen Rechts ausschließt. Sie fand aber einen schwer empfundenen Widerstand in der moralischen Macht der öffentlichen Rede. Die von den Wahlkörpern immer wieder gewählten Vertreter fanden die Zustimmung der öffentlichen Meinung auch im übrigen Deutschland, wie in dem constitutionellen Europa. Deutschland war und blieb das Land, in welchem die Ueberzeugung vom Recht noch heute eine unüberwindbare moralische Macht übt Es lag nur zu nahe der Versuch, mit Hilfe der Gerichtshöfe auch diesen Widerspruch zum Schweigen zu bringen. Von hohen Justizbeamten selbst wurde dieser Weg den Ministern als ein nicht ganz aussichtsloser empfohlen. Beleidigungen und „Verleumdungen gegen die höchsten Diener der Krone" von Personen niederer Ordnung mußten doch durch die Gerichte zu verfolgen sein? Nach langem Widerstand war freilich auch in Preußen das Monopol des Beamtenthums auf die Regierung des Staates gebrochen. Die deutschen Großstaaten hatten sich wie die deutschen Mittelstaaten und alle Culturländer Europa's der constitutionellen Regierungsform anbequemen müssen. Staat und Gesellschaft fanden sich wieder verbunden in einer parlamentarischen Körperschaft, welche als „höchster Rath der Krone" die Gesetze zu berathen, die Finanzverwaltung zu reguliren und als gesetzliches Organ der Landesbeschwerden principiell sogar das Recht der Ministeranklage erhalten hatte. Ließ sich auf den staatlichen Beruf einer solchen öffentlich verhandelnden Körperschaft die Praxis unserer Bagatellcommissarien in Injuriensachen anwenden? Macht das Beamtenthum nicht täglich den Grundsatz geltend, daß

die in Ausübung seiner Pflicht und seines Berufs gethanen Aeußerungen nicht unter den Rechtsbegriff der Ehrenkränkungen fallen können? Der Bildungsgang und die Routine der praktischen Juristen in Deutschland würde es auch wohl gelten lassen, wenn man ihnen sagte, daß schon im weiland römischen Reich opiniones und sententiae derer, die den staatlichen Beruf dazu haben, nicht Objecte einer Injurienklage sein können, und daß man auch in Deutschand niemals im Ernst den Versuch gemacht hat, die hunderttausendfältigen Landesgravamina der Landstände durch Injurienklagen zur Ruhe zu bringen. Für den Juristen, dem nicht über der Beschäftigung mit den Rechten das Recht verloren gegangen ist, entscheidet sich die Frage schon aus dem Staatsberuf der Körperschaft, selbst ohne ausdrückliches Gesetz. Allein für einen Theil unserer Beamtenwelt ist die beschworene Verfassung mit ihren staatsrechtlichen Begriffen noch immer etwas so Fremdes, die Beschäftigung mit dem Allg. Landrecht, Th. I, den Proceßgesetzen und den Proceßschriften etwas so Ausschließliches, daß man ohne jeden staatsrechtlichen Begriff leben und ein Richteramt fortsetzen kann, als ob die Verfassungs-Urkunde nicht erlassen wäre. Die Auswahl unter solchen (besonders älteren) Richtern war in der That keine geringe. Es kam nur auf diese Auswahl an, um (wie einst unter Karl I. in England) durch Gerichtspräjudizien die unerträglich werdende Opposition unter die Strafgesetze zu bringen und das Parlamentswesen damit an seiner Wurzel zu treffen. Diesem während des Conflicts lange gefühlten Bedürfnisse kamen die neueren preußischen Justizeinrichtungen entgegen. Die politische Unerfahrenheit der Zeit hatte bei der Reform von 1849 die Justizcollegia aufgelöst und bewegliche Commissionen an deren Stelle gesetzt. Diese Commissionen sollen im Namen des Gerichtshofes entscheiden, der aber von jeder Theilnahme an der Bildung derselben sorgfältig ausgeschlossen wird. Es ist vielmehr der constitutionelle Justizminister, oder ein administrirender Chef unter dem Justizminister, der nach dem „Bedürfniß des Dienstes" die 3, 5 oder 7 Richter oder Hilfsarbeiter zusammensetzt, welche als Gerichtshof Urtheil sprechen. Es war damit der vermeintliche Fortschritt gemacht, welchem Frankreich die stetige „Harmonie" seiner Gerichte und seiner Verwaltungsjustiz mit den zeitigen Machthabern verdankt, mit dem aber auch seine Gerichte den letzten Rest von Credit in politischen Processen verloren haben. Es kommt bei dieser lautlos wirkenden, sinnreichen Maschinerie nur darauf an, den rechten Justizminister und eine Anzahl zuverlässiger Maschinenmeister an den Stellen zu haben, an welchen politische Processe entschieden werden. Der wunderbare Erfolg ist, daß die Mitglieder der großen Gerichtshöfe sich zwar persönlich kaum noch kennen, durch eine unsichtbare Hand sich aber ohne Wissen und Zuthun so gruppirt finden, um in politischen Fragen nach einem System zu entscheiden. Der Erfolg wurde

denn auch im Laufe unseres Conflicts so sichtbar, daß die Kreuzzeitung rühmend behaupten konnte, „die Entscheidungen des Ober-Tribunals tragen jetzt sämmtlich einen streng conservativen Charakter". — In dieser Lage war es, in welchem das Ehrgefühl des preußischen Richters und der Zorn des deutschen Mannes sich in der Rede vom 20. Mai 1865 (Sten. Ber. 1612) gegen den höchsten Gerichtshof ergoß, vor allem gegen die Heuchelei der Männer an der Spitze, welche die Mühle von Sanssouci so salbungsvoll im Munde führen und den wohlverdienten Ruhm preußischer Richter, deren Nachfolger sie nicht sind. An diese Rede schloß sich dann die Eröffnung einer Criminaluntersuchung durch Beschluß des Obertribunals vom 29. Januar 1866. Noch einmal erkannten die Commissionen des Stadtgerichts und Kammergerichts nach der früheren Praxis des höchsten Gerichtshofes selbst auf Freisprechung. Allein es erfolgte darauf ein cassirendes Urtheil des Obertribunals vom 26. Juni 1867, in Folge dessen eine Verurtheilung auf zwei Jahre Gefängniß, in zweiter Instanz auf 300 Thlr. Geldbuße erging. — Ob die den Richtern vorgeworfene „Corruption" als persönlicher Vorwurf zu begründen war, darüber wird auch die Zukunft getheilter Meinung bleiben. Aber keine Geschichteschreibung wird dereinst behaupten, daß im Staate Friedrichs des Großen der Graf Lippe der rechte Justizminister, das Obertribunal der rechte Gerichtshof für jene Krisis des preußischen Verfassungslebens gewesen. Je höher dem deutschen Juristen der wohlerworbene Ruhm unserer Gerichtshöfe steht, um so verständlicher wird ihm die leidenschaftliche Rede des sonst so maßvollen Mannes bleiben.

In seltsamem Contrast mit diesen Hergängen in den preußischen Gerichtshöfen steht die gleichzeitige politische Thätigkeit Twestens. Seinem patriotischen Bestreben war auch in den Zeiten der äußersten Aufregung und Anreizung die Opposition um ihrer selbst willen fremd. Schon bei dem Streit über die Militärfrage hatte er die Gesichtspunkte der Zweckmäßigkeit zur Geltung gebracht, um zum Vergleich zu rathen, und ließ sich von seinen Berliner Wahlmännern dafür einen „Verräther" schelten. Inzwischen hatte die Regierung ihre Ziele höher genommen, um den Widerstand gegen die budgetlose Regierung durch eine Befriedigung der höheren nationalen Forderungen zu überwinden. Die Ziele dieser Politik wuchsen von Jahr zu Jahr in der Rückkehr zu dem deutschen Beruf Preußens, bis zu den entscheidenden Erfolgen vom Jahre 1866, die, wenn sie im Beginn des Reorganisations- und Verfassungsstreits gewollt und in Aussicht gestellt wären, der Regierung König Wilhelm's jeden Conflict mit seiner Volksvertretung erspart haben würden. In vollem Verständniß der neuen Lage entschloß sich Twesten alsbald zu einem Zusammengehen mit dieser Regierung auf den neuen Bahnen ihrer deutschen Politik. Als einen Hauptführer und Stifter

der neugebildeten national-liberalen Partei finden wir ihn in dem Vordergrund der neuen Session — als Berichterstatter über die „Indemnitätsbill“ und die dazu gehörigen Finanzgesetze, als Berichterstatter über das Wahlgesetz des norddeutschen Bundes, in einer Reihe seiner besten Reden. Wir finden ihn bald darauf in dem norddeutschen Reichstag als Vertreter der Kreise Reichenbach-Neurode, gemeinschaftlich mit Lasker als Verfasser der praktisch bewährten Geschäftsordnung des norddeutschen Parlaments, als den eifrigen Fürsprecher und Mitarbeiter der norddeutschen Verfassung, die er dann wieder im preußischen Abgeordnetenhause als Berichterstatter in meisterhafter Rede (vom 6. Mai 1867) vertreten hat. In diese Zeit fällt auch ein vortrefflicher Aufsatz der Preuß. Jahrbücher über das Beamtenwesen in Preußen, charakteristisch durch eine seltene Unbefangenheit und Würdigung der Bedeutung und Verdienste unseres Beamtenstandes. Mehr vielleicht als irgend ein anderes einzelnes Mitglied der Landesvertretung ist er den höheren Zielen der heutigen Politik Preußens nützlich gewesen. Hand in Hand damit geht aber fortlaufend die Verfolgung derselben Regierung, das Vernichtungsurtheil des Obertribunals, die Strafurtheile des Stadtgerichts und Kammergerichts. Kurz vorangegangen waren die Mißhandlungen der Berliner Wahlmannschaft. Mitten in jener Thätigkeit ergeht ein nochmaliger Obertribunalsbeschluß vom 18. Februar 1867, der ihn wegen einer über den früheren Beschluß gehaltenen Rede zur „Disciplinar-Untersuchung“ zieht. Diese greisenhafte Büreaukratie versucht noch einmal, auch das Schema der Beamtendisciplin gegen die verfassungsmäßige Stellung der Landesvertreter in Bewegung zu setzen! Das mühevolle, ärmlich besoldete preußische Richteramt war ihm denn schließlich so verleidet worden, daß er im Jahre 1868 seinen Abschied nahm.

Mitten in den aufreibenden Arbeiten einer doppelten Parlamentsthätigkeit wurden schon die Symptome einer wankenden Gesundheit sichtbar. Sein zarter Körper, welcher bereits im zehnten, dann nochmals im siebenundzwanzigsten Jahre zu erliegen drohte, bedurfte jederzeit der Schonung und Ruhe. Er fand sie im Vaterhause, aber nur, um stets zu neuen Kämpfen und aufreibenden Arbeiten aufgerufen zu werden. Endlich versagte der Körper den Dienst. Zum letzten Male am 25. April 1869 vermochte er persönlich an einer Parlamentsverhandlung Theil zu nehmen. Von da an beginnt eine Epoche des Hinsiechens, periodisch aufsteigend und zurücksinkend in Besserung und Abnahme unter treuer Pflege seiner Schwester. Ein Erholungsaufenthalt in Potsdam im Spätsommer 1870 endet aber mit einem gefährlichen Rückfall; mit dem Herbstanfang war die Hoffnung auf seine Erhaltung bereits verschwunden.

Es war ihm jedoch noch vergönnt, die Morgenröthe zu sehen, mit welcher

die Macht und Einheit des Vaterlandes in leuchtendem Glanze sich erhebt. Er hat die charaktervolle Pflichttreue seines Königs, die feste, ihrer Ziele bewußte Leitung der Staatsgeschäfte, welche diese Erfolge erstritten hat, mit freudigem Danke anerkannt, wie Wenige. Aber er war sich auch bewußt, daß diese Rückkehr zum Beruf der Monarchie, diese aufsteigende erfolgreiche Richtung eingetreten ist Dank dem mannhaften Widerstand des preußischen Volkes gegen eine andere Regierungsweise. Die Schwankungen und Kämpfe, in welchen sich zu erproben ihm beschieden war, gehören der Uebergangszeit an, in welcher eine alte Ordnung der Gesellschaft mit dem gewaltigen Bau einer neuen ringt. Es war das eine Zeit, in welcher die courfähige Gesellschaft noch verwundert erschien, daß ein bürgerlicher Stadtgerichtsrath auch den Duellmuth des Cavaliers besitzen könne, — eine Zeit, in welcher das Civilbeamtenthum im Militärstaat noch von Zeit zu Zeit zum „Vortrag" verstattet wurde, — eine Zeit, in welcher liberale Politiker es schon zur Indemnität und Duldung bei Hofe gebracht hatten, in welcher aber doch die Leitung wirklicher Staatsgeschäfte, ja selbst das Verständniß der Monarchie doch nur den Führern der märkischen und pommerschen Gentry zugetraut wurde.

Am Schlusse unseres Jahrhunderts werden diese Verhältnisse ein sehr verschiedenes Ansehn haben, vielleicht kaum verstanden werden. Wohl aber werden die späteren Menschenalter noch verstehen das Wesen dieses echt deutschen Charakters in seiner anspruchslosen, wissensreichen Art, mit doch so gewaltiger Willenskraft, diese patriotische Hingebung, diesen Muth in dem Kampf mit der Verfolgung von Außen, diese unermüdliche Pflichttreue in ihrem Ringen mit dem körperlichen Leiden, diesen Adel der Gesinnung, welcher der großstädtischen Wahlmannschaft mit demselben ruhigen Stolz gegenübersteht wie dem General von Manteuffel. Dieser Charakter, welcher nach so vielen Kämpfen zur wohlverdienten Ruhe heimgegangen ist, war ein harmonisches Ganze. In seiner Milde, Reinheit und Selbstlosigkeit fand er die Belohnung jederzeit in sich selbst. Voll erkannt und gewürdigt war er stets von seinen Freunden, denen er der geehrte Mittelpunkt eines traulichen Kreises wurde. Sein Freund und Streitgenosse Lasker hat ihm am Sarge das Anerkenntniß gewidmet, „wie er unter den ungleichartigsten Verhältnissen der bescheidenen Häuslichkeit und unter der Aufmerksamkeit der Nation das Ebenmaß seines Wesens bewahrt hat" — mit jener unbeugsamen Kraft des Geistes in dem gebrechlichen Körper. Gleich den besten deutschen Männern fand sich die durchsichtige Reinheit seines Wesens geehrt durch das dankbare Verständniß und die innige Zuneigung deutscher Frauen. Die Geschichte aber wird seinen Namen erhalten als den eines vielgeprüften und doch so fleckenlosen Kämpfers für die deutsche Sache. Rudolf Gneist.

Eine Episode aus der Geschichte des Jahres 1813.

Nachdem neuerdings einer der schmachvollsten Vorgänge, welche die deutsche Geschichte aufzuweisen hat, der Rastatter Gesandtenmord, in Veranlassung verschiedener darüber erschienener Schriften eine vermehrte Aufmerksamkeit auf sich gezogen, wird es vielleicht nicht ohne Interesse sein, wenn wir im Folgenden den Lesern d. Bl. ein Seitenstück dazu, glücklicherweise aber von harmloserer Art, das selbst nicht ohne einen humoristischen Zug ist, aus der Geschichte des Jahres 1813 vorführen.

Die große Völkerschlacht, welche die napoleonische Universalmonarchie zertrümmerte, hatte wie erklärlich von den Staaten des Rheinbundes keinen so unmittelbar und so tief berührt wie den, auf dessen Gefilden die blutige Entscheidung ausgekämpft worden war. Das Königreich Sachsen, das beim Beginn des Feldzugs von den Verbündeten ebenso herzlich und eifrig als erfolglos umworbene, war dadurch vollständig in die Hand des Siegers gefallen, der König als Kriegsgefangener nach Berlin abgeführt, das Land unter eine provisorische Verwaltung gestellt, deren nächster Zweck war, die Hilfsmittel desselben, die nur zu lange dem Unterdrücker zur Verfügung gestanden hatten, nunmehr für die Befreiung Deutschlands nutzbar zu machen. Was weiter aus Sachsen werden würde, darüber schwebte zunächst noch Dunkel. Preußischerseits freilich zweifelte man nicht im geringsten, daß darüber als über ein in offenem und ehrlichem Kampfe erobertes Land nach Kriegsrecht zu verfügen sei und daß demnach vor allen Dingen Sachsen, weil durch seine geographische Lage hierzu besonders geeignet, zu der von Kaiser Alexander in Kalisch feierlich zugesagten Wiederherstellung der preußischen Monarchie in ihrem früheren Umfange verwendet werden müsse, eine Annahme, die um so mehr Berechtigung hatte, als bereits damals der russische Kaiser eben dieses Land seinem Verbündeten als Ersatz für den Verzicht auf die früher preußischen Theile des Herzogthums Warschau angeboten hatte.

Allein fast in demselben Augenblicke, wo Dank vorzugsweise der unvergleichlichen Hingabe des preußischen Volkes der glorreiche Sieg errungen worden war, begannen auch schon von verschiedenen Seiten feindselige Kräfte sich in Bewegung zu setzen, um Preußen die Früchte seiner ungeheuren Anstrengungen zu verkümmern oder wenn möglich ganz zu entreißen. Zu welchen widerwärtigen und gefahrvollen Discussionen diese Bestrebungen nachher auf dem Wiener Congreß führten, ist hinreichend bekannt, aber bereits lange vorher, ehe die Frage über Sachsens definitives Schicksal vor das Forum der hohen Diplomatie gezogen wurde, war sie der Gegenstand einer im stillen, aber mit höchster Geschäftigkeit arbeitenden Thätigkeit geworden, welche

darauf ausging, Preußens damals zwar noch nicht formell ausgesprochene, aber doch offenkundige Absichten zu vereiteln und den Bestand des sächsischen Staates unter seiner bisherigen Dynastie zu erhalten. Besonders angelegen ließen sich dies die Männer sein, die durch ihre verkehrte und engherzige Politik im Frühjahre 1813, indem sie auf Oestreich gestützt für Sachsen eine neutrale Stellung zwischen den kämpfenden Parteien behaupten zu können meinten, die Hauptschuld daran trugen, daß König Friedrich August in die verhängnißvolle Lage gerathen war, in der er sich gegenwärtig befand. An der Spitze dieser Partei standen der ehemalige sächsische Minister Graf Senfft von Pilsach und der General von Langenau, jener seit der Prager Katastrophe vom 8. Mai ins Privatleben zurück-, dieser in öſtreichische Dienste übergetreten. Ihnen gesellte sich der sächsische Gesandte am Stuttgarter Hofe, der Kammerherr Emil von Uechtritz, zu, der nun der eigentliche Held der folgenden Erzählung ist. Wir schöpfen dieselbe aus einem eigenhändigen Berichte dieses Diplomaten, der sich im Dresdner Staatsarchive befindet und dessen Inhalt bis auf eine kurze unvollständige und ungenaue Notiz in Dorow's „Erlebtes aus den Jahren 1813—1820“ Band 1 S. 30 noch nicht veröffentlicht ist.

Sogleich auf die erste Nachricht von der Gefangennahme des Königs hatte v. Uechtritz an den Grafen Senfft-Pilsach nach Lausanne geschrieben und ihn beschworen, so schnell wie möglich nach Deutschland zurückzukehren, um in dieser bedenklichen Krisis zu wirken; allein bereits vor Empfang dieses Briefes hatte der Graf aus eigenem Antriebe den nämlichen Entschluß gefaßt, so daß schon am 6. November beide in Frankfurt a/M. zusammentrafen, wo sich damals das Hauptquartier der verbündeten Monarchen befand und wo nun jene sächsischen Diplomaten gemeinschaftlich Raths pflogen, was sich zum Besten Sachsens, d. h. des gefangenen Königs thun lasse. Graf Senfft, der zuerst eingetroffen war, hatte bei Ankunft des Herrn von Uechtritz das Terrain schon einigermaßen recognoscirt und nicht ohne Geschick die Punkte ausfindig gemacht, von denen aus ihre Operationen zu beginnen hätten; er unterrichtete seinen Genossen, daß der öſtreichische Hof ebenso wie die Lords Aberdeen und Cathcarth sich einer sofortigen Wiedereinsetzung des Königs sehr geneigt zeigten, daß auch der König von Bayern bereits zu dem gleichen Zwecke Schritte gethan habe, daß aber der Kaiser von Rußland und der König von Preußen entgegengesetzter Meinung zu sein scheinen; man müsse also sehen, wie man diese Monarchen ebenfalls dazu disponiren könne. Den Grafen Nesselrode hatte Senfft schon gesprochen und auch von dem Kaiser Alexander die Einwilligung erlangt, ihn, wenn auch nur als Privatmann, zu empfangen; gleichzeitig hatte er mehrere Besprechungen mit Metternich, dem Uechtritz ebenfalls vorgestellt wurde. Das Resultat dieser Verhandlungen

war, daß man sich vor allen Dingen mit dem gefangenen Könige selbst in Verkehr setzen müsse; Uechtritz solle daher unverzüglich sich nach Berlin auf den Weg machen um demselben über den Stand der Dinge Bericht zu erstatten und seine Einwilligung zu den nach Senfft's Vorschlag zu ergreifenden Maßregeln zu erreichen. Diese gingen dahin, der König solle zunächst ihn, den Grafen, mit Vollmacht versehen, um in seinem Namen mit den verbündeten Mächten zu unterhandeln, auch eigenhändige Briefe an die drei Souveräne richten, um ihn bei denselben zu beglaubigen, ferner sollte er die Prinzen Friedrich und Clemens mit dem General Watzdorf zum Beweis der Aufrichtigkeit seines Anschlusses an die Verbündeten in's österreichische Hauptquartier schicken, wo dieselben den Feldzug gegen Frankreich mitmachen sollten, endlich möge er einen diplomatischen Agenten nach England abfertigen um dort, was bisher noch nicht hatte geschehen können, den königlichen Titel von Sachsen anerkennen zu lassen und sich der Intervention des dortigen Hofes zu Gunsten Sachsens zu versichern. Da also erst die Briefe des Königs dem Grafen Senfft den Weg bahnen sollten, um sich dem Kaiser Alexander und dem König von Preußen mit Erfolg vorstellen zu können, „so fanden es die übrigen Mitwisser dieses Plans nicht nöthig, die Minister der beiden Herrscher von der beabsichtigten Mission in Kenntniß zu setzen". Dem Herrn von Uechtritz dagegen stieg doch eine Ahnung davon auf, daß die Sache wenn sie im geheimen betrieben würde, für seine persönliche Sicherheit von unangenehmen Folgen werden könne, und obgleich Metternich dringend Geheimniß empfahl, so bestand er, gerade dadurch auf den Mangel an Uebereinstimmung zwischen Oesterreich und dessen Verbündeten aufmerksam geworden, umsomehr darauf, daß dem Grafen Nesselrode und dem Staatskanzler Hardenberg von seiner Reise Nachricht gegeben werde, ließ sich jedoch durch die Versicherung des östreichischen Barons Binder, Metternichs Vertrauten, beruhigen, daß er mit jenen Ministern darüber sprechen werde. Ferner verschaffte Binder ihm einen Paß des Fürsten Schwarzenberg, der in dem Rayon der verbündeten Heere respectirt werden würde und den er ja auch noch zu weiterer Sicherheit in Leipzig von dem Fürsten Repnin visiren lassen könne, gab ihm auch noch einen Brief an den östreichischen Gesandten in Berlin, den Grafen Zichy, der alle Schwierigkeiten, die man ihm etwa dort machen könnte, ebenen würde. Den Morgen vor seiner Abreise besuchte Uechtritz den General von Langenau; derselbe bezeigte, wie sich denken läßt, den lebhaftesten Antheil an der von Senfft eingeleiteten Unterhandung und gab ihm einen östreichischen Guiden (Botenmeister) als Sauvegarde mit, der, was wegen der zahlreichen Marodeurs von Wichtigkeit war, russisch verstand.

Ob Binder sein Versprechen wirklich so ganz ehrlich gehalten, dürfte nach dem, was weiter geschah, wohl zweifelhaft sein; unzweifelhaft ist dagegen.

daß die russischen Staatsmänner von dieser östreichisch-sächsischen Intrigue auf die eine oder die andere Weise sehr bald Wind bekamen. Wir lassen nun den Herrn von Uechtritz seine weiteren Abenteuer selbst erzählen:

Am 20. November Nachmittags fünf Uhr reiste ich von Frankfurt ab; in meinem Portefeuille befanden sich die verschiedenen Schriftstücke, die ich dem Könige überbringen sollte.*)

Ich schlug den Weg über Würzburg und Baireuth ein, da alle Welt mir rieth, diesen dem zwar kürzeren, aber von Truppenzügen überfüllten über Fulda vorzuziehen; allein der Umweg, den ich auf diese Weise zu machen genöthigt war, und der schlechte Zustand der Straßen waren Schuld, daß ich trotz der größten Anstrengung erst am 24. gegen Mittag in Leipzig anlangte. Bis dahin hatte die Berufung auf einen Paß des Fürsten Schwarzenberg, ohne daß ich ihn je vorzuzeigen brauchte, genügt, um mich überall ohne das geringste Hinderniß passiren zu lassen, aber bei meiner Ankunft in Leipzig mußte ich ihn auf's Paßbureau schicken. Die Signatur des Fürsten Repnin, die Erlaubniß des Obersten Prendel, mir Postpferde zu stellen und die Schwierigkeit mir deren zu verschaffen, hielten mich bis Abends 8½ Uhr zurück. Ich benutzte diesen Aufenthalt, um den General Thielmann zu besuchen und Langenau's Brief an ihn abzugeben; hierdurch von dem Zwecke meiner Reise unterrichtet, sprach er mit mir darüber, theilte mir die Sendung des Generals von Watzdorf nach Frankfurt mit und beschwor mich, diese Sache nicht im Geheimen zu betreiben, sondern dem Fürsten Repnin persönlich meine Aufwartung zu machen, worauf ich ihm antwortete, wie sich aus dem Umständen, daß ich meinen Paß von dem Fürsten hätte visiren lassen, ergebe, sei meine Reise keineswegs ein Geheimniß, zum Ueberflusse wolle ich aber auch noch demselben meine Aufwartung machen. So that ich denn auch und fragte, indem ich mich anmelden ließ, an, ob der Fürst etwa Aufträge für mich nach Berlin habe; er nahm mich jedoch nicht an, sondern ließ mir sagen, er habe für den Augenblick nichts.

Nachdem mir der Postmeister gegen acht Uhr drei Pferde geschickt hatte, reiste ich von Leipzig ab; meine Sauvegarde hatte ich neben mich in den Wagen genommen, der Bediente saß neben dem Postillon auf dem Bock, die Wagenlaternen waren angezündet. Kaum hatte ich das hallische Thor hinter mir, so hörte und sah ich Kosaken neben meinem Wagen vorüberreiten, die denselben überholten, da ich aber deren unterwegs schon so viele angetroffen

*) Dieselben bestanden 1) aus einem Berichte des Grafen Senfft an den König vom 20. November, 2) einer Depesche der sächsischen Gesandtschaft in Stuttgart vom 28. October über die Haltung des würtembergischen Hofes seit dem Ende des Waffenstillstandes, 3) einer zweiten desgleichen vom 9. November nebst Briefen, 4) zwei chiffrirten Depeschen der sächsischen Gesandtschaft in Paris, 5) aus Briefen Binders an den Grafen Zichy, Senffts und des Grafen Einsiedel in München an den sächsischen Minister von Einsiedel.

hatte und außerdem mich in voller Sicherheit zu befinden glaubte, so gab ich darauf weiter nicht Acht, später aber behauptete der Postillon bemerkt zu haben, daß uns ein Kosak immer in einer gewissen Entfernung gefolgt sei. Etwa vierhundert Schritte vom Thore überholte uns eine Kalesche, in der sich, wie ich später erfuhr, ein preußischer Courier befand. Da der Weg überaus schlecht, so befahl ich dem Postillon immer unmittelbar dieser Kalesche zu folgen; er that dies auch eine Stunde lang, weil sie aber, leichter als mein Wagen, zu schnell fuhr, so gab er es wieder auf. Zehn Minuten etwa, nachdem sie uns aus dem Gesichte gekommen war, wurde mein Wagen, etwa eine Meile von Leipzig, plötzlich von ungefähr fünfundzwanzig Kosaken umringt, die sich auf beiden Seiten der Straße aufgestellt hatten; sie warfen auf der Stelle den Bedienten und den Postillon vom Bock, ein Kosak setzte sich statt ihrer auf und fuhr, von der Straße abbiegend, in Carrière querfeldein; seine Kameraden stachen mit ihren Lanzen die Pferde, zerbrachen sofort die Laternen und versuchten den Wagen umzuwerfen, was ihnen jedoch nicht gelang. Während dieser rapiden Fahrt und schon im ersten Augenblick des Angriffs, war ein Kosak in den Wagen hereingeklettert und gebot uns zu schweigen, obgleich mein Begleiter ihm auf russisch zuschrie, wir hätten östreichische und russische Pässe. In der Hoffnung, mich dadurch zu befreien, bot ich ihm meine Börse; er nahm sie an, aber ohne daß ich dadurch das Uebrige retten konnte. Etwa hundertundfunfzig Schritt von der Straße hielt endlich der Wagen bei einem kleinen Gehölz; der Bediente und der Postillon, welche von zwei Kosaken neben ihren Pferden hergeschleppt und ab und zu durch Schläge zum schneller laufen angetrieben wurden, kamen ungefähr gleichzeitig mit uns dort an. Man öffnete den Wagenschlag und ließ mich ziemlich höflich aussteigen, jeder von uns wurde, einer vom andern entfernt, von einem Kosaken am Mantel festgehalten. Da ich nicht russisch kann, sagte ich ihnen auf deutsch, sie könnten mir alles nehmen, nur möchten sie mich nicht mißhandeln. Der neben mir befindliche Kosak verstand mich, denn er machte mir ein Zeichen, daß man mir nichts zu leide thun würde, wiederholte aber dabei mehrmals „St. St.“ Sobald der Guide, der Anfangs den Kopf ganz verloren hatte, sich von dem ersten Schrecken erholt hatte, schrie er ihnen auf russisch zu, ich sei ein Courier mit Visum des Fürsten Repnin, wenn sie uns plünderten, würden sie alle gehangen werden; man hieß ihn aber schweigen und da er fortfuhr gegen diese Verletzung des Völkerrechts zu protestiren, so erhielt er mehrere Schläge, die ihn endlich nöthigten still zu sein. Drei von den Kosaken, in denen er Offiziere erkannt haben will, warfen sich unterdessen auf den Wagen, zerbrachen die Kasten, durchwühlten alles und rissen den Inhalt heraus, sodann visitirten sie mich und meine Leute desgleichen vom Kopf zum Fuß, zogen mir die Stiefeln aus, um zu sehen, ob ich nichts

darin versteckt hätte, nahmen mir auch die zweite Börse, die ich bei mir trug, ließen mir aber mein Taschentuch, meine Dose und alle Kleider, die ich auf dem Leibe trug, gaben mir auch die Stiefeln und die Sammetmütze, die sie mir ebenfalls abgenommen hatten, zurück und behandelten mich im Allgemeinen mit vieler Rücksicht. Aehnlich verfuhren sie mit meinen Leuten, denen es jedoch gelang, ihre Uhren, indem sie dieselben zu Boden fallen ließen, zu retten. Dem Guiden nahmen sie nur den Säbel. Als einer von den Kosaken Lust zeigte, meinem Diener seinen Mantel zu nehmen, sagte ihm der Oestreicher, außer sich über Alles, was uns widerfuhr, auf russisch: „Laß den Mantel, er ist zerrissen, nimm lieber meinen, der ist noch gut, da kannst Du Dich mit einem einem Waffenkameraden gestohlenen Mantel schmücken!“ Aber die Kosaken mochten ihn nicht und ließen auch den des Dieners fahren. Mittlerweile (erst jetzt!) erinnerte ich mich meines Portefeuilles, das der Guide auf dem Schooße gehabt hatte; es war das Erste gewesen, wonach sie gegriffen hatten. Ich bat die Kosaken, mir wenigstens diese Papiere zurückzugeben, die ja für sie keinen Werth hätten, ebenso bat der Oestreicher, aber man rief uns immer nur „St. St.!“ zu und als ich auf der Herausgabe der Papiere bestand, gab einer von den Kosaken durch Händeklatschen ein Zeichen, worauf sie die gestohlenen Sachen ergriffen und in vollem Galopp nach Leipzig zu davon ritten. „Wohl bekomm's euch, ihr infamen Spitzbuben!“ rief ihnen mein Begleiter nach, aber sie thaten, als ob sie es nicht hörten. Im Allgemeinen hatten sie kein Wort gesprochen und uns nur durch ihr unheimliches „St, St“ geantwortet.

Nach ihrer Entfernung befand ich mich mit meinen Leidensgefährten in dichter Dunkelheit allein neben unserem Wagen; wir recognoscirten so gut es ging das Schlachtfeld und fanden zu unserem großen Erstaunen den Koffer zwar durchsucht, aber noch gefüllt; meine Wäsche und Kleider, mein Degen, jedoch ohne das Portedépée, die Stiefeln und was sonst noch zu einem vollständigen Anzuge gehört, alles war noch darin. Wir suchten nun die Straße wiederzufinden und nach langem Herumirren in den Feldern kamen wir endlich nach Breitenfeld, wo wir mit Hilfe eines Boten die Landstraße wieder erreichten, auf der ich Nachts zwei Uhr in das Hôtel de Bavière zurückkam.

Die höfliche Art, mit der man uns behandelt hatte, die Gegenwart von drei Officieren, die Nutzlosigkeit meiner Sauvegarde, die außerordentliche Sorgfalt, mit der man meine Papiere zu entdecken gesucht, die Großmuth, mit der man mir viele Gegenstände, die sonst in den Augen von Kosaken Werth genug haben, gelassen hatte, bewiesen mir unzweifelhaft, daß ich auf Befehl des Fürsten Repnin durchsucht worden sei, der, wie ich später erfuhr, von meiner Sendung Wind bekommen hatte. Die ganze Art und Weise, wie man sich in der Folge gegen mich benahm, haben bewiesen, daß meine

Vermuthungen nicht ungegründet waren. Da ich also meine sämmtlichen Papiere in den Händen der Russen wußte, so beschloß ich sofort das Vertrauen des Fürsten Repnin durch eine offene, jedoch mit Vorsicht gemachte Mittheilung zu gewinnen und auf diese Weise unserem durch die Wegnahme der Papiere vollständig enthüllten Schritte den Schein des Geheimnisses zu nehmen.

Früh 6 Uhr des 25. Novembers, also vier Stunden nach meiner Rückkehr nach Leipzig, ließ sich der Staatsrath von Merian bei mir melden; „er komme", sagte er, „von Seiten des Fürsten Repnin, der den mir zugestoßenen Unfall erfahren habe, er sei in Verzweiflung darüber und wünsche zu wissen, womit er mir nützlich sein und auf welche Weise er die Urheber des Attentats entdecken könne. Zu letzterem Zwecke ließ sich von Merian mein Abenteuer ausführlich von mir erzählen; er erbat sich ein Verzeichniß der mir abhanden gekommenen Gegenstände und ich antwortete, ich würde dasselbe dem Fürsten persönlich überbringen. Ich begab mich also einige Stunden später zum Generalgouverneur und überreichte ihm das Verzeichniß; er wiederholte mir, daß er über diesen unglücklichen Vorfall außer sich sei, daß er sich alle erdenkliche Mühe geben werde, um die Thäter zu entdecken und mir meine Effecten zu restituiren; „was die Werthgegenstände betreffe", setzte er hiezu, „so hoffe er Mittel zu finden, sie wiederzuerlangen, schwieriger aber sei dies in Betreff des Geldes und der Papiere".

„Ich habe mich schon gestern an Ew. Excellenz Thüre eingefunden", erwiderte ich darauf, „um mit Ihnen über die Angelegenheiten, die mich nach Berlin führen, zu sprechen, aber Ew. Excellenz haben mich nicht angenommen; da ich mich aber wieder in Leipzig befinde, so benutze ich diesen Umstand, um mit Ihnen darüber zu sprechen mit der Offenheit, welche Ihren allgemein bekannten guten Absichten für Sachsen gebührt." — Hierauf theilte ihm Uechtritz mit, wie Senfft sich nach Frankfurt begeben und ihn nach Berlin gesandt habe, um dort über die Mittel zu berathen, durch welche die Rückkehr des Königs von den Souverainen zu erlangen sein möchte.

„Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilungen", antwortete Repnin, „aber ich benachrichtige Sie, daß Sie nicht gut thun, Schritte zu unternehmen, zu denen Sie nicht berufen sind und die den Schein der Zweideutigkeit haben. Erwarten Sie Alles von der Großmuth des Kaisers Alexander und verderben Sie Ihre Sache nicht selbst. Sie laufen Gefahr, die alliirten Souveräne zu brouilliren. Ich weiß recht wohl, daß seit zwanzig Tagen Intriguen im Gange sind, welche die Zurückführung des Königs von Sachsen bezwecken, und zwar werden diese hinter Rußlands und Preußens Rücken gespielt. Glauben Sie denn, daß der Kaiser mich für nichts hieher gesetzt hat, oder daß ich ungeschickt genug bin, um nicht die Absichten des (Rittmeisters)

Grafen Schulenburg und die Schritte, zu denen er die sächsischen Offiziere hat fortreißen wollen, zu kennen? Auch die Abreise des Generals Watzdorf, welche ohne unsere Genehmigung abzuwarten erfolgt ist, hat Mißfallen erregt; auf diese Weise wird man nichts gewinnen, aber ich sehe, daß das alles unter sich und mit den Schritten des Grafen Senfft übereinstimmt."

„Sie thun dem Grafen Unrecht; er ist nicht verantwortlich für die Unbesonnenheiten, die ein junger Mann wie Schulenburg begangen hat." Da ich fortfuhr, mit Wärme die Vertheidigung des Grafen Senfft zu führen, ergriff der Fürst meine Hand, drückte sie und sagte: „Ich sehe, Sie sind ein Ehrenmann; was Senfft betrifft, so weiß ich ebenfalls, daß er ein braver Mann ist, aber ich gestehe Ihnen, der Antheil, den er an den polnischen Angelegenheiten genommen hat, läßt ihn uns unter einem weniger günstigen Gesichtspunkte sehen; wie können wir einen sächsischen Edelmann lieben, der sich zum Bürger des Großherzogthums Warschau gemacht hat", und da ich aufs Neue Senffts Vertheidigung ergriff, fuhr er fort: „Uebrigens beruhigen Sie sich, ich glaube Ihnen versichern zu können, daß Sachsen unangetastet bleiben wird; was das Herzogthum Warschau betrifft, so hoffe ich, Sie werden keinen großen Werth darauf legen. Unterdeß werde ich bestrebt sein, Ihrem Vaterlande so viel wie möglich Gutes zu thun, und ich schmeichle mir, daß der König mit mir zufrieden sein wird, wenn ich einst autorisirt sein werde, ihm sein Königreich wieder zu überantworten. Bleiben Sie einige Tage hier, bis die Nachforschungen über Ihren Unfall beendigt sind und speisen Sie heute bei mir."

Ich dankte für seine Güte und bat ihn um möglichst baldige Ausfertigung eines Passes nach Berlin, sowie um die Besorgung eines Briefes an den Grafen Senfft. Letzteres versprach er durch einen Courier zu thun, den er noch den nämlichen Morgen abfertigen würde, und der ohne Zweifel blos die mir abgenommenen Papiere ins Hauptquartier bringen sollte.

Ich fand mich zum Diner beim Fürsten ein. Bevor wir zur Tafel gingen, erhielt er Depeschen; er nahm mich darauf bei Seite, um mir zu sagen, zu seinem sehr großen Vergnügen erhalte er soeben von Seiten des Kaisers die Versicherung, daß Sachsen nicht ein Dorf verlieren solle, doch möge ich von dieser guten Nachricht vorläufig noch keinen Gebrauch machen.

Als ich mich am folgenden Morgen ihm wiederum vorstellte, machte ich ihm bemerklich, daß ich, von dem Wunsche beseelt den König von dem, was mir widerfahren, sowie von dem Zweck meiner Reise zu unterrichten, ihn um die Erlaubniß bäte, eine Estafette mit einem Briefe an denselben nach Berlin zu schicken. Seine Antwort war: „Ich sei Herr meiner Handlungen, aber ohne besondere Instruction könne er mich nicht zur Absendung eines derartigen Briefes ermächtigen." So mußte ich also auf mein Vorhaben ver-

zichten. Der Fürst schien mir weniger günstig gestimmt als Tags zuvor und besonders gegen den General Langenau aufgebracht. „Wenn der Kaiser über Ihre Schritte unwillig ist", sagte er, „und sich darüber beschwert, so werden Sie Alle geopfert, gerade so, wie es dem Herrn v. Schulenburg schon ergangen ist, den man auf unsere Forderung in Arrest gesetzt hat." —

Am 27. November wiederholte mir Repnin den Rath, mich ganz ruhig zu verhalten und die Rückkehr seines Couriers abzuwarten.

Nachdem ich am folgenden Tage abermals bei dem Fürsten dinirt hatte, nahm er mich wieder bei Seite und sagte mir vertraulich, er sei von den geheimen Maßnahmen des sächsischen Hofes und von den Befehlen, die derselbe insgeheim an verschiedene Personen in Sachsen erlasse, aufs peinlichste berührt. „Ich habe", äußerte er, „eine Correspondenz des Grafen Einsiedel in Händen; um den Kaiser nicht noch mehr aufzubringen beabsichtige ich keinen Gebrauch davon zu machen, aber um Gotteswillen, sorgen Sie, wenn Sie nach Berlin kommen, dafür, daß diese geheimen Schliche aufhören, die Ihrer Sache nur schaden können. Wünscht der König etwas in Sachsen, z. B. in Betreff seiner Domainen, so mag sich sein Minister offen an mich wenden, und will er nicht an den Generalgouverneur von Sachsen schreiben, so schreibe er an den Herrn von Repnin, der immer erfreut sein wird, wenn er eine Gelegenheit findet, dem Könige etwas Angenehmes zu erweisen; nur aber unterlasse man diese Heimlichkeiten, von denen ich in derselben Minute unterrichtet werde, welche nur die betreffenden Personen unglücklich machen können und von denen ich schließlich genöthigt sein werde, meinem Hofe Bericht zu erstatten. In Folge der Anordnungen, die Ihr Minister heimlich hat treffen lassen, habe ich heute Befehle in Bezug auf die Domainen unterzeichnet und werde genöthigt sein, sehr strenge Maßnahmen zu ergreifen, um eine Gährung zu verhindern, die aus diesen Schritten entstehen könnte. Uebrigens mag sich der König nur offen an den Kaiser, meinen Herrn, wenden, der in diesem Augenblicke über das Schicksal des Königreichs entscheidet, und sicherlich wird er sich dabei besser befinden, als wenn er sich Oestreich in die Arme wirft, dessen ebenfalls geheime Machinationen bei uns nothwendig einen üblen Eindruck hervorrufen müssen." —

Von diesem Tage an bis zum 5. December wurde Repnin sichtbar kälter gegen mich; er theilte mir mit, daß der Kaiser sich geweigert habe den General Watzdorf zu sehen, er declamirte in heftigen Ausdrücken gegen Langenau, gegen den er eine besondere Abneigung zu haben scheint, sprach mit ebenso wenig Schonung von Senfft und sagte mir unumwunden, daß er mich, ohne formell dazu autorisirt zu sein, nicht abreisen lassen werde. Von dem Verluste meiner Effecten war nicht mehr die Rede und die versprochenen Nachforschungen danach fanden niemals statt. Obgleich Repnin die Antwort auf

seinen Bericht über meinen Unfall schon am 30. November erhalten hatte, wich er dennoch meiner Forderung, mir meine Pässe zu geben, immer aus, so daß ich genöthigt war, vierzehn Tage lang in Leipzig, inmitten der pestilenzialischen Fieber, welche diese Stadt entvölkern, die traurigste Existenz zu führen, ohne die Möglichkeit, dem Könige oder dem Grafen Senfft eine Nachricht von mir zukommen zu lassen. Es war klar, daß Repnin Befehl hatte, mich so lange wie möglich in Leipzig zurückzuhalten. Aufgebracht über diese Behandlung, erklärte ich endlich am 4. December dem Staatsrath von Merian mein Erstaunen, mich trotz eines Passes des Fürsten Schwarzenberg, den Repnin selbst signirt habe, hier gefangen zu sehen, und daß ich nicht begriffe, wie das mir zugestoßene Unglück, in die Hände von Marodeurs zu fallen, an der schon ertheilten Autorisation zu meiner Reise nach Berlin etwas ändern könne. Nun schlug Repnin wieder einen anderen Ton an; er behandelte mich sehr freundlich und versicherte mir, meine Angelegenheit hätte durch mein langes Warten nur gewinnen können und ich würde mit ihm zufrieden sein; zugleich lud er mich zu einem großen Diner, das er zu Ehren der Großfürstin Katharina gab.

Dessenungeachtet wurde mein Paß nicht expedirt, obgleich es nach Repnins Versprechen von einem Tag zum andern geschehen sollte. Endlich, am 7. December, hatte ich eine entscheidende Unterredung mit ihm. „Ich habe noch keine Befehle in Bezug auf Sie," sagte Repnin, „und ich werde sie bis zur letzten Minute vor meiner Abreise nach Dresden erwarten, d. h. bis morgen Abend; bekomme ich keine entgegengesetzte Weisung, so werde ich Ihnen morgen einen Paß für Berlin ausfertigen, weil Sie es wünschen, aber unter der einzigen Bedingung, daß Sie mir versprechen nach Dresden zurückzukommen, denn ich will keine geheimen Missionen nach dem Hauptquartier mehr autorisiren." Ich versprach es. „Ihre Reise nach Berlin kann übrigens dem Könige und dem Stande der Dinge in Sachsen nützlich werden" fuhr Repnin fort, „weil Sie den König über die wahre Lage der Angelegenheiten aufklären und diese geheimen Verhandlungen verhindern können, die nur geeignet sind, die Sache Sr. Majestät zu verschlimmern und die sie in der That verschlimmert haben." — „Aber was soll der König thun?" — „Soll ich Ihnen meine Meinung offen sagen? Es bleibt Ihrem König nur ein einziges Mittel, nämlich an den Kaiser Alexander zu schreiben und sich ganz und gar und ohne Rückhalt in seine Hand zu geben. Dazu braucht es nur eines Briefes aber keiner Unterhandlung noch Unterhändler, weil man deren, wie Ihnen das Beispiel des Generals Watzdorf gezeigt hat, im gegenwärtigen Stande der Dinge keine annimmt. Senfft und Watzdorf werden von uns immer mit mißtrauischen Augen angesehen werden, so lange sie sich im Hauptquartiere befinden und sich die Miene geben, als wollten sie uns durch Oestreichs Ein-

fluß die Hände binden, was ihnen nie gelingen wird und höchstens zu unangenehmen Erklärungen führen kann. Ich muß aber noch einen anderen Punkt berühren, das ist der Königstein; man will, wir sollen großmüthig gegen Sie sein, und doch gibt es noch einen Punkt in Sachsen, der auf Befehl des Königs sich in Kriegszustand gegen uns befindet; ich kenne recht wohl die Befehle, die der General von Zeschau von Zeit zu Zeit auf den Königstein gelangen läßt". — „Sie wollen uns also zumuthen uns gänzlich, mit gebundenen Händen und Füßen, Ihrer Gewalt zu überliefern und freiwillig und ohne die geringste Garantie den einzigen Gegenstand, der uns noch bleibt, aufzugeben? — „Nun gut, behalten Sie den Königstein, so behalten wir das Königreich. Diese kleine Festung ist eine Bagatelle, wenn es sich um so große Interessen handelt, aber seine freiwillige Uebergabe würde einen sehr guten Eindruck auf den Kaiser Alexander machen, als ein Beweis des unbedingten Vertrauens, das der König in seine großmüthigen Gesinnungen setzt." — „Aber würde nicht ein solcher Schritt Oestreich und Preußen beleidigen?" — „Haben Sie schon etwas damit gewonnen, daß Sie sich an Oestreich wendeten? Sachsens Schicksal hängt allein von Rußland ab." —

Dieser Ausspruch, mit welchem Repnins Verhandlungen mit dem Herrn von Uechtritz ihre Endschaft erreichten, da der arme gefangene Diplomat endlich am 8. December die verlangten Päße erhielt, wurde freilich durch die folgenden Ereignisse Lügen gestraft. Sachsens Schicksal wurde keineswegs durch den Kaiser Alexander allein, sondern durch das Zusammentreffen einer Menge, damals noch gar nicht vorherzusehender Umstände entschieden.

Th. Fl.

So weit die deutsche Zunge klingt.

Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet in den europäischen Staaten. Eine statistische Untersuchung von Richard Böckh. Berlin. J. Guttentag. 1869.

„Ihr Schicksal haben die Bücher." Die Wissenschaft arbeitet still für sich hin, unbekümmert, ob und wann die lärmende Außenwelt ihr Beifall zollen werde. Auf Dank rechnet sie überhaupt nicht; das unanfechtbare Bewußtsein ihres eigenen Werthes hält sie aufrecht, sie getröstet sich, daß ihre Werke ihr nachfolgen. Indessen gehen die Geschicke der Völker ihre eigene stolze Bahn, auf der sie doch immerdar allerlei Licht des Geistes bedürfen; Wie hochwillkommen ist es da, wenn ihnen an schwierigen Stellen des Weges schon die hilfreiche Leuchte entgegenstrahlt, welche die Wissenschaft

mit bescheidenem, unberechnetem Wohlthun aufgerichtet hat! So ist es nun mit dem Buche hergegangen, das wir heut mit wenigen, aber dankbaren Worten dem deutschen Publikum ans Herz legen möchten. Zwar nennen hören hat es bereits ein jeder. Kaum ward der Ruf im deutschen Volke laut, mit dem es seine verlorenen Söhne im Westen all' ihrer Sünden ungeachtet zu sich heimlud, so galt es zu wissen, wieviel ihrer das Elend — so hieß unseren Vätern das Ausland — noch übrig gelassen. Die Franzosen haben sich, wie bekannt, geflissentlich gehütet, die Anzahl der Deutschredenden in Elsaß und Lothringen jemals amtlich festzustellen. Es kommt einem vor wie ein großes Zuchthaus, dies Frankreich, wo die gleiche Sträflingsjacke und zum Ueberflusse etwa die Zellennummer den Hausgenossen hinreichend kennzeichnet, mag er übrigens Namen und Sprache haben, wie er wolle. Da hat nun die Lücke, die der böse Wille der französischen Staatsbehörden gelassen, der Fleiß des deutschen Gelehrten ausgefüllt, so gut es eben anging. In allen Zeitungen, vom preußischen Staatsanzeiger an abwärts, ist man, so bald die Rede auf unsere nationalen Forderungen für die künftige Westgrenze kam, auf die Resultate von Böckh's Forschungen zurückgegangen; auch diese Blätter haben daraus reichliche Belehrung gezogen (s. bes. Nr. 37). So werden denn auch die Staatsmänner bei den Friedensverhandlungen sein Buch zur Hand nehmen müssen; ihm geradezu werden wir es zu danken haben, daß es diesmal nicht geht, wie bei der Theilung von Luxemburg im Londoner Vertrage, wo sehr zum Schaden ihrer Nationalität die Deutschen des Kreises Arlon dem belgischen Staate zugeschlagen wurden, nur weil das Berliner statistische Bureau auf Befragen erklärte, es habe keine Nachrichten über die dortigen Bevölkerungsverhältnisse. Hat nun so ein Theil des Böckh'schen Werkes durch den Gang der Ereignisse plötzlich eine unverhoffte Wichtigkeit erlangt, so wär' es doch sehr irrig zu meinen, damit sei seine Bedeutung erschöpft. Wie es ohne Ahnung seiner gegenwärtigen Nutzbarkeit geschrieben, so geht es auch darin nicht einseitig auf; auf seinen umfassenden Charakter eben, auf das Gesammtbild, das es von der Lage unserer Nationalitätsinteressen entwirft, wollen wir heute die Blicke lenken.

Richard Böckh, der Sohn des Philologen — eines so großen Namens Erbe muß sich gefallen lassen, daß man auch seine Person berührt — ist als Beamter am Königl. statistischen Bureau zu Berlin seit Jahren vornehmlich mit Bevölkerungsstatistik beschäftigt. Wir gedenken hier jedoch nur derjenigen unter seinen Arbeiten, die des technischen Gewandes mehr entkleidet zugleich ihres nationalen Inhalts wegen die volle Theilnahme aller gebildeten Deutschen verdienen. Als solche gingen dem in Rede stehenden größeren Buche vorauf: die große „Sprachkarte vom preußischen Staate“ (Berlin, bei Dietr. Reimer 1864) und die Abhandlung über „die statistische Be-

deutung der Volkssprache als Kennzeichen der Nationalität" (Berlin, F. Dümmler 1866, aus der Ztschr. f. Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft). Die Karte ist nicht nur dem Maßstabe nach die größte, sondern auch, wie Adolf Wagner mit Recht urtheilt, die vortrefflichste von allen, deshalb, weil sie durchweg auf statistisch sicheren Zahlen beruht — die Aufnahmen aus dem Jahre 1861 liegen zu Grunde — und dann besonders weil sie ohne Abweichung ein und dasselbe klare und ebenmäßige Eintheilungsprincip befolgt, von 20 zu 20 % die Mischungsgrade verzeichnend. Das merkwürdige Durcheinanderwohnen der verschiedenen Sprachgenossen, das — eine Folge fortschreitender friedlicher Germanisirung der lettischen und polnischen Sprachgebiete — für unsere östlichen Provinzen gerade charakteristisch ist, springt auf diese Weise dem Beschauer lebendig in die Augen. Die genannte Abhandlung sodann ist ein theoretisches Vorspiel zu dem späteren Hauptwerke. Sie reinigt den Boden kritisch von falschen Ansichten über das Wesen der Nationalität wie sie inner- und außerhalb der Statistik, theils arglos, theils mit bösem Vorbedacht noch gehegt und gepflegt werden. Wie die preußische Statistik schon seit längerer Zeit praktisch gewohnt ist, setzt Böckh hier wissenschaftlich die Begriffe Nationalität und Volkssprache einander durchaus gleich. Er weist die sogenannte natürliche Begrenzung wie die historische Zusammengehörigkeit als falsche Zeichen der Volkseinheit zurück, beides willkürliche Vorstellungen, jene im besten Falle gelehrter Geographen, denen das lebendige Menschendasein über der Betrachtung aneinander gelehnter Bergreihen oder zusammenrinnender Gewässer verschwindet, diese als quälende Erinnerung in der Sehnsucht der Völker wirksam, die von alter weitausgreifender Herrschaft auf ein bescheidenes Machtmaß zurückgedrängt sind. Nicht minder werden die oberflächlichen Beobachter widerlegt, Touristen und Aphoristen, welche aus äußeren Eigenthümlichkeiten des Volkslebens, den sogenannten Sitten und Gebräuchen, oder aus der Körperbeschaffenheit der Individuen Merkmale der Nationalität zu gewinnen vermeinen. Als ebenso trügerisch erweist sich der Versuch, aus Namen und Abstammung des Einzelnen sein Volksthum zu bestimmen. Die gefährlichste von allen Täuschungen ist endlich, die Staatsangehörigkeit mit der Nationalität zu verwechseln. Dahin zielte stets mit gewandter Dialektik die französische Nation und ihre statistischen Vertreter, theils aus eingefleischtem Gleichheitsfanatismus, theils um geistige Tyrannei gegen unterworfene Fremdzüngige zu bemänteln. Ebendahin strebt mit roher, bildungsfeindlicher Gewalt das moderne Rußland. Dawider aber erheben sich die Gefühle der Völker, dagegen donnern die Schlachten unseres Zeitalters. Das Nationalitätsprincip ist rasch zu so anerkannter Macht emporgediehen, daß es, wie einst die religiösen Ideen auch ihm selber feindlichen Bestrebungen hat zum Schilde dienen müssen. Da war es denn hoch an der Zeit, daß sich die deutsche Wissenschaft herbei-

machte, das Wesen wie auch die Schranken seiner sittlichen Berechtigung darzuthun.

Dies nun geschieht in den einleitenden Vorworten des neuesten und bedeutendsten Böckh'schen Werkes. Sie schließen sich eng an jene frühere Abhandlung an, deren übrigen reichen Inhalt, vorzüglich die treffliche Darstellung der deutschen Wanderungen — einer unerschöpflichen Ausstrahlung unseres Volksgeistes über die Grenzen seines geschlossenen sprachlichen Gebietes — wir hier leider abseits liegen lassen müssen. In der Anerkennung des Nationalitätsprincips erblickt Böckh den Keim zu einem unermeßlichen Fortschritt in der Entwickelung der Völker. Wie aber ein solcher Fortschritt nur von geistigen Triebkräften erzeugt werden kann, so stellt der Verfasser jenes Princip auch als ein geistiges dar; die Nationalität offenbart sich in der Sprache, und nur in ihr, als dem Elemente der Geisteseinheit einer Volksgesammtheit; die Forderung, welche das Nationalitätsprincip in sich birgt, ist somit auch eine geistige, sie lautet: Sprachfreiheit als ein Grundrecht des Menschen muß jeder Menschengemeinschaft — denn freilich kommt ja nur im Gemeinverkehr die Sprache zur Erscheinung — in jeglicher Staatsordnung gewährleistet werden. Dies Grundrecht auf Sprachfreiheit schließt in sich den Anspruch auf den Gebrauch der Muttersprache der einzelnen Gemeinden in Geschäft und Gericht, in Gottesdienst und Schule, niederer wie höherer. Nur wo ein Staat den nationalen Minderheiten in seinem Gebiete dies Grundrecht verkümmert oder gar völlig versagt und dadurch ihr Volksthum zu unterdrücken oder zu vernichten trachtet, nimmt das Nationalitätsprincip die drohende Gestalt an, in der man es bisher gewöhnlich hat auftreten lassen; gewaltsame Trennung der bis ins Heiligthum ihres geistigen Daseins verfolgten anders redenden Staatsgenossen von ihren Drängern, rettende Vereinigung mit ihrer Mutternation kann dann für diese zur Pflicht werden. So hat denn Böckh nach diesem Grundsatze, so wenig er den jähen, von uns ungewollten Einbruch des gegenwärtigen Krieges voraussehen mochte, doch deutlich genug einen solchen als das Mittel zum Schutze der schwergekränkten aber unverjährbaren Sprachrechte unserer Landsleute in Elsaßlothringen in Aussicht gestellt. Nicht aber, als meinte er, daß man ewig so harter ultima ratio bedürfen würde; auch hier sieht vielmehr der Verfasser die Nationalitätskriege durch ein milderes Völker- oder Staatenrecht der Zukunft nach und nach verdrängt; einen vielversprechenden Anfang dazu erblickt er in der Forderung von Garantien für die Achtung der Nationalität, wie sie die preußische Regierung der dänischen als Vorbedingung einer etwaigen Rückgabe deutscher Sprachinseln entgegengehalten hat.

Man braucht nur an diese nordschleswigsche Nationalitätsfrage zu erinnern, um sogleich das erste Erforderniß für ihre Entscheidung wie für die

aller ähnlichen wahrzunehmen, das ist die deutliche, zuverläßig begründete Kenntniß der wirklichen Sprachverhältnisse. Eine solche kann uns eben nur die Statistik geben und Böckh hat diese Aufgabe, soweit ihm hier und da die dazu unerläßlichen Vorarbeiten an die Hand gingen, mit dem umfassenden Sinne eines deutschen Gelehrten gelöst. Im zweiten Abschnitte der Einleitung erörtert er die Methode, die allein zu richtiger Feststellung der Familiensprache jedes Einzelnen, d. h. des wahren Idioms seiner Gedanken führen kann; auf diese Einzelbeobachtungen erst läßt sich dann nachher eine Gesammtstatistik der Nationalitätsverhältnisse gründen, welche zuletzt die Massenerstreckung der großen Volksganzen, ihre mehr oder weniger in einander überfließenden Grenzen und den Grad ihrer tropfenweisen Zerstreuung jenseits derselben auf Karten selbst zu sinnlicher Anschauung zu bringen erlaubt, wobei freilich — wie der Prätor — der graphische Darsteller um die Minima sich nicht kümmern kann. So überraschend einfach nun die methodischen Grundsätze Böckh's sich ausnehmen, so überzeugend geht doch auch die Nothwendigkeit ihrer Darlegung aus den vielfachen principiellen Unklarheiten hervor, welche den Werth der übrigens so fleißigen ethnographischen Arbeiten z. B. verdienter östreichischer Statistiker leider einigermaßen vermindern.

Nach diesen kurzen, aber wichtigen Vorworten, die — bei des Verfassers Liebe für den Gegenstand seiner nationalstatistischen Betrachtung natürlich — in reiner und edler, aber hie und da gar schwierig gebauter Sprache gehalten sind, folgt die eigentliche Beschreibung, eine Wanderung in die Runde, unsere Sprachgrenzen entlang, oft aber auch darüber hinauseilend bis tief ins Innere der großen außerdeutschen Nachbargebiete, so weit nur irgend unser unendlich ausdehnsames Volk über europäischen Boden seine Ansiedlungen verbreitet hat. Gäbe es schon eine überall gleich aufmerksame und treue internationale Statistik für diese Bevölkerungs- und Sprachzustände, so wäre die Arbeit am Ende leicht, eine bloße Zusammenrechnung würde genügen. So aber ist eine genaue Angabe und eindringende Kritik der verschiedenartigsten Quellen, eine schwierige Reduction ihrer Angaben auf einen Zeitpunkt allenthalben geboten. Diesem Behufe dient besonders der tabellarische Anhang mit seinen reichen Erläuterungen. Wie aber im Reiche des Lebendigen nirgends ein Stillstand ist, wie Geburt und Tod, Ab- und Zuwandern, Vordringen und Zurückweichen, Anpflanzen und Ausrotten, gerechte Duldung und gewaltthätige Unterdrückung die Berührungslinien der Völker hin und her schieben, so begnügt sich mit Recht der nationale Statistiker nicht mit dem momentanen Querschnitte: auch in die Vergangenheit senkt er den historischen Blick und deutet auf die Werdezeit der Colonisation, in die Zukunft richtet er die Hoffnung auf ein weiteres Vordringen seines sittlich und wirthschaftlich tüchtigeren Volkes oder die Mahnung zu schützen, was

von dessen vorgeschobenen oder abgetrennten Gliedern noch des Schutzes bedarf.

In der That ein erhebendes und doch zugleich ein niederschlagendes Bild vom Gesammtstande unserer Nation gewinnen wir aus den Forschungen Böckh's. Wir sind das zahlreichste Volk Europa's; das geschlossene Gebiet unserer Sprache ist ausgedehnt und doch nicht undicht bevölkert; im Innern birgt es nur wenige abgetrennte Vertreter fremder Zungen. Um so massenhafter sind unsere eigenen Sprachgenossen über die Länder Europas verbreitet, deutscher Bauernfleiß, deutsches Handwerkergeschick, deutsche Kaufmannsredlichkeit werden überall gesucht und benutzt, wenn auch nicht immer geachtet. Hält man im Geiste dazu die unzählbaren Schaaren, die wir Jahr für Jahr in die fremden Welttheile schicken — an diese letzteren darf sich leider der besonnene Statistiker noch nicht wagen — so kommt einem wohl die alte Vorstellung der Südvölker von der vagina gentium im Norden in den Sinn, aus der die frischen Stämme hervorbrechen, unerschöpflich; oder die Betrachtung Macchiavell's am Eingange seiner florentinischen Geschichte, daß das arme aber an Volk überreiche Germanenland von Zeit zu Zeit seinen Ueberschuß an Männern zur Heimsuchung der romanischen Welt aussende. Man begreift zugleich, daß das Angstgeschrei der heutigen lateinischen Völker von dem drohenden Niedergang ihrer Rasse so ganz ohne thatsächliche Begründung doch nicht ist. Aber was können wir dafür, daß sie aus eigener Bedürftigkeit eine zweite deutsche Völkerwanderung, diesmal aber der Cultur, über sich ergehen lassen müssen? Die einsichtigeren unter ihnen wissen es auch wohl zu schätzen, was sie an unserer Einwanderung haben. Stellt sich uns so der Umfang unseres Volksthums, wie sein Inhalt, in großer Mächtigkeit vor Augen und berechtigen uns auch die sittlichen und wirthschaftlichen Zustände der Nation an ihr gleichmäßiges Wachsthum in die Zukunft hinein zu glauben, so drängt sich uns unabweisbar dabei die Frage auf: wie kommt es, daß dies große Volksthum bisher so wenig bedeutet hat in den Geschicken Europas? Dieselbe Antwort wie andershe erhalten wir dafür auch bei Böckh. Die Grenzen unseres geschlossenen Sprachgebiets, so wunderlich sie im Osten durch die polnische Bucht und namentlich durch den czechischen Keil, im Westen durch den vorspringenden wallonischen Winkel gestaltet sind, tragen doch nicht wesentlich die Schuld. Das nach beiden Seiten überragende Schirmdach des Deutschthums, das sich an der Küste von Dünkirchen bis Memel ausspannt, ist das Werk der energischeren niederdeutschen Stämme, besonders des niedersächsischen. Ihnen haben die Südostdeutschen es nicht gleich gethan; es ist sehr die Frage, ob ihnen einmal gelingen wird, eine deutsche Brücke von Brünn aus nördlich über die schmalste Stelle des Czechenthums zu schlagen. Mit den Polen

im preußischen Staate sieht es schon besser aus; der Anblick ihres Sprachgebiets auf der großen Böckh'schen Karte erinnert an ein langsam zurücktretendes, hier und da lachenweise austrocknendes Gewässer. Doch wie gesagt, die Sprachgrenzen sind nicht schuld an unserer Ohnmacht gewesen, auch nicht die schlechte Vertheilung unserer Nationalen über die Naturgebiete des Bodens, daß im Norden der nordöstliche Drang unseres Volkes den nordwestlichen Lauf unserer Ströme immer näher der Mündung geschnitten hat, oder daß im Süden wegen der mächtigen Erhebung dieses Bodens über alles Umland unsere Rede umgekehrt nur den oberen Gang der großen Flüsse begleitet. Nein, nichts anderes, als unsere politische Zersplitterung hat die geringe Geltung unseres Nationalwesens verursacht.

Wie griffen und greifen fremde Herrschaftsgebiete in unsere Sprachgrenzen herein! Die britthalbhunderttausend Deutsche Schleswigs, meist in fester sprachlicher Verbindung mit dem Hauptgebiete der Nation, waren der Willkür der Dänen überliefert; die anderthalb Millionen Deutscher in Elsaß-Lothringen sollen eben erst wiedergewonnen werden. Von der noch größeren Anzahl in der Eidgenossenschaft will ich nicht reden, denn sie genießen der Sprachfreiheit, die dagegen in Belgien den dritthalb Millionen Vlaemen noch so unwürdig verkümmert wird. Die mehr als drei Millionen niederländischer Deutscher wieder, die Niemand drückt noch plackt, werden gar ungeberdig, wenn ihnen die Wissenschaft sagt, daß sie einfach Deutsche sind und nichts anderes. Ueber sechs Millionen unserer Landsleute endlich leben in gleichfalls geschlossenem Gebiete unter dem östreichischen Scepter, dessen balancirende Politik ihnen zum mindesten Muth und Kraft zum friedlichen, doch energischen Vordringen gegen die Fremden geschwächt hat; sie sind lässig und schüchtern geworden und weichen z. B. in den Alpen vor den rührigen, sich fühlenden Italienern sichtlich zurück. Weit schlimmer sind in derselben Monarchie aus denselben Gründen die zahl- und umfangreichen deutschen Sprachinseln dran, von denen die Wellen der magyarischen, czechischen, slovenischen Bewegung leider mit Erfolg Stück für Stück wegzuspülen streben. Und was soll man endlich von den über die lettischen, esthnischen und polnischen Gebiete des Czarenreiches hingesprengten Deutschen sagen? Die evangelische Kirche betet wohl für ihre zerstreuten Glaubensgenossen, die draußen unter Andersgläubigen „dermalen noch in vieler Gefahr, Noth und Trübsal schweben." Unsere Nation hat lange leider für ihre Sprachgenossen in der Diaspora sich auch auf fromme Wünsche beschränken müssen; wohl uns, die Zeit ist nun vorüber!

Deutschland hat lange Unrecht erduldet, „weil es nicht wußte, wie stark es war", wie König Wilhelm treffend vorm Kriege sagte. Jetzt nach der Einigung der in den echtdeutschen Staaten lebenden Deutschen ist das anders

geworden. Da kommt uns das Werk Böckh's so recht gelegen, das uns buchstäblich lehrt, wie stark wir drinnen und draußen sind, das uns anweist, wo und wen es zu schützen oder zu retten gilt. Das Nationalitätsprincip, wie er es erläutert, werden wir nun friedlich aber ernstlich für die Unseren in der Fremde geltend machen müssen, in Rußland wie in Belgien; wir werden zugleich durch das bloße Dasein unserer Einheit den Sprachgenossen in Oestreich-Ungarn Festigkeit und Kühnheit wieder einflößen, wovon sich schon erfreuliche Spuren zeigen. Es muß ein Tag kommen, wo man überall auf dem Erdkreis den deutschen Namen verehrt und scheut in jedem seiner Träger, wie es einst mit dem römischen geschah.

Bücher, wie das Richard Böckh's, pflegen in Deutschland leider ein eigenthümliches Schicksal zu haben: man schreibt sie aus; es geht ihnen wie orientalischen Fürsten, sie kennen bald ihre Kinder nicht mehr, denn ihrer sind allzuviele. Auch diesem wird dies ruhmvolle aber leidige Loos nicht erspart werden, wir möchten aber doch darauf dringen, daß zum mindesten jeder Lehrer der Jugend, der die Ehre hat, nationale Landeskunde oder vaterländische Geschichte vorzutragen, hier an die Quelle gehe, statt das abgestandene Wasser geographisch-statistischer Compendien zu schöpfen und zu schenken. Für den Verfasser selbst haben wir einen anderen Wunsch: gerade für statistische Unternehmungen dieser Art ist die breiteste Operationsbasis durchaus geboten. Manche kleine Musteruntersuchung mag unter der Glasglocke des Klein- oder Mittelstaats gedeihen; Nationalarbeiten, wie die Böckh's, unvollendbar, wie sie sind, und doch immer weiter zu führen nach allen Dimensionen, müssen von weitwirkenden Kraftcentren aus geleitet und geleistet werden, sagen wir es kurz: das preußische statistische Bureau ist in ein deutsche zu verwandeln!

a/D.

Ein Vorschlag zur Annexion der Geister in Elsaß und Lothringen.

Die Wiedergewinnung der deutschen Westmarken ist so gut wie vollzogen und inmitten der mannigfachen Aufgaben, die sich unser Volk augenblicklich gestellt sieht, kommt ihm noch die Aufgabe, der Pflege des deutschen Geistes in den wiedererlangten Ländern bedächtigen aber festen Sinnes in die Hand zu nehmen. Wir machen nur unverjährte und unverjährbare Rechte geltend, indem wir jenen alten deutschen Boden, jene Plätze wieder mit uns vereinigen, welche unaustilgbare Spuren deutschen Wesens tragen,

und wir dürfen diese Rechte mit getrostem Muthe geltend machen, weil der deutsche Sinn in Elsässern und Lothringern zuverlässig wieder lebendig werden muß. Wer so lange die angestammte Sprache bewahrte, wer den beharrlichen Maßnahmen einer starken Regierungsgewalt, einer wuchtigen Staatsverwaltung darin so beharrlich widerstand, muß den Kern seines Volksthums unversehrt behalten haben, mag auch die äußere Erscheinung, mögen Form und Sitte nicht unversehrt geblieben sein. Es wird darauf ankommen, die fremden Bestandtheile, die sich an den Kern ansetzten, wieder zu entfernen, es wird darauf ankommen, dem Volksthum der Elsässer und Lothringer die nationale Entwickelung wieder zuzuführen.

Die Aufgabe leitet unwillkürlich auf die Zeiten und Umstände zurück, in und unter denen sich das deutsche Volk in seiner größeren Gesammtheit national erneuerte. Wie oft ist dieser merkwürdige Bildungsproceß an unseren Blicken vorübergezogen und wie sehn wir ihn doch jedes Mal mit neuem Staunen an uns vorüberziehen! Die Bilder aus der deutschen Vergangenheit werden uns um so lieber, je mehr wir ihren fortschreitenden Gedanken, ihren inneren Zusammenhang gewahren und erkennen. Der Aufgang deutschen Wesens seit dem dreißigjährigen Krieg, nach seiner beispiellosen Verschleuderung und Verzettelung unserer Volkskraft, ist ein geschichtliches Schauspiel eigenthümlicher Art. Es fesselt immer aufs neue, wie das staatlich entkräftete Volk sich zu geistiger Macht und Bedeutung emporarbeitete, wie es mit unübertroffener Beharrlichkeit der geistigen Weltherrschaft zustrebte, wie es in der Zeit tiefer äußerer Erniedrigung eine Kunstblüthe zu Tage förderte, deren Früchte für alle Zukunft zu den besten Hervorbringungen der Nation zählen werden. Es ist, als ob diese geistige Vollendung hätte vorausgehen müssen, ehe sich unser Volk den weltlichen Aufgaben wieder zuwandte als ob dasselbe erst innerlich wieder zum Abschluß gelangen mußte, ehe es den äußerlichen Abschluß seines Seins nnd Wesens neu zu erringen suchte.

Wir weisen auf diese bekannten Vorgänge hin, weil sie auf das Gesetz hinführen, das der in Elsaß und Lothringen zu lösenden Aufgabe gegenüber Geltung zu haben scheint. Wir meinen das Gesetz der geistigen Erziehung für den Staat, das unserer nationalen Entwickelung zu Grunde liegt. Die allgemeine Wehrpflicht hat tief auf unsere staatliche Erneuerung eingewirkt, aber was wäre sie ohne die allgemeine Schulpflicht gewesen?

Wie soll dieses Gesetz in Bezug auf Elsaß und Lothringen Anwendung finden?

Wer selbst in den deutschen Westmarken war oder über ihre Zustände liest, wer Land und Leute in Elsaß und Lothringen aus Wort oder Schrift kennen lernte, fühlt, daß mehr als die staatliche Trennung die geistige die Bewohner zwischen Maas, Mosel und Rhein ihrem Stammvolke entfremdete.

Die alten Beziehungen, wie sie durch Volkssitte und Sprache, durch die Volksnatur geschaffen werden, bestehen noch und haben sich unter jahrhundertelanger Fremdherrschaft nicht zernichten lassen: die tausendfachen neuen Beziehungen, welche die neue deutsche Gesittung zwischen Norden und Süden herstellte, mangeln zwischen den beiden Ländern und dem großen Stammland. Unsere Literatur ist dort fremd und wenn man auch gewiß Goethe, Schiller, Lessing äußerlich verstehen kann, man fühlt nicht mit ihnen, weil sie nicht wie bei uns anderen Deutschen ein Stück eigenen Wesens geworden sind. Die beiden Länder stehen außerhalb unseres geistigen Lebens, ihre Angehörigen denken in deutscher Form nicht deutsche Gedanken.

Die deutsche Schulbildung wird an dem heranwachsenden Geschlecht die nöthige Wandlung vollziehen und in den jungen Gemüthern die Keime deutschen Wesens wecken und pflegen. In einem halben Menschenalter wird die Einwirkung der andern Schulbildung wahrnehmbar und ihr Einfluß auch bei den Erwachsenen fühlbar sein. Wenn die Kinder deutsche Lieder singen, deutsche Märchen erzählen und aus der deutschen Geschichte zu berichten wissen, wird in Männern und Frauen das Gefühl der Zugehörigkeit zu jenem deutschen Wesen rege werden. Vielleicht müssen sie sich sagen, daß es ihnen nicht mehr völlig zu eigen werden kann, aber sie werden sich ihm nicht verschließen. Und sollte es nicht ein Mittel geben, um auch ihnen selbst dieses Wesen unmittelbar zugänglicher zu machen, um sie selbst mit dem geistigen Leben der Nation zu verknüpfen, um ihnen ohne Zwang und Nöthigung die Bekanntschaft mit unseren Literaturschätzen zu ermöglichen? — Die mangelnde Verbreitung deutscher Bücher ist wiederholt in Elsaß und Lothringen bemerkt worden. Noch in neuester Zeit wird Klage geführt, daß der Buchhandel, dem ja die Vermittelung des geistigen Verkehrs zufällt, so gut wie nicht entwickelt sei. Gewiß sieht die nächste Zukunft schon dies anders werden. Der deutsche Unternehmungsgeist wird von dem neueröffneten Gebiet bald Besitz nehmen. Das Bedürfniß nach geistiger Nahrung wird geweckt werden, wo es schlummern sollte. Zu den Buchhandlungen werden sich Leihbibliotheken gesellen, die uns Deutschen vorzugsweise eigenen und genehmen literarischen Sammelpunkte. Mit diesem neuen Verkehr ist aber immer noch nicht erreicht, was wir erreichen wollen und erreichen müssen. Die allgemeine Erfahrung lehrt, daß die Verbreitung nützlicher und guter Bücher in den niederen Volksschichten nur durch Einrichtung öffentlicher Bibliotheken, durch Volksbibliotheken zu erzielen ist. Gründen wir deutsche Volksbibliotheken in Elsaß und Lothringen und wir werden für Weckung und Pflege des deutschen Geistes unter den Bewohnern die ersprießlichste Veranstaltung treffen.

Es liegt uns fern, von Staatswegen vorsorgen lassen zu wollen. Es

wird und muß das Bemühen sein, die neue deutsche Regierungspolitik des „für das Volk durch das Volk" gerade in Elsaß und Lothringen zur Anwendung zu bringen. Gerade dort muß der Gegensatz deutscher Selbstverwaltung gegen die alles beherrschende französische Staatsverwaltung scharf und allgemein erkennbar hervortreten. Auch möge nur schrittweise, allmälig vorgegangen werden. Wo sich ein Bedürfniß zeigt, wo der Boden günstig, soll begonnen werden. Hier und dort werden sich solche Anfänge bieten, von ihnen aus wird sich das Netz erweitern und nach und nach das Land mit Volksbibliotheken bedecken lassen. Fließen die Mittel in der erforderlichen Weise, ist in einem Jahrzehnd, wenn nicht eher, die Aufgabe so weit gelöst, um ihre Fortführung den Bewohnern überlassen zu können.

Wie bei so vielen gemeinnützigen Zwecken bietet sich die Bildung eines Vereins für deutsche Volksbibliotheken in Elsaß und Lothringen als der natürliche Weg, um zur Verwirklichung der vorschwebenden Aufgabe zu gelangen. Ob ein einziger deutscher Verein, ob ein Hauptverein mit Zweigvereinen gebildet werden solle, kann unerörtert bleiben. Viel wird auf die Leitung, auf Sachkunde, Gewandtheit und Unermüdlichkeit der an der Spitze stehenden Persönlichkeiten ankommen. Ihnen muß die Gabe beiwohnen, in beiden Ländern Vertrauensmänner zu ermitteln, die rathend und überwachend zur Hand gehen, die das unentbehrliche Amt der Vereinsagenten mit vaterländischem Sinn und nationalem Verständniß versehen. Daß es an solchen Männern nicht fehlen wird, dafür bürgen die mannigfachen Beweise nationaler Theilnahme, die wir in geistiger Beziehung trotz alledem aus Elsaß und Lothringen erhalten haben.

Der Verein würde sich durch Beiträge seiner Mitglieder im wesentlichen zu erhalten haben. Es ließe sich wohl hoffen, daß ein deutscher Berufsstand in der Unterstützung und Förderung des Vereinszwecks seine besondere Pflicht sähe — der Buchhandel. Die Verdienste des Buchhandels um das deutsche Wesen, um Entwicklung und Ausbreitung des deutschen Geistes sind nicht zu bestreiten, sie sollen von uns am wenigsten bestritten werden. Wer möchte aber verkennen, was umgekehrt der Buchhandel dem deutschen Geiste schuldet? Aus den Buchhändlerkreisen sind so vielfache Beweise nationaler Gesinnung und Opferfreudigkeit zu verzeichnen gewesen, daß die gehegten Erwartungen nicht fehl gehen werden. Die Mittel des Vereins könnten auf andere Weise verstärkt werden. Beiträge von Staaten, Gemeinden, Genossenschaften, Vereinen, würden nicht ausbleiben, manche Gelehrte möchten sich vielleicht bereit finden öffentliche Vorträge zum Besten des nationalen Zwecks zu halten. Bei dem regen Eifer für alle nationalen Aufgaben würden ordentliche und außerordentliche Zuflüsse nicht mangeln, wenn der Verein im rechten Sinne begründet und geleitet wird.

Die vorwiegend buchhändlerische Beschaffenheit des Vereinsunternehmens legt zweierlei nahe. Einmal, daß für die Vereinsleitung wesentlich Buchhändler gewonnen werden. Neben und mit ihnen müssen selbstverständlich andere Persönlichkeiten von freiem Blick, nationaler Ueberzeugung und parteiloser Anschauung wirken. Dann entsteht die Frage, ob für den Sitz des Vereins nicht die Stadt die geeignetste sei, die als Hauptstadt des deutschen Buchhandels mit Recht und nicht seit gestern erst gilt. In ihr vereinigen sich viele günstige Vorbedingungen, von ihr ist vor nun vielen Jahren eine Vereinsthätigkeit begonnen worden, die auch dem Deutschthum reichen Segen gebracht hat. Es würde der Stadt, die den obersten deutschen Gerichtshof in ihren Mauern sieht, trefflich anstehen das nationale Unternehmen, von dem hier die Rede, den Verein für deutsche Volksbibliotheken in Elsaß und Lothringen, in's Leben zu rufen.

Unlängst wurde von den Küsten her der Ruf erhoben, die Nation möge eintreten für die Rettung aus Seenoth. Der Ruf kam von Bremen und mit aller Geschicklichkeit, die den Kaufleuten der Handelsstadt an der Weser eigen, wurde aus kleinem Anfang unter bereiter Mitwirkung aller Gegenden des deutschen Vaterlandes ein Werk geschaffen, das dem deutschen Volke zu Segen und Ehre gereicht. Eine Noth anderer Art besteht in Elsaß und Lothringen. Sie ist, wie wir überzeugt sind, vorübergehend, aber für die Gesammtheit gefährlicher. Suchen wir rasch Abhilfe zu schaffen, geleitet von der durch die jüngsten Erfahrungen gekräftigten Ueberzeugung, daß die beste Grenzvertheidigung in der treuen Anhänglichkeit der Grenzbewohner an ihr Volk und Vaterland liegt!

Süddeutschlands Anschluß an den Bund.

Aus Süddeutschland, 23. October.

Unsere Heere werden als Preis ihrer Siege dem Vaterland die einst geraubten deutschen Lande jenseits des Rheins zurückbringen. Ein Zweifel daran ist heute nicht mehr erlaubt. Dieses eine Ziel ist nach den ersten Siegen von der öffentlichen Meinung nahezu einstimmig — mit Ausnahme eines Häufleins unverbesserlicher Doctrinäre — aufgestellt worden, und längst haben offizielle Staatsschriften aus dem deutschen Hauptquartier das Siegel auf diese Forderung gedrückt. Schwieriger ist der anderen Forderung gerecht zu werden, obgleich sie weit unmittelbarer und als geradezu selbstverständlich sich aufdrängte und in ihrer Allgemeinheit gleichfalls nahezu einstimmig erhoben

worden ist, daß nämlich dieser gemeinschaftliche Krieg die Mainlinie tilgen und die Aufrichtung des deutschen Bundesstaates herbeiführen müsse. Nach den öffentlichen Betheuerungen wenigstens, begegnen sich auch in diesem Ziel sämmtliche alte Parteien. Gänzlich verschollen ist das häßliche Gerede vom Südbund, aber von dem mächtigen deutschen Bundesstaat, ja von der Herrlichkeit des künftigen Reichs schwärmten in die Wette die erbitterten Gegner von gestern. Sobald man freilich das Wie näher erörterte und sobald es mit den Verhandlungen Ernst wurde, traten auch sofort die alten Parteistandpunkte auseinander, und so widerspruchsvoll stehen sich die Meinungen gegenüber, daß man um das Resultat ernstlich besorgt sein dürfte, wenn nicht zum Glück das, was gesucht wird, bereits bestünde. Der deutsche Bundesstaat existirt und gedenkt auch ferner zu existiren; er ist bereit aufzunehmen, die ihm willig sich anschließen wollen, er ist auch bereit, ihnen die bequemsten Brücken dazu zu bauen — aber mehr kann man ihm schlechterdings nicht zumuthen. Um den Bundesstaat auszubauen, darf man ihn nicht zerstören wollen.

Es ist nicht zu leugnen, daß der Krieg, ein so gewaltiges Moment er für die Lösung der deutschen Frage ist, doch zugleich dieselbe eigenthümlich erschwerte, die Treue der süddeutschen Staaten; — durch welche Motive sie übrigens veranlaßt war, worüber insbesondere Graf Bray sehr offenherzig war, — hat die Fortexistenz dieser Staaten gesichert. Die Allianzverträge haben sich thatsächlich bewährt, ganz Deutschland stellte sich unter die Führung des Königs von Preußen, vom casus foederis war öffentlich wenigstens gar nicht die Rede, die süddeutschen Fürsten sind thatsächlich loyale Bundesgenossen gewesen, und ihr Selbstgefühl ist durch die Thaten ihrer Heere nicht wenig erhöht. Das ist sicher nicht der Moment ihnen irgend etwas zuzumuthen, irgend einen Zwang anzuthun, und wenn es schon bisher die Politik Preußens war, sich jedes Druckes auf sie vornehm zu enthalten, so werden sie auch jetzt ihre Entschließungen ganz nach eigenem Ermessen zu treffen haben. Die Vollendung der deutschen Staatseinheit ist in den guten Willen der süddeutschen Kabinette gegeben. Ist dieser vorhanden, so kann das Einigungswerk in kurzer Frist vollendet und zur Vorlage für die Ständekammern bereit sein.

Dieser gute Wille wird allerdings durch verschiedene Erwägungen erheblich gefördert. Das moralische Gewicht eines Krieges, in welchem gemeinsam so schwere Opfer gebracht sind, so viel theures Blut geflossen ist, wird nicht zu unterschätzen sein. Die Forderungen der Ehre sind in der Regel schwer zu präcisiren, aber sie werden darum nicht minder lebhaft empfunden. Leichtsinnig soll Niemand beschuldigt werden, daß der gewaltige Ernst dieser deutschen Erhebung spurlos an ihm vorüber gegangen sei. Sind

die Deutschen in diesen Wochen enger zusammen gewachsen, so mag auch in den Residenzen das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Volk lebhafter zum Bewußtsein gekommen sein. Und das Volk in Süddeutschland hat unter dem Eindruck der Thaten seiner Söhne im Feld überall den ehrlichen Willen bekundet, mit dem Norden auch im Frieden treu zusammen zu halten. In Bayern und Würtemberg ist eine Volksagitation für den Anschluß an den Bund entstanden, die für die Regierungen keineswegs gleichgiltig sein kann. Denn es ist ihnen schwerlich entgangen, daß dieselbe nicht von gewöhnlichen und gewerbsmäßigen Agitatoren gemacht worden ist, sondern daß sie ihren Sitz in den achtbarsten Kreisen der Bevölkerung hat, in jenem soliden conservativen Theil der Bürgerschaft, den eine Regierung nicht ungestraft von sich stößt. Eben die letztere Erfahrung hat die würtembergische Regierung nun seit 4 Jahren zu machen reichliche Gelegenheit gehabt. Die isolirte Stellung des Staats hat hier Erscheinungen hervorgerufen, die eine geordnete stätige Thätigkeit der gesetzgeberischen Factoren seit geraumer Zeit geradezu unmöglich macht, und man darf annehmen, daß die Sehnsucht aus diesen Zuständen heraus zu kommen auch von Seiten der Regierung getheilt wird. Und ebenso ist Bayern in dieser Zeit in steigendem Maße der Tummelplatz wilder und völlig resultatloser Parteikämpfe gewesen. Nur Ein Resultat müßte die Fortdauer dieser Parteikämpfe unausbleiblich haben; sie würden zuletzt den Staat in die Unmöglichkeit versetzen, die Verträge mit Preußen in loyaler Weise zu halten, deren Verpflichtungen nachzukommen doch das eigenste Interesse ist. Geradezu als eine Erlösung aus unleidlichen und hoffnungslosen Zuständen müßten es diese Staaten begrüßen, wenn ihr Verhältniß zu Deutschland definitiv geregelt und damit dem willkürlichen Gezänk der inneren Parteien entzogen würde. Doch der stärkste Antrieb liegt zuletzt in dem Verhältniß, in welchem die süddeutschen Staaten unter einander stehen. Die Idee des Südbunds hat von Anfang an vorherrschend den Spott herausgefordert, aber wir erkennen es heute doch als einen Segen, daß niemals auch nur ein Versuch zur Verwirklichung dieses napoleonischen Projects gemacht worden ist. Welche Ansprüche würde ein Südbund erheben, wenn er als ein geschlossenes Ganzes mit dem Nordbund zu pactiren im Stande wäre! Statt seiner sind es heute die einzelnen Staaten, welche hire Annäherung an den Bund suchen, und es sind Staaten, die einen sehr verschiedenen Grad von Geneigtheit hierzu mitbringen. Nach der Größe, nach der geographischen Folge, wie nach dem guten Willen ist es eine Stufenreihe, die nichts zu wünschen übrig läßt. Aber der eine Stein, der dem Schwerpunkt folgend sich loslöst, wird unfehlbar die andern nach sich ziehen. Die Geschwindigkeit ist eine verschiedene, und Einer wird der Letzte sein, aber zurückbleiben wird keiner.

In dieser Woche sind die Bevollmächtigten Badens, Würtembergs und Bayerns nach dem großen Hauptquartier in Versailles abgereist. Schwerlich wäre ihnen diese Einladung zugekommen, wenn man nicht im Hauptquartier die bestimmte Hoffnung auf einen günstigen Ausgang fest hielte; eine Hoffnung, die also auch durch das Ergebniß der Münchner Conferenzen nicht erschüttert worden ist. Diejenige Politik freilich, die es darauf abgesehen hatte, in erster Linie Bayern zu gewinnen und welche die geneigteren Staaten gebieterisch zwang, auf die bessere Einsicht der minder geneigten geduldig zu warten, wird sich vielleicht modificiren müssen. Den minder geneigten wird man zeigen müssen, daß man ja zunächst mit den geneigteren den Anfang machen und zur Abwechslung jenen die Rolle der Wartenden zutheilen kann. Diese Aussicht wird Wunder wirken. Nur auf diese Rechnung kann sich die Zuversicht des großen Hauptquartiers gründen.

Zum Glück hatte der freie Gedankenaustausch, der in München stattfand, nicht den Zweck die bestimmten unweigerlichen Bedingungen fest zu setzen, welche die süddeutschen Staaten für das Eingehen eines engeren Verhältnisses mit dem Nordbund stellen zu müssen glauben. Es waren ungezwungene Erörterungen, Wünsche, Einfälle, welche Herr von Delbrück entgegen nahm. Man legte die Norddeutsche Bundesverfassung vor sich, nahm die einzelnen Paragraphen durch, und Bayern entwickelte in Randbemerkungen zu jedem Paragraphen, wie eine Bundesverfassung aussehen würde, wenn deren Bestimmungen lediglich von ihm abhingen. Der Abänderungen war freilich eine große Zahl und leider betrafen sie nicht blos harmlose Dinge, wie z. B. die angestammten hellblauen Uniformen des bayrischen Heers, oder die schwarz-roth-goldene Fahne des Jahres 1848, die Graf Bray an Stelle der norddeutschen Farben gesetzt wünscht, oder die Biersteuer, auf welcher, wie nachdrücklich versichert wird, das ganze bayrische Finanzsystem ruht, sondern zuweilen sehr ernsthafte Dinge, die den Charakter des Bundesstaates erheblich in Frage stellen würden, wie z. B. die völkerrechtliche Stellung der Krone Bayerns und die selbstständige Führung über das Heer in Friedenszeiten, bis auf die Bestimmung der Präsenzhöhe und auf das Werdergewehr hinaus, dann das Stimmverhältniß im Bundesrath, das sich von der wirklichen Bedeutung der Bundesstaaten noch weiter entfernen würde, als schon bisher der Fall ist, endlich die selbständige Verwaltung der Verkehrsanstalten, die in Bayern der Volksmund als die „verkehrten Anstalten“ bezeichnet.

Zu manchen dieser Glossen oder Seufzer mag Herr v. Delbrück die Achseln gezuckt haben; auch Herr v. Mittnacht, der würtembergische Bevollmächtigte, that es, der indessen seiner kalten überlegten Natur gemäß einer großen Zurückhaltung sich befleißigte und zumal bei militärischen Dingen ganz sich eigener Meinungsäußerung entschlug, weil er sie seinem Collegen

v. Suckow vorbehielt, der in jenen Tagen im Hauptquartier zu Ferrières sich befand um dem König von Preußen den würtembergischen Militärorden zu überbringen, aber zugleich sich in anderweitige Gespräche daselbst vertieft zu haben scheint, denn er brauchte zu dieser Mission nicht weniger denn drei Wochen.

Von Anfang an war die Haltung Würtembergs von derjenigen Bayerns principiell verschieden. Frühzeitig befreundete es sich mit dem Gedanken des Eintritts in den Bund. Man sagt, es datire diese Sinnesänderung des Hrn. v. Mittnacht von dem Augenblick, da man in Stuttgart den Entschluß Badens erfuhr, in jedem Fall dem Bund beizutreten. Die Aussicht, schließlich mit Bayern allein zu bleiben, mit anderen Worten einer Art bayrischer Curatel anheimzufallen, ließ den Gedanken der preußischen Führung rasch in milderem Lichte erscheinen. Man sprach die Geneigtheit aus, den Anschluß zu vollziehen auch ohne Bayern, und das war um so vertrauenerweckender, als man hoffen durfte, daß gerade dadurch auch die Geneigtheit Bayerns werde beflügelt und angefeuert werden. In der ministeriellen Erklärung, welche der würtembergische Staatsanzeiger am Abend des 8. October veröffentlichte, war nichts so erfreulich, als die Abwesenheit einer jeden Hindeutung auf gemeinschaftlich mit Bayern verabredete oder zu verabredende Schritte.

Aber auch im Uebrigen trug diese Erklärung einen den Umständen gemäß ganz befriedigenden Charakter. Es war wirklich das erstemal, daß eine offizielle Stimme aus Würtemberg in dieser Tonart sprach. Das Bedürfniß einer deutschen Gesammtverfassung mit Centralgewalt, Parlament und einheitlichem Heer war in einer Weise ausgedrückt, als ob dem Verfasser eines jener alten Programme zum Muster vorgelegen hätte, in welchen der Nationalverein seine Forderungen zu formuliren pflegte. Aber selbst die Nordbundsverfassung wurde einer flüchtigen Erwähnung gewürdigt. Zwar vom Beitritt zum Bunde war vorsichtigerweise nicht die Rede. Vermuthlich weil man beabsichtigte das würtembergische Volk erst allmälig auf das vorzubereiten, was ihm bis jetzt als ein Greuel, nahezu als eine Art Pact mit dem Beelzebub dargestellt worden ist. Eintritt in den Bund war seit vier Jahren „der schrecklichste der Schrecken", gleichbedeutend mit dem unfehlbaren Ruin des Landes, und vielleicht waren die jetzigen Minister zugleich der Meinung, daß es ihrer eigenen Vergangenheit wenig angemessen wäre, wenn sie sich dieses Schlagworts bedienten. Auch durfte man der deutschen Partei, die furchtlos eben dieses Schlagwort zu ihrem Feldgeschrei erkoren hatte, unmöglich die Genugthuung geben, sie gleichsam jetzt im Recht erscheinen zu lassen, nachdem sie mit so leidenschaftlicher Anstrengung und mit so fatalen Allianzen eben um dieses Schlagworts willen bekämpft worden war. Wiesen

doch mehrere gleichzeitige Symptome darauf hin, daß die Abneigung gegen diese unbequeme Partei wo möglich noch zugenommen habe, in einem Augenblick, da man es doch räthlich fand, ihr Programm zu adoptiren; also daß aus so zwiespaltigen Anzeichen noch einmal eine große Verwirrung und fast Bestürzung unter dem Volk entstand, das mit einer Art Sehnsucht endlich einmal klar zu wissen begehrte, was die Regierung eigentlich wolle und wofür die Opfer dieses Krieges gebracht werden sollen.

Also vom Eintritt in den Bund war allerdings nicht die Rede; vielmehr war der Satz, der sich mit seiner Verfassung beschäftigte, mit großer Kunst lediglich negativ gehalten. Nur waren es nach eigenem Geständniß blos „unwesentliche" Bestimmungen, an welchen diesseits Anstoß genommen werde, und daraus war man doch wohl berechtigt, zu schließen, daß an den wesentlichen Bestimmungen besagter Nordbundsverfassung kein Anstoß genommen werde. Nur sprach sich der Wunsch nach einer etwas freieren Bewegung der Einzelstaaten aus, namentlich „in Absicht auf die Verwaltung und auf die Finanzen". Das war ziemlich bescheiden geredet, der schärfste Stachel war dem Particularismus offenbar ausgebrochen, der ganze Ton der Erklärung war entgegenkommend, und wie gesagt, ihr Eindruck war gut, Niemand hatte einen besseren zu erwarten gewagt.

Inzwischen erfuhr man denn auch, daß die Sonderwünsche, die in dieser Erklärung nur zart angedeutet sind, keineswegs den excentrischen Charakter der bayrischen haben und überhaupt nicht dazu angethan sind, dem Anschluß Würtembergs an den Bund noch ernstliche Schwierigkeiten zu bereiten. Die Vorbehalte wegen der Finanzen sollen sich einmal auf die inneren Getränkesteuern beziehen, und dann auf verschiedene wenig erhebliche Details, wie z. B. auf Besoldungsverhältnisse im Heer, die sich, wie man sagt, ohne Unzukömmlichkeiten nicht leicht nach der norddeutschen Scala einrichten lassen. An der Unification des Heerwesens hat man im Uebrigen nichts auszusetzen, als daß man dem Ernennungsrecht des Landesherrn einen größeren Spielraum vergönnt sehen möchte, und ebenso beziehen sich die Vorbehalte in Absicht auf die Verwaltung ebenfalls wesentlich auf dieses Ernennungsrecht, selbst auf der eigenen Verwaltung der Verkehrsanstalten wird man ohne Zweifel nicht bestehen. Kurz, es sind Wünsche, über die man ins Reine kommen wird. Von competenter Seite ist ausgerechnet worden, daß der Eintritt in den Bund dem Land etwa 3 Mill. Fl. kosten werde. Hätte Würtemberg bereits die Reform seines Steuerwesens fertig, die längst projectirt und eingeleitet, wie üblich auf dem Schreibtisch des Herrn Moritz Mohl liegen geblieben ist und voraussichtlich noch geraume Zeit dort liegen bleiben wird, so wäre dieser Ausfall gar nicht zu spüren. Immer wird daher dieser Umstand die neu eintretenden Staaten zu Anhängern einer Finanzpolitik machen, welche dahin

geht, den Bund so viel als möglich auf eigene Einnahmen anstatt auf Matricularbeiträge zu verweisen.

Neuestens hat nun zwar wieder von einer kleinen Rückwärtsbewegung der würtembergischen Regierung verlauten wollen. Man wird aber solchen Schwankungen keine Bedeutung mehr beilegen dürfen. Vielleicht handelt es sich um ein kleines Manöver, ausgeführt zur Schonung des bedächtigeren Bayerns. Nach wie vor ist man überzeugt, daß Würtemberg auf alle Fälle den Anschluß sucht, und da es ihn sucht, wird es ihn auch finden. Für ein langes theoretisches Hinundherreden wird im Hauptquartier schwerlich viel Zeit sein. Und nicht wenig werden die Verhandlungen beschleunigt werden durch den Entschluß Preußens, den die süddeutschen Bevollmächtigten vorfinden werden, an der Nordbundsverfassung nicht rütteln zu lassen. Nicht darum handelt es sich, diese Verfassung erst so zu modificiren, daß sie den beitretenden Gliedern genehm wird, es handelt sich nur um Zugeständnisse, die ihnen bei ihrem Eintritt in den Bund gewährt werden können. Das übrige aber mag die Atmosphäre thun, in welcher diese Verhandlungen stattfinden: das durch vereinte Macht niedergeworfene Feindesland und das deutsche Heer, das den Anspruch darauf hat, in ein geeintes Vaterland heimzukehren.

Kriegsbericht.

Schwarzweißroth und die deutsche Frage.

Es war vorauszusehen, daß die Reise des Herrn Thiers den neutralen Mächten eine willkommene Anregung geben werde, ihre Friedenswünsche den Kriegsführenden mitzutheilen. Auch Industrie, Handel, Staatseinnahmen der Neutralen leiden unter dem Kriege; die unerhörten Siege der Deutschen und der politische und militärische Sturz Frankreichs beunruhigen, das neue Uebergewicht Preußens wird seit dem Tage von Sedan mit starkem Mißtrauen, die Hilflosigkeit der Franzosen mit Theilnahme betrachtet. Jedem Kabinet modificiren sich diese gemeinsamen Empfindungen nach den eigenen Interessen, im Ganzen hat die Staatenfamilie Europas vorwiegend conservative Neigungen, sie erträgt auch Lästiges, was sich eingelebt hat, mit langer Geduld, aber sie betrachtet jede Neuerung mit dem größten Mißtrauen. Fast alle Regierungen haben sich der Demüthigung des kaiserlichen Frankreichs gefreut, alle sind der Vergrößerung Deutschlands bis in die Vogesen abgeneigt. Wenn jetzt England im Verein mit Oestreich und Italien vorsichtigen Rath für Waffenstillstand und Einberufung einer Constituante ertheilt, und der Kaiser von Rußland in directem Schreiben Schonung für Paris erbittet, so halten wir nicht für leicht, eine solche Lebensäußerung der Großmächte

mit hochachtungsvoller Gleichgiltigkeit abzufertigen, wie unbequem uns der Rath auch gerade jetzt kommen mag, und es wird aller Gewandtheit und Energie unseres auswärtigen Amtes bedürfen, um die Ansichten der Neutralen mit dem in Einklang zu bringen, was für uns militärisch nothwendig ist.

Denn die Ueberzeugung ist im Heer und Volke allgemein, daß die Franzosen noch nicht so weit gebracht sind, um in eine Abtretung des Elsaß und des Saargebiets zu willigen, und daß eine Unterbrechung unserer militärischen Operationen gerade jetzt für uns unheilvoller wäre, als eine verlorene Schlacht. Zur Niederwerfung der feindlichen Widerstandskraft bedürfen wir noch einige Wochen, welche die Uebergabe von Metz und Paris bringen sollen. Für Bazaine steht die Katastrophe nahe bevor, den Zutritt zu Paris vermögen wir erst nach mehreren Wochen scharfer Arbeit zu gewinnen. Von dem Tage, an welchem das Belagerungsgeschütz seine Arbeit beginnen kann, muß ein regelmäßiger Angriff zunächst auf einige Forts stattfinden, erst wenn diese genommen sind, ist ein Angriff auf die Stadt selbst möglich, auch dieser, wie sehr er durch die Noth der ungeheuren Stadtbevölkerung unterstützt werden mag, wird vorsichtig und soweit systematisch sein müssen, daß er nicht auf die Zufälle des Schreckens und der Betäubung rechnet, sondern auf thatsächliche Fortschritte der Artilleriewirkung und Sappe. Und es ist immer noch eine hoffnungsvolle Annahme, welche die Bewältigung von Paris etwa vier Wochen nach Eröffnung des Belagerungskampfes erwartet. Sind Metz und Paris in unserer Gewalt, dann erst dürfte die richtige Zeit für Zusammentritt einer französischen Constituante gekommen sein.

An den Festfahnen, welche unsere Landsleute in den letzten Monaten zur Siegesfeier von Fenstern und Dächern wehen ließen, war in Norddeutschland zuweilen Schwarzrothgold zu schauen. Nicht nur bei solchen deutschen Hausbewohnern, welche aus alter Gewohnheit oder Unzufriedenheit diese Bannerfarben hochschätzen, oder in sparsamem Gemüth eine vorhandene Flagge aufzubrauchen wünschen. Auch kluge Leute lassen, z. B. in Berlin, die Reichsfahne von 1848 wehen; denn — so erklären sie — jetzt nahe eine große Zeit, welche etwas ganz anderes bringen werde, als den Norddeutschen Bund; ferner müsse man den Süddeutschen entgegenkommen, und was sei im Grunde an der Farbe gelegen? Wenn der ehrliche Deutsche sich auf politische Schlauheiten legt, thut er in der Regel Abgeschmacktes. Einem Preußen soll nicht gleichgiltig sein, ob das deutsche Banner, welches seine Thürschwelle beschattet, neben dem modernen Roth die preußischen Farben enthält, oder die östreichischen. Wenn aber die Farben in Wahrheit unwesentlich wären, so würde dem freidenkenden Hausbesitzer unter den Linden oder in der Leipziger Straße erst recht ziemen, dieselben Farben zu zeigen, mit denen die ungeheure Mehrzahl seiner deutschen Landsleute sich in frohem Stolze schmückt.

Oder sollen die andern alle ihre Flaggen umfärben lassen, weil Herrn Bussey's Witz Schwarzrothgold zu erkiesen beliebte? — Aber es wäre freundlich gegen die lieben armen Süddeutschen, welche einmal die Schwäche haben, an der großdeutschen Erinnerung zu hängen! Wir protestiren im Namen aller Süddeutschen gegen diese demüthigende Annahme. Wenn die süddeutschen Demokraten oder auch Andere, welche über den Kleinstaat hinausdenken, zur Zeit das schwarzrothgoldene Banner tragen, so thun sie dies darum, weil sie durch die Farben der deutschen Bewegung von 1848 entweder gegen den norddeutschen Bund oder gegen die Kleinstaaterei ihrer Heimath protestiren wollen. Den Süddeutschen sind diese Farben immer noch das einzige Symbol deutscher Zugehörigkeit, sie haben zur Zeit nichts Besseres. Aber sie wissen so gut, als wir in Norddeutschland, warum sie ihre Farbe bekennen, und sie werden die Zumuthung verlachen, sich durch aufgesteckte Tücher einfangen zu lassen. Das Volk der Bayern flaggt übrigens in Stadt und Land mit Blauweiß, wenn deutsche Truppen einziehen.

Aber es ist kaum nöthig, die deutschen Bundesfarben gegen solche leichtfertige Klugheit zu vertheidigen. Erst das vierte Jahr ist es her, seit das schwarzweißrothe Banner für dreißig Millionen Deutsche das Zeichen ihrer politischen Einheit und Stärke geworden, und schon ist es für alle Landsleute in der Fremde, für weite Gebiete unserer wichtigsten Interessen ein theurer, hochgeehrter Besitz, das Symbol der Sicherheit, des Rechts, der Ehre. Unsere Barkschiffe und unsere Kriegscorvetten haben diese Farben in die entlegensten Häfen fremder Welttheile getragen, von den Flaggenstangen hundert deutscher Consulate wehen dieselben feierlichen Farben über fremdes Gebiet, halbwilde Nationen haben sich gewöhnt, mit scheuer Ehrfurcht darauf zu blicken, und sie rühmen die neue Macht, die so plötzlich aus der Ferne heraufstieg und mit ihrem Zeichen so wunderbar schnell alle Meere, Häfen, Waarenlager bedeckte. Es war nicht kleine Arbeit, die neue Flagge unter jedem Himmelsstrich, in China, Brasilien, unter Arabern und Negern bekannt und gefürchtet zu machen. Und es war etwas sehr Großes, daß in einem Jahre über der ganzen bewohnten Erde die Männer deutscher Abstammung, harte kühle Geschäftsleute, jauchzend die Hüte schwenkten und einander mit thränenden Augen umarmten, weil diese Farben über ihren Häuptern aufgezogen wurden, um sie zu erlösen von der alten Unfreiheit, Isolirung, Schutzlosigkeit und ihnen in der Fremde eine gemeinsame Heimath zu geben, und den höchsten und werthvollsten Männerstolz auf das entfernte deutsche Vaterland. — Sie aber, Herr Hausbesitzer in Berlin, der Sie für die Aussicht auf ein größeres deutsches Reich bereits Ihr Fahnentuch accommodiren lassen, fragen Sie doch wegen der Veränderung noch vorher herum, etwa das Mitglied eines deutschen Sängerbundes aus S. Louis und S. Francisco, einen deutschen

Kaufherrn aus Shangai oder meinetwegen den Präsidenten der Vereinigten Staaten oder einen Würdenträger aus Japan, und alle diese werden Sie anschauen wie einen Narren. Die schwarzweißrothe Flagge ist eingebürgert unter allen Völkern der Erde, und es wäre unnütz, schädlich und frevelhaft, das Capital von Respect und von Patriotismus, das sich um sie gesammelt, wieder zu vergeuden.

Wie der Staatsbau, welcher jetzt 30 Millionen umschließt, für 40 Millionen ergänzt werden müsse, darüber berathen während dieser Woche in der Residenzstadt Ludwig XIV. die Minister der Südstaaten und die Führer unserer Parteien mit dem Grafen Bismarck. Es steht unzweifelhaft fest, daß die Verfassung des Nordbundes den Berathungen zu Grunde liegt und daß es sich um die Modificationen handeln wird, welche den Südstaaten nöthig erscheinen. Von diesen ist Baden seit Jahren bereit, die widerwillige Regierung von Hessen sieht sich genöthigt, freiwilligen Beitritt zu wählen, weil ihr nichts mehr übrig bleibt, Würtemberg ist über alle Hoffnung patriotisch und treu, und die Bedingungen, welche seine Regierung noch stellt, greifen nicht über das dem neuen Staatsbau Erträgliche. Anders steht es mit Bayern. Dort fürchten wir, werden die zureisenden Minister nur geringe Ermäßigung der Forderungen bringen, welche die Majestät von Bayern erhoben hat, sogar das absolute Veto im Bundesrath ist noch nicht beseitigt, ebensowenig die vollständige Kriegsherrlichkeit und gesonderte Militärverwaltung, die Verwendung der Biersteuer u. A. Es gibt Viele unter uns, welche es für ein weit geringeres Uebel halten würden, wenn Bayern noch eine Reihe von Jahren außer dem Bunde bliebe, als wenn es unter Bedingungen eintreten sollte, welche die ohnedies eng begrenzte und unsichere Gewalt der Bundesregierung noch mehr einengten. Aber auch in Bayern ist die Empfindung vorherrschend, daß der Staat so wenig sich wie sein Heer dem neuen Reich entziehen dürfe. Und die ganze große Frage von Versailles ist jetzt, wie weit es gelingen wird, das fürstliche Selbstgefühl des jungen Königs mit dem zu versöhnen, was für das Bundesverhältniß nothwendig wird. Wir aber möchten den Freunden, Altpreußen und Nationalen in die Besprechung jenseit der Grenze hinüberrufen: Festzuhalten an dem Erwerb der letzten Jahre.

Auch unter uns spricht mit rechten Augenblick ein gescheiter und geschäftskundiger Staatsmann seine Forderung aus in der Flugschrift: Die Verfassung des deutschen Bundes-Staats (Leipzig, Dunker u. Humblot 1870.) Die bedeutende Arbeit beschränkt sich nicht auf einzelne patriotische Wünsche, sie charakterisirt mit vortrefflichen Scharfsinn das Wesen des Bundesstaats und die gegenwärtige politische Situation, bespricht in kurzen, oft schlagenden Sätzen die nothwendigen Abänderungen und gibt endlich den vollständigen Entwurf einer neuen Bundesverfassung.

Nur vor wenigen Stellen der wichtigen Denkschrift erlauben wir uns eine abweichende Ansicht auszusprechen. Die Macht des Bundesoberhaupts ist allerdings auf gewisse Befugnisse beschränkt, aber der König übt einen Theil derselben in Wahrheit über dem Bunde und souverain, d. h. ohne persönliche Verantwortlichkeit aus, z. B. das Recht über Krieg und Frieden, Heeresorganisation, Ernennung von Bundesbeamten. Auch deshalb erscheint uns die Forderung, daß der oder die Minister des Bundes dem Bundesrath und Reichstag verantwortlich sein müssen für die verfassungsgemäße Ausübung ihrer Functionen, sehr wohl begründet. Und wir merken, daß Graf Bismarck in Praxi bereits nicht selten dieselbe Empfindung gehabt hat. Ferner aber möchten wir erinnern, daß das Verhältniß der Stimmen im Bundesrath nach Zutritt der Süddeutschen doch für Preußen geändert

werden muß. Wenn Preußen bisher von 43 Stimmen 17 hatte, also fünf weniger als die kleinste Majorität, so würde es bei dem neuen Verhältniß von 58 zu 17, fortan 13 weniger als die kleinste Majorität, weit weniger als ein Drittel der gesammten Stimmen führen. Durch ein so großes Mißverhältniß würde sich die gesammte Bevölkerung des preußischen Staats bedrückt fühlen. Eine Vermehrung der preußischen Stimmen auf 22 würde bei einem Verhältniß von 63 zu 22 immer noch 10 außerpreußische Stimmen für die kleinste Majorität nöthig machen. Und dies Verhältniß erscheint uns als die äußreste Concession, welche 25 Millionen Deutsche an $13\frac{1}{2}$ Million machen können. — Was endlich die Theilnahme des Elsaß an dem Reichstage betrifft so sind wir der Meinung, daß man für die nächsten Jahre, wo dort ein Ausnahmezustand nöthig wird, sich büten soll, französische Proteste in unsere Berathungen zu tragen, wir haben genug an solchen aus Nordschleswig und Posen. — Möge die patriotische Schrift auch an der Stelle im fremden Land ihre Wirkung ausüben, um welche sich jetzt Gedanken und Hoffnung deutschen Stämme sammeln.

♀

Unsern Lesern.

Die Unterzeichneten zeigen den Correspondenten und Lesern des Blattes an, daß sie mit Ende dieses Jahres ihre Verbindung mit den Grenzboten aufgeben müssen.

Der Gegensatz, welcher sich zwischen unserer Behandlung religiöser Fragen und dem confessionellen Standpunkt des Herrn Verlegers aufthat, machte die Lösung des Verhältnisses nöthig, welches einen der Unterzeichneten seit dem Jahr 1848 mit den deutschen Lesern verbunden hat.

Leipzig, 27. October 1870.

Gustav Freytag. **Max Jordan.** **Alfred Dove,**
als derzeitiger Redacteur.

Verantwortlicher Redacteur: **Alfred Dove.**

Den verehrlichen Mitarbeitern und Lesern der Grenzboten hierdurch die ergebenste Mittheilung, daß ich die zeither den Herren Dr. G. Freytag und Dr. Max Jordan zugehörige Hälfte dieser Zeitschrift bei einer contractgemäß unter den bisherigen Miteigenthümern derselben stattgefundenen Versteigerung durch Höchstgebot erworben habe, und dadurch vom 1. Januar 1871 deren alleiniger Eigenthümer geworden bin. Die in Bezug auf die Redaction eintretenden personellen Aenderungen behalte ich mir vor, seiner Zeit zur Kenntniß der resp. Leser zu bringen.

In sachlicher Beziehung werde ich dafür besorgt sein, daß die zeitherige politische Richtung, jedoch unter steter Berücksichtigung der inzwischen in dem deutschen Staatsleben eingetretenen Veränderungen, auch künftig eingehalten werde. Das Gebiet religiöser Polemik wird in ihr künftig ausgeschlossen sein.

Die Erhaltung vieler bisheriger, und die Gewinnung neuer tüchtiger Mitarbeiter an derselben gibt mir die Gewähr, daß auch unter neuer Redaction die Grenzboten den Platz behaupten werden, den sie seit 29 Jahren in meinem Verlage auf politisch-literarischem Gebiete einnahmen.

Leipzig, den 25. October 1870.

Friedrich Ludwig Herbig
(Fr. Wilh. Grunow).

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Der Sturz des Cäsarismus.

Es war nicht nur eine Dynastie, welche in der weltgeschichtlichen Katastrophe von Sedan zusammenbrach, sondern ein Regierungssystem, das lange auf Europa schwer gelastet hatte. Das Regiment Napoleons III. hatte mit der orientalisch-russischen Despotie, sowie mit dem patriarchalisch-bureaukratischen Absolutismus deutscher Staaten vor 1848 nur das gemein, daß in letzter Instanz stets der persönliche Wille des Souveräns entschied, die Art aber, wie das zweite Kaiserthum seine unumschränkte Macht begründete, war ihm durchaus eigenthümlich. Der Cäsarismus, den Napoleon I. skizzirt, aber den erst der Neffe zu einem System ausgebildet, sucht durch ein directes Votum des Volkes die unbedingte Autorität des Souveräns zu begründen und dadurch die regelmäßige Nationalvertretung ohnmächtig zu machen. Das blinde Vertrauen der unwissenden Massen auf einen großen Namen als Repräsentanten des Ruhmes und der Ordnung wird gebraucht, um die intelligente Kritik der höheren Klassen in Schach zu halten, welche die Wünsche der Nation kennen und zugleich die Mittel zu beurtheilen wissen, durch welche dieselben befriedigt werden können. Daher fehlen die verbindenden Mittelglieder des repräsentativen Systems, über der gleichgewalzten Volksoberfläche erhebt sich als einsame Spitze der Cäsar. Und wie derselbe seine Macht aus der directen Wahl des Volkes ableitet, so erklärt er sich auch nur der Gesammtheit des Volkes verantwortlich; zeigt sich bei mangelhaften Erfolgen der Regierung allgemeinere Unzufriedenheit, so wird an die Massen appellirt und aus dem Bade des Plebiscits steigt die Autorität des Imperators verjüngt hervor, das Volk selbst hat zwischen ihm und den Unzufriedenen gerichtet.

Wie einfach, wie großartig nahm sich dies System aus, wie erhob der Träger desselben Frankreich aus den Wirren der Revolution rasch zur leitenden Macht Europas, welchen Aufschwung nahm die materielle Entwickelung des Landes unter dieser fürsorglichen Staatsgewalt, mit welcher Geringschätzung wurde die unbeholfene parlamentarische Wirthschaft angesehen, die nur mühsam hinter solchen Erfolgen herhinken konnte!

Und nun? Ueber Nacht ist der ganze stolze Bau zusammengebrochen und Frankreich in ein Chaos gestürzt, wie es ähnlich nur in den Zeiten des Convents gefunden wird.

Eine derartige Katastrophe rechtfertigt wohl den Versuch, einen tieferen Einblick in ihre Ursachen zu gewinnen.

Tocqueville hat uns gezeigt, wie die französische Revolution das im Unterbau bereits bestehende System der Centralisation nur consequent durchführte. An die Begründung einer Selbstverwaltung dachte Niemand, im Gegentheil man zerstörte dieselbe, wo sie sich noch vorfand, wie in den Ständen von Languedoc, weil dasselbe den Gleichheitsideen der Revolution feindlich war. Aus dem furchtbaren Wirrsal der Schreckenszeit konnte nur eine Organisation retten, welche den gebieterischen Bedürfnissen genügte, die jede Regierung hat. Die Nation, noch vollkommen mit ihrer wirthschaftlichen nnd socialen Neugestaltung beschäftigt, verlangte nur Ordnung und ein Regiment, welches die materiellen Errungenschaften der Revolution sicherstellte, sie hatte keine Zeit und noch weniger Neigung, die schwere Arbeit der Selbstverwaltung zu übernehmen, und fand sich mit dem Staat durch Steuerzahlung und Conscription ab. So gründete Napoleon I. die Regierung des neuen Frankreich auf die centralisirte Verwaltung, welche nur das unter Richelieu und Ludwig XIV. begonnene Werk bis zur letzten Consequenz durchführte und von allem feudalen Beiwerk der alten Gesellschaft befreite. Ein solches Regierungssystem mußte despotisch sein, eine Volksvertretung konnte in ihm nur ein hors d'oeuvre bilden, neben dem kaiserlichen Kabinet war nur der Staatsrath als höchste berathende Behörde von Bedeutung. „Die Staatsräthe in ihrer Verbindung waren meine Gedanken im Stadium der Ueberlegung, wie die Minister meine Gedanken im Stadium der Handlung“, äußerte der Kaiser später, beide also nur Gehilfen ohne Selbstständigkeit.

An dieser vorgefundenen Organisation des Kaiserreichs hat weder die Restauration noch die Julimonarchie etwas wesentliches geändert, die freien Institutionen der geschriebenen Verfassungsurkunden berührten nur die Oberfläche des Volkslebens, die übermächtige Gewalt der Beamtenhierarchie blieb unangetastet, sie war in neue Hände übergegangen, aber setzte ihr unpersönliches, anonymes Werk mit ungeschwächten Mitteln fort, die bourbonischen Präfecten waren gerade so absolut wie die bonapartistischen. Hätte die Restauration einen schöpferischen Staatsmann gehabt, der das unwiederbringlich Verlorne im ancien régime entschlossen über Bord geworfen und gestrebt hätte, durch municipale und provinzielle Organisation ein Gegengewicht gegen die verderbliche Alleinherrschaft von Paris zu gewinnen, so wäre Karl's X. Thron vielleicht nicht vor einer Emeute zusammengebrochen. Aber statt dessen

stärkte man die Opposition durch fortwährende versteckte Angriffe auf die Errungenschaften der Revolution, welche dem ganzen Volk ans Herz gewachsen waren, die Rathschläge Fiévées, die alten Provinzen herzustellen, verhallten ungehört und das constitutionelle Wesen selbst ward vergiftet durch die unablässige Einmischung der Verwaltung in die Wahlen. An die Stelle des absoluten Kaisers waren die zeitweilig ebenso absoluten Minister getreten, welche die ihnen unangenehmen Präfecten grade so rücksichtslos absetzten, wie Napoleon seine Creaturen. Auch die Julimonarchie führte diese Regierungsweise ganz unverändert fort, weder Thiers noch Guizot haben je daran gedacht, die Allmacht der Verwaltung zu beschränken, das jeweilige Ministerium brauchte die hundertarmige Maschine rücksichtslos, um sich günstige Wahlen zu verschaffen, und wenn es in dem parlamentarischen Turnier der Kammer unterlegen war, so kehrten seine Nachfolger einfach den Spieß um. Daher aber auch die Ohnmacht zum Widerstande, als einmal die Fluth der Unzufriedenheit ernstlich zu steigen begann; Louis Philipp und Guizot wurden so leicht bei Seite geschoben, wie ein Bureauchef, und die Präfecten, welche die Katastrophe überlebten, hatten nun republikanische Wahlen zu fabriciren, wie vorher je nach Bedürfniß Guizot'sche oder Molé'sche.

Diese gewaltige Verwaltungsmaschine gab nun die Verfassung von 1848, von der der Herzog von Broglie sagte „elle a reculé les limites de la stupidité humaine", in die Hand des durch Plebiscit erwählten Präsidenten der Republik, des Erben Napoleons I., der mit größter Zähigkeit jede parlamentarische Regierung für Frankreich als unmöglich bekämpft und das System seines Oheims in den Idées Napoléoniennes verherrlicht hatte. Selbst keineswegs ein schöpferischer Geist hatte er bei seinem Eintritt in das Labyrinth der französischen Politik, das er von außen so eifrig studirt, den Vortheil eines festen, ja fanatischen Glaubens an eine Idee, den Imperialismus. Er war keineswegs blind für die Fehler seines Oheims; gleich nach dem Staatsstreich äußerte er gegen Montalembert: „Ich kann Fehler begehen, aber es gibt deren zwei, über die das erste Kaiserreich gefallen ist und die ich nie begehen werde, das ist der Bruch mit England und der Bruch mit Rom." Er erklärte andererseits auch keinen Haß gegen den Parlamentarismus an sich zu haben. Ce système, sagte er zu einem englischen Staatsmann, est bon dans les pays où il est inné, où la liberté est possible et dont elle est la gloire, mais si je m'avisais à donner la liberté aux Français, ils ne s'en serviraient que pour me renverser. Sein unwandelbarer Gesichtspunkt war daher, daß Frankreich nur mit dem Imperialismus zu regieren sei. In einer Unterhaltung über seine Politik nahm er den Bleistift und zeichnete auf den Tisch ein Dreieck. „Sehen Sie", sagte er, „hier ist mein System. Die Grundlinie repräsentirt die Massen, die beiden Seitenlinien

den Klerus und die Armee, entre les trois nous avons la bourgeoisie mécontente mais contenue".

Ein derartiger fester Glaube allein mußte ihm schon ein großes Gewicht in einer Situation geben, wo Alles in Auflösung begriffen war, und diesem Glauben ward jetzt das Werkzeug der gesammten Executivmacht Frankreichs zur Verfügung gestellt. Was war natürlicher, als daß er dasselbe zur Vernichtung seiner Gegner brauchte, die in seinen Augen als Schwätzer und Anarchisten ebensowenig Schonung verdienten, wie der gemeine Bourgeois Louis Philippe, gegen den er zweimal die Fahne des Aufstands erhoben? Die conservative Reaction gegen die Ausschreitungen der Socialdemokratie erleichterte ihm sein Spiel außerordentlich, so groß war die Angst im Innern wie nach Außen vor der Revolution, daß der Präsident nach dem Staatsstreich in Frankreich wie an den fremden Höfen als Retter der Gesellschaft gepriesen ward. Zur Bestätigung des Staatsstreichs trat damals zuerst das Institut des Plebiscits auf, im December 1848 hatte das Volk nur einen Präsidenten gewählt, wie die Amerikaner alle vier Jahre den ihrigen, nur durch indirecte Wahl, ernennen. Diesmal aber legte das Staatsoberhaupt dem Volke eine Reihe Fragen vor, auf die mit Ja oder Nein zu antworten war. Wir glauben vollständig, daß die große Majorität der Nation, um nur Ruhe zu haben, bereitwillig noch härtere Bedingungen angenommen hätte, aber die Art, wie ihre Zustimmung eingeholt ward, blieb darum nicht minder charakteristisch, denn es ist klar, daß wer beim Plebiscit die Frage stellt, sie thatsächlich bereits beantwortet. Das Volk hat keine Initiative, es kann nicht einen Satz des Vorgeschlagenen annehmen und den anderen verwerfen, es kann nur einfach annehmen oder ablehnen.

Die Proclamation des Präsidenten vom 2. December an das französische Volk stellte demselben die Wahl eine nach der Consularverfassung von 1804 zugeschnittene Constitution anzunehmen, welche Frankreich unfehlbar Ruhe und Gedeihen verbürgen werde, oder eine Regierung zu wählen, „ohne Kraft, monarchisch oder republikanisch emprunté je ne sais à quel passé ou à quel avenir chimérique." Die Grundlagen der Verfassung, welche dem Plebiscit unterbreitet wurden, waren folgende:

1) Ein verantwortliches Staatsoberhaupt auf 10 Jahre erwählt.

2) Minister, die von der Executive allein abhängen.

3) Ein Staatsrath zur Vorberathung der Gesetze.

4) Ein gesetzgebender Körper durch allgemeines Stimmrecht gewählt.

5) Eine zweite aus allen Größen des Landes gebildete Versammlung als Gegen- und Gleichgewicht (pouvoir pondérateur), Hüter des Grundvertrages und der öffentlichen Freiheiten.

Diese Grundlagen sollten dann durch die genannten Versammlungen

weiter entwickelt werden und die dergestalt erzeugte Verfassung würde das Problem „la France régénérée par la révolution de 89 et organisée par l'Empereur" lösen.

Frankreich nahm diese Vorschläge mit 5 Mill. Stimmen an, das auf 10 Jahre gewählte Oberhaupt wurde durch ein neues Plebiscit nach zehn Monaten Kaiser und die constitutionellen Staatskörper entwickelten jene Grundlagen zur Verfassung von 1852, welche nach Napoleons Ausdruck „das einzige Gebäude war, das später eine weise und wohlthätige Freiheit zu ertragen im Stande sei."

Die Verfassung von 1852 läßt sich kurz folgendermaßen analysiren.

Der Kaiser allein ist dem Volke verantwortlich, an das er stets appelliren kann, die Minister hängen von ihm allein ab und sind nur für ihr Ressort verantwortlich, es besteht keinerlei Solidarität unter ihnen, sie können nur von dem durch den Kaiser ernannten Senat in Anklagezustand versetzt werden. Der Kaiser befehligt die bewaffnete Macht, erklärt Krieg, schließt Frieden, Allianzen und Handelsverträge, ernennt alle Staatsdiener, hat allein das Recht gesetzgeberischer Initiative, er kann den Belagerungszustand für ein oder mehrere Departements verhängen und hat nur nachträglich dem Senat davon Mittheilung zu machen.

Die Mitglieder des Senats, 150 an der Zahl, werden auf Lebenszeit vom Kaiser ernannt, ihre Functionen sind unentgeltlich, jedoch kann ihnen unter besonderen Umständen eine Dotation von jährlich 30,000 Francs verliehen werden. (Es hat keinen Senator gegeben, der dieselbe nicht bezogen hätte). Die Sitzungen sind geheim, der Senat widersetzt sich solchen Gesetzen, die der Verfassung, der Religion, der Sittlichkeit, der individuellen Freiheit, der Gleichheit der Bürger vor dem Gesetz, der Unverletzbarkeit des Eigenthums, dee Unabsetzbarkeit der Richter und der Vertheidigungsfähigkeit des Staatsgebietes gefährlich werden können. Als Hüter der öffentlichen Freiheiten hat er allein das Recht, Petitionen entgegenzunehmen. Er regelt durch einfachen Beschluß die Verfassung Algeriens und der Colonien, interpretirt die Verfassung authentisch und bestimmt alles, was nicht durch dieselbe bereits vorgesehen und zu ihrer Wirksamkeit nothwendig ist, er allein ist daher auch berechtigt, Verfassungsveränderungen vorzunehmen, aber jede solche, welche die in der Proclamation vom 2. Decbr. vorgezeichneten Grundlagen berührt, muß dem allgemeinen Stimmrecht unterbreitet werden. Bei Auflösung des gesetzgebenden Körpers ordnet der Senat auf Antrag des Kaisers durch Dringlichkeitsmaßregeln Alles, was zum Gange der Regierung erforderlich ist.

Die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers werden durch allgemeines Stimmrecht auf 6 Jahre gewählt, sie empfangen keinen Gehalt (wohl aber

reichliche Diäten). Die Versammlung discutirt und votirt die Gesetzentwürfe und Steuern, sie hat nicht nur keine Initiative, sondern selbst Verbesserungsanträge können nur in den Commissionen gestellt werden und werden im Plenum nur zur Debatte zugelassen, wenn der Staatsrath sich vorher damit einverstanden erklärt hat. Der Staatsrath vertheidigt die vorgelegten Gesetzentwürfe vor dem Corps législatif wie vor dem Senat. Ein hoher Gerichtshof entscheidet ohne Berufung über alle Angriffe gegen das Staatsoberhaupt, seine Familie und die innere oder äußere Sicherheit des Staates, nur der Kaiser kann solche Fälle an dies Ausnahmetribunal verweisen. Diese Grundzüge der allgemeinen Verfassung wurden ergänzt durch entsprechende Abänderungen der Localinstitutionen, die Zusammensetzung der Arrondissementsräthe ward modificirt und der Regierung das Recht gegeben, die Präsidenten und Secretäre derselben zu ernennen, desgleichen die Maires, die nicht einmal Mitglieder der betreffenden Gemeinderäthe zu sein brauchten, die Gemeinderäthe von Paris und Lyon endlich wurden einfach von der Regierung ernannt.

Außer dieser gesetzlich festgestellten Machtvollkommenheit nahm die Regierung nun auch noch das Recht in Anspruch, das allgemeine Stimmrecht vor Mißbrauch zu bewahren, indem sie dem Volke die Männer ihres Vertrauens bezeichnete. Bei der Allmacht der Verwaltung, von deren gutem Willen nicht einer unter hundert Bürgern unabhängig ist, waren die officiellen Candidaturen, welche mit dem ganzen Druck der Bedrohungen und Belohnungen durchgeführt wurden, eine systematische und vollständige Corruption des Wahlrechts.

Man wird diesem ganzen System nicht das Verdienst absprechen können, daß es den Scheinconstitutionalismus in unübertrefflicher Weise organisirt hat. Alle wirkliche Macht ist direct oder indirect in den Händen des Kaisers, die großen Staatskörper dienen nur zur constitutionellen Decoration, sie sind fast durchgängig aus Statisten zusammengesetzt, welche willig jeden Gesetzentwurf sanctionirten. In 15 Jahren war die Dotation des Grafen Palikao die einzige Maßregel, welche der gesetzgebende Körper verwarf, im Senat, welcher der Hüter der öffentlichen und individuellen Freiheiten sein sollte, stimmte nur der Marschall Mac Mahon gegen das Sicherheitsgesetz von 1858. Auch die Gerechtigkeit wird man Napoleon III. widerfahren lassen müssen, daß er während der 18 Jahre, die er regiert, niemals irgend einen wesentlichen Punkt dieses Systems aufgegeben hat, welches er als das einzig richtige für sein Reich betrachtete. Alle Abänderungen der Verfassung, seien sie freiwillig von ihm ausgegangen oder ihm, wie 1869, abgerungen, haben nur unwesentliche Punkte berührt. Die 1859 bewilligte Adreßdebatte, die Wortminister ließen die Machtvollkommenheit des Kaisers ebenso unangetastet wie das Senatus-Consult vom 8. Sept. 69. Der Schrecken, den die Wahlen von 1869

einflößten, beruhte auf dem Zusammenwirken der Liberalen und Republikaner gegen die officiellen Candidaten. Napoleon fügte sich scheinbar, weil schroffer Widerstand die Opposition nur gesteigert hätte, aber er, der sein ganzes Leben das parlamentarische Regiment als verderblich für Frankreich bekämpft, war keineswegs über Nacht anderen Sinnes geworden. Er machte daher Concessionen, die entweder materiell unwichtig waren, wie das Recht des gesetzgebenden Körpers seinen Präsidenten zu wählen, oder illusorisch, wie die Theilnahme des von ihm ernannten Senates an der Gesetzgebung und die Ministerverantwortlichkeit, neben der die Verantwortlichkeit des Kaisers und sein Recht an das Volk jederzeit zu appelliren bestehen blieb. Wo die Verantwortlichkeit zwischen zwei Factoren getheilt ist, deren einer vom andern abhängt, da hört sie rechtlich überhaupt auf, umsomehr als die Verantwortlichkeit des Souveräns vor dem Volke bekanntlich erst praktisch wird, wenn dieser nicht mehr im Besitz der Macht ist.

Mit diesen Concessionen, die der Senat gehorsam ratificirte, war das Maß der Nachgiebigkeit erschöpft und die Sitzung des gesetzgebenden Körpers ward, um allen ferneren Unbequemlichkeiten vorzubeugen, geschlossen. In den letzten Monaten des Jahres 1869 operirte der Kaiser sehr geschickt, indem er der Zügellosigkeit der Radicalen freien Spielraum gab und dadurch die Liberalen so erschreckte, daß sie glaubten, es um keinen Preis zum Bruche mit dem Kaiser treiben zu dürfen. Als Bürge der verheißenen „Krönung des Werkes durch die Freiheit" mußte der eitle Ideologe dienen, der Prophet des liberalen Kaiserthums, den Napoleon sich bereits langer Hand gesichert. Ohne Garantien irgend welcher Art, in stolzem Vertrauen auf sein Talent, übernahm Ollivier in maßloser Verblendung das Ministerium, in dem er sich binnen weniger Monate so verbrauchte, daß er nur um den Preis bleiben konnte, willenloses Werkzeug des kaiserlichen Gedankens zu sein. Die Hoffnungen der vertrauensseligen Liberalen alter Schule, die laut das redeunt Saturnia regna predigten, verwelkten rasch und das Plebiscit streifte den letzten Rest des liberalen Firnisses ab. Mit dem Ausgang desselben war das persönliche Regiment aufs Neue so fest begründet, daß nur eine Revolution es stürzen konnte.

Aber wenn man Napoleon die Consequenz und Geschicklichkeit nicht bestreiten kann, mit der er an seinem Werk von 1852 festgehalten hat, so waren die Folgen für Frankreich furchtbar. Mit dem Staatsstreich hörte für jeden unabhängigen Mann die Möglichkeit auf, sich praktisch an der Politik zu betheiligen. Die napoleonischen Minister, die fortan auf der Bühne der großen Politik agirten, die Fould und Billaut, Walewski und Rouher, Grammont und Benedetti waren willenlose Werkzeuge des kaiserlichen Kabinets, sie übten nur insofern Einfluß, als sie ihre Instructionen mit mehr oder weniger Ge-

schick ausführten. Die bedeutenden Köpfe der Julimonarchie, wie Guizot, Thiers, Tocqueville, Villemain, Barante u. s. w. zogen sich grollend in die Burg der Akademie zurück, die gesinnungslosen Talente, wie Dupin, Mérimée, Chevalier Parieu, Moustier u s. w. gingen zu der neuen Fahne über, die, wie sie nach Talleyrands Beispiel sagten, doch einmal die Frankreichs sei. In den untern Stufen der Regierungshierarchie war der Gesinnungswechsel von jeher an der Tagesordnung, die durch einen Federstrich absetzbaren Präfecten hingen mit ihren Blicken an dem allmächtigen Gebieter und harrten in Spannung der Befehle, die der Telegraph aus dem Ministerium des Innern brachte. Wenn es dem Kaiser paßte, wußte er zwar von den Wohlthaten der Decentralisation zu sprechen, da, wie er sagte, man wohl von ferne regieren, aber nur in der Nähe verwalten könne, thatsächlich aber kam diese Decentralisation darauf hinaus, daß man den Präfecten einige Befugnisse übertrug, die sonst die Centralbehörde hatte und auch diese Maßregel ward bald durch Decret zurückgenommen wie sie gegeben war. Die Centralisation stieg immer höher, das Dach einer Mairie konnte nicht reparirt werden, ohne in Paris anzufragen, in einer Flugschrift von 1860 ward ganz ernsthaft der Vorschlag gemacht, alle Concierges zu Regierungsbeamten zu machen und ihnen eine Art Oberaufsicht über die Bewohner der Häuser zu geben. Die Provinzen sanken zur äußersten Unselbständigkeit herab, Paris machte die Gesetze, Moden, Romane, Vaudevilles, Zeitungen, politischen Meinungen für ganz Frankreich, die Departements nahmen willenlos das vom Mittelpunkt Gebotene. Sie wurden nur in Bewegung gesetzt, wenn die Pariser illoyale Velleitäten zeigten oder die Vorsehung den Kaiser von einer Verschwörung gerettet. Dann sandten die Präfecten und Maires entrüstetete Ergebenheitsadressen an die Tuilerien, die pflichtschuldigst von allen Beamten, Lieferanten, Schullehrern, Richtern, gutgesinnten Advocaten und Aerzten unterzeichnet waren und der Moniteur hielt diese Beweise tiefgewurzelter Anhänglichkeit an die kaiserliche Dynastie den undankbaren Parisern vor; das Aschenbrödel, die Provinz, sollte das verzogene Kind, die Hauptstadt, beschämen. Bei der Allmacht der Bureaukratie waren in den kleinern und mittlern Städten fast alle Bürger von Bedeutung in irgend welcher Weise auf den guten Willen der Regierung angewiesen und die Opposition auf den Herausgeber eines radicalen Blattes, entlassne Beamte, Lieferanten, die sich vergebens um die Gunst des Präfecten beworben, und Arbeiter beschränkt.

Nur da, wo der Klerus nicht mit der Regierung ging, bildete der bischöfliche Palast den Mittelpunkt einer selbständigen Action. Das machte sich namentlich geltend, seitdem die italienische Politik des Kaisers Rom bedrohte, in den inneren Fragen ging übrigens der Klerus fast immer Hand in Hand mit Napoleon und war ein mächtiger Factor für die officiellen Candidaturen.

In den größeren Städten Lyon, Marseille, Toulouse, Bordeaux, gab es allerdings eine Opposition von Bedeutung, aber ihr Nerv lag in der demokratisch-socialistischen Partei; mit der die gemäßigten Liberalen nicht zusammengehen konnten. Die eigentliche Burg des Bonapartismus aber war die ländliche Bevölkerung, Napoleon verdankte seine Erwählung den Bauern und ihrem Haß gegen die Socialisten, sie wollten eine starke Regierung, die ihnen Ruhe verschaffte, und stimmten deshalb unbesehen für die officiellen Candidaten. Die größeren Grundbesitzer zogen entweder an demselben Strang, oder waren, falls sie legitimistische resp. orleanistische Gesinnungen hegten, vom politischen Leben schon dadurch ausgeschlossen, daß sie dem Kaiser nicht den Eid geleistet hatten, der selbst für das Amt eines Gemeinderaths gefordert ward. Auf diese Weise ward es dann der Regierung nicht schwer das allgemeine Stimmrecht so zu leiten, daß eine überwältigende Majorität wohlgesinnter Abgeordneter in das Palais Bourbon entsandt ward. Der gesetzgebende Körper erinnerte in der ersten Periode seiner Existenz durch stumme Servilität an das egyptische Parlament Ismael-Pascha's, wo niemand auf der Linken sitzen wollte. Bei den zweiten Wahlen sandten die größeren Städte einige oppositionelle Vertreter, die Fehler der auswärtigen Politik ließen die Opposition allmählich zu immer größerer Bedeutung wachsen, aber die Majorität blieb der Regierung sicher und klammerte sich an sie, bis die ganze große Versammlung vor einer Pariser Emeute in alle Winde zerstob.

Aber nicht nur alle politische Freiheit war dem Lande genommen, auch die persönliche und literarische war rein dem Gutdünken der Polizei anheimgegeben. Louis Napoleon war allerdings kein grausamer Tyrann, so lange sich kein bedrohlicher Widerstand zeigte, aber man darf nicht vergessen, daß abgesehen vom Staatsstreich, Tausende ohne richterliches Verfahren eingekerkert oder deportirt wurden. Unter dem Ministerium des Generals Espinasse hatte jeder Präfect eine Liste von Verdächtigen und Gefährlichen zu liefern, welche ohne Weiteres nach Cayenne oder Lambessa wanderten. Ein Präfect gestand einem Freunde, er sei in Verzweiflung, die Regierung habe eine Liste von 50 zu deportirenden Personen von ihm gefordert, er könne in seinem ganzen Departement nicht fünfundzwanzig finden, die irgend wie gefährlich seien, und habe das dem Minister vorgestellt, nichtsdestoweniger habe derselbe befohlen, die Liste vollzumachen und er habe gehorchen müssen. Derartiges Eingreifen ließ fast alle, die etwas zu verlieren hatten, so zittern, daß sie keine Opposition wagten; wußte man doch, daß das schwarze Kabinet in der Stille eifrig thätig war und selbst die Correspondenz hochstehender Personen controlirte. Außerdem kommt in Betracht, daß Telegraphen und Eisenbahnen die präventive Macht der Regierung unermeßlich vermehrt hatten, man brauchte nicht für Hochverrath und Aufruhr zu bestrafen, wo die Polizei

so allgegenwärtig war, daß jeder Widerstand im ersten Keime erstickt werden konnte.

Das Telegraphenwesen war ganz in den Händen der Regierung, jede geheimnißvoll aussehende Depesche wurde aufgehalten oder zurückgewiesen, jede Nachricht, welche die Agence Havas und Correspondance Bullier brachten, wurde auf dem Ministerium controlirt, erstere allein bediente 307 Zeitungen. Was die Presse betrifft, so ist die Bestimmung bekannt, welche die Regierung berechtigte, ein Blatt nach den Avertissements zu unterdrücken, aber außerdem gab es noch einen gewaltigen Controlapparat hinter den Coulissen. Die Oppositionsjournale empfingen täglich privatim Winke, über das, was sie sagen durften, was nicht; jede Nichbeachtung solcher Mittheilung der Polizei zog ein Avertissement nach sich.

Außer diesen Züchtigungsmitteln gegen die Renitenten gab es das Zuckerbrod der Subvention für die Freunde oder Schwankenden. In Paris allein bestanden außer dem officiellen Journal acht große Zeitungen, welche täglich ihre Direction und Nachrichten auf dem Ministerium des Innern holten und Subventionen, um eine gewisse Anzahl Gratis-Exemplare zu vertheilen, erhielten. Auf die Provinzen wirkten außer dem an allen Mairien angeschlagenen Moniteur des Communes die officiösen Blätter, deren jedes Departement wenigstens eins hatte, daneben liefen die nach ministeriellen Instructionen redigirten Correspondenzen, wobei es die verschiedensten Schattirungen gab; eine gewisse Freiheit der Bewegung, die den Schein der Unabhängigkeit wahrte, wurde gestattet, wenn man die Mittheilungen der ministeriellen Correspondenzen aufnahm. Es war der colossalste Apparat zur Züchtung und Fälschung der öffentlichen Meinung, der wohl jemals dagewesen ist, die Resultate dieser Schule sehen wir deutlich in der Verkommenheit der heutigen französischen Presse. Hand in Hand hiemit ging das Sinken der Literatur und Kunst; in den ersten Jahren des Kaiserreichs wirkten noch viele der Talente früherer Epochen, aber reißend ging es abwärts von Scribe und Auber zu A. Dumas Fils und Offenbach. In dem Salon von 1868 fanden wir kaum ein Bild von hervorragender Bedeutung, desto mehr Darstellungen von Situationen, die keine deutsche Aufnahme-Commission hätte passiren lassen, die nudités füllten mehr als einen Saal. — Dem Sinken dieser idealen Mächte entsprach der steigende Materialismus, Geld und Genuß war die allgemeine Losung, Actien und Börsenschwindel, tunesische und mexikanische Anlehen, Crédits mobiliers und fonciers aller Art drängten sich, wie Pilze schossen die Vermögen aus der Erde. Das Laster wird in jeder großen Hauptstadt einen breiten Platz einnehmen, aber mit so dreister Stirn wie unter dem zweiten Kaiserreich ist es lange nicht aufgetreten, man wußte nicht mehr, wo die Halbwelt aufhörte und die hoffähige Gesellschaft begann, die

großen Damen eiferten den Loretten nach, Theresa und Cora Pearl waren die beneideten Nebenbuhlerinnen der Fürstin Metternich und Gräfin Castiglione in der jeunesse dorée.

Es soll gewiß nicht behauptet werden, daß die ganze materielle Entwicklung der letzten 21 Jahre Schwindel war, der Ausbau des französischen Eisenbahnsystems und die durch die kaiserliche Handelspolitik geschaffene freiere Bewegung sind dauernde Wohlthaten, durch welche die Hilfsquellen des von der Natur so reich begünstigten Landes sich mächtig hoben. Aber es muß betont werden, daß das ganze Streben der kaiserlichen Politik im Innern auf das Materielle ging, und um die Welt stets durch neue glänzende Erfolge zu frappiren, neben den soliden Mitteln naturgemäßer Entwicklung auch den Schwindel und Socialismus nicht verschmähte. Daher die Bäckereikassen, welche die Brodpreise in den großen Städten künstlich fixirten, die unentgeltlichen Schau- und Wettspiele an dynastischen Festtagen, die colossalen Bauten in den großen Städten, welche diese in immer wachsende Schulden stürzten und dem Ackerbau die nöthigen Hände entzogen.

Was dagegen für die geistige Bildung des Volkes und namentlich den öffentlichen Unterricht, vorzüglich während des Ministeriums des wackern Protestanten Duruy geschah, war im Verhältniß geringfügig; während für neue Boulevards und Feldzüge immer Geld da war, wurden die Schullehrer kümmerlich abgespeist. Im Großen und Ganzen hatte der Klerus freie Hand, der auf dem platten Lande und noch mehr in den kleinen Städten eine immer steigende Macht gewann. Klöster, Priesterseminarien, geistliche Schulen mehrten sich täglich, die Bauern und die kleine Bourgeoisie warfen sich aus Angst vor dem Socialismus der Kirche in die Arme, die unabhängigeren Geister der jüngeren Generation andrerseits wurden Materialisten und Atheisten. Es liegt eine furchtbare Wahrheit in dem Ausspruch eines Artikels des Constitutionnel, der im August mit Erbitterung die Protestanten angriff: On fera peut-être de nous avec le temps et la corruption un peuple athée, jamais protestant.

Die andere Seitenlinie des obenerwähnten napoleonischen Dreiecks war die Armee, sie bildete neben den Massen und dem Klerus die Hauptstütze des Systems und der Kaiser hatte seit dem Staatsstreich Alles gethan, um sie zu heben, namentlich um die Linie auf denselben Grad der Ausbildung zu bringen, die unter der Julimonarchie den Elitetruppen, den Chasseurs d'Afrique, Zuaven und Spahis gegeben war. Der Krimmkrieg und der italienische Feldzug brachten die französische Armee auf die Höhe ihres Ruhmes, von da an aber ging sie abwärts. Die Expedition nach Mexico kostete nicht nur Tausende von Menschen und Millionen, sondern die Verluste sollten auch versteckt werden, weil man für das unpopuläre Unternehmen nicht

wagte, eine Anleihe oder Vermehrung des Contingents zu fordern. So wurden die für die nothwendige Erneuerung und Instandhaltung des Kriegsmaterials bestimmten Summen verwendet, um die Kosten des Feldzugs für die lateinische Race zu decken, und während die Cadres im Militärbudget vollzählig aufgeführt wurden, sank der Effectivbestand der Art, daß nach Sadowa die Marschälle erklärten, nur 200,000 M. kriegsbereit zu haben. Nachdem Napoleon nun mit dem Lavalette'schen Circular gute Miene zum bösen Spiel gemacht, wurde Alles in Bewegung gesetzt, um die Armee kriegstüchtig zu machen, kein Geld ward gespart, um sie in Bewaffnung und Ausrüstung der preußischen ebenbürtig zu machen. Aber den entscheidenden Schritt der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht wagte man doch nicht, obwohl der Kaiser dafür war und schon 1843 die preußische Militärorganisation „die vorzüglichste, die jemals unter civilisirten Völkern bestanden hat" nannte. (Progrès dn Pas de Calais 5. Mai). Die französische Gesellschaft war unter dem Kaiserthum zu selbstsüchtig und üppig geworden, um sich den großen Opfern zu fügen, welche der allgemeine Dienst von einer Nation fordert. Das Jagen nach Reichthum führte vielmehr dazu, daß jeder Dienstpflichtige, der es nur irgend vermochte, sich einen Stellvertreter kaufte und somit die ganze Last des Dienstes auf die ärmeren Klassen fiel, welche dies als eine bittere Ungerechtigkeit fühlten und die Conscription als wahre Blutsteuer haßten. Außerdem kommt in Betracht, daß während früher die Stellvertreter auf dem Wege der freien Vereinbarung beschafft wurden, jetzt der Staat dieselben lieferte, indem die Loskaufgelder in eine große Centralkasse gezahlt wurden. Aber die Fonds derselben wurden bei den finanziellen Verlegenheiten angegriffen, die Stellvertreter nicht gestellt und so kam es, daß beim Ausbruch des gegenwärtigen Krieges vielfach nur 1500 Mann gefunden wurden, wo 1800 auf dem Papier standen. Generale und Marschälle bezogen durch Aemtercumulation ungeheure Gehalte, aber für Soldaten und Intendantur geschah wenig, auch hier machte es sich geltend, daß der Kaiser wohl Befehle geben, aber nicht controliren konnte, ob sie ausgeführt waren. Daher die weitverbreitete Unzufriedenheit in der Armee, die beim Plebiscit einen so bedeutsamen Ausdruck fand, daher die Auflösung der Disciplin, welche nach den ersten Niederlagen dieses Sommers so furchtbar hervortrat, zwischen den Soldaten und den Offizieren bestand kein Band. Andererseits hat der gegenwärtige Krieg bewiesen, daß eine neue Heeresorganisation, zumal wenn sie mit einer durchgreifenden Veränderung der Bewaffnung verbunden ist, sich nicht improvisiren läßt, daß vielmehr eine Armee Zeit haben muß, sich in jede Reform einzuleben. —

So war kurz skizzirt der Stand der inneren Verhältnisse Frankreichs; nach Außen stand Frankreich mächtig, reich, glänzend da, aber unter der

blendenden Oberfläche brütete tiefe Fäulniß, deren Dünste nur durch unablässigen Weihrauch erstickt wurden; das Schlimmste jedoch, was den unparteiisch beobachtenden französischen Patrioten am meisten mit Schmerz erfüllen mußte, war, daß kein Weg zur friedlichen Besserung der Zustände sich zeigte. Ideologen hatten einst an die Bekehrung des persönlichen Regiments zum Liberalismus geglaubt, mit dem Plebiscit war es entschieden, daß das kaiserliche System nur durch eine Revolution oder einen auswärtigen Krieg gestürzt werden konnte. Eine Revolution war zu Lebzeiten des Kaisers unmöglich, weil er sie rücksichtslos niedergeschlagen und dabei die besitzenden Klassen auf seiner Seite gehabt hätte, sie wäre beim Tode des Kaisers wahrscheinlich versucht, aber eine energische Regentschaft wäre unschwer mit ihr fertig geworden, es lag vielmehr in dem Geschicke des ersten wie des zweiten Bonapartismus durch die auswärtige Politik zu fallen, welche doch die Glanzseite seines Regiments bilden sollte.

Die eitle, leidenschaftliche Nation sollte für den Mangel an Freiheit durch Ruhm entschädigt werden, Frankreich sollte wieder die nation soleil werden, deren Wille für die Völker Europas maßgebend sein sollte. Unleugbar ist der Kaiser dabei Anfangs mit großem Geschicke zu Werke gegangen; nachdem er nach dem Staatsstreich zuerst unsicher umhergetastet und die Gewißheit erlangt, daß jede directe Wiederaufnahme der Politik seines Oheims einer Coalition begegnen würde, wußte er meisterhaft die Fehler der russischen Arroganz zu benutzen, um das Uebergewicht eines Systems zu brechen, das wie ein Alp auf ganz Europa lastete, er sicherte sich die englische Allianz und demüthigte doch England, indem er Frankreich als stärker zeigte; er zwang Lord Palmerston zum Frieden in dem Augenblick, wo dieser den Krieg mit voller Energie hätte fortführen wollen, und verband sich gleichzeitig den bisherigen Gegner, Rußland, indem er dasselbe vor einer noch tieferen Demüthigung schützte. Der Pariser Frieden bezeichnet den Höhepunkt seiner Politik, aber schon damals hatte er seinen Meister, der ihn leitete und benutzte, in Cavour gefunden, wie er ihm später im Grafen Bismarck begegnen sollte.

Hierin lag der tiefe Unterschied zwischen ihm und Napoleon I. Die Politik beider war rein persönlich, sie wollten Frankreich nur groß sehen, weil sie Alleinherrscher dieses Landes waren. Aber kein Sterblicher konnte sich rühmen, Napoleon I. benutzt zu haben, er war ein hartgesottener Egoist von titanischem Geiste, der nur fiel, weil ihm das sittliche Gegengewicht fehlte, das allein eine solche Natur vor Maßlosigkeit bewahren kann. Napoleon III. ist weder so bedeutend, noch so schlecht wie sein Oheim. Er war weder im Stande, Diplomaten wie Cavour oder Bismarck die Spitze zu bieten, noch ein Feldherr von Bedeutung, noch kannte er die Verwaltung

in ihren Einzelheiten, er wäre unfähig gewesen, wie sein Oheim, dem Staatsrath zu präsidiren und das Budget genauer zu controliren. Er war dagegen auch moralisch nicht so gefühllos, wie der Gründer seiner Dynastie; er wäre zwar nie von einem Blutvergießen zurückgeschreckt, wenn es für seinen Thron unbedingt nothwendig erschien, aber er wäre nicht wie jener über das Schlachtfeld von Austerlitz mit den Worten geritten: voilà une grande consommation, er hätte nicht die Königin Louise nach einer Niederlage roh behandelt, er war vielmehr, wo sein Interesse nicht auf dem Spiele stand, gutmüthig, freigebig und vergaß niemals erwiesene Dienste.

Aber weil er die Staatsgeschäfte nicht wie Napoleon I. zu beherrschen wußte, mußte er sich auf Andere für die Ausführung seiner Pläne verlassen und doch hinderte ihn das System des persönlichen Regiments daran, selbständige Köpfe heranzuziehen, weil solche sich eventuell auch widersetzt hätten, daher die mannigfachen Widersprüche in der Durchführung seiner Gedanken, er konnte nicht controliren, ob die richtigen Mittel ergriffen, weil er diese selbst nicht anzugeben wußte. Dieser Gegensatz zu Napoleon I. wird noch dadurch erhöht, daß er nicht wie derselbe eine Schule militärischer Action in einer Zeit der Revolution durchgemacht, sondern die eines Verschwörers in ruhigen Zeitläuften. Alexis de Tocqueville, welcher sein Minister unter der Präsidentschaft gewesen war, gab auf die Frage: dites moi qu'avez vous trouvé au fond de cet homme? die ihm später ein Freund stellte, die Antwort: le réfugié italien; il ne sait pas la différence entre rêver et penser." Er zeigte bei der Ausführung seiner Plane oft große Verschlagenheit, aber er legte sie ebenso oft als Enthusiast an. Daher die wunderbaren Widersprüche seiner Politik, Feuer und Wasser trafen zusammen und das Ganze ging in Dampf auf.

Unstreitig war es eine langgenährte Idee des Kaisers, Italien vom französischen Joche zu befreien und an Oestreich das Unrecht zu rächen, das es diesem Lande gethan; an dieser Idee setzte Cavour seine Hebel ein und wußte ihn trotz aller Bedenken zum Vorgehen zu bringen, aber Angesichts des Festungsvierecks und einer drohenden Coalition schmolz der Traum eines Italiens „frei von den Alpen bis zur Adria" hinweg. Der Kaiser war keineswegs so kurzsichtig, daß er nicht die Schwierigkeiten, die der italienische Feldzug, namentlich in Bezug auf die päpstliche Frage hervorrufen mußte, vorausgesehen hätte, aber alte Anhänglichkeit an die Sache, für die er einst gefochten und Cavours Geschick wirkten so auf seine Einbildungskraft, daß seine Vernunft schwieg, bis er die Wälle von Mantua und Verona vor sich sah. Es war wesentlich der nie verschwunde Wunsch, sein Programm „frei bis zur Adria" ausgeführt zu sehen, was ihn bewog, nicht nur dem östreichisch-preußischen Conflikt von 66 zuzusehen, sondern die italienisch-preußische Allianz zu befördern.

Noch weit unglücklicher spielte seine Phantasie ihm freilich in der mexikanischen Angelegenheit mit, wo er den Träumen von Ideologen und Intriguen von Verbannten Gehör schenkte, um einem der Anarchie verfallenen Lande einen Souverän zu octroyiren, auf die Gefahr eines Kriegs mit den Vereinigten Staaten, deren Allianz zu erhalten Tradition der französischen Politik war.

Der erleuchtete Despotismus läßt sich aber nur unter der Bedingung durchführen, daß sein Träger dem eignen Volke wie den übrigen Regierungen gleichmäßig überlegen ist; der beschränkte Hochmuth der Petersburger und Wiener Politik gewährte Napoleon bis 1860 durchgreifende Erfolge, Cavour, Bismark, Gortschakoff und Seward gegenüber zog er den Kürzeren, mit jedem Fehlgriff schwand sein Prestige, bis er endlich zum va banque gedrängt war — und verlor. Wir glauben es dem Kaiser gern, daß er im Grunde den Krieg nicht gewollt hat, wenigstens war er im allgemeinen Taumel der Einzige, der die Größe des Kampfes zu erkennen schien, aber er hatte so lange dem Anspruche Frankreichs geschmeichelt, eine dictatorische Rolle in Europa zu spielen, daß er sich nicht im Stande fühlte, mit der alten Tradition zu brechen und Deutschland einfach und ehrlich seiner eignen Entwicklung zu überlassen; dies war sein Verhängniß.

In einem 1843 geschriebenen Aufsatz „les Gouvernements et leurs soutiens" erzählt Napoleon die Geschichte eines Amerikaners Sampatch, der ein Gerüst über den Niagarafall errichtete, von dessen Höhe er sich vor den Augen der dichtgedrängten Menge in den Strudel stürzte, und so oft dies gefährliche Experiment wiederholte, bis er eines Tages dabei verunglückte. „Es giebt," sagt er, „Regierungen, welche diesem amerikanischen Seiltänzer gleichen, und deren Geschichte sich in den Worten zusammenfassen läßt: mühsamer Aufbau eines Gerüstes, furchtbarer Sturz; auf einigen in die Erde gepflanzten Balken erheben sie ein ungeheuerliches Gebäu, das, wenn es beendet ist, zusammenbricht, weil es keinen festen Grund, kein Gleichgewicht hat, und sie in ihrem Sturze begräbt".

Sollte nicht der Gefangene von Wilhelmshöhe bei der Betrachtung des furchtbaren materiellen wie moralischen Bankerottes, der sich dermalen in Frankreich vollzieht, unwillkürlich dieser Zeilen sich erinnern, mit denen er, ohne es zu ahnen, prophetisch das Schicksal der verwirklichten Idées Napoléoniennes vorgezeichnet hat? —

Die Verwaltungsrechtspflege in Elsaß-Lothringen.

Seitdem wir ein großes deutsches Staatsleben sich entwickeln sehen, treten Fragen, die lange erörtert wurden, jedoch nicht zu endgiltiger Entscheidung gedeihen wollten, in drängender Gestalt auf und erzwingen manchmal unerwartet rasch und leicht ihre Austragung. Die staatlichen Aufgaben der Gegenwart sind zu zahlreich, der unmittelbaren Erfüllung zu bedürftig, um langwierige Verhandlungen zu gestatten. Nicht die letzte Stelle unter diesen Fragen, der inneren Bedeutung wie der äußeren Geschichte nach, nimmt die Verwaltungsrechtspflege ein, eine Frage, die im Laufe des Jahrhunderts in kürzeren oder längeren Zwischenräumen zur Sprache gekommen ist, um wieder bei Seite gelegt oder blos ungenügend gelöst zu werden. Nächst Baden hat der norddeutsche Bund zuerst Entscheidendes gethan und in dem am 1. Juli 1871 in Wirksamkeit tretenden Bundesamt für das Heimathswesen den allerdings kleinen Anfang eines Verwaltungsgerichtshofs geschaffen. Kaum daß dies aber geschehen, bringt die Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens die Frage in ihrer vollen Ausdehnung zur Anregung und die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß sie von dort aus ihrer vollständigen Lösung entgegengeführt wird.

Die Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens verpflanzt mit einem Mal die französische Verwaltungsrechtspflege auf deutschen Boden und bei dem heutigen Stand der Ansichten über die Verwaltungsrechtspflege kann davon keine Rede sein, diese Verwaltungsgerichtsorganisation, weil französischen Ursprungs, beseitigen zu wollen. Hier wie auf anderen Gebieten ist die Regierungsaufgabe, den deutschen Anschauungen Eingang und Haltung zu verschaffen, es darf jedoch nur in schonender Weise, ohne Ueberstürzung geschehen. Da allein, wo die deutsche Anschauung mit der französischen sich stößt, wo die Grundzüge unserer Staatseinrichtungen berührt werden, wo unumstößliche Grundsätze in Frage stehen, muß von Anfang ändernd eingegriffen, muß der Gegensatz deutschen Wesens herausgekehrt werden. Durch diese Nothwendigkeit wird diese sofortige Aenderung der Zuständigkeit der elsässisch-lothringischen Verwaltungsgerichte bedingt. Es betrifft die Fälle, die nach deutschen Begriffen und Vorstellungen vor den bürgerlichen Richter gehören und, wie erwähnt werden mag, wohl wesentlich an der leidenschaftlichen Verurtheilung der Verwaltungsrechtspflege, an den beinahe zahllosen Mißverständnissen über sie Schuld haben. Ihre verwaltungsgerichtliche Behandlung widerstrebte mit vollem Recht dem deutschen Rechtsgefühl, die Abneigung übertrug sich jedoch auf die ganze Rechtseinrichtung, während nur

ihre einzelne Verwendung sie verdiente. Welche Fälle in dieser Weise auszuscheiden und vor den bürgerlichen Richter zu verweisen, ist hier nicht festzustellen. Es genügt auf den Hauptfall, die Streitigkeiten aus Verträgen des Staats mit öffentlichen Unternehmern, hinzudeuten, dessen bürgerliche Natur in die Augen springt. So klein und unbedeutend der Gegenstand scheint, vielleicht es in Wirklichkeit ist, so knüpft sich an ihn die politisch wichtige Folgerung, daß Elsässern und Lothringern der offenkundige Beweis einer hoffentlich unantastbaren Deutschthümlichkeit, der Durchführung des Rechtsstaats, geliefert wird.

Die Verwaltungsgerichtsorganisation in Elsaß-Lothringen bedarf in Folge der veränderten Stellung des Landes eine Ergänzung, die von allgemeinem Interesse ist und reifliche Erwägung in Anspruch nimmt. Die Lostrennung von Frankreich entzieht dem Staatsrath die Möglichkeit, die verwaltungsgerichtlichen Fälle im letzten Rechtszug zu entscheiden, und heischt die Schaffung eines Verwaltungsgerichtshofs an seiner Stelle. Wenn schon für die bürgerlichen und Strafsachen kein oberster Landesgerichtshof in Aussicht zu nehmen, vielmehr für die ersteren und vielleicht auch für die letzteren das Bundesoberhandelsgericht Auftrag erhalten soll, kann noch viel weniger für die Verwaltungsstreitfälle an ein selbständiges Organ gedacht werden. Es bieten sich zwei Wege, dem Bedürfnisse zu genügen, zwischen denen die Wahl weniger leicht fallen mag, als es auf den ersten Blick scheint.

Der sich von selbst bietende, wohl auch empfehlenswerthere Weg wäre dem Bundesamt für das Heimathswesen Auftrag zu geben. Damit würde der hochanzuschlagende Vortheil gewonnen, daß dieser Sondergerichtshof in örtlich beschränktem Kreise die Befugnisse des Verwaltungsgerichtshofs übte, daß sich aus unmittelbarster Anschauung über Wesen und Wirkungen der Verwaltungsrechtspflege urtheilen ließe, daß das allgemein als vortrefflich anerkannte französische Verwaltungsrecht auf die noch im Rückstand begriffene Entwickelung des deutschen günstig einzuwirken vermöchte. Es stände uns schlecht an, dem niedergeworfenen Feinde Vorzüge absprechen zu wollen, die er unbestreitbar besitzt. Der Ausführung treten indeß beachtenswerthe Schwierigkeiten entgegen. Das Bundesamt tritt nicht vor acht Monaten zusammen, für die Zwischenzeit müßte nach irgend einer Aushilfe gesucht werden. Die Wahl der Mitglieder wird durch die Hauptaufgabe des Gerichtshofes bedingt, es wäre nicht wohl thunlich, die Nebenaufgabe bei Berufung der Richter zu berücksichtigen. Durch Beiordnung von Kennern des französischen Verwaltungsrechts, sei es aus dem Lande selbst, sei es aus dem angrenzenden Rheinland, könnte ihr vielleicht Rechnung getragen werden, jedoch wahrscheinlich nicht ohne beträchtlicheren, natürlich dem Lande zur Last fallenden

Aufwand. Daß es für das Bundesamt mindestens nicht erwünscht, seine Zuständigkeit ungleich bemessen zu sehen, wird sich bereits ergeben, wenn die Bundesstaaten die Entscheidung ihrer innerstaatlichen Heimathssachen dem Bundesamt übertragen.

Der sich nicht von selbst bietende, aber erwägungswerthe Weg wäre die Beauftragung des Karlsruher Verwaltungsgerichtshofes. In unsern Gedanken sind die Schlagbäume zwischen den deutschen Staaten noch so wenig gefallen, daß der Vorschlag zuerst einer Unmöglichkeit gleichkommen wird. Man braucht nur nach Thüringen zu blicken, um sich davon zu überzeugen, daß gemeinschaftliche Einrichtungen, das Bestehen nicht blos eines gemeinsamen obersten Gerichtshofes, sondern auch eines gemeinsamen Mittelgerichts, mit der Einzelselbständigkeit wohl verträglich sind. Der sofortige Anschluß wäre von selbst gegeben, die Beiordnung von Kennern des französischen Verwaltungsrechts, wenn sie überall nöthig, leicht zu bewerkstelligen. Die äußere Stellung des Karlsruher Gerichtshofs als Verwaltungsgerichtshof für Elsaß-Lothringen, sowie die andern Formfragen, die sich anknüpften, wären gewiß ohne große Schwierigkeiten zu regeln, da das bekannte nationale Verhalten der badischen Regierung auf volles Entgegenkommen Aussicht giebt. Eher ließe sich aus demselben das Bedenken ableiten, daß die Gründung des deutschen Bundes die Betheiligung Badens am Bundesamt für das Heimathswesen zur Folge haben, daß der Karlsruher Gerichtshof dadurch einer merklichen Einschränkung seiner Thätigkeit ausgesetzt wird. Daß die Rückwirkung auf die Entwicklung des deutschen Verwaltungsrechts sich bedeutend abschwächte, liegt auf der Hand und wenn diese allgemeine Rücksicht den Ausschlag geben könnte, wäre die Beauftragung des Bundesamtes für das Heimathswesen ohne Zweifel vorzuziehen.

Die Organisation der untern Verwaltungsgerichte Elsaß-Lothringens wird bei Reorganisation seiner innern Verwaltung zur Erwägung gelangen und dann ihre endgültige Erledigung finden. Die Frage mag angedeutet werden, ob der Präfecturalrath, der schon die Franzosen nicht befriedigt, in unsern deutschen Verhältnissen nicht noch weit weniger befriedigen wird. Die Unterpräfecturen wollen auf den Aussterbeetat gesetzt werden und falls dies wirklich möglich wäre, bliebe anscheinend nur der Präfect als Verwaltungsunterrichter übrig. Sonst ist der Unterpräfect unfehlbar die geeignetere Persönlichkeit, mag er wie in Baden unter Beiziehung von ständigen bürgerlichen Beiräthen (Bezirksräthen) entscheiden oder unter Mitwirkung von Schöffen Recht sprechen.

Von allgemeiner einschneidender Bedeutung ist die Frage, wie Competenzconflicte behandelt werden sollen, eine Frage, die auch in Baden noch

der Lösung entgegensieht. Es würde aber zu weit führen auf sie näher einzugehen und wir beschränken uns darauf sie in Erwähnung gebracht zu haben. L.

Die Befreiung junger Theologen vom Militärdienst.

Allerdings hatten wir beim Beginn dieses Krieges keine Zeit, uns um die Zukunft zu bekümmern, zunächst handelte es sich um die Anspannung aller Kräfte für die große, die schreckliche und herrliche Gegenwart. Jetzt aber, wo der Ausblick freier geworden und doch die warme Erregung noch aus dem Herzen keines Deutschen wieder verflogen ist, läßt sich vielleicht am wirksamsten der Same für künftige heilsame Entschlüsse ausstreuen. Schon lange haben patriotische und kirchliche Männer (ich hebe das letztere Prädicat ausdrücklich hervor) es beklagt, daß unsere jungen Theologen factisch so gut wie ausnahmslos vom Militärdienst — wie man sich ausdrückt — befreit sind. In diesem großen Jahre macht sich das Beklagenswerthe dieser Maßregel, die durch keine kirchliche Noth irgendwie wirklich motivirt ist, einschneidend fühlbar. Wenigstens mir ist es persönlich nie so nahe getreten wie diesmal. Ich erfuhr es mehrfach, wie edlere Jünglinge brannten, an dem Kampfe Theil zu nehmen, wie sie nur ungern in ein Ersatzbataillon eintraten, weil sie fürchteten, nach vielwöchentlichem Exerciren nicht mehr in den Kampf zu kommen. Die Armee kann sie allerdings entbehren, es fehlt un nicht an Soldaten, und wenn diese Jünglinge, wie es wohl die meisten, die gesunden und tüchtigen alle gethan, als Krankenpfleger im Heere arbeiten, so nützen sie, wenn auch die Arbeit weniger lockend ist, doch vielleicht dem Vaterlande dadurch mehr, als wenn sie mitkämpfend vor dem Feinde ständen. Insofern also könnte man höchstens Theilnahme dafür fühlen, daß diese Jünglinge einem schönen jugendlichen Enthusiasmus, der das Leben im Kampfe daran setzen möchte, der sie nach Männerarbeit verlangen läßt, nicht Folge geben konnten, während doch eine zwar glanzlosere aber nicht weniger aufopferungsvolle und nöthigere Mitarbeit ihnen offen steht. Es handelt sich aber doch dabei um etwas ganz anders, als um ein persönliches Entsagen; es handelt sich um bleibende Beseitigung einer Maßregel, welche die Ehre des geistlichen Standes, an der auch dem Vaterlande so viel gelegen sein muß, aufs tiefste kränkt, vor Allem auch in dem Gefühl dieser jungen Männer sie kränkt. Es handelt sich um Befreiung edlerer Gewissen innerhalb dieser Jünglingswelt, und für die Nation auch darum, daß die Geistlichkeit beider Kirchen in die nationalen Interessen tiefer als bisher hinein-

getaucht und fester hinein gewöhnt werde. Ferner darum, daß sie, diese jungen Theologen, die Schule eines Lebensjahres in strenger militärischer Zucht, in unbedingtem Gehorsam, in männlicher Waffenübung und in soldatischem Selbstgefühl und zugleich in fröhlichem und ernstem Umgange mit Kameraden aller Stände nicht ferner entbehren; eine Schule, deren Bedeutung gerade für sie nicht hoch genug angeschlagen werden kann und die überhaupt noch lange nicht genug in ihrer Bedeutung für Alle gewürdigt wird; daß diese angehenden Geistlichen einmal sehr energisch gezwungen werden, die Welt um sich her mit andern als blos geistlich-kirchlichen Augen anzusehen, so wie daß sie äußerlich und innerlich männliche Straffheit gewinnen, statt der nur zu nahe liegenden Versuchung zu äußerer Gesalbtheit oder zu sentimentaler Weichheit zu verfallen. Gerade in diesem Sommer ist es mir stärker als je durch mehrfache besondere persönliche Berührungen deutlich geworden, daß edlere Jünglinge nicht etwa blos jetzt unter der Schmach jener „Befreiung“ leiden, sondern daß das Gefühl, den Commilitonen aus anderen Facultäten nicht für ebenbürtig zn gelten, schon seit Jahren ein beständiger Druck gewesen ist. Wenn sie von Patriotismus redeten, wurden sie abgewiesen, als solche, die kein Recht dazu hätten; junge Philologen deuteten denjenigen unter ihnen, die wahrscheinlich künftig Lehrer werden wollten, an, sie hätten sich als Theologen einschreiben lassen, nur um nicht dienen zu müssen. Theologiestudirende dieser Art, die — meiner Erfahrung nach — in der Regel nicht zu dem bloßen Mittelgut gehören, die vielmehr aus Wahrheitssinn und aus innerer Bescheidenheit von der Aussicht auf Uebernahme eines geistlichen Amtes in ihren Jahren noch zurückschrecken und die sich wenigstens erst größere Ausreifung erarbeiten möchten, um dann mit voller Ueberzeugung das Evangelium predigen zu können, oder die auch wohl den Lehrerberuf überhaupt festhalten möchten — eben solche junge Theologen fühlen sich vielfach in ihrem Gewissen etwas befleckt, wenn sie jenes sogenannte Beneficium für sich gelten lassen. Nicht alle sind so geartet, wie ein junger Mann meiner Bekanntschaft, der — wenn er jetzt auch als Krankenträger und Krankenpfleger mithilft — dennoch sein Jahr abdienen wird, wie es schon Andere vor ihm gethan haben. Wie hatte sich mein junger Freund geschämt, als ihn z. B. vor einigen Jahren ein Buchbinder, dessen Sohn eben eintrat, gefragt hatte, wo er denn eintreten werde, oder ihm eine ähnliche Voraussetzung von Anderen entgegengebracht war! — Meine Erfahrungen — ich muß das wohl ausdrücklich bemerken — liegen in Bezug auf diese Frage nur auf dem Gebiete der evangelischen Kirche. Zwar gilt was hier über die Nothwendigkeit gesagt ist, die allgemeine Wehrpflicht nicht durch eine Ausnahme zu durchbrechen, die weniger als irgend eine andere wirklich berechtigt ist, zwar gilt das für beide Kirchen und für

die katholische Kirche wohl noch mehr sogar als für die evangelische. Aber ich weiß nicht, ob die hier ausgesprochenen Ansichten und Wünsche auf Seiten hervorragender katholischer deutscher Männer getheilt werden, und ob die Regierung auch für junge Priester mit einer Maßregel vorgehen möchte, die sie in Bezug auf die evangelische Kirche ohne Weiteres und unter Zustimmung der kirchlichsten Männer schon jetzt treffen könnte. Sie würde den jungen evangelischen Theologen ihre Ehre wiedergeben, und würde auch für die katholischen gewiß alle freier und höher schlagenden deutschen Herzen in der römischen Kirche für sich haben.

J. H. in B.

Die fremden Kunstschätze in Paris in den Jahren 1815 und 1870.

Aus dem Nachlasse des Prof. Benzenberg theilen wir folgende von ihm gleichzeitig gemachte Aufzeichnungen über die Rücknahme der fremden Kunstschätze nach der Einnahme von Paris im Jahre 1815 mit; ein Gegenstand, den derselbe in einer 1816 zu Dortmund erschienenen, mittlerweile indeß so so gut wie verschollenen Broschüre „über den sonderbaren Bildungsgrad der Franzosen“ nebenher erwähnt.

„E. de Groote von Cöln, der als Freiwilliger bei General Thielemann war, wurde von diesem mit einem Briefe ins Hauptquartier gesandt, als dieses zu St. Cloud war und Paris capitulirte. Dieser bat Gneisenau, die Kunstwerke, die die Franzosen aus seiner Vaterstadt weggeführt, dieser zurückzugeben. Graf Gneisenau ging mit ihm zum Feldmarschall Blücher und da de Groote diese Kunstwerke wohl kannte, so gab ihm der Feldmarschall eine Ordre, sie wegzunehmen und nach Cöln zu schicken. Der Anfang wurde nun mit dem schönen Gemälde von Rubens gemacht, welches dieser große Künstler für die Peterskirche in Cöln gemalt, und das die Kreuzigung Petri darstellt. Die Nationalgarden, welche die Wache an der Galerie des Louvre hatten, wollten das Gemälde nicht passiren lassen. Es marschirten nun preußische Truppen auf, und dem Offiziere wurden zehn Minuten Bedenkzeit gegeben. Der Offizier Denon lief in die Tuilerien um zu berichten. Der Minister, der dort über die Maisons du roi gesetzt war, und der König Ludwig der Achtzehnte fürchteten indeß, es möge ein Aufruhr entstehen und sagten: man solle den heiligen Petrus in Frieden ziehen lassen und keinen Lärm machen. Dies dauerte nun so etwa vier Wochen, daß blos die wenigen Gemälde weggenommen wurden, die aus

preußischen Landen dorthin gekommen, und es mochten etwa 16 bis 20 leere Stellen in der Galerie entstanden sein.

Nun kamen aber die Hessen und wollten auch ihre Sachen wieder haben. Ihre Kataloge über das aus Cassel Geraubte waren in einer so schönen Ordnung, ihre Original-Recepisses so beweisend, daß man nicht umhin konnte, zu erklären: das, was für Preußen recht gewesen, sei für Hessen wenigstens billig. Da räumte es nun schon mehr auf, denn die Casseler hatten viel. — Dann kamen noch die Niederländer und besonders die Antwerper und wollten auch ihre Gemälde wiederholen. Denon wollte aber gar nicht dran, und schloß das Museum. Indeß da Wellington sich für die Zurückgabe derselben verwandte, so mußte es wieder geöffnet werden und diese großen Gemälde machten, als sie weggenommen wurden, größere Lücken, als alle früheren. — Endlich kamen auch die Florentiner und der Papst. Vor den Italienern hatte man indeß wenig Respect, man meinte, die hätten ja nichts gethan, was die nun noch wollten? Es wurde nun so unruhig im Museum, daß alle zehn Schritte eine Wache gestellt werden mußte. Auch wurde die französische Nationalgarde weggeschickt und es hatten blos östreichische Grenadiere die Wache. Denon, der aus Haß und Verdruß krank geworden, gab seinen Abschied, und an Ueberliefern nach Katalogen wurde nicht mehr gedacht. Die Franzosen gaben das Museum preis, und die hohen Alliirten konnten allda machen, was sie wollten. Innerhalb sieben Wochen waren von 1500 Gemälden, die dagehangen, nur noch 250 übrig. Dieses war Alles, was ihnen blieb, und was sie vor der Revolution unter den Bourbonen gehabt.

Von den Gemälden ging es an die Statuen. Zuerst holten die Florentiner die Venus von Medicis. Das Museum war nun einen ganzen Tag geschlossen; als man des andern Morgens wieder durch eine Nebenthür hinein kam, so war die Venus weg, und Stückchen Holz und Restchen Heu lagen noch auf der Erde. Darauf fing Canova an, den Apoll von Belvedere und den Laokoon einzumauern, und so ging es dann allmählich weiter, bis ungefähr die Hälfte der Statuen weg war. Die andern, die aus den königlichen Schlössern und die aus der Villa Borghese, die Bonaparte gekauft, blieben da. O mon dieu! il ne nous reste que les murs, sagten die Franzosen, wenn sie wohl so herein kamen um zu sehen, wie man im Museo am Mauern, Hämmern, Packen, Schleppen und Losbrechen war. Es war eine fröhliche Zeit, und ich bin froh, daß ich solches gesehen, um es denen erzählen zu können, die nach uns kommen.

Mehr noch, als die Wegnahme des Museums, hat die Franzosen die Wegnahme der Pferde vom Triumphbogen gedemüthigt. Der 30. September

und der 1. October, das waren herrliche Tage, wo man so recht fühlte, daß man als Sieger in Paris war.

Die Oestreicher waren etwas langsam mit dem Pferdewegnehmen und man fürchtete, sie möchten sie am Ende gar stehen lassen. Endlich schrieb Fürst Schwarzenberg an den Gouverneur v. Müffling: Er möge die Pferde abnehmen lassen, aber so, daß es nicht viel Aufsehen mache. General Müffling sprach hierüber mit dem General Desolles, dem General der Nationalgarde. Dieser bat, man möge ihm dieses überlassen, er wolle, um Ludwig den XVIII. zu schonen, sie des Nachts wegnehmen lassen. Da die Oestreicher keine Pioniere iu Paris hatten, so wurde eine Compagnie englischer Pioniere dazu beordert. Diese stiegen des Abends auf den Triumphbogen, fingen an zu hämmern und die Pferde loszumachen. Dieses hörten die Nationalgarden und die Gardes du Corps des Königs. Sie hielten einen Kriegsrath und kamen gegen halb 12 Uhr mit Fackeln aus dem Tuilerienpalaste und holten, statt der Pferde, die Engländer und schickten sie nach Hause.

Des anderen Tages war großer Jubel in der Stadt. Man erzählte, wie die Engländer die Pferde hätten stehlen wollen, wie sie aber doch Furcht gehabt, es bei Tage zu thun, und wie man sie so schön heruntergeholt. Les etrangers ont bien peur. Dieses war die allgemeine Meinung. Ah! cette capitale immense! und sie wüßten auch nicht, ob sie für sich hätten einstehen können, wenn so etwas bei Tage geschehen. Unter den Deutschen wurde sehr laut über diese Halbheit gesprochen, und über die Höflichkeit, sich selbst zu blamiren, um Ludwig den XVIII. zu schonen. Ob dieses Sprechen geholfen, oder ob man sonst in sich gegangen, kurz, nachdem ein Tag in dieser Bewegung hingegangen, so kam der Befehl, sie bei Tage abzunehmen. Es rückten zwei Bataillone östreichischer Grenadiere auf den Carrousselplatz und schlossen ein Viereck. Im Hintergrunde ritten 8 Schwadronen Cürassiere auf. Alle Zugänge zum Platze wurden mit doppelten Wachen besetzt. Die Gitterthore an den Tuilerien wurden geschlossen und es durfte kein Franzose mehr über den Platz.

Nun fing ein fröhliches Leben an. Alle Deutsche versammelten sich auf dem Carrousselplatze, um dem Abnehmen zuzusehen. Im Innern des Triumphbogens ging eine steinerne Treppe hinauf, und es war leicht, von den östreichischen Offizieren die Erlaubniß zu erhalten, hinaufsteigen zu dürfen. Die rothen englischen Offiziere kletterten wie die Mauerspechte auf ihm herum. Die Pioniere hämmerten die Steine weg, um die Pferde loszumachen, die ungefähr einen Fuß tief mit eisernen Stangen und Klötzen eingegossen waren. Getrunken wurde leidlich. Die Engländer warfen die leeren Flaschen weg und sangen: Rule Britannia. Offiziere von allen Nationen waren auf

dem Triumphbogen. Es war ein einziges Gefühl, an diesem Tage auf dem Siegeswagen zu stehen, den Napoleon für sich gebaut, und von hier auf die Franzosen hinabzusehen, die früher so voll Stolz und Uebermuth über unsere Köpfe weggingen. Diese standen von Weitem, so wie die Juden zu Jerusalem und sahen durch die Arcaden der Tuilerien und durch die Straße des Louvre und seufzten über den Schaden Joseph's.

Alle Deutsche, die auf dem Triumphbogen waren, wollten ein Andenken von diesem Tage und von dieser Stunde; die aus Blei gegossenen Zierrathen, die recht hübsch vergoldet waren, schienen hierzu nicht unschicklich zu sein und die englischen Pioniere waren sehr behilflich, sie loszumachen. Auf dem Triumphbogen herrschte eine allgemeine Brüderschaft und eine große Einigkeit. Für Jahn nahmen wir ein großes N. mit. Es schien uns billig zu sein, daß le nommé Jahn, der seiner Zeit im Moniteur so herrlich florirt, nicht vergessen werde. Ich habe mir ein Stück vom Lorbeerkranz zugetheilt. Die Zierrathen waren auf den aus Kupfer getriebenen Siegeswagen aufgeschraubt, und da war es leicht, die Schraubenköpfe zu vermögen, daß sie sich durch das Blei durchzogen. In ein Paar Stunden war der Siegeswagen ganz kahl, bis auf den großen Adler, der vorne war und der vielleicht 100 Pfund wog und Jedermann zu schwer war.

Und es begab sich, daß an diesem Tage viele Menschen aus dem französischen Aberglauben kamen. Man sah deutlich, daß man ein solches Heer pariser Egoisten nie zu fürchten hat, sobald man zwei Bataillone Grenadiere und einige Schwadronen Cürassiere aufziehen läßt. Courage und große Mäuler hatten die Pariser vorher genug, allein, da Jeder nur an sich selbst denkt, so kann unter ihnen nie etwas Großes, nie etwas Gemeinschaftliches zu Stande kommen, und alles Wetterleuchten ihres Zorns zieht in heftigen Redensarten spurlos vorüber. Gegen 6 Uhr kam das erste Pferd herunter, gegen 7 Uhr das zweite. Da es dunkel wurde, so blieben die beiden anderen bis den folgenden Morgen. Dieses war ein Sonntag. Als die Pferde weg waren, so zogen die Oestreicher ab, und die Franzosen strömten auf den Platz und besahen den Siegeswagen und die beiden Genien des Ruhmes und des Sieges, welche stehen geblieben, obschon sie nichts mehr zu thun hatten und ein Spottbild auf die Zeit und die ihnen weggelaufenen Pferde waren, die zu führen die Franzosen sie hingestellt.

Der große Adler war nun auch vom Siegeswagen weg, in der Nacht hatte ihn einer mitgehen heißen, und ich vermuthe fast, daß er nach London gegangen.

An dem Tage, an dem die Pferde abgenommen wurden, waren die Franzosen so kitzlich und so gereizt als die Bienen, wenn es heiß ist, und sie

schwärmen oder viel Honig bekommen. Besonders waren die Weiber, als wenn sie besessen wären. Ich dachte, sie würden nicht mehr für sich einstehen können, und wenn sie auch keinen Aufruhr im Großen anfingen, so würden sie doch hier und da im Kleinen Händel machen. Allein es ging alles ganz ruhig her und ein Franzose ist ein verständiger Mensch, der immer seines Zornes Meister bleibt und zufrieden, wenn er nur etwas an zornigen Redensarten kann aufgehen lassen. Dies hängt auch mit dem Comödiantenwesen zusammen, das in diesem Volke, wie es scheint, von Ewigkeit her gewohnt hat. Ich gehe deswegen hier auch gar nicht in's Theater. Ueberall, wo man die Franzosen sieht, spielen sie Comödie, und man kann, wenn man ein gutes Portativ-Theater bei sich hat, immer die nöthigen Acteure finden, die man kann auftreten lassen, und ohne daß man es sich so viel kosten läßt, wie in der Variétés, Boulevard des Capucins, welches das Favorittheater der Commandantur ist. Die französische Comödie kommt mir wie eine Comödie in der zweiten Potenz vor, und ich sehe auch nicht, wie ein Volk, bei dem keine Wahrheit mehr im Leben, zu einem Schauspiel gelangen könnte. Wie wenig Wahrheit im Leben bei ihnen zu finden, das sieht man an Davids dreien Horatiern, die der Künstler zu dreien französischen Comödianten gemacht, und David ist noch keiner der schlechtesten.

Obschon die Pferde nicht schwer sind, da jedes etwa 1500 Pfund wiegt, so hatte das Abnehmen doch einige Schwierigkeiten, da kein Gerüst aufgeschlagen war. Die Engländer machten dieses mit einer bewunderungswürdigen Einfachheit und Leichtigkeit. Die Deichsel vom Wagen hatten sie abgeschnitten, damit sie sie nicht hindere. Die obere Steindecke des Triumphbogens, die etwa einen Fuß dick war, hatten sie der Kürze wegen ebenfalls weggehauen, und die Pferde standen nun ganz los, da die bleiernen Stränge, mit denen sie angeschirrt, gleich abgeschnitten worden. Sie stellten nun über das erste einen Dreifuß, in dem ein Flaschenzug hing, und zogen hiemit das Pferd in die Höhe. Darauf schoben sie einen zweiten Flaschenzug mit einem Balken über den Triumphbogen hinaus, und über diesen glitt nun das Pferd vom Triumphwagen weg, ohne das Gesimse zu berühren, worin eigentlich die Schwierigkeit der Aufgabe lag, weil kein Gerüste da war, was höher als der Triumphbogen. Die Franzosen haben, als sie sie hinaufgebracht, zu jedem Pferde acht Tage verwendet. Bei den englischen Pioniers ging alles so ein wenig auf Schiffermanier; das Gestelle hing oben in Tauen, daß es nicht umschlagen konnte, und es war angenehm zu sehen, mit welcher Leichtigkeit sie den Oestreichern die Rößle auf ihre Feldwagen legten, welche diese unter den Triumphbogen gefahren, und die dann damit davonfuhren. Die Offiziere der Pionier-Compagnie waren in blauen Ueberröcken und in run-

den Hüten, worüber sich auch die Franzosen ärgerten, daß sie in der Hauptstadt der Welt und im Dienste sich unterstanden en demi-négligé zu sein, und so wenig égard zu haben.

Als am andern Tage die Oestreicher den Marcuslöwen abnahmen, der auf der Fontäne vor den Invaliden stand, so brach ein Seil, der Löwe fiel herunter und brach ein Bein. Solches machte den Franzosen eine große Freude, und alles Volk, das herumstand, rief: vive le roi! Dieses ging ihnen recht von Herzen, und ganz anders, wie gewöhnlich, wenn die Polizei es à raison de 30 ou 40 sous rufen läßt."

Der vorstehende Bericht umfaßt nicht alle die Schätze, welche Deutschland gehören und ihm genommen sind. Schon jetzt sind mehrere Reclamationen in dieser Beziehung laut geworden. So schrieb man aus Braunschweig am 27. September: „Das Braunschweiger Tageblatt erinnert für den Friedensschluß daran, daß die von den Franzosen dem Lande Braunschweig im Jahre 1807 geraubten und nicht wieder zurückgegebenen Kunst- und Bücherschätze zurückgefordert werden müssen." Der Einsender macht dann besonders auf die unter den Pariser Incunabeln befindliche, so seltene 36zeilige lateinische Bibel aufmerksam, die eigentlich der Wolfenbüttler Bibliothek gehörig, dort absichtlich gegen ein werthloseres Exemplar zurückgehalten zu sein scheint, nicht minder auf die gleichfalls aus Wolfenbüttel entführten „Mazarinschen Handschriften".

Man schreibt ferner aus München den 29. September: „Nach einer preußischen Aufforderung an die bayerische Regierung werden die Kreisregierungen eingeladen, alle Kunstgegenstände und historischen Merkwürdigkeiten zu bezeichnen, die im Verlauf der französischen Kriege über den Rhein gewandert sind. Vor Allem bezieht sich diese Vorschrift natürlich auf amtliche Documente, allein auch das Eigenthum von Privaten, welches in dieser Zeit geschädigt worden ist, soll nach Kräften wieder hergestellt werden. Es ist daher auch der Befehl ergangen, sämmtliche Belege, welche über die gewaltsame oder widerrechtliche Wegnahme Auskunft geben, auf das Sorgfältigste zu sammeln und so rasch als möglich an die Regierung zu übermitteln, die sie an die Militärbehörden gelangen läßt." Zu gleicher Zeit wurden sämmtliche Archive in Bayern angewiesen, die Nachforschungen nach Kräften zu unterstützen und ihr gesammtes Urkundenmaterial auf Begehren zur Verfügung zu stellen.

Auch in Bonn bemüht man sich das Eigenthum an einem kostbaren Brunnenaufsatz, der aus dem dortigen Hofgarten nach Versailles geschafft sein soll, nachzuweisen.

Englische Zeitungen haben im September die Ankunft von Schiffsladungen verpackter Kunstschätze aus Frankreich gemeldet, französische wollten wissen,

daß die des Louvre geborgen seien. Höchst wahrscheinlich befand sich darunter noch früher entführtes deutsches Eigenthum, das man nach den Vorgängen von 1815 bei Zeiten sichern wollte.

Möge Gegenwärtiges dazu dienen, allenthalben im deutschen Vaterlande die öffentliche Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand hinzulenken, auf daß jede stattgefundene gewaltsame und widerrechtlichtliche Wegnahme deutscher Kunst- und Literaturschätze zur Anzeige gebracht und reclamirt werde.

Vom württembergischen Landtag.

Aus Schwaben, 30. October.

Am 21. October trat der württembergische Landtag wieder zusammen. Am anderen Tage wurde er aufgelöst, nachdem er in 2 Stunden seine Geschäfte abgewickelt hatte.

Solche Kürze des Daseins erklärte sich unter dem Drang dieser Tage. Doch seit Jahren sind wir daran gewöhnt, daß unsere Landtagssessionen diesen aphoristischen Charakter tragen. Wie Meteore ziehen sie über das schwäbische Firmament, und das letzte erlosch jählings und glanzlos. Unzweifelhaft sind diese fragmentarischen Sessionen Anzeichen eines abnormen Zustands, aber sie sind für unser politisches Leben charakteristisch geworden. Neuestens proclamirte ein schwäbisches Manifest wieder in feierlicher Weise, daß der Nordbund nicht diejenige Freiheit gewähre, an welche Württemberg gewöhnt sei. Worin diese angewöhnte Freiheit bestehe, war des Näheren nicht entwickelt, auch ein eingehender Vergleich mit der norddeutschen Praxis sorgfältig vermieden. Nur soviel ist klar, daß ein regelmäßig arbeitender Constitutionalismus darunter nicht zu verstehen war. Denn diesen haben wir uns abgewöhnt.

Der vorige Landtag verstarb am 20. Februar 1868 nach regelmäßiger 6jähriger Dauer seines natürlichen Todes. Am 8. Juli darauf fanden die Wahlen für den neuen nunmehr aufgelösten Landtag statt, und am 4. December desselben Jahres konnte er eröffnet werden. Da die Verabschiedung des Budgets nicht eben drängte, welches bekanntlich nicht alljährlich, sondern in 3jährigen Perioden verwilligt wird, und vom vorigen Landtag bis zum 31. Juni 1870 gesichert war, so sollte der neugewählte sich, das war die Absicht, zunächst der Erledigung eines gesetzgeberischen Materials widmen, das sich allmälig in nicht zu verachtendem Umfang aufgehäuft hatte und fortwährend im Begriff war sich ansehnlich zu vermehren. Konnte doch der Staatsanzeiger für Württemberg einmal etliche 20 Nummern von Gesetzent-

würfen aufzählen, die theils ausgearbeitet theils in der Vorbereitung begriffen, theils wenigstens beabsichtigt seien, so daß dem Landtag arbeitvolle, lange Monde in Aussicht standen. Aber ein leichteres Dasein sollte ihm beschieden sein. Wer sich heute seine zweijährige Geschichte vergegenwärtigt, der erschrickt über die Dürftigkeit seiner Ergebnisse. Er hat in kurzer Zeit verhältnißmäßig viel geredet, aber Geschäfte zu erledigen war nicht seine Sache. Dazu hatte er offenbar keine Zeit und vor allem keine Lust. Denn anstatt der trockenen Details der Landesgesetzgebung reizten ihn die interessanteren Themata der höheren Politik, so z. B. die Nordbundverfassung, deren mitleidwürdige Blößen der Kritik schwäbischer Freiheitsmänner unerschöpflichen Stoff boten, das Werk von 1866, das nun endlich einmal aus der Welt geschafft werden sollte, der casus foederis, dieses dankbare Problem für den Scharfsinn politischer Dilettanten, und dann der Lindwurm des Militarismus, der in Folge des Allianzvertrags und des neuen Kriegsdienstgesetzes in das Land eingebrochen war, und gegen den nun die Nachkommen jener 7 berühmten Helden mit vereinten Kräften ins Feld zogen. Mit derlei Dingen pflegte sich der Landtag am liebsten die Zeit zu vertreiben, und das verdroß offenbar die Regierung, denn sie berief ihn nur noch, wenn sie ihn absolut brauchte, zu den Erfordernissen des nationalen Kriegs.

Als die Kammer ihre erste Session im December 1868 mit der großartig in Scene gesetzten Adreßdebatte ausfüllte, deren Resultat die Verwerfung sämmtlicher Anträge, also Null war, konnte man kaum voraussehen, daß eben dieses Resultat die Signatur für den ganzen Landtag sein werde. Bevor sie damals entlassen wurden, bekamen die Commissionen eine Fülle von Gesetzentwürfen und sonstigem werthvollen Material mit, welches sie zu einer eigenen Gesetzgebungssession verarbeiten sollten. Die Vertagung sollte eben nur so lange dauern bis die Commissionen durch die mannigfaltigen Berichte von Referenten und Correferenten, General- und Specialreferenten für eine hinreichende Beschäftigung des Plenums gesorgt hätten. Allein das ganze Jahr 1869 ging hin, ohne daß der Landtag berufen wurde, trotzdem daß jene Gesetze zum Theil allmählich ziemlich dringlich wurden. Die Abgeordneten schoben die Schuld auf die Regierung, die Regierung auf die Commissionen. Rief die Opposition: ihr wollt die Stimme des Volks nicht hören, so entgegnete die Regierung, daß sie nur durch die absolute Unthätigkeit der Berichterstatter, die noch nichts vorbereitet hätten, an der Berufung des Landtags verhindert sei. Offenbar war dieser Vorwurf nicht aus der Luft gegriffen, denn erst im Beginn des Jahres 1870 traten etliche Commissionen zusammen, um — zwar nicht die größeren und wichtigeren Gesetzentwürfe, wie z. B. die Steuerreform, wohl aber einige kleinere Dinge, wie die neue Maß- und Gewichtsordnung, oder ein Gesetz, wegen

der Religionsübung der Dissidenten in Angriff zu nehmen. So konnte denn endlich im März d. J. der Landtag wieder berufen werden, der um so längere Debatten in Aussicht stellte, als nun doch ernstlich an die Berathung des Budgets für die nächste Periode gedacht werden mußte. Allein es kam anders; noch derselbe Monat März sollte auch den Schluß der Session erleben. Und daran war eben der Militarismus Schuld, gegen den sich 45 Abgeordnete von meist demokratischer, auch ultramontaner und sonst mißvergnügter Richtung zu einer gewaltigen Verschwörung zusammengethan hatten. Ihr Antrag, der eine vorausgegangene Landesagitation mit Adressensturm in officieller Form zusammenfaßte, setzte gleichsam der Regierung die Pistole auf die Brust. Er war gleichbedeutend mit der Drohung, daß die Stände Strike machen würden, wenn die Regierung sich nicht vor Allem bereit erkläre, das Militärwesen auf einen nichtswürdigen aber billigen Zustand herabzusetzen. Darüber Ministerkrisis, Vertagung der Stände und theilweise Aenderung des Ministeriums, welche die Volkspartei als „Schlag in's Gesicht" empfand, und die in der That eine erste Verwarnung an das bisher die Herrschaft führende Parteiunwesen bedeutete, ein erstes Zeichen, daß die Regierung geneigt sei, wieder in Function zu treten und die allzu übermüthig und zudringlich gewordenen Nebenregierungen zu beseitigen, die sich im Redactionslocal des „Beobachters" und in ultramontanen Conventikeln etablirt hatten.

Als diese Katastrophe eintrat, war natürlich in den abgehaltenen 17 Sitzungen blutwenig in Geschäften geleistet worden. Nicht einmal das Wenige, was die Commissionen vorbereitet hatten, konnte erledigt werden. So ging es z. B. der Maß-, Münz- und Gewichtsordnung, die zwar in der zweiten Kammer gründlich durchberathen wurde; aber die Zeit reichte nicht mehr sie auch von der Kammer der Standesherren behandeln zu lassen. Man dachte deshalb daran, daß vielleicht die kurze Session der vorigen Woche dazu Gelegenheit geben könnte, dieses Gesetz von der Tractandenliste endlich wegzubringen. Denn es war ja nicht anzunehmen, daß die Kammer der Standesherren sich noch in eingehende Debatten über dieses Gesetz werde vertiefen wollen. Galt es ja doch blos das im Nordbund Beschlossene auch für unser Land einzuführen. Aber da lag eben der Haken. Diesen Charakter trug wohl der ursprüngliche Regierungsentwurf; aber die Commission und die Kammer der Abgeordneten hatten sich sorgfältig bemüht, ihm diesen norddeutschen Charakter abzustreifen und ihm dafür ein schwäbisch-französisches Mäntelchen umzuhängen. Die Unabhängigkeit unsrer Gesetzgebung sollte bei dieser Gelegenheit einmal glänzend documentirt werden, und so erhielt das Gesetz eine Fassung, in der es heute einfach unbrauchbar ist; denn der bevorstehende Eintritt in den Bund bringt es mit sich, daß

auch die bisherige Gesetzgebnng des norddeutschen Bundes in diesem und in andern Fällen nachzuholen ist. Ans diesem Grund ist nun also heute das Metergesetz in Württemberg noch eine dunkle Frage der Zukunft, obwol es schon im Jahre 1868 fix und fertig von der Regierung den Ständen vorgelegt ist. Wer freilich die Geschichte württembergischer Gesetzesentwürfe kennt, wird billig sein und anerkennen, daß es eine gänzlich abnorme Geschwindigkeit gewesen wäre, wenn wir heute schon diesen Act deutscher Gesetzgebung uns angeeignet hätten,

Seit jener unvermuthet abgebrochenen Märzsession nun hat der verflossene Landtag noch 2 Sessionen von je zweitägiger Dauer gehabt, einmal im Juli, als es sich um den außerordentlichen Credit für den Krieg im Betrag von 5,900,000 Fl. handelte, und dann jüngstens am 21. und 22. October, als die Regierung zu demselben Zweck einen weiteren Credit von 3,700,000 fl. beanspruchte. Diese letztere Session hatte übrigens noch einen anderen und — vom Standpunkt unseres Verfassungsrechts angesehen — fast noch dringlicheren Zweck. Nicht nur der außerordentliche Credit des Kriegsministers, sondern auch die ordentlichen Mittel der Staatsverwaltung überhaupt waren erschöpft. Das heißt, die Periode, bis zu welcher die Steuern bewilligt waren, lief am 31. October ab, und da eine Budgetberathung natürlich nicht mehr möglich war, handelte es sich wenigstens um die Bewilligung eines Steuerprovisoriums für die nächsten Monate. Eigentlich war die Budgetperiode bereits am 30. Juni d. J. abgelaufen, allein in richtiger Voraussicht, daß die Stände selten bis zum gesetzlichen Termin mit der Berathung des neuen Budgets fertig sein würden, hatte schon die Verfassungsurkunde vom Jahr 1819 festgesetzt, daß die Steuern auch nach der abgelaufenen Periode noch für das erste Drittel des folgenden Jahres in gleichem Maße eingezogen werden können. Am 31. October aber lief auch dieser letzte Termin ab, und es hieß einen Conflict mit der Verfassung heraufbeschwören, wenn man nicht zuvor an den guten Willen der Stände appellirte.

Und doch wäre die Regierung der Nothwendigkeit, gerade jetzt die Kammern einzuberufen, am liebsten überhoben gewesen. Nicht ohne Besorgniß sah sie diesem Augenblick entgegen, Wir waren in einem Krieg, dessen jetziges Stadium doch nicht mehr dieselbe Einmüthigkeit in der Bevölkerung vorfand, wie sie zu Anfang bestanden hatte. Wer hinderte unsere Unversöhnlichen, dieselbe Meinung, die sie in ihrer Presse kundgaben, auch an officieller Stätte im Halbmondssaal auszusprechen, daß nämlich seit Sedan, seit der Proclamirung der französischen Republik die Schuld für die Fortsetzung des Kriegs eigentlich Preußen treffe, und daß die Rückforderung von Elsaß und Lothringen eine himmelschreiende Versündigung an dem demokratischen Princip sei? Wie

war man im Stande, solchen Skandal zu verhüten? Dazu kam, daß man sich mitten in den Verhandlungen wegen der deutschen Frage befand. Wie die Mehrheit der Kammer über den Anschluß an den norddeutschen Bund dachte, war kein Geheimniß, und es war doch vorauszusehen, daß sie diese Gelegenheit benützen würde, um Rechenschaft von den Schritten der Regierung zu verlangen und noch einmal ihren Protest gegen den Anschluß feierlich zu wiederholen. Das war auf alle Fälle eine Verlegenheit für die Regierung, die sich nicht in die eben schwebenden Verhandlungen von einer eigensinnigen Kammer dreinreden lassen konnte. Gerade wenn sie den ehrlichen Willen hatte, zum Abschluß zu gelangen, mußte sie eine Kundgebung verhindern, auf welche sich die geheimen Gegner der Einigung stützen konnten. Ebendarum hatte sie schon seit längerer Zeit sich mit dem Gedanken der Kammerauflösung beschäftigt. Diese war in der That eine Nothwendigkeit, wenn es mit dem Eintritt in den Bund Ernst werden sollte. Selbst wenn man auf eine Sinnesänderung der Abgeordneten gegenüber den vollendeten Thatsachen nicht ohne Grund rechnen konnte, erschien es doch als ein Gebot der Schicklichkeit, ihnen einen solchen selbstmörderischen Act nicht zuzumuthen. Es war auf alle Fälle das Würdigste, wenn man den Wählern Gelegenheit gab, in eigener Wahl ausdrücklich über das deutsche Verfassungswerk sich auszusprechen. Aber dieser Entschluß, die Kammer im Hinblick auf die deutsche Verfassung aufzulösen, beseitigte noch nicht die constitutionelle Schwierigkeit, die im Herannahen des Zeitpunkts der Budgetlosigkeit lag. Die Regierung soll allerlei Eventualitäten erwogen haben, wie über die fatale Schwierigkeit hinwegzukommen sei. Zum Unglück erhoben sich dabei Fragen, zu deren Entscheidung die Paragraphen der Verfassung, so umsichtig sie ausgearbeitet schienen, vollständig im Stich ließen. So konnte man z. B. nicht schlüssig werden, wie weit die Befugnisse gehen, die der Regierung im Nothfall durch den berüchtigten Paragraphen 89, eine Art Staatsstreichparagraphen, an die Hand gegeben sind. Die Gelehrten konnten sogar darüber streiten, ob nach der Verfassung die Auflösung einer Kammer möglich sei, die nicht zur Zeit versammelt ist; solche und andere kitzliche Streitfragen drohten sich zu erheben und die Regierung hielt es schließlich für das räthlichste, den geraden, unaufhaltbaren Weg zu gehen. Sie berief die Kammer ein, um sich ein Steuerprovisorium für 3 Monate bewilligen zu lassen. Doch setzte sie sich zuvor mit den Führern der Parteien ins Vernehmen, und man kam allseitig überein, eine Debatte in diesem Augenblicke zu vermeiden und die Geschäfte rasch und geräuschlos abzuwickeln. Die Regierung war entschlossen, sobald dieser Gottesfriede gleichwohl gebrochen würde, mit dem Decret der Auflösung dazwischenzutreten.

Zum Glück kam es nicht zu diesem Aeußersten. Die kurze Session ver-

lief ganz in erwünschter Weise. Zwar beantragte Moriz Mohl — und darauf mußte man freilich gefaßt sein — die beiden Vorlagen im regelmäßigen Wege gründlich zu berathen, d. h. sie zu einem Excurs über die deutsche Frage zu benützen, für den er im voraus durch seine Schrift für die „Erhaltung der süddeutschen Staaten" den Ton angegeben hatte. Allein sein Vorschlag wurde rasch durch die Mehrheit beseitigt und er selber hatte sich dann der Aufgabe zu unterziehen, den kurzen sachlichen Bericht über die Vorlagen anzufertigen, wobei er allerdings noch einmal seinen Schmerz über diese Ueberstürzung ausdrückte und sich nur dessen getröstete, daß er für seine „unbedeutende Person" wenigstens das Nöthige bereits in eigener Schrift gesagt habe. So verlief denn die Sache ohne weiteren Unfall. Ohne Debatte wurde das angesonnene Steuerprovisorium einstimmig, gegen 3 Stimmen der neue Militärcredit genehmigt.

Doch ganz konnten sich die mißvergnügten Parteien bei dem pythagoräischen Parlamentarismus nicht beruhigen. Das Schweigen war ihnen offenbar hart geworden. Während der Sitzung war eine lebhafte Bewegung zu bemerken, und man sah, wie zwei Schriftstücke eifrig colportirt und mit Unterschriften versehen wurden, deren Inhalt am Schluß der Sitzung zu Tage kam. Der Club der Volkspartei hatte eine Erklärung aufgesetzt, und der Club der Großdeutschen und Ultramontanen hatte eine andere Erklärung aufgesetzt, die beide als motivirte Abstimmungen — eine Specialität des württembergischen Parlamentarismus — dem Protocoll einverleibt wurden Beide Parteien wollten wenigstens ihr Gewissen salviren; sie wollten vor der Oeffentlichkeit noch einmal proclamiren, daß sie auch nach dem nationalen Krieg die alten geblieben, daß die großen Tage der Erhebung spurlos an ihnen vorübergegangen seien. Vom Militarismus war zwar in diesen Erklärungen nicht mehr die Rede, auch nicht vom Südbund, in etwas ist also die Consequenz doch erschüttert worden; aber sie wollten es wenigstens aussprechen, daß, wenn jetzt die Einigung Deutschlands zu Stande komme, sie wider ihren Willen zu Stande komme.

Die Nuancen der beiden Erklärungen sind nicht eben erheblich. Doch lautete die der Volkspartei selbstverständlich kräftiger, sie schloß jede Hinterthüre ab. Sie begann mit dem tendentiösen Wunsch nach Frieden — wie es ja zur Zeit die allgemein angenommene Taktik der Demokratie ist, Preußen als Urheber der Fortsetzung des Kriegs anzuklagen, erklärt sich dann rundweg gegen den Eintritt Württembergs in den Bund, weil derselbe nicht eine bundesgenössische Einheit, sondern Unterwerfung unter Preußen bezweckt, nichtsdestoweniger wird eine bundesstaatliche Einigung mit dem Norden gewünscht, aber hinzugefügt, daß diese nicht auf den bleibenden Ausschluß Deutschöstreichs gebaut sein darf. Folgt noch ein Satz über die Freiheit,

Selbständigkeit der Einzelstaaten, aufrichtiges Verfassungsleben u. s. w. Verfasser des Schriftstücks ist Carl Mayer.

Die Erklärung der Großdeutschen, die einen etwas verschämten Particularismus athmet, beginnt damit, daß die Unterzeichner mit dem Ziel einer bundesstaatlichen Einigung einverstanden seien, aber daß sie als den geeigneten Weg dazu die Annahme der norddeutschen Verfassung „ohne wesentliche Aenderungen derselben“ nicht anzuerkennen vermögen, verlangt „wahren Constitutionalismus“, und mißbilligt es, wenn der Geist der Nation dem Geiste untergeordnet würde, der den Nordbund beherrscht.

Einen Fortschritt, ein schwaches Symptom der Besserung werden allerdings milde Beurtheiler in dem Wortlaut dieser Erklärungen nicht verkennen. Beide Parteien geben doch im Princip die bundesstaatliche Einigung mit Norddeutschland zu, wogegen eben bisher ihre lebhafte Polemik gerichtet war. Nur Schade, daß sie sich beeilen, diese Einigung an unerfüllbare Bedingungen zu knüpfen. Und fast ist man geneigt, auch dies noch mehr auf Rechnung des Unverstands als des üblen Willens zu setzen. Oder ist es nicht naiv, in Einem Athem größere Selbständigkeit der Einzelstaaten und „wahren Constitutionalismus“, in Einem Athem Lockerung und straffere Centralisirung der Bundesgewalt zu verlangen? Freilich wenn zugleich die Nase gerümpft wird über den „Geist, der den Nordbund beherrscht“ — in einem Augenblick, da durch den Nordbund, seine Verfassung, sein Seewesen, seine Politik und recht eigentlich durch den ihn erfüllenden Geist, den Geist der Hingebung und Pflichterfüllung, Deutschland, gerettet worden ist, so ist das nicht mehr mit bloßem Unverstand zu entschuldigen. Hier bricht die Gesinnung durch, die in den Rheinbundskönigreichen groß gezogen worden ist, und welcher die Erhebung des deutschen Volkes etwas Fremdes, Unverstandenes ist und bleibt.

Hätte die Regierung noch irgend welche Zweifel gehabt, ob ihr Entschluß der Kammerauflösung richtig gewählt war, so hätten sie durch diese motivirten Abstimmungen vollends zerstreut werden müssen. Sie waren die nachträgliche Rechtfertigung ihres Schrittes. Die freimüthige loyale Begründung, welche die Regierung durch den Mund des Ministers Scheurlen dem Decret der Auflösung vorausschickte, hat den besten Eindruck gemacht. Sie kündigte an, daß die Regierung entschlossen ist, dem Bund beizutreten, und vertrauensvoll wendet sie sich an die Wähler, welche durch neue Abgeordnete das Verfassungswerk für Württemberg sanctioniren sollen. Württemberg wird das erste Land sein, das den durch den Krieg erweckten Stimmungen und Ueberzeugungen durch das allgemeine Stimmrecht Ausdruck geben soll, das erste Land, das zu der errungenen Einigung Ja und Amen sprechen soll: noch einmal ist ihm vergönnt des Reiches Fahne voranzutragen.

γ.

Kriegsbericht.

Metz und Bazaine.

Der Fall von Metz hat auf einige Tage die Ungeduld der Deutschen beschwichtigt. Das Ereigniß war so ungeheuer, die Einzelheiten so höchst erstaunlich, die Siegesbeute so über alle Berechnung groß, daß sogar diejenigen unter unseren lieben Landsleuten erstaunten, welche seit drei Monaten durch die größten historischen Effectscenen gesättigt waren, und ganz ähnlich wie die Zuschauer in den letzten Acten eines Schauerdramas starke Wirkungen bedurften, um noch in Verwunderung zu gerathen. Während in Deutschland

der Erwerb dieser Festung, die 173.000 Gefangenen, die 4000 Geschütze, 100.000 Chassepot's, endlich gewisse unbestimmte Aussichten auf eine Kriegsbeute von 80 Millionen Fr. einen plötzlichen Freudensturm hervorriefen, scheint dieselbe Nachricht den Franzosen nicht ganz die entsprechende Sorge und Ernüchterung gebracht zu haben. Sie fällt dort langsam und unvollständig in die Seelen. Die Minorität wenigstens, welche jetzt das große Wort führt, die republikanische Partei, hilft sich mit einer zornigen Verdammung des Marschalls Bazaine und des kaiserlichen Frankreichs. Einst, im Kaiserthum, blühte die Corruption, die Unfähigkeit, der Verrath; in dem heutigen Frankreich herrscht siegreich die Tugend, das Talent, der Opfermuth bis zum Tode. Unterdeß werden freilich auch bereits die republikanischen Führer von ihrer Parteipresse der Schwäche, Unfähigkeit, Unsäuberlichkeit und Patronage bezüchtigt.

Wir blicken forschend in die Seelen der neuen Gewalthaber Frankreichs. Das ist doch ein jämmerliches und widerwärtiges Actenstück, in welchem die Herren der provisorischen Regierung zu Tours durch die schnelle Feder Gambetta's den Marschall Bazaine als Verräther vor Mit- und Nachwelt zu brandmarken bemüht sind. Sofort auf die Nachricht von dem Verlust der Festung, ohne Kenntniß der Motive und Einzelheiten, verfehmen Männer, welche die höchste Autorität eines menschenreichen Volkes darstellen, schimpfend wie Schulknaben die Soldatenehre eines Mannes, der, wie auch sonst sein Charakter und Wesen sein mag, doch jedenfalls in furchtbarer und höchst verantwortlicher Lage mehr Todesgefahr durchgekostet und seine Willenskraft härter geübt hat, als sämmtliche Herren der Ballonregierung von Tours. Ihnen zu antworten würde für einen Deutschen nicht der Mühe lohnen. Da aber auch in einer deutschen Zeitung, deren militärischer Berichterstatter großen Anspruch auf Beachtung hat, das Verfahren des Marschalls abfällig beurtheilt worden ist, so sei hier gestattet an das wirkliche Sachverhältniß zu erinnern. Wir haben keine Veranlassung für die Energie des Marschalls Bazaine Lanzen zu brechen, wir möchten nur nicht, daß man einen gedemüthigten Gegner strenger behandelte, als recht ist.

Wir wissen aus der gedruckten Correspondenz Bazaine's mit dem kaiserlichen Generalstab, daß der Marschall am 20. August, als er nach den Schlachten vom 14., 16., 18. vor Metz eingeschlossen worden, bereits den Ernst seiner Lage erkannte. Jene drei großen Schlachttage, deren Frucht am 27. October geerntet wurde, hatten unser siegreiches Heer so schwer betroffen, daß trotz des Sieges ein finsteres Gefühl der Trauer obenauf war, und unsere höchste Armeeleitung sich selbst sagte, daß es so mit dem Schlachtenmord nicht weiter fortgehen dürfe. Wir sind also zu der Annahme berechtigt, daß auch die französische Heeresleitung den Zustand der eigenen Armee höchst besorglich fand. Die Franzosen hatten drei Tage erfolglos gekämpft, waren dazwischen zwei Tage im Wirrwarr ihrer massirten Aufstellung hin und her gezogen worden; sie müssen ungeheure Verluste gehabt haben; von circa 170,000 Mann, welche die Feldarmee Bazaine's damals gezählt haben mag, lagen wohl 50,000 todt oder verwundet. Die Armee war jedenfalls am 19. und den nächsten Tagen in einem Zustand, welcher das verzweifelte Wagstück eines Durchbruchs hoffnungslos machte.

In Wahrheit waren es aber nur die ersten Tage der Einschließung, in denen der eingeschlossene Feldherr einige Aussicht hatte, nicht sein ganzes Heer, aber vielleicht einen Theil desselben durchzuschlagen. Mit jedem Tag, mit jeder Stunde umschloß ihn der metallene Ring der Geschütze in gedeckter Aufstellung fester. Man war schon nach der ersten Woche der Belagerung im deutschen Hauptquartier überzeugt, daß ein Ausbruch Bazaine's ihm nur

unter enormen Verlusten und nur soweit möglich sei, daß sich Trümmer seines Heers in das coupirte Terrain von Südlothringen und Bassigny retten könnten. — Bis zum Tage von Sedan arbeitete der Marschall an Kräftigung der Armee und hoffte auf eine Unterstützung von außen. Seit dem Sturz Napoleons aber hielt er es offenbar für seine Aufgabe, so lange als möglich das kaiserliche Heer und die Festung zu erhalten. Brach er seitdem aus, welche Aussicht blieb ihm im Lande? Ein größerer Heerkörper war überhaupt nicht mehr vorhanden, im Süden war tolle Auflösung und rothe Republik; sich mit den Trümmern des Heeres bis Paris durchzuschlagen, durfte er gar nicht hoffen; da ihm ein doppelt so starkes Heer auf den Fersen, ein zweites vor ihm war. Denn in Metz sind zwar 173,000 Mann übergeben worden, davon aber waren 38,000 Kranke, 30,000 Besatzungstruppen, welche doch zurückbleiben mußten, seine Feldarmee bestand aus ca. 105,000 Mann ohne Trainpferde, Cavalerie, mit schlechtester Geschützbespannung. Eine solche Masse ist in freiem Felde, von überlegenem Feinde verfolgt, der Auflösung und dem Niedermetzeln verfallen. Wir meinen nicht, daß der höchstgespannte militärische Stolz einen Feldherrn berechtigt, das Leben von hunderttausend Menschen unter solchen Umständen nutzlos zu opfern.

Daß der Marschall nebenbei noch Widerwillen gefühlt haben mag, die etwa freiwerdenden Trümmer des kaiserlichen Heeres der republikanischen Regierung zu überlassen und sich selbst als übelbeleumdeten Bonapartisten verbannt zu sehen, ist sehr wahrscheinlich. Aber wir vermögen nicht zu erkennen, daß dieser Gedanke sein Thun in irgend einer tadelnswerthen Weise beeinflußt hat. Er hat sein Heer und die Festung nach zähem Widerstand übergeben, als die Lebensmittel zu Ende waren und alle Schrecken der Auflösung drohten. Und das war militärisch ganz in der Ordnung.

Burbacki hatte sich eine andere Rolle gewählt oder zutheilen lassen. Er suchte den Norden militärisch zu halten, vor allem Cherburg, das Lieblingswerk des Kaisers. Und die Frage war nur, für wen? Man beachte die zurückhaltende Weise, mit welcher der General in seiner Proclamation die republikanische Regierung erwähnt. Jetzt hat er es ganz aufgegeben den Norden bis zur Rückkehr des Kaisers zu behaupten.

Denn wir dürfen trotz Allem, was geschehen ist, eine Restauration Napoleon's nicht für unmöglich, ja immer noch für das Wahrscheinlichste in der nächsten Zukunft Frankreichs halten. Man hat in Frankreich ein anderes Maß für den Werth der Parteien, als bei uns. Die Bonapartisten sind doch satt und verhältnißmäßig verständig und bequem, die Republikaner sind hungrig, zerstörungslustig und viel gewaltthätiger. Wenn die Franzosen heut abzustimmen hätten, so würde die größere Hälfte den Kaiser zurückfordern. Und fortan ist jedes Unglück, das Frankreich erfährt, jede militärische und diplomatische Niederlage der Republikaner ein Vortheil für die Sache des Kaisers. Frankreich fühlt unter der Republik immer mehr sein Elend, es hat die Republik bereits satt. Diese Annahme mag Manchem in Deutschland unglaublich scheinen, sie wird sich aber als richtig erweisen.

Für uns liegt die Schwierigkeit in Folgendem: Die Republikaner täuschen sich nicht darüber, daß sie die Minorität in Frankreich sind, sie wollen daher keine Constituante. Und obgleich fast jeder von ihnen in der Stille überzeugt ist, daß Elsaß und Deutsch-Lothringen für Frankreich verloren sind, so will doch keiner eine Hand rühren, um Abtretung und Frieden herbeizuführen, weil sie wissen, daß solche Handreichung den Haß gegen sie selbst steigern und die Restauration des Kaisers fördern würde. Ebenso wissen der Kaiser und die Kaiserin, daß die Abtretung unvermeidlich ist, aber auch, daß sie selbst ihre Abneigung dagegen aussprechen müssen, weil die Concession ihre

Aussichten verschlechtern würde, und sie wünschen, daß die Republikaner genöthigt werden, dies Gehässige auf ihr Haupt zu nehmen. Zwischen solchem Gegensatz selbstsüchtiger Interessen läuft Herr Thiers, die alte Elster unter den politischen Vögeln Frankreichs, hin und her in dem schwierigen Bemühen, mit patriotischen Vorträgen das Unglück zu beschwören. Unsere Aufgabe aber wird doch sein, die Republikaner zu Friedenspräliminarien zu zwingen, und die Punctation durch eine Constituante bestätigen zu lassen. Dann wird, wenn die Constituante, oder eine durch dieselbe veranlaßte Volksabstimmung den Kaiser zurückrufen sollte, dieser nach seiner Entlassung aus Kriegsgefangenschaft den Willen der Constituante in förmlichem Friedensinstrument befestigen. Er wird dies alsdann thun können, ohne sich zu ruiniren.

Sind die Republikaner vor dem Angriff auf Paris zu Friedenspunctationen und zum großen Apell an die Wähler zu bringen, so kann vor Weihnacht der liebe Friede geschlossen sein; müssen wir, wie zu besorgen, vorher Paris demüthigen, so zieht sich der Krieg wohl bis zum neuen Jahre hin.

♀

Bericht der Münchener historischen Commission.

Wir bringen auf Wunsch des Secretariats nachstehend den Abdruck des Berichts über die elfte Plenarversammlung der historischen Commission bei der königl. bayrischen Academie der Wissenschaften.

München im October 1870. Die statutenmäßige Plenarversammlung der Commission für deutsche Geschichts- und Quellenforschung wurde auf Befehl König Ludwigs II. auch in diesem Jahr abgehalten. Wie allgemein das Gefühl ist, daß die Arbeiten der Commission mit den nationalen Interessen in enger Verbindung stehen, zeigte sich darin, daß sich trotz des deutschen Krieges fast sämmtliche auswärtige Mitglieder eingefunden hatten. An den Sitzungen, welche in den Tagen vom 1. bis 6. October stattfanden, nahmen außer dem Vorsitzenden, Geheimen Regierungsrath v. Ranke aus Berlin, Antheil: Hofr. Ritter v. Arneth aus Wien, Prof. Hegel aus Erlangen, Geh. Regierungsrath Pertz aus Berlin, Director v. Stälin aus Stuttgart, Prof. v. Sybel aus Bonn, Prof. Waitz aus Göttingen, Prof. Wegele aus Würzburg, überdies die sämmtlichen einheimischen Mitglieder: Prof. Cornelius, Reichsrath von Döllinger, Oberbibliothekar Föringer, Reichsarchivdir. v. Löher, Staatsr. v. Maurer, Reichsarchivr. Muffat, Generallieutenant v. Spruner und der Secretär der Commission Prof. v. Giesebrecht.

In der Eröffnungsrede wies der Vorsitzende zunächst auf den überaus schmerzlichen Verlust hin, welchen die Commission durch den Tod W. Wackernagels erlitten hatte; nachdem dieser hervorragende Gelehrte den Sitz J. Grimms in der Commission eingenommen, unterstützte er die Arbeiten derselben mit dem lebendigsten Eifer und hat sie nach vielen Seiten gefördert. Auch des Abscheidens R. Köpkes und Ph. Jaffés wurde gedacht, da ihre historischen Studien sich mit den Bestrebungen der Commission vielfach berührt hatten. Im weiteren Verlauf der Rede deutete der Vorsitzende auf den Zusammenhang der Commissionsarbeiten mit der deutschen Erhebung der Gegenwart hin und beleuchtete die großen Zeitereignisse in ihren welthistorischen Beziehungen. Die nationale Gesinnung, welche in den Worten des Vorsitzenden hier Ausdruck fand, belebte dann auch die weiteren Berathungen der Commission; vor dem Eintritt in dieselben sprach sie in einem Anschreiben an König Ludwig II. die Gefühle innigsten Dankes aus, welche die hochherzigen

und folgenreichen Entschließungen Seiner Majestät in ganz Deutschland hervorgerufen haben.

Ueber die Arbeiten des letztverflossenen Geschäftsjahres erstattete der Secretär in hergebrachter Weise Bericht. Bis zum Ausbruche des Kriegs waren fast alle Unternehmungen in raschem Fortgange gewesen, dann aber manche nicht zu bewältigende Hemmnisse eingetreten. So mußten sogar einzelne Werke, die zur Ausgabe fertig waren, wegen der dem Buchhandel ungünstigen Zeitverhältnisse zurückgehalten werden.

In den Buchhandel sind seit der letzten Plenar-Versammlung gekommen:

1) Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert. Bd. VIII, enthaltend die erste Abtheilung der Straßburger Chroniken, bearbeitet von C. Hegel.
2) Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis ins 16. Jahrhundert, gesammelt und erläutert von R. v. Liliencron. Nachtrag, enthaltend die Töne und das alphabetische Verzeichniß.
3) Forschungen zur deutschen Geschichte. Bd. X.
4) Weisthümer, gesammelt von J. Grimm und nach dessen Tode, unter Mitwirkung von F. X. Kraus, Archivar Müller und anderen Gelehrten, von G. L. v. Maurer. Theil VI, bearbeitet von R. Schröder.
5) Bayerisches Wörterbuch von J. A. Schmeller. Zweite, mit des Verfassers Nachträgen vermehrte Ausgabe, bearbeitet von G. K. Frommann. Lieferung IV.
6) Briefe Friedrich des Frommen, Kurfürsten von der Pfalz, mit verwandten Schriftstücken, gesammelt und bearbeitet von A. Kluckhohn. Zweiter Band, erste Abtheilung 1567—1572.

Zur Ausgabe fertig sind außerdem:

1) Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit. Band IX, enthaltend Geschichte der germanischen Philologie von R. v. Raumer.
2) Die Recesse und andere Akten der Hansetage von 1256—1430. Bd. I.
3) Briefe und Akten zur Geschichte des dreißigjährigen Kriegs in den Zeiten des vorwaltenden Einflusses der Wittelsbacher. Bd. I. Die Gründung der Union 1598—1608, bearbeitet von M. Ritter.

Die weiteren Mittheilungen des Secretärs, wie die Berichte, welche im Laufe der Verhandlungen von den Herausgebern der einzelnen Werke erstattet wurden, thaten dar, daß auch eine Anzahl anderer Arbeiten bereits der Presse übergeben ist, und mehrere neue Publicationen in naher Aussicht stehen. Wie früher sind auch in diesem Jahre die Nachforschungen, welche die Commission in den verschiedenen Archiven und Bibliotheken für nöthig hielt, von den hiesigen und auswärtigen Behörden mit der größten Liberalität unterstützt worden.

Die Commission war diesmal vorzugsweise mit Berathungen beschäftigt, welche sich auf das vom Geheimen Rath v. Ranke und Reichsrath v. Döllinger beantragte und erst kürzlich in Angriff genommene große Unternehmen der allgemeinen deutschen Biographie bezogen. Freiherr v. Liliencron, jetzt in München ansässig, welcher die Redaction des Werkes übernommen hat, berichtete über seine umfassenden Vorarbeiten, wie auch über eine Reise, welche er im Interesse desselben ausgeführt hatte. Ueberall war er reger Theilnahme für das Unternehmen begegnet, und hervorragende Gelehrte hatten ihm nicht allein die Bearbeitung einzelner Artikel, sondern auch größerer Abtheilungen zugesichert. Von besonderer Wichtigkeit erschien es jetzt der Commission, das Unternehmen, ohne der Vollständigkeit Eintrag zu thun, doch auf einen Umfang zu begrenzen, welcher die Ausführung in einem nicht zu langen Zeitraum ermöglicht. Die Zahl der Artikel wurde deshalb auf etwa 40,000 beschränkt, von denen kaum der vierte Theil mehr als eine Seite füllen wird; die Artikel werden in alphabetischer Folge erscheinen und soll in 20 Bänden

das ganze Werk seinen Abschluß finden. Dasselbe wird in gleicher Weise die Biographien von Regenten, Staatsmännern, Feldherrn, Gelehrten, Künstlern, Industriellen, in so weit ihre Wirksamkeit auf die Entwickelung der deutschen Nation von Einfluß war, zu liefern haben. Die Bearbeitung der einzelnen Biographien, bei denen es neben sicherer Charakteristik besonders auf genaueste Feststellung des Thatsächlichen ankommt, soll nur erprobten Kräften anvertraut und die Verfasser der einzelnen Artikel bezeichnet werden. Es ist eine Verlagshandlung bereits gewonnen, deren Thätigkeit und patriotischer Eifer die glückliche Durchführung des Unternehmens auch nach außen hin sichert. Ein lange schmerzlich vermißtes Werk, welches in vollständiger und doch übersichtlicher Weise sichere Lebensnachrichten über alle um das deutsche Volk verdienten historischen Persönlichkeiten darbietet, wird gewiß in einer Zeit neuer Erhebung Deutschlands mit der allgemeinsten Befriedigung aufgenommen werden; es füllt nicht allein ein wissenschaftliches Bedürfniß aus, sondern verspricht zugleich eine tiefe Wirkung auf das ganze Leben der Nation zu üben.

Die Geschichte der Wissenschaften in Deutschland wird demnächst um eine neue Abtheilung: die Geschichte der Zoologie, bearbeitet von Professor Victor Carus in Leipzig, bereichert werden; ein großer Theil dieses Werks ist bereits gedruckt. Mehrere andere wichtige Abtheilungen des Unternehmens sollen in den nächsten Monaten der Presse übergeben werden. Die Bearbeitung der Geschichte der classischen Philologie, der Historiographie und der Medicin haben jetzt die Professoren Bursian in Jena, Wegele in Würzburg, Hirsch in Berlin übernommen. Wegen der Geschichte der Botanik sind neue Unterhandlungen einzuleiten, da die Commission leider auf die Mitwirkung des ausgezeichneten Gelehrten verzichten muß, dem bisher diese Abtheilung übertragen war. Das umfangreiche Unternehmen, fast zur Hälfte vollendet, wird voraussichtlich mit dem Jahre 1876 zum völligen Abschluß gelangen.

In der großen Sammlung der deutschen Städte-Chroniken wird sich dem bereits publicirten ersten Bande der Straßburger Chroniken der zweite im Druck beinahe vollendete Band demnächst anschließen; derselbe enthält die vier letzten Kapitel der Chronik von Königshofen nebst einem Anhange von noch ungedruckten deutschen Stücken aus dessen sogenannter lateinischer Chronik, ferner zehn Beilagen, in welchen das zur Ergänzung von Closener und Königshofen dienende urkundliche Material theils in selbständigen Abhandlungen über Verfassung, Recht, Münze, kirchliche Verhältnisse, theils in Urkundenabdrücken verwerthet ist. Beigegeben wird ein alter Stadtplan, gezeichnet nach dem Originalrelief des Straßburger Architekten und Historikers Speckle, von dem zu befürchten, daß es mit vielen andern unersetzlichen literarischen Schätzen der Stadt vor Kurzem zu Grunde gegangen ist. Man wird es Professor Hegel, dem bekannten Redacteur der deutschen Städte-Chroniken, gerade jetzt besonders danken, daß er sich die Straßburger Chroniken in sein Unternehmen zu ziehen beeilte und die Mühen der Bearbeitung sich selbst auferlegte; vielleicht nur so ist es möglich gewesen, zur Geschichte einer der herrlichsten deutschen Städte werthvolles Material, welches der Krieg vernichtet, dauernd der Wissenschaft und der Nation zu erhalten. Die Bearbeitung der Nürnbergischen Chroniken ist von Professor v. Kern in Freiburg fortgesetzt worden, so daß die Publication des vierten Bandes sich bald erwarten läßt. Außerdem sind auch die Arbeiten für die Kölnischen Chroniken fortgeführt worden: Dr. C. Schröder in Leipzig war mit der sprachlichen Bearbeitung der großen Kölnischen Chronik beschäftigt, Dr. Cardauns in Köln hat die historische Bearbeitung der Reimchronik von Gottfried Hagen ausgeführt. Den Druck des ersten Bandes der Lübeck'schen Chroniken stellt Professor Mantels für das nächste Jahr in sichere Aussicht.

Der zweite Band der deutschen Reichstagsakten hat leider wegen verschiedener Behinderungen des Herausgebers im verflossenen Jahre der Presse nicht übergeben

werden können; man hofft aber nun nur um so rascher den Druck zu fördern. Inzwischen aber haben der Herausgeber Professor J. Weizsäcker in Tübingen und seine Mitarbeiter Bibliothekar Dr. Kerler in Erlangen und Dr. Schäffler, jetzt Vorstand der Archivs in Würzburg, durch ihre Reisen und Nachforschungen in den Archiven noch viele werthvolle Ergänzungen des bereits gesammelten Materials gewonnen.

In gewissem Sinne als ein Seitenstück zu der großen Sammlung der deutschen Reichstagsakten hatte die Commission immer die Ausgabe der Hanserecesse betrachtet, mit welcher sie seit ihrem ersten Zusammentreten auf Antrag des verstorbenen Lappenberg beschäftigt war. Mit großer Freude nahm sie jetzt den ersten im Druck vollendeten Band der Hanserecesse entgegen, der sich in jeder Beziehung dem ersten Bande der Reichstagsacten würdig zur Seite stellt. Ueber die Geschichte dieses Unternehmens und die vielfachen Hindernisse, auf welche dasselbe nach Lappenbergs und Junghans Tode stieß, giebt Professor Waitz in der Vorrede Nachricht. Der erste Band trägt den besonderen Titel: Die Recesse und andere Akten der Hansetage von 1256—1430. Bd. I. und umfaßt die Recesse bis zum Jahre 1370. Man verdankt die Bearbeitung desselben Dr. K. Koppmann in Göttingen und ist bei dem rühmlichen Eifer desselben auf eine schnelle Nachfolge der andern Bände dieser Abtheilung sicher zu zählen. Durch die angemessene und schöne Ausstattung des Werkes hat sich auch die Verlagshandlung von Duncker und Humblot in Leipzig kein geringes Verdienst um das Unternehmen erworben. Vor Allem aber verdient Beachtung, daß nur die hochherzige Unterstützung, welche Bayerns Könige der deutschen Geschichtswissenschaft angedeihen lassen, es der historischen Commission ermöglichte, diese so wichtige Sammlung der Verhandlungen des großen norddeutschen Städtebundes der Presse zu übergeben.

Von den Jahrbüchern des deutschen Reichs wird demnächst eine neue Abtheilung erscheinen, welche im Druck beinahe vollendet vorlag: es ist die Geschichte König Pippins von Dr. Oelsner in Frankfurt a/M. Archivar Dr. Simson in Düsseldorf hatte einen Theil seiner Geschichte Ludwigs des Frommen im Manuscripte eingeschickt und verspricht baldige Vollendung. Die Geschichte Otto's des Großen, deren Bearbeitung der verstorbene R. Köpke zugesagt hatte, wird hoffentlich von Professor Dümmler in Halle übernommen werden. Die Vollendung der Geschichte Heinrichs II. ist Dr. Breslau in Berlin übertragen. Die Geschichte Heinrichs III. verheißt Dr. Steindorff in Göttingen im Laufe des Jahres druckfertig herzustellen. Professor Winkelmann in Bern ist in der Bearbeitung der Geschichte Philipps von Schwaben nnd Ottos IV. bereits weit vorgeschritten.

Bekanntlich werden seit einem Decennium mit Aufwendung bedeutender Mittel in den deutschen und ausländischen Archiven von der Commission Nachforschungen nach der Correspondenz der Fürsten des Wittelsbachschen Hauses im 16. und 17. Jahrhundert angestellt. Die Nachforschungeu haben zur Sammlung eines sehr umfangreichen Materials geführt, welches nicht nur für die bayrische und deutsche, sondern auch für die allgemeine Geschichte Europas von großem Werth ist. Diese noch in stetigem Wachsen begriffene Sammlung bildet gleichsam die Quelle für mehrere bedeutende Publicationen der Commission. Die nach vielen Seiten hin interessante Correspondenz Churfürst Friedrichs III. von der Pfalz, bearbeitet von Professor Kluckhohn, wird alsbald mit der zweiten Abtheilung des zweiten Bandes vollständig dem Publikum vorliegen. Von den „Briefen und Akten zur Geschichte des 16. Jahrhunderts mit besonderer Beziehung auf Bayerns Fürstenhaus“ hat unter Leitung des Directors v. Löher Dr. v. Druffel zwei Bände bearbeitet. Der Druck des ersten hat begonnen, ist aber durch die Einberufung des Bearbeiters zur Landwehr unterbrochen worden. Die umfänglichste dieser Publicationen sind die unter Leitung des Professors Cornelius bearbeiteten „Briefe und Akten zur Geschichte des dreißigjährigen Kriegs in den Zeiten des vorwaltenden Einflusses der

Wittelsbacher", deren erster Band, bearbeitet von Dr. M. Ritter, der Commission im Druck vorlag. Die Arbeiten für die folgenden Bände sind von Professor Cornelius und seinen Mitarbeitern Dr. Ritter und Dr. Stieve ununterbrochen fortgesetzt worden, hauptsächlich in dem Münchner Archive; außerdem in Düsseldorf, im Haag, in Paris und besonders in dem gräflich Dohnaschen Familienarchiv zu Schlobitten, in welchem sich eine neue ergiebige Fundgrube für diese Forschungen erschlossen hat. Der Druck des zweiten Bandes, welcher das Eingreifen Heinrichs IV. von Frankreich in die deutschen Verhältnisse und die Schicksale der Union in den Jahren 1608—10 zum Gegenstand haben wird, kann hoffentlich schon im nächsten Jahre beginnen. Ihm werden sich dann ohne Unterbrechung der dritte und vierte Band mit den Acten Herzog Maximilians von Bayern und der Liga anschließen, nachdem bis dahin die Archive in Dresden und Simancas durchforscht und die Arbeiten in Wien vollendet sein werden.

Die Sammlung der Weisthümer ist mit dem sechsten Bande vorläufig abgeschlossen. In Bearbeitung ist jetzt ein ausführliches Wort- und Sachregister, welches die Benützung des Werks sehr erleichtern wird; in Jahresfrist hofft man dieses Register vollendet zu sehen.

Auch für die bereits abgeschlossene Sammlung der historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert ist noch ein Glossar in Aussicht genommen, doch hat es bisher an den Kräften zur Anfertigung desselben gefehlt. Ob die von W. Wackernagel angeregte, mit den Volksliedern in innerer Verbindung stehende Sammlung der historischen Gedichte der deutschen Lyriker im 13. Jahrhundert nach dem Tode Wackernagels, der selbst einen großen Theil der Arbeit übernehmen wollte, noch ausführbar ist, muß späterer Erwägung vorbehalten bleiben.

Die neue Ausgabe von Schmellers Bayerischem Wörterbuch ist in regelmäßigem Fortgange; die fünfte Lieferung wird demnächst erscheinen.

Die Forschungen zur deutschen Geschichte haben sich als eine dem Geschichtsstudium sehr förderliche Zeitschrift erwiesen und immer wachsende Theilnahme gewonnen. Dem vollendeten zehnten Bande ist eine Uebersicht des Gesammtinhalts beigegeben worden. In der bisherigen Weise wird die Zeitschrift auch ferner fortgeführt werden.

Die Commission fühlte bei ihren Berathungen das Bedürfniß, die Lücken, welche durch den Verlust Häußers, Lappenbergs und Wackernagels in ihrer Mitte entstanden waren, durch Zuziehung neuer Mitglieder auszufüllen. In der vorgeschriebenen Weise wurden deßhalb mehrere Geschichtforscher von anerkannten Verdiensten gewählt, um sie Seiner Majestät dem Könige zur Ernennuug zu ordentlichen Mitgliedern der historischen Commission in Vorschlag zu bringen. Die Richtung der Wahl wurde theils durch die im Gange befindlichen größeren Unternehmungen, theis durch den Wunsch bestimmt, die Verbindungen der Commission mit Deutschösterreich zu verstärken.

So hat die Commission die ihr aufgetragenen Friedensarbeiten inmitten eines blutigen Kriegs unbeirrt mit sicherer Zuversicht fortgeführt. Möchte die Eintracht, mit welcher hier deutsche Männer aus verschiedenen Theilen unsers Vaterlands zu nationalen Unternehmungen berathend zusammenwirkten, von guter Vorbedeutung sein für Verhandlungen von weit größerer Tragweite, die uns bevorstehen und die über die ganze Zukunft des deutschen Volkes entscheiden werden.

Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Scharnhorst in Menin.*)

Die Capitulationen von Sedan und Metz finden in der Geschichte aller Völker und aller Zeiten nicht ihres Gleichen.

Wohl aber hat uns die Geschichte einer Alles in Allem für Deutschland leider wenig ehrenvollen Periode doch ein ruhmreiches Beispiel aufbewahrt von dem Heldenmuth eines echt deutschen Mannes, der in viel engerem Rahmen zwar, doch unter der Wucht ebenso verzweifelter Verhältnisse, wie ihnen Mac Mahon in Sedan oder Bazaine in Metz erlag, dennoch durch weisen Rath und entschlossene Energie das äußerste, schmählichste Unheil der Kriegsgefangenschaft von sich und den Seinen abzuwenden wußte.

Dieser Mann war Scharnhorst, der Bauernsohn von Bordenau, der todesmuthige Vorkämpfer Preußens bei Lützen, der geniale Schöpfer der preußischen Wehrkraft, dem auch an den heutigen glänzenden Erfolgen der deutschen Waffen sein redlicher Ruhmesantheil gebührt und auf dessen glorreiche That gerade unter den heutigen Verhältnissen ein kurzer Rückblick lohnend erscheint. — Den Feldzug von 1793 hatte die französische Republik mit abwechselndem Erfolge gegen die von England ins Leben gerufene erste Coalition geführt. Die Alliirten nahmen zwar Valenciennes, welches Ferrand heldenmüthig vertheidigte, und Quesnoy, verloren aber die Schlachten von Hondschoote und Wattignies und mußten die vom Herzog von York im engherzig englischen Interesse mit ganz unzulänglichen Mitteln unternommene Belagerung von Dünkirchen wieder aufgeben. Im großen Ganzen hatte sich die regellos wilde Kriegführung der Franzosen der allzu langsamen, pedantischen und steifzopfigen Strategie der Alliirten unstreitig überlegen gezeigt. Freilich war der schöne alte Wahlspruch: Vaincre ou mourir! von der Armee der Republik längst in: Vaincre ou courir! carikirt worden; denn nach jedem mißlungenen Schlage liefen die jungen, undisciplinirten Soldaten, die eben noch im Siege so todesmuthige Begeisterung an den Tag gelegt, regimenterweise und unaufhaltsam in die Heimath. Der Convent aber verstand

*) Im Detail theilweise nach dem handschriftlichen Kriegstagebuche eines der Belagerten.

in solchen Dingen nicht den mindesten Spaß. Zwar der fahnenflüchtigen, zerstreuten Truppen habhaft zu werden, war in den meisten Fällen ein Ding der Unmöglichkeit. Desto sicherer und erbarmungsloser aber hielt man sich an die commandirenden Offiziere. In dem einzigen Jahre 1793 büßten nicht weniger als 4 Generäle (Custine, Houchard, Hedouville und Landrin) die Mißgunst der launischen Kriegsgöttin unter dem Fallbeil, ein fünfter, Dampierre, entging diesem Schicksal nur durch seinen Heldentod unter den Mauern von Condé und ein sechster, Dumouriez, durch schmähliche Flucht in das Lager des Feindes. Pichegru, der inzwischen zum Oberfeldherrn der Nordarmee ernannt worden war, zog es deshalb in gerechter Besorgniß um seinen Kopf vor, den Feldzug von 1794 mit einem verzweifelten Vorstoß gegen die alliirte Hauptmacht zu eröffnen und Alles auf diese eine Karte zu setzen. Blitzschnell stürzte er sich mit überlegenen Kräften auf die vereinzelten Abtheilungen des Gegners, erstürmte Courtray, schlug die Hannoveraner unter Wangenheim bei Mouscron und schloß die kleine Festung Menin ein.

Menin oder Meenen, auf der Grenze von Westflandern und Frankreich am Ufer der Lys gelegen, bildete einst ein mächtiges Glied in dem granitnen Gürtel, mit dem Vauban's Genie die französische Nordgrenze umgeben hatte. Die ursprünglich meisterhaft angelegten Festungswerke waren indeß unter der östreichischen Herrschaft dermaßen vernachlässigt, zum Theil sogar mit Absicht zerstört worden, daß sie, nur noch ein trauriger Schatten früherer Größe, dem stürmenden Feinde an vielen Stellen kaum noch ein wesentliches Hinderniß darboten. Die Besatzung bestand nur aus drei hannöverschen Infanteriebataillonen und einem Bataillon französischer Emigranten, zusammen kaum 2000 Mann, mit einem Häuflein Cavalerie und 28 Geschützen. Befehlshaber war der General von Hammerstein, ein Mann von erprobtester, unerschütterlicher Tapferkeit, dem als Stabschef der Artilleriecapitain Scharnhorst zur Seite stand. An Munition und Mundvorrath herrschte entschiedener Mangel, doch der treffliche Geist der Mannschaft ließ sich weder dadurch, noch durch die Aussicht auf einen verzweifelten Kampf gegen vielfache Uebermacht einschüchtern.

Im Morgengrauen des 26. April trug bereits der Wind den dumpfen Schall des Gewehrfeuers von dem unglücklichen Gefecht bei Mouscron herüber und wenig später sah man vom Kirchthurm aus, wie die französische Division Souham das benachbarte Courtray mit Sturm nahm. Eine der schärfsten Proben in der That für soldatische Standhaftigkeit, die furchtbare Bedrängniß der Waffenbrüder mitansehen zu müssen und ihnen doch die heiß ersehnte Hilfe nicht bringen zu dürfen! Ueberdies wußte man nur zu wohl, daß die Niederlage der Freunde alle Hoffnung auf Beistand von außen abschnitt. Zwar hatte der östreichische General Clairfait zugesagt, der Stadt,

wenn sie sich bis zum 29. hielte, dann Ersatz zu bringen; aber auch diese Aussicht bot nur sehr geringe Chancen, denn sie beruhte natürlich auf der Voraussetzung eines siegreichen Gefechts, wofür bei der Ueberlegenheit und dem energischen Vorgehen der Franzosen kaum einige Wahrscheinlichkeit sprach.

Nachdem der Feind schon am 26. alle Vortruppen in die Festung zurückgeworfen und die Sprengung der Lysbrücke erzwungen hatte, vollendete er am nächsten Tage die Einschließung und begann sogleich ein schwaches Bombardement, welches er die folgende Nacht hindurch fortsetzte. Es entstanden dadurch einige Brände, die leicht eine gefährliche Ausdehnung hätten gewinnen können, da die geängsteten Bürger durch nichts zu bewegen waren, die sichere Zuflucht ihrer Keller zu verlassen und bei dem Löschen hilfreiche Hand anzulegen. Noch gelang es indeß den Anstrengungen der Besatzung, Dank der herrschenden Windstille und der soliden Bauart der Häuser, die Feuersbrunst zu bewältigen, oder doch in möglichst enge Grenzen zu bannen.

Bisher hatte man mit Rücksicht auf den geringen Munitionsvorrath das feindliche Feuer fast gar nicht beantwortet; diese anscheinende Verzagtheit machte aber den Gegner kühner und kühner und am Vormittag des 28. drangen bereits dichte Schwärme französischer Schützen über die nächsten Felder, deren tiefe Ackerfurchen ihnen bedeutenden Schutz gewährten, in den Hauptgraben der Nordfronte ein. Da plötzlich mit einem Schlage hüllen sich die Wälle der Festung ringsum in Wolken weißen Pulverdampfes, den Blitze durchzucken, und dröhnend ergießt sich ein vernichtender Hagel von Flintenkugeln und Kartätschen aus nächster Nähe auf die bestürzten Franzosen, die eiligsten Laufes in wirren Schaaren davonfliehen und nicht einmal ihre Geschütze in Sicherheit zu bringen wagen. Betäubender Hurrahruf der tapferen Besatzung folgt ihrer wilden Flucht und kaum lassen sich die braven Hannoveraner durch den mahnenden Zuruf der besonneneren Führer abhalten, ihnen nachzueilen und die zurückgelassenen feindlichen Kanonen als Siegestrophäen fortzuführen. Die Bestürzung der Franzosen war so groß, daß sie am Nachmittage das Feuergefecht nur noch aus bescheidener Ferne zu führen wagten. Um so sicherer aber erwartet man für die nächste Nacht den Sturm; General Hammerstein eilt selbst von Werk zu Werk und feuert die Mannschaft mit kurzen, kernigen Worten an, eher zu sterben, als vom Fleck zu weichen. Alle erwidern die Ansprache des verehrten Führers mit begeistertem Gelöbniß.

Die Nacht verfloß indeß ziemlich ruhig; der Feind warf nur wenige Brandgeschosse, welche die Feuersbrünste in der Stadt nicht vermehrten. Dagegen brachte das Morgenlicht des 29. den Belagerten erneute und gesteigerte Bedrängnisse. Wieder füllten sich die umliegenden Felder mit dichten Schützenschwärmen und wieder fuhr der Feind an mehreren Stellen eine be-

deutende Geschützzahl auf, die mehrere Stunden hindurch ein wahres Höllenfeuer gegen Menin unterhielt. Aus jeder Furche, von jedem Stein, hinter jedem Busch hervor folgt Blitz auf Blitz und Knall auf Knall, während sich der Pulverdampf als dichter Schleier über der Landschaft lagert. Das ununterbrochene Pfeifen, Knattern und Prasseln der in die Straßen einschlagenden Kartätsch- und Gewehrkugeln glich, wie Scharnhorst selbst berichtet hat, „dem Fallen eines heftigen Regens"! Aber auch diesem Blei- und Eisenhagel gegenüber sollte sich wieder die schon am Tage vorher bewährte Taktik als Retterin in der Noth erweisen. Wieder ließ Scharnhorst eine westlich der Brügger Vorstadt aufgestellte Batterie, deren Feuer besonders lästig fiel, plötzlich von allen verfügbaren Geschützen dermaßen „durchwalken", daß die entsetzten Kanoniere auch diesmal mit „Sauve qui peut!" fortstürzten und ihre Kanonen elend im Stich ließen. Auch gegen die vor der Nordfronte eingenisteten, äußerst zudringlichen Schützen half ein ähnlicher Handstreich mit gleichem Erfolge.

Gegen 10 Uhr Vormittags schwieg mit einem Male das Feuer des Feindes völlig; dafür aber sah die aufathmende Besatzung plötzlich mehrere Colonnen, anscheinend zum Sturm, sich den Werken nähern; zugleich erschien am Yperner Thor ein Parlamentär, welcher den Commandanten zur Uebergabe aufforderte. Da vernimmt in der Todtenstille, die während dieses kurzen Intermezzos über der Stadt lag, das gespannt lauschende Ohr der Belagerten dumpf, aber deutlich ein Rollen, ähnlich dem Donner entfernter Gewitter, für das Gehör des erfahrenen Soldaten aber unverkennbar der Schall einer lebhaften Kanonade, die in der Richtung auf Mouscron stattfindet. Nur von Mouscron her kann der so heiß ersehnte Ersatz kommen; es ist also kein Zweifel mehr möglich; dort, hinter jenen Höhen kämpfen die Freunde, die Brüder für die Rettung Menin's! Und so war es in der That. General Clairfait hatte sich mit den Resten des vor drei Tagen bei Mouscron geschlagenen Wangenheim'schen Corps vereinigt und war, nunmehr 10.000 Mann stark, treu seinem Versprechen sogleich wieder zur Offensive übergegangen. In der Gegend von Mouscron durch überlegene Kräfte angegriffen, hielt er dem wüthenden Anprall des Feindes längere Zeit Stand, bis ihn der inzwischen eingetretene Munitionsmangel zum Rückzuge auf Dottignies und Espierres zwang; die energische Verfolgung der Franzosen verwandelte aber den Rückzug bald in eine wilde Flucht, auf der Clairfait 2000 Mann nnd 23 Kanonen einbüßte, bevor 6 frische Bataillone bei Dottignies ihn aufnahmen.

Damit war Menin's Schicksal besiegelt. Die Rettung der braven Besatzung, für die es keine Hilfe von außen mehr gab, konnte nur noch in ihr selbst beruhen, in der kühnen Entschlossenheit der Führer, in der standhaften

Tapferkeit der Mannschaft. In Menin schrieb inzwischen Generalmajor von Hammerstein unter den ihm vorgelegten Capitulations-Entwurf den lakonischen Bescheid: „Ich kenne meine Pflicht und werde mich niemals ergeben!" Er konnte den Ausgang des Gefechts von Mouscron, welches sich erst gegen 4 Uhr Nachmittags entschied, natürlich nicht kennen; hätte er ihn aber auch vorhergesehen, so würde seine Entscheidung doch um keine Haaresbreite anders ausgefallen sein, denn seine Bravheit und sein lebhaftes Ehrgefühl ließen ihm überhaupt jede Uebergabe als feig und schimpflich erscheinen. Ueberdies verbot ihm auch die Rücksicht auf die emigrirten Waffenbrüder in eine Capitulation zu willigen; denn diese waren und blieben in den Augen des Convents Landesverräther, und nur die Guillotine oder die Kugel konnte ihr Loos sein, wenn sie den Franzosen in die Hände fielen, gleichviel, ob darin eine schreiende Verletzung der Capitulation lag, oder nicht. Wenigstens war die Geschichte der damaligen Kriege an ähnlichen Beispielen einer ehrlosen Handlungsweise der revolutionären Machthaber schon so reich, daß in dieser Beziehung kein Zweifel mehr obwalten durfte.

Kaum war der Parlamentär zu den französischen Reihen zurückgekehrt, als die Beschießung der Stadt mit gesteigerter Heftigkeit und diesmal leider auch mit durchgreifendem Erfolge wieder begann. Die Feuersbrünste mehrten sich fort und fort und nach wenigen Stunden stand der größere Theil der Stadt in hellen Flammen. Dem Brande Einhalt zu thun war unmöglich, da sich die Bürger an den Löschversuchen gar nicht betheiligten und die letzten Kräfte der ohnehin schon aufs äußerste erschöpften Besatzung nicht vollends diesen voraussichtlich doch fruchtlosen Anstrengungen geopfert werden durften. Schließlich blieb auch die Einäscherung der halben Stadt für die unmittelbare Vertheidigung der Werke noch das kleinere Uebel; viel gefahrdrohender in dieser Hinsicht war ein andrer Unfall, der sich im Laufe des Nachmittags ereignete. Auf der Esplanade hatte man eine Anzahl Wagen aufgefahren, welche den größten Theil der noch vorhandenen Munition enthielten. Gegen 5 Uhr wurde einer dieser Wagen von einer Granate getroffen und in die Luft gesprengt. Der Feind, hierdurch aufmerksam gemacht, concentrirte nun sein Feuer auf diesen Ort mit verdoppelter Energie und mit so unheilvollem Erfolg, daß binnen einer Viertelstunde noch 10 andere Munitionswagen in die Luft flogen. In diesem Augenblick hing das Schicksal der braven Besatzung an einem Haar; ein sofort unternommener Sturm würde ihr Verhängniß entschieden haben. Schon begann die Haltung der Mannschaft ein hippokratisches Gesicht zu zeigen; viermal 24 Stunden ohne Ruhe und Rast, fast unausgesetzt dem feindlichen Feuer preisgegeben, die Stadt in Flammen, die Munition verloren, die Aussicht auf Entsatz abgeschnitten, nur Kriegsgefangenschaft oder Tod vor sich — dies Alles würde auch die moralische und

physische Kraft älterer und erprobterer Soldaten vernichtet haben! Glücklicherweise versäumten die Franzosen den ihnen günstigen Augenblick, der — Dank der Entschlossenheit Hammersteins und Scharnhorsts! — nicht wiederkehren sollte.

Gegen Mitternacht läßt der General alle Commandeure zusammen kommen. Scharnhorst selbst hat uns ein höchst lebensvolles Bild des nun folgenden Auftrittes hinterlassen. Das Zimmer, worin die Zusammenkunft stattfinden soll, wird mehr von dem Gluthschein der furchtbaren Feuersbrunst, der durch die Fenster fällt, erleuchtet, als von den brennenden Lichtern. Unaufhörlich ertönt das donnernde Krachen der Brandgeschosse, welche ringsumher in die nächste Nachbarschaft, in den Garten, in das Haus selbst einschlagen. Im Zimmer, auf dem Fußboden liegen die Adjutanten, denen ihre tödtliche Ermüdung nach vier ruhelosen Tagen und Nächten trotz Tod und Gefahr einen tiefen, festen Schlaf vergönnt. Aus der Nebenstube schallt vernehmlich das qualvolle Stöhnen eines verwundeten Officiers herüber, dem ein Schenkel abgerissen ist. Endlich tritt Hammerstein ein. Eiserne Entschlossenheit prägt sich auf seinen festen, markigen Zügen aus. „Nicht um einen Kriegsrath abzuhalten, meine Herren, bin ich hier," spricht er mit ruhiger, sonorer Stimme; „mein Entschluß ist unwiderruflich gefaßt! In zwei Stunden werden wir versuchen uns durchzuschlagen. Lieber will ich im freien Felde sterben, als capituliren!" Und nun folgt die vom Hauptmann Scharnhorst entworfene Anordnung des Ausfalls. Jedem Truppentheil wird das Feld seiner ehrenvollen Thätigkeit zugewiesen. Der Oberstlieutenant von Spangenberg soll mit 200 Mann und 10 Geschützen zurückbleiben und die Stadt am nächsten Morgen um 9 Uhr übergeben, wenn bis dahin kein Ersatz eingetroffen ist. — Kaum hat der General geendet, so umringen ihn stürmisch sämmtliche Commandeure, den bedauernswerthen Spangenberg allein ausgenommen, um ihm für den kühnen, kraftvollen Entschluß mit begeisterten Worten zu danken und Ehre und Leben für die ebenso kühne Ausführung zu verpfänden. Der schönste Lohn des Führers, sich so in opferfreudiger Todesverachtung mit den Seinen untrennbar verbunden zu sehen! — Auf der Esplanade sammeln sich die Truppen, vor sich die brüllenden Feuerschlünde des Feindes, hinter sich das wogende Flammenmeer der dem Verderben geweihten Stadt und über sich die feurigen Bahnen der heulenden Bomben, die fort und fort Brand und Vernichtung nach Menin hineintragen. Unverzagte Zuversicht malt sich auf allen Gesichtern; in siegesfreudiger Erregung antwortet namentlich das Bataillon Loyal Emigrant der Anrede des Generals, die ihm den einzig möglichen Weg zur Rettung von schmählichem Henkerstode erschließt.

Anderthalb Stunden nach Mitternacht beginnt das große Werk der

Achtzehnhundert. Dem verabredeten Plan zufolge eröffnet das Emigranten-Bataillon den Reigen, indem es aus dem Courtrayer Thor ausfällt, den Geluwe-Bach überschreitet, und die Vorstadt Brügge von Osten her angreift, während gleichzeitig die übrigen 3 Bataillone mit 18 Geschützen auf dem nächsten Wege durch die Barrièren des Brügger Thors ebenfalls auf die Vorstadt losstürmen. Der Angriff der Emigranten mißlingt zwar völlig, aber das Grenadier-Bataillon und das 1. Bataillon des 14. Regiments stellen das Gefecht wieder her, indem sie, unter Hammersteins Führung, ohne einen Schuß zu thun, die jenseit der Brücke stehende Halbbrigade Vandamme mit dem Bajonnet über den Haufen werfen; doch unmittelbar darauf werden sie von anderen überlegenen feindlichen Streitkräften, die Vandamme zu Hilfe eilen, in ein neues sehr ernsthaftes Gefecht verwickelt.

Inzwischen will es das Unheil, daß die Geschütze sich am Thor verfahren und dadurch der Nachhut, dem 2. Bataillon des 14. Regiments, den Ausweg versperren. Zwar gelingt es Scharnhorst endlich den zusammengeballten Knäuel zu entwirren, die Geschütze neben der Straße aufzufahren und mit kräftigem Kartätschenfeuer den Angriff des Feindes abzuweisen. Aber schon ist die Brügger Vorstadt von den Franzosen dicht besetzt; sie mit dem noch übrigen einen Bataillon zu durchbrechen ist unmöglich; die anderen 3 Bataillone sind verschwunden, vermuthlich umzingelt und gefangen; wo nun für den Rest und die Geschütze einen Ausweg finden? Man versucht, eine südlich der Vorstadt gelegene Brücke zu benutzen; aber auch hier stößt man schon auf den Feind. Eine andere Brücke ist durch die Anstauung der Geluwe unter Wasser gesetzt; dessen ungeachtet aber gelangen zwei Geschütze glücklich hinüber, doch das dritte wird auf der Brücke umgeworfen und so ist auch dieser Uebergang wieder versperrt. Hammerstein, der nach dem gelungenen Angriff der Grenadiere auf die Halbbrigade Vandamme, als treuer Führer bei der Nachhut zurückgeblieben, ist fest entschlossen, sich weder zu ergeben, noch auch sich wieder nach Menin hineindrängen zu lassen, sondern sein Leben so theuer wie möglich zu verkaufen und mit den Seinen ehrenvoll kämpfend unterzugehen. An und in der Geluwe entspinnt sich nun ein Ringen der hellen Verzweiflung, Mann gegen Mann, ohne Quartier zu nehmen oder zu geben! Indeß gewinnen immer noch Einzelne das schützende Ufer des Baches, theils schwimmend, theils watend, theils von den Kameraden hinübergezogen.

Da endlich sendet der Himmel den Braven unverhoffte Rettung: ein Unteroffizier der Artillerie entdeckt nahe der Stadt eine dritte Brücke, die eigentlich von den Vertheidigern der Festung längst abgebrochen sein sollte. Eilends rettet sich durch dies letzte Schlupfloch der Rest der Geschütze und Leute, mit ihnen Hammerstein und Scharnhorst. Da man indeß von dem

directen Wege nach Rousselaer, welches ursprünglich als Mittelpunkt der allgemeinen Wiedervereinigung bezeichnet worden war, völlig abgedrängt ist, so eilen die Befreiten zunächst in der Richtung auf Courtray vorwärts, werfen noch zweimal feindliche Abtheilungen, die sich ihnen entgegenstellen, in raschem Anlauf zurück und erreichen endlich, in höchstem Maße erschöpft und ganz aufgelöst, das Dörfchen Iseghem an der Straße nach Rousselaer. Von 1800 Mann sind aber kaum 300 und von 18 Geschützen nur 13 gerettet! Ueberdies findet man auch in Iseghem immer noch nicht die so dringend benöthigte Ruhe und Erholung. Die Verfolgung des Feindes ist noch so hitzig, daß eiligst auf Rousselaer weiter marschirt werden muß. Allgemach beginnt die furchtbare Ermüdung und Ueberanstrengung der Truppen ihr Recht zu üben; verzweiflungsvolle Gleichgiltigkeit und Abgespanntheit treten an Stelle des so begeisterten Kampfesmuthes und der eisernen Ausdauer. Noch ein energischer Druck des Feindes und man muß auch für die letzten Trümmer der bisherigen Vertheidiger Menins das Schlimmste befürchten! Da plötzlich sprengt durch das Dunkel der Nacht ein Reiter von Rousselaer daher. Er bringt dem General die frohe Kunde, daß die verlorengeglaubten drei Bataillone bereits wohlbehalten auf dem Marktplatz von Rousselaer stehen. Diese Tapferen haben sich nicht damit begnügt, eine blutige Gasse durch die feindlichen Reihen zu bahnen; sie haben in der Vorstadt Brügge sogar eine feuernde Batterie mit stürmender Hand erobert und zwei Geschütze als Siegestrophäen mitgeführt. Endloser, stürmischer Jubel begrüßt unter diesen Umständen die Wiedervereinigung der treuen Waffengefährten. Namentlich das Bataillon Loyal Emigrant zollte dem General von Hammerstein tief bewegten Dank für die schwer und blutig errungene Rettung.

Nach kurzer Rast wurde der Marsch auf Thourout fortgesetzt, hier den übermüdeten Truppen bis Tagesanbruch zu ruhen gestattet und endlich gegen Mittag des 30. Brügge erreicht, wo man befreundete Streitkräfte antraf und sich in völliger Sicherheit vor weiterer Verfolgung befand. In Brügge schlossen sich auch noch die letzten Nachzügler und Versprengten der ehemaligen Besatzung von Menin an und mit gerechtem Stolze konnte man nun das Gesammtresultat des kühnen Unternehmens dahin zusammenfassen, daß von 1800 Mann fast 1400 und von 18 Geschützen 15 (einschließlich der beiden eroberten) gerettet waren — gewiß ein bewundernswürdiges Ergebniß, welches den Führern wie den Truppen in gleichem Maße zu hoher Ehre gereicht! Der Löwenantheil des Verdienstes aber gebührt ohne Zweifel dem wackern Scharnhorst, wie dies auch der durch und durch ehrenhafte General von Hammerstein in seinen Berichten an den König von England und den Grafen Walmoden in rühmlicher Bescheidenheit rückhaltlos anerkannte. Der glänzende Lohn für Scharnhorst's herrliche That sollte denn auch nicht aus-

bleiben; am 27. Juni wurde er unter Beförderung zum Major und unter Verleihung eines Ehrensäbels zum zweiten Aide-Generalquartiermeister der hannoverschen Armee ernannt. In dieser Eigenschaft fand er während des ferneren Verlaufs des unglücklichen Feldzuges von 1794 noch vielfache Gelegenheit, seinen besonnenen Muth, seine umsichtige Entschlossenheit und seinen rastlosen Eifer durch Rath und That zu bewähren.

Bayern im Bunde.

Mehr als einmal ist der preußischen Politik schon das Loo gefallen, im wahren nationalen Interesse eine antinationale Haltung annehmen, sie wenigstens scheinbar annehmen zu müssen. Als der Fürstentag in Frankfurt zusammentrat, war es keine leichte und gefällige Aufgabe fern zu bleiben und einem ungewohnten überraschenden Vorgehen mit Aufstellung von Forderungen zu antworten, deren Verwirklichung für die überwiegende Mehrzahl der Deutschen in das Reich der Träume gehörte. Als der Tod Friedrichs VII. die schleswig-holsteinische Frage zur Wende brachte, war es keine leichte und gefällige Aufgabe, dem schönen Anstürmen der wiedererwachten Nation Widerstand zu leisten und eine deutsche Frage zur preußischen herabzudrücken. Mit dem Jahr 1866, mit der Umwandlung der preußischen zur norddeutschen Politik schien die Reihe derartiger Erfahrungen abgeschlossen. Die kurze Geschichte des norddeutschen Bundes zeigt aber wiederholte Beispiele, wo das Bundespräsidium im nationalen Interesse anscheinend einen preußisch-particularistischen Standpunkt zu wahren hatte, und zur Stunde unterliegt ihm der mißliche Beruf, dem mächtigen Andrang nationaler Empfindungen, den stolzen Hoffnungen auf die Wiederkehr alter deutscher Herrlichkeit — wäre diese selbst mehr Traum als Möglichkeit — den kühlen Hinweis auf die rechtliche Lage der Dinge entgegenzusetzen.

Wie kommt es, daß die preußische Politik sich immer auf's neue in eine Lage gebracht sieht, die für eine weniger zähe und nüchterne Staatskunst höchst gefahrbringend wäre, die es vielleicht auch für die preußische Politik bereits gewesen ist? Trägt sie selbst Schuld oder liegt es in der Deutschen Eigenart begründet, oder ist die Halbheit unserer staatlichen Verhältnisse die Ursache? Man geht wohl nicht irre, dem Zusammenwirken verschiedener Umstände die Erscheinung zuzuschreiben und ihr Aufhören erst mit der Vollendung der nationalen Reform zu erwarten. Erfreulich ist es und ein Zeichen zunehmender politischer Erkenntniß, daß die Verstimmung über solche natio-

nale Fehlgriffe mehr und mehr abnimmt, daß die Nation sich das Talent ihres leitenden Staatsmanns aneignet, mit den gegebenen Größen zu rechnen, von den gegebenen Voraussetzungen aus dem Ziele zuzustreben.

Die politische Beweglichkeit, die sich in dieser Zeit raschen Werdens und Gestaltens in unserm Volke zeigt, tritt augenblicklich wieder hervor. Kaum ist der norddeutsche Bund unter großen Mühen und durch eine seltene Gunst der Verhältnisse begründet, kaum hat er die Feuertaufe erhalten und seine staatliche Tüchtigkeit in einem Kampf ohne Gleichen, dessen Sieg wesentlich und vor allem ihm zu danken, bewährt, und schon werden Zweifel laut, ob der eben im Festen begriffene Kern deutscher Staatlichkeit nicht einem neuen noch unerkannten Staatswesen Platz machen solle. Die Zweifel sind gewiß von lauterer nationaler Gesinnung eingegeben; wenn man ihnen aber Folge gäbe, was sollte werden? Ein einfacher Tausch der Namen verlangt keinen Vorgang, der auf Verleugnung der kurzen rühmlichen Geschichte des norddeutschen Bundes hinauskäme. Eine Veränderung der Verhältnisse, könnte sie von nationaler Seite wirklich gewollt sein? Treten wir der Frage, über die nicht überall die wünschenswerthe Klarheit herrscht, näher.

Die Schöpfung des norddeutschen Bundes hat wie alles Neue viele Anfechtung zu erfahren. Den einen ist der neue Staat zu stark, den andern zu schwach gestaltet, den einen zu viel, den andern zu wenig politisch neuernd. Das nur in Erscheinung getretene Gebilde soll die Vollendung altbestehender Staaten aufweisen; es soll auch seinen Einsassen alsbald darin heimisch sein. Die größten Forderungrn werden an das schwierigste Werk, an das künstlichste Staatswesen gestellt, man fragt wenig, ob die Forderungen wirklich erfüllbar sind, ob nicht alles oder außerordentlich viel erfüllt ist, was in der knappen Spanne von drei Jahren erfüllt werden konnte. Der neue Staat hat, obschon gemeinwichtige Neuerungen wie die Regelung von Maß und Gewicht noch nicht in Wirksamkeit gesetzt, so viel geschaffen, daß einfache Rückkehr zu den alten Verhältnissen überall unmöglich wäre. Müßten wir den norddeutschen Bund wieder aufgeben, erst dann würden wir vollständig erfahren, was wir in ihm zu Wasser und zu Lande, nach außen und nach innen besitzen.

Der Werth des Bundes wird nicht so verkannt, daß man ihn einfach zerschlagen wissen wollte. So weit gehen blos die Politiker von äußerster Stellung, die jeder staatlichen Gestaltung bisher die Mitwirkung versagten. Aber man will den Bund anders gestaltet sehen, man verlangt Verfassungsänderungen, und wenn die Blätter richtig berichten, werden diese nicht allein von Parteiführern und Parteien, sondern auch von Regierungen im Süden verlangt und zu Bedingungen ihres Eintritts in das Bundesverhältniß, mithin zu Bedingungen des Gelingens der nationalen Reform, unseres Sieges-

preises, gemacht. Bezeichnet wird diese Art Verfassungsänderungen nicht und so läßt sich nicht über sie urtheilen. Die Andeutungen, die von München her (Augsburger allgemeine Zeitung Nr. 260, S. 4125) darüber in die Oeffentlichkeit gedrungen, bieten lebhaftes Interesse, ermangeln jedoch vorläufig einer zuverlässigen Unterlage.

Die Verfassungsänderungen, die aus den Parteien heraus gefordert werden, tragen doppelten Charakter. Die eine Partei will den Bund in allgemein politischer Beziehung entwickelt oder erweitert sehen, die freiheitlichen Rechte sollen vom Bunde gewährt oder gewährleistet werden, die Bundesverfassung soll die Grundrechte der Bürger aufnehmen und unantastbar machen. Es ist kaum zweifelhaft, daß die Vertreterzahl dieser Partei eher ab- als zunimmt. Das Beispiel von Mecklenburg lehrt, daß der mittelbare Einfluß des Bundes und der Bundesgesetze stark genug ist, um auf die inneren Verhältnisse des Landes einzuwirken und ihre Ausgleichung mit denen der übrigen Bundesstaaten zur Nothwendigkeit zu machen. Wenn der Einfluß langsamer zur Geltung gelangt, ist dies in der Natur der Sache begründet.

Die andere Partei will den Bund partikularistisch — dürfen wir noch sagen entwickelt? — sehen. Ihr Programm faßt sich weniger in offene positive Forderungen, als in die verhüllte Forderung, positiv nichts zu machen, zusammen. Ihnen scheint, um ein Bild des Grafen Bismarck zu benutzen, der Bund ein Uhrwerk zu sein, das nicht nach seinen eigenen Gesetzen, sondern nach ihrem Belieben und Gefallen eingerichtet wird und geht. Neben anderen Mißverständnissen, in denen sie sich befinden, sind sie im gänzlichen Mißverständniß über die dem Bunde innewohnende staatliche Macht, über das großartige Leben, das rasch und unaufhaltsam das kaum zusammengefügte Volksganze zu durchströmen beginnt.

Dem Verlangen nach Abänderung der Bundesverfassung liegt theils Unbefriedigung, theils versteckter Widerwille gegen die zusammenfassende einheitlichende Macht des Bundes unter. Nicht daß man einem andern Ziel zustrebte, man fühlt, daß der norddeutsche Bund deutsche Aufgaben vollbringt und deutsche Arbeit verrichtet, man fühlt wohl auch, daß ihm besondere Bedingungen gestellt sind, denen er, entgegen den Forderungen der Lehre und der überlieferten Anschauungen, genügen muß. Allein die Neigung den Staat nicht zu nehmen, wie er ist, sondern wie er sein, ja er nach der eignen persönlichen Ansicht sein soll, bringt sich zur Geltung, sie würde wie schon manches Mal von empfindlichem Nachtheil sein, wenn nicht der Zwang der Lage zur Niederhaltung jedes nicht völlig berechtigten Zweifels, Bedenkens und Anstands nöthigte.

Ein solcher Zweifel und Anstand, ein solches Bedenken besteht und bildet,

wie nicht zu leugnen, den Kern der schwebenden Frage, den Mittelpunkt, um den sich alle Verhandlungen und Erörterungen bewegen und bewegen müssen. Es ist das Verhältniß Bayerns im Bunde. Denn daß es in denselben eintritt, eintreten muß, ist, so scheint es, außer Frage. Selbst wer die Mainlinie für kein nationales Unglück, wer sie als politische Combination betrachtete, welche die Einigung der Nation nur fördern, nicht hemmen konnte, wer die deutsche Einigung auf langsamere Weise sich vollziehen zu sehen gewünscht hätte, kann sich der Einsicht nicht verschließen, daß die Mainlinie als solche gefallen, daß das nicht auf einmal vollbrachte oder zu vollbringende, sondern allmälig fortzuführende Werk der Einigung einer neuen politischen Combination bedarf, daß die scheinbar in unberechenbarer Ferne liegende Gründung des deutschen Staats wie durch magische Gewalt herangerückt, nicht länger aufzuhalten ist. Wie Bayern im Bunde stehen soll, die Frage ist offen und nicht leichter Hand zu beantworten.

Kein nicht einfach von der Woge des Augenblicks getragener Politiker kann sagen, daß Bayern rein auf dem Fuß der andern Bundesstaaten dem Bunde eingeordnet werden soll. Der Krieg hat uns nach außen geeinigt und soll uns zur Einigung nach innen führen, aber er hat diese Einigung nicht über Nacht ins Leben rufen können. Regimenter und Heere folgen dem befehlenden Wort und das gemeinsame Werk, die gemeinsame Anstrengung, der gemeinsame Erfolg, Sieg und Ruhm gründen rasch die Gemeinschaft und Waffenbrüderschaft, welche „dunkel- und hellblaue Preußen" heute verbindet. Ihre Rückwirkung auf die Gesammtbeziehungen ist nicht hoch genug zu veranschlagen. Wenn einmal ernste Tage über das Vaterland hereinbrechen wenn, was Gott abwenden möge, innere Gegensätze das geeinigte Volk theilen wollen, wird die Erinnerung an Wörth und Sedan versöhnend und mahnend vorschweben. Alles Hochgefühl des Augenblicks kann aber nicht vergessen machen, wie fern Norden und Süden von einander noch vor wenig Monaten schienen, wie verschieden Norden und Süden von einander sind, wie verschieden sie selbst das gleiche Ziel der nationalen Einigung betrachten. Während sich im Norden der Gedanke des deutschen Königthums Bahn gebrochen und die Neigung schwindet, danach auszuschauen, ob um den Kyffhäuser Raben fliegen, will der Süden mit der ihm örtlich näheren großen Vergangenheit nicht brechen und das Reich wieder aufrichten, das ihm in so vielen Kriegen so viele Wunden schlagen ließ, das ihn so an Land und Leuten verringerte. Die lange Trennung erklärt die Verschiedenheiten zur Genüge, die kurze Vereinigung im Felde hat sie nicht beseitigen können.

Wie soll Bayern im Bunde stehen?

Der Münchener Politiker will das Interesse der Krone Bayerns — at last, not at least — durch Zuweisung eines Veto bei Verfassungsänderungen

gewahrt sehen. Er nimmt für seinen Staat ein Recht in Anspruch, das selbst dem Bundespräsidium nicht zusteht. Der leitende Gedanke ist klar; die natürliche Expensionskraft des deutschen Bundesstaats soll von Anfang gehemmt sein. Man vergegenwärtige sich die Wirkungen des Veto! Die unmittelbaren Wirkungen eines solchen Verbietungrechts wollen weniger als die unmittelbaren sagen. Fällt das Schwert nieder, mit dem einem vielleicht mühevoll geschaffenen Werk der Lebensfaden zerschnitten wird, ist für jedermann offenkundig, was und wie es geschah. Das Schwert läßt sich aber auch in der Hand halten, um es in jedem Augenblicke niederfallen zu lassen, man kann drohen es niederfallen zu lassen, man kann durch diese Drohung einen gebietenden Einfluß üben. Es ist nicht gesagt, daß der Einfluß geübt, daß die Drohung angewendet wird, es ist nicht zu bestreiten, daß der Einfluß geübt, daß die Drohung angewendet werden kann und bei öffentlichen Einrichtungen ist nicht danach zu fragen, was mit ihnen und durch sie gemacht wird, sondern was mit ihnen und durch sie gemacht werden kann. Sollen einem solchen Mißbrauch diplomatische Mittel der Präsidialmacht vorbeugen, ist dem beanspruchten Recht von vornherein die volle Berechtigung abgesprochen und dasselbe zu einem Scheinrecht gestempelt. Man erkennt seine innere Unvereinbarkeit mit der gegebenen Staatsform an, man giebt Preis, was bei einer Verfassung vor allem angestrebt werden muß, die Klarheit und Greifbarkeit des Rechts.

Es kann nicht eingewandt werden, daß dem Bundespräsidium ein beschränktes Veto für Heeres-, Flotten-, Zollangelegenheiten in dem Sinne zustehe, „daß, im Fall der Meinungsverschiedenheit im Bundesrath die Stimme des Präsidiums den Ausschlag gebe, wenn sie sich für Aufrechthaltung der bestehenden Vorschrift oder Einrichtung ausspreche“. Bei diesem Präsidialacte handelt es sich überwiegend um Gesetzgebungs- und Verwaltungsrecht, an zweiter Stelle um Verfassungsfragen. Es ist auch kein unbeschränktes, kein unbedingt verbietendes, blos ein verhinderndes, man könnte sagen, ein erhaltendes Veto. Uebrigens wird schon seine Zulässigkeit wissenschaftlich in Frage gezogen und — wir stellen dahin, mit welchem Recht — angenommen, daß seine Ausübung „ein Internum im Schooße des Bundesrathes, eine Differenz im Kreise der souveränen Glieder des Bundes sei, die auch lediglich innerhalb dieses Kreises zum Austrag gebracht werde“ (G. Meyer). Die Verlautbarung der Vetoeinlegung des Bundespräsidiums wird nach den bisherigen Erfahrungen und bei der richtigerweise beliebten öffentlichen Behandlung der Bundesangelegenheiten schwerlich unterbleiben können.

Manches Bedenken läßt sich noch gegen das bayrische Verfassungsveto erheben. Warum soll es nicht auch den andern Südstaaten zustehen? warum auf Verfassungsfragen beschränkt sein? Ausführungsgesetze können die Selbständigkeit der Einzelstaaten materiell viel mehr schädigen, als Verfassungs-

erweiterungen. Am durchschlagendsten scheint das politische Bedenken, daß die Führung eines Veto die Stellung des vetoberechtigten Staats im Bunde, und vielleicht zu seinem eigenen Nachtheil, verrückt. Das Veto begründet eine Art unberechenbaren, weil nicht von Bundes-, sondern Sonderinteressen, möglicherweise sogar von blos eingebildeten Sonderinteressen geregelten Uebergewichts, das die im Bundesstaat ohnehin so schwierige Ausgleichung der entgegenstrebenden Kräfte noch erschwert, sie selbst gefährdet.

Das Verlangen des Münchener Politikers geht von einem richtigen Grundgedanken aus, ohne für denselben die richtige Verwirklichung zu finden. Ein Staat von Bayerns Größe soll und muß eine andere Stellung, einen andern Einfluß im Bunde haben, als eine Hansestadt. Der Canton Zürich steht in der Eidgenossenschaft anders da als der Canton Uri. Diese Stellung, dieser Einfluß sind aber bedingt durch Einordnung, uneingeschränkte Einordnung in den Bund. Der Bund muß die Stellung, den Einfluß vermitteln, von ihm muß jene sich herleiten, auf ihn dieser sich gründen. Wie der Staat nichts in seinem Bereich duldet, was sich nicht ihm ein- und unterordnet, darf der Bund nichts dulden, was ihn nicht ganz als Obergewalt über sich anerkennt. Ist dies jedoch der Fall, kann einem Staate wie Bayern auch eine weiter gehebende Sonderstellung eingeräumt werden, als wie sie der Münchner Politiker ins Auge faßt.

Im Widerspruch mit dem sonst herrschenden Streben nach Individualisirung, Ausprägung der Besonderheiten, unschematischer Behandlung des Verwaltungsstoffs ist die Ansicht verbreitet, die Bundesgesetzgebung könne und müsse sammt und sonders einheitlich gestaltet werden. Der die Nation erfüllende Zug zur Einheit verleitet zu unmöglichen Forderungen. Die norddeutsche Gesetzgebung hat in mehr als einem Fall gezeigt, daß sich schon in dem von Natur und in Folge der vorangegangenen Entwickelung einheitlicheren norddeutschen Bundesgebiet nicht einfach Alles über einen Kamm scheeren ließ. Das Handelsgesetzbuch, das doch eine Reihe von Jahren thatsächlich deutsches Recht, ist zum Bundesgesetz erklärt worden, indem gewisse Rechtsbestimmungen particularen Ursprungs vorbehalten wurden. Die Bundesgewerbeordnung hat verschiedene wesentliche Punkte der Landesgesetzgebung überlassen, ebenso das Gesetz über den Unterstützungswohnsitz. Die Gerichtsverfassung wird nicht anders verfahren können, wenn sie auch nur für Norddeutschland beschlossen werden sollte. Die Leichtigkeit, mit der die Bundesgesetzgebung bisher arbeitete, brachte die Schwierigkeiten, die sie überwinden mußte, nicht zu vollem Bewußtsein. Diese würden sofort hervortreten, wenn die Bundesgesetzgebung die richtige Fühlung verlöre, wenn sie einzelstaatliches Detail in ihren Bereich ziehen wollte. Damit ist selbstredend nicht gesagt, daß die Bundesgesetzgebung gesetzgeberische Programme aufstellen

und die Ausführung Landesstatuten — wenn davon wie von Provinzial-, Kreis-, Ortsstatuten zu sprechen — überlassen soll. Wie man über Statuten — bei denen das die Gesetzgebung entlastende Moment gegenüber dem die Verwaltung belastenden wohl zu sehr hervorgehoben wird — denken mag, ihre Uebertragung auf die Gesetzgebung im Bundesstaat erscheint unzulässig, weil sie die an sich starken centrifugalen Strebungen in gefährdender Weise verstärkt. Je künstlicher die Bundesstaatsform ist, desto einfacher, übersichtlicher, knapper muß die Bundesgesetzgesetzgebung sein, soll das Staatswesen überall seinen Zweck erfüllen; die Bundesgesetzgebung hat die leitenden wie diejenigen ausführenden Bestimmungen, die allgemein sein können, zu umfassen. Welche von den letzteren das sind, ist Frage des Falls, die mit staatsmännischem Tact beantwortet sein will.

Mit dieser Aufgabe der Gesetzgebung im Bundesstaat ist, wie die Fälle der norddeutschen Gesetzgebung lehren, nicht unverträglich, einzelstaatliche Besonderheiten zu erhalten, mögen sie in Rechtsnormen oder Formen bestehen. Die herrschende einheitlichende Richtung darf, selbst wenn sie es könnte, nicht ausschlaggebend sein, die nationalpolitische Rücksicht muß im einzelnen Fall den Entscheid geben. Auch auf dem Gebiet der Gesetzgebung, und auf ihm vielleicht mehr als auf jedem andern Gebiet, hat die Verständigungspolitik das entscheidende Wort zu sprechen, deren Vorzeichnung, Ein- und Durchführung nicht zu den kleinsten oder unwesentlichsten Verdiensten des norddeutschen Bundeskanzlers gehört und welche die einzig mögliche Bundespolitik ist. Die Parteigegensätze eines Staats lassen sich durch Mehrheitsbeschlüsse austragen, die eines Bundesstaats, wenn sie erst die Regierungen ergriffen, auf friedlichem Wege nicht schlichten. Was war der nordamerikanische Bürgerkrieg als das Austrägalgericht über eine Verfassungsstreitigkeit? Spricht jene Verständigungspolitik für Erhaltung einzelstaatlicher Besonderheiten, würde es unpolitisch sein, ihr blos aus Rücksicht auf die einheitlichende Richtung entgegenhandeln zu wollen. Das Bundesinteresse als das stärkere ist und bleibt vorherrschend, es kommt selbst dann zur Geltung, wenn dem Einzelstaatsinteresse Genüge geschieht. Das wahre Bundesinteresse besteht nicht darin, daß die Einzelstaatsinteressen niedergehalten, unterdrückt werden, sondern darin, daß sie, soweit keine Schädigung wesentlicher Bundesinteressen statthat, ihren Ausdruck erhalten.

Die Bestimmung solcher Besonderheiten, ihre Ausscheidung aus der Menge blos vermeintlicher Eigenthümlichkeiten, ihre Anpassung an die nothwendigerweise aufrechtzuhaltende allgemeine Rechtseinheit ist nicht leicht. Es ist zu fragen, ob diese und jene Besonderheit den Werth und die Bedeutung, die ihr beigelegt worden, in sich trage. Mancher Rechtssatz, der unantastbar und hochnützlich schien, ist bei genauerer Prüfung als entbehrlich und

schädlich erkannt worden. Die Gewohnheit, die gewohnheitsmäßige Anschauung spielt im Recht ebenfalls eine Rolle. Dies sind aber Bedenken, die im einzelnen Fall zu erörtern, die nicht gegen die vorschwebende Einrichtung im Allgemeinen zu erheben sind. Das wider diese sprechende Bedenken, der einheitlichenden Richtung geschehe zu sehr Abbruch, wird vielfach aufgestellt, eifrig vertreten werden, es ist jedoch in dieser Allgemeinheit nicht für stichhaltig anzusehen. Nur um einzelstaatliche Besonderheiten, die den leitenden Bundesinteressen nicht entgegenstehen, soll es sich handeln, nicht um solche, die den Zweck des Bundes nichtig machen oder doch abschwächen.

Wie bei der norddeutschen Gesetzgebung werden die gesetzgebenden Factoren des Bundes ausschließlich über Zulassung oder Nichtzulassung von Besonderheiten zu befinden haben. Hierin liegt das bestimmende Merkmal der vorschwebenden Einrichtung, die sich streng innerhalb der Bundessphäre hält und für keinen außer dem Bunde stehenden Einfluß Platz läßt. Dieselben Factoren, welche die Bundesgesetze beschließen, beschließen auch, was von diesen Gesetzen unberührt oder der Einzelregierung vorbehalten sein soll. Die Wahrung des Bundesinteresses ist von selbst gegeben, aber auch die Wahrung der Einzelstaatsinteressen wird vermöge der Bildung und Zusammensetzung der Bundesfactoren gesichert. Wer sagt, daß bei diesen die einheitlichende Richtung zu stark vertreten sei und für die Einzelstaatsinteressen kein hinreichender Spielraum mehr übrig bleibt, mag sich durch die norddeutschen Fälle eines besseren belehren lassen. Mit der allgemeinen Behauptung des Gegentheils ist nichts bewiesen. Für einen Staat wie Bayern scheint es aber nicht zu genügen, daß ihm die Möglichkeit zur Erhaltung von Besonderheiten seiner Gesetzgebung eröffnet wird, für ihn scheint ein greifbares Recht, ein Antragsrecht, um es so zu nennen, erforderlich zu sein. Ohne die Bedeutung eines solchen Rechts überschätzen zu wollen, kann darin ein Auskunftsmittel, das über die Schwierigkeiten der Lage hinweg hilft, gefunden werden.

Das Antragsrecht würde den Sinn haben, daß die bayrische Regierung, sei es unter oder ohne Mitwirkung des Landtags, an die Bundesfactoren den förmlichen Antrag zu richten berechtigt wäre, ein bestimmtes Bundesgesetz, sei es ganz oder theilweise, sei es für das ganze Königreich oder für die altbayerischen Landestheile für nichtbestehend zu erklären, mit anderen Worten Bayern von der Rechtseinheit des Bundes insoweit auszuschließen. Betrachten wir die Einzelheiten, um ein Urtheil über das Recht zu gewinnen.

Das Recht der Antragstellung würde weder ein Forderungsrecht noch eine Zusicherung der Gewährung enthalten. Kein Forderungsrecht, denn der Antrag würde keine Anwartschaft auf Gewährung in sich schließen, keine Zu-

sicherung der Gewährung, denn die Gewährung würde im freien bundesmäßigen Ermessen der Bundesfactoren stehen. Dennoch möchte das Recht nicht wirkungslos sein. Ein Staat wie Bayern würde, wenn wir von den etwas chaotisch hin- und hergehenden Meinungsäußerungen des Tages absehen und uns das Getriebe des künftigen Bundes mit dem mächtigen Schwungrad seines Reichstags vergegenwärtigen, gewiß nicht leicht von einem Rechte unzeitigen Gebrauch machen, dessen unzeitiger Gebrauch ihn vor der Nation der bundeswidrigen Gesinnung bezichtigte und wahrscheinlich nicht einmal zum Ziel gelangen ließe. In der Bedingtheit des Rechts würde der Werth desselben für den Bund liegen, möchte sie auch seinen Werth vom bayrischen Standpunkt erheblich verringern. Die Bundesfactoren hätten, wenn das Antragsrecht nicht auf dem Papier stehen sollte, in jedem Fall, wo Bayern davon Anwendung machte, umsichtig zu prüfen, ob die allgemeinen Bundesinteressen die beantragte Erhaltung bayrischer Besonderheiten gestatteten. Die Verständigungspolitik würde dabei ihre Dienste zu leisten haben. Ueberzeugten sich die Bundesfactoren, daß der Antrag zu weit ginge oder unstatthaft wäre, hätten sie die allgemeinen Bundesinteressen zur Geltung zu bringen, ohne auf Widerstreben Bayerns zu achten. Die Einheitlichkeit der Bundesgewalt bliebe gewahrt, indem dem zweitgrößten Bundesstaat eine Ausnahmestellung im Bunde gesichert würde.

Man könnte zweifeln, ob von dem Antragsrecht oft Gebrauch zu machen sein und oft Gebrauch gemacht werden würde. Ueber das erstere ließe sich schwerlich mit Sicherheit im voraus entscheiden. Der Versuche mit einer allgemein deutschen Gesetzgebung sind noch zu wenige, um die Erfolge der einheitlichenden Richtung vorher berechnen zu können. Je nachdem sie sich gestalten, würde der Gebrauch des Antragsrechts für Bayern entbehrlich oder nothwendig sein. Nicht selten erweist sich ein Recht, auf dessen Erlangung oder Einräumung vorzügliches Gewicht gelegt wurde, praktisch von wenig oder keiner Bedeutung, nicht selten gewinnt umgekehrt ein Recht, das für unscheinbar oder selbstverständlich galt, praktisch große einschneidende Bedeutung. Hier gibt die Entwicklung der Verhältnisse den Ausschlag. Hinsichtlich des bayrischen Antragsrechts wäre die Vermuthung wohl gestattet, daß sein mittelbarer Einfluß bedeutender als sein unmittelbarer sein würde. Es würde auf Bayerns Eigenthümlichkeiten von vorn herein besonders Rücksicht nehmen, es würde die Gesetzentwürfe aus preußischen, die sie in der Hauptsache bisher waren, zu bayrisch-preußischen gestalten, es würde die Vereinigung des wesentlich norddeutschen mit dem wesentlich süddeutschen Standpunkt erstreben lassen. Hinderungen im Fortgang der Bundesgesetzgebung wäre nicht zu besorgen, da das bayrische Antragsrecht kein wirkliches, sondern blos ein bedingtes Veto pro sua parte von lediglich modificirender Natur darstellen würde.

Das Vorherrschen der streng einheitlichenden Richtung erscheint einer Rechtsform nicht günstig, die auf den ersten Anblick den Eindruck der Halbheit hervorbringen kann und, wie nicht zu läugnen, ein Zugeständniß an die Sonderneigungen Bayerns enthalten würde. In dieser hochgehenden Zeit, wo sich die höchsten kriegerischen Erwartungen nicht nur erfüllen, wo sie weit übertroffen werden, wo die Nation wie auf einmal sich zusammenschließt und die Einigung greifbare Gestalt gewinnt, in dieser Zeit ist es für nicht wenige eine Thorheit, von Zugeständnissen zu sprechen und wenn sie auch denen gemacht würden, mit denen wir als Brüder und wie Brüder in dem neuen gemeinsamen Staatswesen leben wollen. Das gesteigerte nationale Verlangen läßt die werbende Kraft übersehen, die der norddeutsche Bund, man sage was man wolle, in hohem Maße bewiesen hat, die der deutsche Bund in noch höherem Maße beweisen wird. An den Grundfesten, an den Grundlagen der Einigung darf nicht gerüttelt werden. Ein Bau, der den Stürmen einer Weltpolitik trotzen soll und trotzen muß, darf nach außen keine ungleiche Fuge, keinen losen Stein bleiben lassen. Aber ist es ebenso unentbehrlich, daß das Innere überall ein und dasselbe Gesicht, eine und dieselbe Einrichtung zeigt? Ist es nicht natürlich, den innern einheitlichen Ausbau erst nach und nach erfolgen zu lassen? Ist es nicht geboten, das Aeußere zunächst mit Aufwand aller Kraft, unter Bringung aller irgend möglichen Opfer der Vollendung zuzuführen, diese wegen im Verhältniß minder bedeutender Bedenken über das Innere nicht aufzuhalten? Das Bewußtsein unserer hochbegünstigten wie hochgefährdeten Lage ist überall rege. Die wichtigste innere Tagesfrage, die Stellung Bayerns im Bunde, muß zu einer gedeihlichen, Bund und Land dienlichen Lösung gelangen.

Ludwig Häusser's Stellung unter unseren Historikern.

Gesammelte Schriften von L. Häusser. I. Bd. Zur Geschichts-Literatur. Berlin Weidmannn'sche Buchhandlung. 1869.

Man sagt wohl unsern größten Dichtern und Künstlern nach: was man so ihre Werke nenne, darin gehe doch ihr Wesen und ihre Bedeutung noch lange nicht auf; weit mehr als bei den ersten Geistern anderer Nationen müsse man auch sonst noch nach ihren Meinungen, Entwürfen und Handlungen forschen; erst ihr Leben sei das ganze Kunstwerk, davon all ihre wundervollen Leistungen auf dem Gebiete ihres Schaffens doch nur Stücke darstellten. Mit den deutschen Gelehrten steht es meist anders; wie oft liegt

nicht ihr ganzes Dasein in den Arbeiten ihres Fleißes beschlossen! Es sind nicht selten gerade die vom ersten Range, deren Leben und Treiben außerhalb ihrer Bücher nachzufragen nicht der Mühe lohnt. Von den Historikern nun sollte man das freilich nicht erwarten; man sollte meinen, sie müßten die lebendigen Kräfte, deren einstige mächtige Wirksamkeit sie aus den Ueberresten der Vergangenheit zu erschließen bemüht sind, auch im bewegten Spiel der Gegenwart zu erkennen trachten, nichts Menschliches, was für Kampf es ihnen auch eintrüge, dürfte ihnen fremd bleiben. Ein Redner, lautete Cato's wunderliche, aber großartige Definition, sei ein tüchtiger Mann, der zu sprechen wisse; so möchten denn auch wir, wenn es gilt, den Begriff des rechten Geschichtschreibers zu bestimmen, ihn keinem andern Gattungsbegriffe unterordnen, als dem des tüchtigen Mannes. Nicht alle der Unseren ließen sich solcher Definition einfügen, von dem historischen Stuhle zu Heidelberg aber muß man rühmen, daß ihn die letzten Jahrzehnte über Männer innegehabt, denen der Hauch des Muthes gewaltig durch die Rede blies. Da hämmerte der alte Schlosser mit eisernem Zorn auf alles los, was ihm sittlich kraus und krumm erschien, da wirkt heute zur nationalen Erziehung der jugendlichen Geister der beherzte Mann, dessen ritterliche Feder der Ulrichs von Hutten dreist die Spitze bieten darf. Und zwischen ihnen ragt die kräftige Gestalt Ludwig Häusser's empor, unvergeßlich Allen, die ihn gekannt, eine frische Freude, so oft man seiner gedenkt. Mir ist es dann und wann, und besonders in diesem Jahre fast unglaublich erschienen, daß er todt sei, wie ein Traum, der wieder vorbeiziehen müsse: so viel Leben war in diesem Mann!

Das Hauptwerk seines Fleißes, seine deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes, hat eine unvergleichliche Bedeutung für unser Volk. Nirgends geht es ungerechter zu, als bei Preisvertheilungen; aber daß diesem Buche der Berliner Königspreis für deutsche Geschichte — einer der edlen Gedanken Friedrich Wilhelms IV. — zuerkannt ward, das war einmal ins Schwarze getroffen. Die Geschichte jener Jahre wird im Einzelnen noch umgeschrieben werden müssen, vielleicht bald, wenn die Hardenberg'schen Papiere ohne Hinterhalt ans Licht gebracht werden. Ja jetzt schon ist, wo sich Sybel mit Häusser berührt, ener ohne alle Frage feiner und bedeutender. Auch nicht eigentlich geistreich wird man das Werk nennen dürfen, aber der Himmel bewahre uns vor lauter geistreichen Geschichtschreibern! Dafür ist es durch und durch deutsch und — ich finde keinen besseren Ausdruck — so recht kerngesund. Man verzeihe mir die Ketzerei: die Geschichten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, die Päpste und Karl V., Richelieu oder selbst Wallenstein verlangt mich nach Ranke nicht anderwärts wieder zu lesen; aber daß er das Jahr 13

nicht beschrieben, dafür dank' ich ihm. Ja, wenn es weit hinter uns läge, in das duftige, abtönende Blau der historischen Ferne gehüllt, wenn wir nicht mehr zürnen müßten in den neunziger Jahren, nicht zagen bei Austerlitz, nicht erröthen bei Jena, nicht trauern und hoffen in den endlosen Zeiten des Harrens, nicht aufathmen an der Katzbach, nicht jubeln bei Leipzig! Sie werden kommen, die Tage, wo das Alles der Schrecken der Tragödie entkleidet sein wird, wo es vorüberwallen wird am Ohre des Hörers mit dem milden Rauschen des Epos, wo die Stein und Blücher vor unserem Auge fest dastehen werden, wie Luther in Worms: man bangt nicht mehr um ihn, wenn man's heute liest, durch die Jahrhunderte hindurch fühlt man ihm getrost nach das siegreiche: Ich kann nicht anders! Wie aber? Sollten wir inzwischen einer gediegenen Darstellung der großen neuen Zeiten entbehren? Gerade daß wir noch mit ihnen fühlen, macht immer wieder in den Besten den Wunsch rege, sie, soweit es schon angeht, auch zu erkennen. Gäb' es keine gute Geschichte davon, man würde zu den schlechten greifen. Da war zum Glück Häusser der Mann, eine gute zu schreiben.

Denn was sich um die Scheide des vergangenen und des laufenden Jahrhunderts in Deutschland zugetragen, ist, wie ungeheuer auch die äußeren Ereignisse dieser Epoche gestaltet sind, doch seinem Wesen nach eine innere Begebenheit gewesen, eine sittliche Wiedergeburt unserer Nation aus der Verkommenheit der einen und dem Uebermuthe der anderen heraus zur Selbsterkenntniß und zu thatkräftigem Ernste. Das eben war Häusser's Gesichtspunkt von Hause aus; wie es Landschafter gibt, die gerade, was den Reiz einer bestimmten Art von Gegenden ausmacht, als gewöhnliche Anschauungsweise im eigenen Auge mit sich herumtragen, so war die ethische Auffassung dieses Mannes dem ethischen Gehalte vorzugsweise dieser Periode völlig angemessen. So auffallend kunstlos auch Häusser's Darstellung ist, muß man deshalb doch sagen, daß er den rechten Ton glücklich getroffen; ich habe immer gefunden, daß die wackersten Leute sich vollkommen dadurch befriedigt fühlten. Den alten Propheten möcht' ich ihn wohl vergleichen, nicht als Wahrsagern, wofür man sie fälschlich ausgibt, sondern so wie sie wirklich waren: Kenner der nationalen Geschichte und Wecker, Warner, Mahner in der Noth, unermüdlich, ihr Volk zur Besserung zu rufen und wirksam durch die Macht innerster Ueberzeugung. Der richtige Standpunkt für die Betrachtung einer begrenzten Epoche pflegt aber auch allemal eine treffliche Rück- und Vorschau zu gestatten. Wer möchte, wer könnte die prächtige Einleitung in Häusser's Buche missen? Das Jahr 1786 ist nicht der eigentliche Anfang für ihn, vom tiefsten Stande unserer nationalen Geschicke arbeitet er sich mit immer steigender Freude an der Hand seines Gegenstandes empor; er that es langsamer und doch hinreißender in seinen wundervollen

Vorlesungen über deutsche Geschichte, es war ein Aufleben von Tag zu Tag, wie im Frühjahr, wenn man ihm folgte aus dem Elend des dreißigjährigen Krieges durch die Zeiten des großen Kurfürsten und Friedrich's des Großen bis zu den Freiheitskriegen. Und so sind die trüben Worte, mit denen er am Schlusse seines Werkes die Gründung des deutschen Bundes begleitet, doch angeflogen von einem Morgenschimmer der Hoffnung, daß dies nicht das Ende sein könne unseres Aufsteigens, einer Hoffnung, die ins Dasein zu führen er als politischer Mann sein Lebelang weidlich sich abgemüht hat. Das Gezücht seiner ultramontanen Feinde hat sich einst erfrecht, ihn einen „Geschichtsmacher des Nationalvereins" zu schelten. Die Armseligen wußten nicht, welche Wahrheit in dieser Lästerung verborgen lag. Als Geschichtschreiber war er von der lautersten Redlichkeit beseelt, er hat Preußen wahrlich nicht geschont, wo es keine Schonung verdiente. Aber die Wirklichkeit, in der wir heut leben, die dereinst vielleicht den Glanzpunkt unserer nationalen Geschichte bilden wird, ist an seinem Theile auch sein Machwerk, so gut wie anderer tapferer Geister, die hinweggenommen sind, eh' sie es schauen durften. Dafür hat er geredet und gehandelt, dafür hat er auch geschrieben, und nachdem seine mächtige Stimme verstummt ist, der seine Feder es freilich nicht gleich thut, mögen doch seine Schriften noch weiter dazu wirken, vornehmlich in sittlicher Erziehung der Jugend. Man pflegt auf unseren höheren Lehranstalten wohl scheidenden fleißigen Schülern Ranke's deutsche Geschichte zur Belohnung mitzugeben. Behüte, daß es abkäme, wiewohl sie immer einen reifen Geist erfordert; aber wir legen den Lehrercollegien dringend ans Herz, die Häusser'sche Geschichte daneben auszutheilen; selbst der klägliche äußere Grund spricht dafür, daß diese moderne Zeit gewöhnlich im letzten Drange des Vortrags übers Knie gebrochen wird.

Ich habe schon oben darauf hingedeutet, was Tausenden bekannt ist, daß Häusser als Redner, man möchte sagen, als Rhapsode — so frei, so einfach gewaltig, ergoß sich der Strom seiner Sprache — weit größer gewesen, denn als historischer Schriftsteller. Wie dankenswerth war es daher, daß vor drei und zwei Jahren sein treuer Schüler Wilhelm Oncken es unternahm, seine glänzenden und gehaltreichen Vorlesungen über die französische Revolution und über das Reformationszeitalter in reiner Gestalt durch den Druck vorm Untergange zu bewahren! Daß sie auch so in todter Schrift weder der Bedeutung noch des Reizes entbehren, beweist der Beifall, mit dem sie allenthalben aufgenommen worden. Ich vermag darüber kaum zu urtheilen, denn wer ihn selber gehört hat, für den ist diese Lectüre ein Fest der Erinnerung; immer erblick' ich bei diesen Worten die wuchtige Gestalt in ihrer ruhigen Haltung, die schwere und doch klare Stirn, die Augen, die so streng und so freundlich dreinschauen konnten und den Mund, dem, wie derb und unedel er auch

gebaut war, doch Schmerz und Entrüstung oder Spott und Laune so wohl standen.

Noch galt es aber außer den Vorlesungen mehr Ueberbleibsel des Häusser'schen Geistes zu retten und die Freunde des Verstorbenen wie die Weidmannschen Verleger haben sich neuen Anspruch auf unseren Dank erworben durch den ersten Band „Gesammelter Schriften", den sie nun vorm Jahre haben erscheinen lassen. Häusser, dessen energischem Wesen immerdar „die Forderung des Tages" als Pflicht galt, hat es nicht vornehm verschmäht auch als wissenschaftlicher Journalist aufzutreten. Er hat Jahre lang vornehmlich der Augsburger Allgemeinen Zeitung die reichen kritischen Studien, die er an zeitgenössischen Werken des In- und Auslands gemacht, zu gute kommen lassen. Aus diesem Schatze hat Herr Carl Pfeiffer einen vollen Griff gethan, dem noch ein zweiter folgen soll. Politische und sonstige Aufsätze sollen den dritten und vierten Band füllen.

Was uns hier vorliegt, ist an sich schon stofflich lesenswerth und gewährt vielerlei historische Belehrung über einzelne Ereignisse, ganz besonders aus der napoleonischen Zeit; vorzüglich ansprechend sind die kleinen Aufsätze zur Geschichte des Tiroler Krieges von 1809. Allein der Hauptreiz liegt doch in dem subjectiven Momente, in der Anschauung, die man von Häussers eigenen Zielen in der Geschichtschreibung sowie von seiner Stellung zu den vornehmsten Richtungen gleichzeitiger historischer Wissenschaft oder Kunst gewinnt. Es ist dabei zu beachten, daß die größere Hälfte der Recensionen noch den vierziger, die kleinere den fünfziger Jahren angehört. Wenn gerade Häusser (in den Artikeln über die historische Literatur und das deutsche Publicum) vor allem auf Vortrag von Seiten des Geschichtschreibers dringt, so wird man bei diesem Manne, der niemals in seinen eigenen Schriften dem Gedanken um der Form willen Gewalt anthut, vielmehr immer schlicht und oft derb heraussagt, was er meint, keinerlei eigentlich ästhetischen Gesichtspunkt voraussetzen dürfen. Es ist ihm vielmehr um Wirksamkeit der Geschichte zu thun. Daß bei uns nicht längst, wie bei anderen Nationen, unsere ersten Historiker zu den Classikern zählen, so gut wie die Poeten, so daß es für Schande gölte, sie nicht zu lesen, dafür macht Häusser nicht das Publicum, sondern die Historiker selber verantwortlich. All der bienenhafte Fleiß dieser emsigen, entsagenden Forscher scheint ihm eben um ihrer Entsagung willen für die Nation wenigstens unmittelbar fruchtlos. Wie viel besser hat sich das in den letzten Jahrzehnten allmählich angelassen! Damals aber hatte Häusser unbedingt Recht; im nämlichen Jahre 1841 gab ein höchstverdienter Historiker einer unserer interessantesten Landschaften selber einen immer noch dreibändigen Auszug seines großen Werkes heraus, um es auch den „Geschichtsfreunden" lesbar zu machen. Daß auch heut noch dergleichen immer zu rügen

bleibt, hat der wunderliche aber treffend urtheilende Sugenheim im Vorworte zu seiner deutschen Geschichte in belustigender Weise dargethan. Häusser nun dachte ganz seiner Natur gemäß, diesem Mangel unserer Historie müsse dadurch geholfen werden, daß ein bedeutender Charakter seine sittlich geistige Eigenart beherrschend in den chaotischen Stoff hineinergieße. Das eben war's, was ihm bei seinem Lehrer Schlosser so theuer war, diese ihrer selbst frohe Energie der subjectiven Behandlung, die Innigkeit der Beziehungen zum Leben. Die Besprechungen der Schlosser'schen Geschichten, welche uns die vorliegendende Sammlung darbietet, sind nicht eigentlich kritisch; allzusehr überwiegt darin die hingebende Verehrung gegen den braven Lehrer, von dessen gewaltigem Einflusse auf seine Jünger auch Gervinus in Theorie und Praxis so entschieden Zeugniß abgelegt hat. Häusser aber war nicht geartet und gesonnen, dabei stehen zu bleiben. Die unendliche Ueberlegenheit in Methode und Kunst, der feinere und wenigstens wissenschaftlich reinere Sinn bei Ranke entging doch seinem klaren Auge nicht. Wenn er sich in jenen Lobreden auf Schlosser noch gar ungeberdig gegen die „diplomatische Historiographie", gegen die „gesinnungslose Objectivität" gewisser Richtungen erzeigt, so athmen doch die Besprechungen von Ranke's deutscher und französischer Geschichte nicht blos achtungsvolle Anerkennung, sondern hie und da sogar Bewunderung, selbst mit der preußischen springt er glimpflich um. Es ist nicht anders: auch der thatkräftige Mann, dem Leben weit über Kunst geht, wird von dem Zauber wahrer Kunst unwillkürlich mächtig ergriffen; daß aber Geschichtschreibung eine Kunst sei, hat Häusser niemals, wie es neuerdings wohl geschehen, verleugnet. Nur war ihm auch hier Vergötterung, wie sie stets nur von den äußerlichsten und dürftigsten Nachbetern ausgeht, aus tiefster Seele verhaßt; er nimmt den fleißigen Lang gegen die Berliner Stimmen in Schutz, welche eine Geschichte Karl's V. nach Ranke als eine Ilias post Homerum verschrieen, was der Meister selbst nie und nimmer mehr gethan hätte, der immerdar jede treue Arbeit von jeglicher Seite, soweit sie Ertrag bot, mit der unpersönlichsten Freude begrüßt hat. Sybel stellt einmal in einer geistvollen Festrede über den Stand der neueren deutschen Geschichtschreibung (gehalten zu Marburg 1856) Schlosser und Ranke als Pole nicht der historiographischen Leistungen — niemand könnte das ernstlich — aber der Bestrebungen dar und weist überzeugend nach, wie sich durch die politische Entwicklung unseres Volkes diese Gegensätze von selber gemildert haben, so daß schon in der folgenden Generation sich von beiden Seiten her die Geschichtschreiber in einander angeglichenen Anschauungen, ja fast in einem fest ausgebildeten historischen Stil begegnen. In diesem tüchtigen und einflußreichen Centrum steht denn auch Häusser, wie Sybel selbst nicht minder. Man mag sie, die sich in der Behandlung desselben Hauptstoffes in

wichtigen Werken versucht haben, wohl mit einander vergleichen. Man wird in Sybel mehr Geist und Universalität, in Häusser mehr Kraft und ein noch wärmeres Deutschthum antreffen. Wem man den Preis der Kunst in der Organisation des Stoffes wie in der Sprache zu erkennen muß, kann keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß man aber Häusser persönlich lieber gewinnt aus seinen Schriften, wird mir kein lebhaft fühlender Mensch abstreiten. Wer wäre so engherzig, nicht beide zu genießen? Freuen wir uns vielmehr, daß es der Mischungsverhältnisse zwischen jenen zwei alten Hauptelementen viele gibt, und daß Häusser, in dem die männliche Gewalt eines sittlich beherrschenden Subjects die Hingabe an einen sich selbst regierenden Stoff doch um ein beträchtliches überwiegt, eine eigene Stellung sich errungen hat, was er doch niemals in Eitelkeit erstrebte. —

Es würde eine Lust sein, aus den „gesammelten Schriften" noch ein anderes Bild zu entnehmen, ich meine das von der Stellung und Haltung Häusser's gegen die französisch-bonapartistische Geschichtschreibung, insbesondere gegen Thiers, dessen berühmter und berüchtigter Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs allein mehr als 200 Seiten gewidmet sind. Allein wir halten es für nicht artig, aus den Früchten, die dem Publikum zum vollen Genusse dargereicht werden, die feinsten Säfte wählerisch herauszupressen, damit es wohl gar glaube, alles übrige sei nur Schale. Ich will nur das sagen, daß Häusser es gewesen, der, wie scharfsichtig er auch in dem Thiers'schen Buche selbst eine geschichtliche Thatsache erkannt hat — die leibhaftige Wiederkunft des Napoleonismus hat ihm nur allzusehr Recht gegeben — doch zuerst und am kräftigsten unsere Landsleute wenigstens von der berückenden Kunst entzaubert hat, die in den vierziger Jahren unsere vornehmsten Blätter fast allwöchentlich „interessante Bulletins über die wichtige Zeitfrage auszugeben" verleitete, „wie weit Herr Thiers mit seiner Geschichte vorgerückt sei".

Wir sehen weiteren Aehrenlesen auf dem Felde Häusserscher Arbeit mit Erwartung entgegen. Besonders wünschen wir auch das prächtige Sendschreiben an Onno Klopp, den das ätzende Bad des Jahres 66 von der deutschen Bildfläche glücklich hat verschwinden lassen, wieder abgedruckt zu sehen, eine der herrlichsten Waffenthaten des streitbaren Geistes. Von einer Sammlung der Kammerreden wollen die Herausgeber Abstand nehmen, um sie einer etwaigen Biographie aufzubehalten. Nicht aber sollten sie wenigstens den trefflichen Ausschußbericht über das östreichische Reformproject vom August 1863 zurücklassen; das neue Deutschland muß sich dauernd erinnern, wie der hellblickende Mann über die politischen Gesammtbedürfnisse des Vaterlandes dachte, wie er den trügerischen Angeboten zur Rettung unbeirrt und unverzagt zu widerstehen wußte, einer Zukunft entgegenhoffend und handelnd, die nun strahlend hereingebrochen ist, der Freiheit Tag zu bringen auch dem

kleinen Kleeburg am pfälzischen Nordsaume des Elsasses, dem Heimathsdorfe des Bonaparteseindes, des Preußenfreundes, des deutschen Patrioten, Ludwig Häusser's. —

a/D.

Zur materiellen Hilfe für Straßburg.

„Wenn die Könige Gottes Zorn in Waffen gebracht hat", so steigern sich zwar überall die Ansprüche an das menschliche Erbarmen, allein in keinem anderen deutschen Orte tritt das Elend in so erschütternder Massenhaftigkeit auf, wie in Straßburg. Hier galt es, sofort 10,000 Obdachlose, von denen die ärmsten längs der Canäle und in den zerstörten Häusern campirten, unterzubringen, Tausende von Kranken zu laben, Tausende von Hungrigen zu speisen. Möchten sich doch an diesem Werke der Humanität, das nach dem Vorgange Berlins unsere städtischen Gemeinden schon großherzig begonnen haben, vor allen Dingen auch die Actien-Feuerversicherungs-Gesellschaften betheiligen, auf Grund ihrer Statuten, wie die Aachen-Münchener, der zu gemeinnützigen Zwecken reiche Mittel zur Verfügung stehen, oder nach besonders zu fassenden Generalversammlungsbeschlüssen. Verzichten die Herren Actionäre nur auf wenige Procente ihrer hohen Dividenden, so kommt schon eine recht erhebliche Summe zusammen. Man bedenke nur, daß allein die in Preußen domicilirten Actiengesellschaften, die Aachen-Münchener, die Colonia, die Magdeburger, Elberfelder u. s. w., in den Jahren 1856/65 7,693,254 Thlr., oder, bei einem baar eingezahlten Grundcapital von 4,332,600 Thlr. (1865) fast 18 Procent Dividende gezahlt haben. Erwägt man nun, daß in Deutschland 23 Actiengesellschaften operiren, so läßt sich von denselben schon ein recht hübscher Beitrag erwarten, um so mehr, als das Capital der Herren Actionäre durch den Krieg in seiner Thätigkeit nicht gestört worden ist, während das zweite national-ökonomische Werkzeug, die menschliche Arbeit, auch in Deutschland auf dem Gebiete des Handels und der Gewerbe seiner productiven Kraft in Folge der eingetretenen Erwerbslosigkeit beraubt worden ist. Eine solche That ist zwar weniger glanz- und geräuschvoll als der physische Heroismus, auf dem Boden der Sittlichkeit aber können beide Erscheinungen den Vergleich wohl aushalten.

Es handelt sich indessen nicht allein um Milderung eines vorübergehenden Nothstandes in Straßburg. Vor allen Dingen gilt es, der dasigen Bürgerschaft die wirthschaftliche Selbständigkeit zurückzugeben. Es sind über

400 Häuser abgebrannt oder gänzlich zerstört. Der Verlust an liegendem Gut und fahrender Habe wird allein auf 180 Mill. Frcs. geschätzt. Derselbe ließe sich sehr leicht ersetzen, wenn Frankreich ähnliche Institute besäße wie Preußen und andere deutsche Staaten in ihren öffentlichen Feuer-Societäten, welche selbst den Kriegsschaden ersetzen. Ein Bombardement der Festung Stettin, welche dieselbe strategische und national-ökonomische Bedeutung hat wie Straßburg, würde demnach wohl auch die Häuser und das bewegliche Vermögen der Bürger dieser Stadt zerstören, dem Einzelnen aber deren Werth erhalten, ihn mithin wirthschaftlich nicht ruiniren. Frankreich kennt indessen den Segen der öffentlichen Feuersocietäten nicht, seine Brandversicherungsanstalten sind lediglich Actiengesellschaften. Diese aber erkennen sogar in Deutschland, wo doch die öffentlichen Anstalten mit den Privatvereinen concurriren, keine Verpflichtung zur Vergütung irgend eines Kriegsschadens an Selbst diejenigen Straßburger Eigenthümer, welche ihre Gebäude bei einer französischen oder deutschen Privat-Feuerversicherungsgesellschaft versichert haben, können somit von diesen rechtlich keinen Schadenersatz verlangen.

Nun sollte man zwar meinen, der Staat, als die für alle Bewohner eines Territoriums zum Zwecke ihres Schutzes und ihres Eigenthums nach bestimmten Gesetzen gebildete Gemeinschaft, sei verpflichtet, den Schaden, welcher durch Ausübung seiner Militärhoheit entsteht, dem Privateigenthümer zu ersetzen. Im Staatsrechte hat indessen eine derartige im Privatrecht begründete Theorie noch keine Geltung gefunden, weder in Preußen, noch in Frankreich. Daß dem so ist, wird Jedem einleuchten, welcher begreift, daß der Krieg die Staatsexistenz selbst in Frage stellt.

Was hilfe es auch wohl Straßburg, wenn das französische Gesetz wirklich Schadenersatz aus der Staatskasse für den Kriegsfall zuließe, da Straßburg nach einer Proclamation des Generalgouverneurs Grafen v. Bismarck-Bohlen eine deutsche Stadt geworden ist und dies auch bleibt. Andererseits sind die Verluste, welche Straßburg durch das Bombardement der deutschen Truppen erlitten hat, ihm als feindlicher Festung zugefügt worden und deshalb hat dasselbe wiederum auch kein Recht auf Schadenersatz durch die deutschen Staaten.

Nach der Staatsrechtspolitik wird überhaupt der Krieg in seinen verschiedenen Actionen für ein elementares Unglück angesehen, dessen Folgen und Wirkungen den Eigenthümer ohne irgend einen Anspruch an den Staat treffen.

Nichtsdestoweniger hat der preußische Staat nach den Freiheitskriegen es als eine moralische Pflicht angesehen, den durch kriegerische Actionen beschädigten Staatsbürgern aus den zu diesem Zwecke vorhandenen Hilfs- und sogenannten Retablissementsfonds Unterstützungen zu gewähren, um dieselben

im Interesse des Staatsganzen existenzfähig zu erhalten, gerade so wie dies bei anderen Landescalamitäten, bei Ueberschwemmung, Hungersnoth u. dergl. noch zu geschehen pflegt. Das Edict vom 3. Juni 1814 wegen Vergütung der Leistungen während des zur Zeit beendigten Krieges erklärte: „Diejenigen Oerter und Individuen, welche durch Kriegsübel besonders gelitten haben und die sich ohne außerordentliche Beihilfe nicht retabliren können, sind von den Regierungen nach zuvoriger gehöriger Untersuchung der Sache und Feststellung der Schadenzustände Unserem Finanzminister anzuzeigen, demselben sind Vorschläge zu machen, wie diesen Verunglückten nach den Ortsverhältnissen und anderen Umständen am besten und schleunigsten geholfen werden kann, und derselbe hat Uns darüber mit Berücksichtigung der disponiblen Geld- und anderen Fonds Vorschläge zu machen“. Man sieht hieraus, daß der preußische Staat damals den Verunglückten nach Kräften zu Hilfe kommen wollte. Das gleiche Streben des Staates hat gewiß auch den Director des statistischen Bureaus, Geh. Ober-Reg.-Rath Dr. Engel, nach Straßburg geführt. Der Kriegsschaden in Straßburg ist indessen, in Folge der Fortschritte auf dem Gebiete der Kriegskunst, so enorm, daß die Gewährung einer zureichenden Hilfsleistung aus Staatsmitteln bezweifelt werden muß, zumal jeder Staatsbürger, dessen Existenzfähigkeit durch den Krieg geschädigt worden ist, gleichen Anspruch auf den Staat haben würde, dessen vornehmste Aufgabe vor allen Dingen darin besteht, alle Glieder des Ganzen mit gleichmachender Gerechtigkeit zu umfassen. Wollte aber der Staat jedem einzelnen Staatsbürger den Verlust an individuellem, beweglichem und unbeweglichem Vermögen ersetzen, so wäre dies ein Ding der Unmöglichkeit, und würde ohne Umkehr der bestehenden Staatsordnung gar nicht ausführbar sein. Jetzt entnimmt der Staat, als allgemeines Mittel im Dienste der gesammten ethischen Ideen, die nöthigen Fonds zur Handhabung des Rechts, zum Schutz der bürgerlichen Gemeinschaft und zur Pflege jedes wirthschaftlichen, intellectuellen und sittlichen Instituts, kurz zur Erfüllung aller seiner Aufgaben, aus der Tasche der producirenden Bürger. Ohne auf die Irrwege des Socialismus zu gelangen, würde er umgekehrt diese seine Fonds den letzteren für ihre Zwecke nicht verfügbar machen können. Deutschland kann demnach den Straßburgern den auf 180 Millionen geschätzten Kriegsschaden nicht ersetzen; es kann ihnen nur eine angemessene Beihilfe gewähren. Dagegen würde es sich empfehlen, wenn Deutschland beim Friedensschlusse von Frankreich für Straßburg Schadenersatz verlangte. Ob und in wie weit dies angänglich erscheint, hängt indessen von staatspolitischen Eventualitäten ab, die sich für jetzt noch der Beurtheilung entziehen. So viel steht indessen fest: das erste materielle Bedürfniß, welches in Straßburg befriedigt werden muß, besteht in dem Wiederaufbau der abgebrannten und zerstörten Häuser, ohne welche der Bürger-

schaft selbst nach dem Eintritt des Friedens die ersten Existenzbedingungen: Wohnung, Geschäftslocal, Werkstatt und Vorrathsräume fehlen würden. Dazu gehören Capital und Credit, die sich am leichtesten auf dem Wege der Selbsthilfe nach dem Vorbilde der Engländer beschaffen lassen. Diese besitzen in den „Benefit building Societies" Associationen, deren Eigenthümlichkeit darin besteht, daß sie in einem genossenschaftlichen Systeme die Mittel zur Erwerbung nnd Bebauung von Grundstücken beschaffen und darreichen, also gerade das leisten, was in Straßburg Noth thut, um dort den Strom des wirthschaftlichen Lebens wieder in Gang zu bringen. Die Nützlichkeit dieser Schöpfungen für das gemeine Wohl erkannte schon die Parlamentsacte von 1836 an. Im Jahre 1850 gab es schon 1200 solcher Gesellschaften, mit einem jährlichen Einkommen von 2,400,000 Pf. St., eine Summe, die im Laufe von 20 Jahren gewiß sehr bedeutend gewachsen ist.

Gegenwärtig gibt es zwei Gattungen solcher Baugesellschaften: geschlossene und offene. Die geschlossenen (terminating) setzen sich für die beigetretenen Grundstücke nicht nur eine bestimmte Tilgungsperiode, sondern nehmen auch nach Ablauf einer bestimmten Frist Niemand mehr in ihre Credit- und Tilgungsgesellschaft auf. Die offenen (permanent) Gesellschaften gestatten den Zu- und Austritt zu jeder Zeit. Die letzteren erfreuen sich der größten Theilnahme, während die ersteren häufig genöthigt sind, sich in offene zu verwandeln, weil es ihnen bei Eröffnung ihrer Thätigkeit an dem nöthigen Geld für die Creditsuchenden, oder am Ende der Tilgungsperiode an Abnehmern für die reichlich eingehenden Gelder fehlte. Die erste Form dieser Genossenschaft ist jedenfalls sehr einfach gewesen. Eine Anzahl von Personen, welche ein eigenes Haus haben wollten, trat zusammen, schrieb die erforderlichen Beiträge aus, kaufte Land, baute Häuser darauf und jeder nahm ein Haus. Bald ergab sich indessen, daß es auch Mitglieder gab, denen es nur darum zu thun war, eine Miethswohnung zu erhalten, ihr Vermögen aber vortheilhafter in der Genossenschaft als in der Sparkasse anzulegen. Anderen Mitgliedern war es darum zu thun, das zum Zinsgenuß eingelegte Geld auf dem Wege des Credits zum Ankauf von Ländereien und Häusern zu verwenden. Auf diese Weise bildeten sich bald zwei Mitgliedergruppen: Creditgeber und Creditnehmer. Erstere erhielten für ihre Beiträge Anleihescheine, letztere hatten die auf den Ländereierwerb und Häuserbau verwendeten Hypotheken-Vorschüsse innerhalb einer im Voraus festgesetzten Zeit mit Zinsen zurückzuzahlen. Die englischen Baugesellschaften haben den von Dr. Engel ins Leben gerufenen Hypothekenversicherungsgesellschaften zum Muster gedient. Damit ist der Beweis geliefert, daß das ihnen zu Grunde liegende System auch auf deutscher Erde prosperiren kann. Mit der Einrichtung einer solchen Baugenossenschaft dürfte vor allen Dingen den Straßburger Calamitosen be-

sonders dann geholfen werden, wenn die Staatsregierung ihnen die Beschaffung der nöthigen Fonds durch Ausgabe von Pfandbriefen gestattet.

M—r.

Nordschleswig.

Flensburg, October 1870.

Unter dieser Ueberschrift erschien in Nr. 42 d. Bl. ein Artikel, der unter den Deutschen im Schleswigschen Norden eine tiefe Erregung hervorzurufen geeignet war. Die Voraussetzungen, von denen der Verfasser ausgeht, und die Schlüsse, zu welchen er gelangt, sind, soweit sie das dänische Volk und das von ihm zu erwartende Verhalten gegen deutsche Staatsgenossen betreffen, schon von der Redaction der Grenzboten beleuchtet worden. Wir fühlen uns gedrungen, den übrigen Angaben des Verfassers im Folgenden einige Berichtigungen entgegenzusetzen.

So will er z. B. die künftige Grenzlinie jedenfalls nördlich von Flensburg gezogen wissen, denn diese Stadt könne nicht abgetreten werden, weil sie zur Hälfte deutsch sei, „wenn auch möglicherweise 10 oder 20 Dänen mehr als Deutsche in ihr gezählt werden und südlich von ihr das dänische Uebergewicht sofort ganz aufhört." Flensburg ist aber nicht eine halb-, sondern ganz deutsche Stadt. Es wird in ihr nur Deutsch gesprochen, und der Umstand, daß einige Kaufleute und Schiffer in, vielleicht nur aus alter Gewohnheit, falsch verstandenem pecuniärem Interesse dänische Sympathien hegen, vermag der Stadt ihren deutschen Charakter in keiner Weise zu schädigen. Südlich von Flensburg hört nicht etwa das dänische Uebergewicht sofort auf, sondern es existiren südlich von Flensburg überhaupt weder Dänen noch dänische Sympathien. Von dem überwiegend deutschen Charakter der Städte Apenrade, Hadersleben, Christiansfeld und Sonderburg, der sich doch bei allen Wahlen in schlagender Weise documentirt hat, hält der Verfasser es gerathen, ganz zu schweigen. Es ist ihm auch wohl nicht bekannt geworden, daß Nordschleswig an Opferwilligkeit im gegenwärtigen Kriege nicht zurücksteht; Hadersleben leistete mehr, als manche andere deutsche Stadt, und Apenrade hat einen eigenen Transport Liebesgaben auf den Kriegsschauplatz geschickt. — Was nun die ländlichen Districte anbelangt, so ist der größere Grundbesitz in ganz Nordschleswig vorwiegend in deutschen Händen, nur die arbeitenden Klassen sind überwiegend dänisch, aber doch überall mit deutschen Elementen stark durchsetzt. Am ungünstigsten steht es

mit dem Deutschthum auf Alsen und dem benachbarten Sundewitt; aber gerade diese Districte können ja aus strategischen Rücksichten am allerwenigsten abgetreten werden.

Was ferner die Behauptung anbetrifft, das Deutschthum habe in Nordschleswig seit 1864 eher Rückschritte als Fortschritte gemacht, so muß ich auch ihr aus einer langjährigen Anschauung der Verhältnisse entschieden widersprechen. So wurde z. B. noch Ende der funfziger Jahre in manchen Familien des nördlichen Angelns von den Großeltern eine Art Dänisch gesprochen, das allerdings schon damals fast ebensoweit vom Dänischen wie vom Deutschen entfernt war. Die Großeltern sprachen mit den Eltern ebendasselbe Patois, diese unter sich vorwiegend, mit den Kindern aber ausschließlich Deutsch. Jetzt ist das Plattdänische aus Angeln vollständig verschwunden. Ich dächte, man dürfte aus dieser Analogie auch auf die weiter nördlichen Striche schließen. Ein Verwandter des Einsenders, geborener Jütländer und als solcher selbstverständlich dänisch gesinnt, spricht jetzt in seinem Hause nur deutsch, die Kinder werden auf dem hiesigen deutschen Gymnasium erzogen. Ein für Dänen bestimmtes deutsches Lesebuch hiesigen Verlages hat, ohne irgendwie von oben begünstigt zu werden, fast alljährlich neue Auflagen erlebt. Nicht blos in Hadersleben, Apenrade, Christiansfeld, sondern auch in Tondern und Sonderburg sind jetzt ausschließlich deutsche Magistrate von der Bürgerschaft frei gewählt, unter dem gewiß nichts weniger als strengen preußischen Regimente. In der Dänenzeit, wo man uns auf alle mögliche Weise drückte, waren diese Stadtverwaltungen stets gemischt. Auf dem platten Lande nördlich von Flensburg war bis 1864 Kirchen- und Schulsprache überall dänisch. Die preußische Regierung hat die deutsche Sprache nur dort wieder eingeführt, wo die Majorität der Ortsangesessenen darum gebeten. Obligatorisch ist der deutsche Unterricht nirgends und Zwang der Einzelnen ist seit Einführung der Verfassung nicht möglich. Wie anders als durch einen spontanen Fortschritt des Deutschen ist es da zu erklären, wenn noch fortwährend, bald hier bald dort, um deutsche Predigt und deutschen Unterricht geradezu petitionirt wird? Und wenn das unter den ungünstigen Verhältnissen des drohenden Provisoriums geschah, ist da nicht bei consolidirten Zuständen ein entschiedener Fortgang des deutschen Elementes unerzwungen zu erwarten?

Allein selbst unter den dänischredenden Nordschleswigern zählen wir auch heut schon die Deutschgesinnten nach Tausenden, — daß in den Reichstag beständig Dänen gewählt werden, liegt zum guten Theil an der Eintheilung der Wahldistricte. Wie kann man da behaupten wollen, die Dänen Nordschleswigs seien durchweg schlechtere Patrioten als die Polen von Posen, jene schlügen sich im Heere nur gut unter der Wucht bewältigender Disciplin?

So wie das zum großen Theil aus Nordschleswigern bestehende 84. Regiment bei Gravelotte gestritten, kämpft keine Truppe, die, wenn auch nur in einem Theil ihres Bestandes, nichts weiter als eiserne Zucht einzusetzen hat. In der schleswig-holsteinischen Artillerie, welche ebenfalls bei Gravelotte $^2/_3$ ihrer Unteroffiziere, $^4/_9$ ihrer Mannschaft, $^{28}/_{29}$ ihrer Pferde (nach officiellen Angaben) in der Feuerlinie zurückließ, stehen nicht minder viele Nordschleswiger. Wer wollte ihnen den besten Theil ihres Waffenruhms, das Anerkenntniß, daß sie ihre Thaten aus freiem und freudigem Herzen gethan, verkümmern?

Endlich: gerade Schleswigs wegen, das 1850 bis 64 Namenloses erdulden mußte, hat man unsern nordischen Befreiungskrieg geführt; von Holstein hätte Dänemark sich ohne Zweifel leichter getrennt. Und nun sollte man — halb schwach, halb großmüthig — gerade jenes weggeben, gerade diejenigen der Rache des Erbfeindes ausliefern, um welche sich der Kampf vorzugsweise gedreht hat und die durch ihren langjährigen Widerstand gegen dänische Vergewaltigung ihn mit hervorgerufen haben?! Nein, wir deutschen Nordschleswiger haben laut und energisch Protest einzulegen gegen jeden Versuch, unser kaum gewonnenes Vaterland uns wieder zu rauben. Wir glauben nicht, daß wir es um unsere Landsleute verdient haben, wenn man duldet, daß uns die Freude verkümmert wird an den herrlichen Siegen, die auch so mancher Nordschleswiger mit seinem Herzblut bezahlte, über die Entfaltung deutscher Größe und Macht, an der doch auch wir berufen sind, Theil zu nehmen. Wir hegen aber die felsenfeste Ueberzeugung, daß unser glorreicher Heldenkönig uus nicht verläßt, uns nicht dem Elend und der Verzweiflung überantwortet, und daß der eiserne Graf, der zu unserem Heile die Geschicke Deutschlands lenkt, uns gegen Schwachheit und Begehrlichkeit gleich wirksam wird zu schützen wissen.

Ein schön neu Lied von der Stadt Metz
aus dem Jahr 1552.

Das werthvolle und vortrefflich eingerichtete Werk von R. v. Liliencron: Die historischen Volkslieder der Deutschen, enthält Bd. IV. Nr. 613 das folgende Lied von Heinrich Wirre, Schneider und Pritschmeister aus Solothurn. Der poetische Werth ist geringer als in vielen andern Liedern aus der Zeit Kaiser Karl V., der Inhalt doch sehr merkwürdig. Das Lied wird hier mit Auslassung weniger Strophen und in bescheidener Annäherung an unsere Sprechweise mitgetheilt, zum Verständniß (vergl. Liliencron IV, S. 583) nur Folgendes vorausgeschickt:

König Heinrich II. verkündete 1552 in pomphaftem Manifest, daß er den Krieg gegen Karl V. allein zur Erhaltung der Freiheit deutscher Nation beginne und fiel über die lothringischen Städte her. Toul und Verdun ergaben sich ohne Schwertschlag, in Metz beredeten die französisch gesinnten Katholiken mit ihrem Bischof die Bürgerschaft, dem französischen Heer die Thore nur zum Durchzug zu öffnen, worauf die Franzosen die Stadt selbst einnahmen. Vergebens belagerte Kaiser Karl V. im Winter 1552 die Stadt, vergebens gelobte er, Metz wieder zu nehmen oder zu sterben. Sein Heer weigerte den Sturm; Metz, Toul und Verdun blieben seitdem französisch.

Damals im J. 1551 hatten deutsche Fürsten: Kurfürst Moritz von Sachsen, Herz. Albrecht von Mecklenburg, Landgraf Wilhelm von Hessen und die fränkischen Markgrafen von Ansbach und Culmbach aus dem Hause Hohenzollern durch geheimes Bündniß gegen Kaiser Karl V, dem König Heinrich II. von Frankreich das Recht eingeräumt: Metz, Toul und Verdun in der Eigenchaft eines Reichsvicars zu besetzen.

Im Jahr 1870 sühnten Nachkommen jener deutschen Fürsten das Unrecht der Vorfahren. Kronprinz Albert von Sachsen, Großherzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg, Prinz Ludwig von Hessen, mit vielen anderen deutschen Fürsten eroberten unter dem Oberbefehl der königlichen Hohenzollern die Städte Metz, Toul, Verdun durch deutsche Heere.

Es ist lehrreich, mit den Stimmungen unserer Gegenwart jenes alte Lied des Pritschmeisters von 1552 zu vergleichen. Das Lied lautet also:

Nun will ich wieder heben an,
Ein Liedlein singen, ob ich kann,
Wie sich's hat zugetragen
Zu Metz vor gar geringer Frist,
Wie's ihnen geht und gangen ist,
Sie han dran kein Behagen.

Als man zählt' tausendfünfhundert Jahr
Und zwei und fünfzig, das ist wahr
Und ist gar nit erlogen,
Da ist der König aus Frankreich
Vor Metz gezogen, das sag ich euch,
Und hat sie sehr betrogen.

Denn er hat ihnen zugeseit,
Niemandem woll' er thun kein Leid,
Und woll' sie lassen bleiben
Bei ihrem Brauch und Gerechtigkeit;
Hat's ihnen auf Ehre zugeseit,
Er woll' auch Niemand vertreiben.

Die Metzer haben ihm geglaubt,
Drum wurden sie der Freiheit beraubt.
Dazu muß ich euch sagen:
Sie sind so unwirsch in ihrem Muth,
Sie stehn beim edlen Kaiser gut
In größten Ungenaden.

O Metze, was hast du gethan
Daß du den Franzosen hast eingelan,
Du hättest sollen beachten
Der Kaiser ist ein solcher Mann
Er kann dir's ungestraft nicht lan,
Wenn er erst thut erwachen.

Metz, hättst du dich gehalten wohl,
Wie solche Stadt nach Rechte soll
Und dich thun tapfer wehren!
Jetzt bist du gezwungen von der Noth
Und mußt dich wehren im Blute roth
Wohl gegen den eignen Herren.

Weil du dem Franzosen gefolget hast,
Drum hast du weder Ruh noch Rast.
Daran soll wohl gedenken
Im deutschen Land ein jede Stadt,
Die einen frommen Herren hat,
Sich nicht an Andre zu henken.

Und daß sich Metz ergeben hot
Drum hört man täglich große Noth
Von Weib und auch von Kinden,
Man kann kein Haus nicht groß nicht klein
Rings um die Stadt auf Meilen drei
Im Lande nirgend finden.

Ach hättest du dich baß bedacht,
Die Schlüssel keinem Fremden gebracht,
Es wär dir baß ergangen,
Zu Hilfe kam der Kaiser heran;
Denn er hat manchen stolzen Mann
Kartaunen und auch Schlangen.

Kein Mann, und wird er noch so alt,
Sieht wieder dich in solcher Gestalt,
Wie vorher du gewesen,

Die Thürm und Mauern sind zerzerrt,
Dazu dein ganzes Land verheert
Du wirst kaum mehr genesen.

O Metz, du sollst ein Spiegel sein
Mein deutsches Land, nun sieh darein
Und thu's gar wohl betrachten,
Und wenn auch dir geschehen sollt'
Daß dich wie Metz ein Fremder holt,
So wird man dich verachten.

Der uns dies Liedlein hat gemacht,
Er hat's gedichtet bei der Nacht,
Wo ihm nit gelang zu schlafen.
Wir solln von unsern Sünden lan,
Womit wir Tag und Nacht umgan,
Gott möcht uns sonst auch strafen.

Kriegsbericht.

Durch eine Woche ist in Deutschland als große Unsicherheit leidenschaftlich besprochen worden: Waffenstillstand mit oder ohne Verpflegung von Paris? Auch die mildherzigsten Landsleute verweigerten entrüstet die Verpflegung. — Da wir von den Verhandlungen mit Thiers fast nur soviel erfahren, als zufällige Privatmittheilung oder die Absichten des Bundeskanzlers der Heimath zutragen, so begnügen wir uns hier mit den beiden Beobachtungen, welche sich in diesen Tagen aufdrängten. Zuerst, daß Graf Bismarck als ernste Nothwendigkeit betrachtet hat, den Vermittlungsversuchen der Neutralen jeden Boden und Vorwand zu nehmen, daher die Geduld und zuvorkommende Bereitwilligkeit, mit welcher er auf die Absichten des Herrn Thiers einging und sich jeder provocirenden Bedingung enthielt. Ferner aber, daß es den höchsten Autoritäten zu Versailles nicht unwillkommen sein mochte, durch die Waffenstillstandsfrage die öffentliche Meinung zu beschäftigen und die ungeduldige Erwartung, mit welcher die Beschießung im Volk und wohl auch im Heer erwartet wurde, hinzuhalten. Man darf daraus schließen, daß der Geschützangriff auf Paris aufgegeben oder auf die Tage verschoben ist, wo er ohne regelmäßige Belagerungsarbeiten als Schreckmittel wirksam zu werden verspricht. Eine Kritik dieses Entschlusses steht uns nicht zu, denn wir sind ohne jede genügende Kenntniß der Motive, aus denen er hervorgegangen ist. Schwerlich ist die Unfertigkeit der vorbereitenden Arbeiten, der Anfuhren von Geschütz und Munition Veranlassung des Aufschubs. Dagegen hätte die

Rücksicht auf die Armee höchste Berechtigung. Stellt sich die Rechnung so, daß die Einschließung ohne regelrechten Belagerungskampf zwar längere Zeit dauert, daß aber die Menschenverluste durch Krankheit und Strapazen in der belagernden Armee geringer bleiben, als die voraussichtlichen Verluste eines Angriffs, der in kürzerer Zeit die Thore zu öffnen verheißt, so hat die Ungeduld keine Berechtigung und wir haben Gewehr auf Schulter ruhig zu stehen, bis der Hunger in der Stadt unser furchtbarer Bundesgenosse wird. Diese Abschätzung vermag nur die höchste Armeeleitung mit einiger Genauigkeit vorzunehmen, und deshalb müssen wir uns bescheiden.

Unterdeß vollzieht sich ein neuer combinirter Feldzug gegen die Mitte und den Süden Frankreichs, für welche die große Armee des Prinzen Friedrich Karl als Centrum, die Corps Tresckow und Werder auf beiden Seiten der Vogesen als linker, das Corps v. d. Tann an der Loire als rechter Flügel und als Pivot wirken sollen. Es gilt dort die Neubildungen der Franzosen vor ihrer Beendung zu zerstören, mit ihnen die letzte Hoffnung auf Entsatz, welche General Trochu nährt um die Pariser zu verhärten. In der That scheint ein Vorstoß der französischen Loirearmee auf Paris beabsichtigt und die Zeit gekommen, wo einem Angriff auf v. d. Tann oder einer Umgehung desselben begegnet werden muß.

Trotz dieser neuen militärischen Aufgaben nähert sich der Krieg in Frankreich einem schnellen Ende. Und es ist keine Anmaßung, wenn behauptet wurde, daß in längstens vier Wochen der militärische Widerstand im Felde völlig gebrochen sein wird. Nicht ebenso schnell kann der Friedensvertrag gewonnen werden. Aber auch dafür ist Vorbedingung, daß die französische Nationalvertretung erst einberufen werde, wenn das Gefühl der Niederlage sich über das ganze französische Volk verbreitet hat.

Wir hoffen, daß die nächsten Wochen die Entscheidung über die Gestaltung des deutschen Staates bringen werden. Der Gedanke, den Reichstag nach Versailles zu berufen, wurde als Frage in die deutsche Presse gesandt, er begegnete mit gutem Grunde fast einmüthigem Befremden. Ein Reichstag der Deutschen muß auf deutschem Boden tagen, nicht unter den schützenden Kanonen unseres Heeres auf fremder Erde. Dagegen wird dem Bundesrath und Reichstag gut anstehn, dem Bundeskanzler soweit als möglich entgegenzukommen, und wenn Straßburg gewählt werden sollte, so würde patriotische Empfindung damit wohl einverstanden sein. Es frägt sich nur, ob der stolze politische Gedanke, welcher zur Wahl dieser Stadt einladet, nicht mit zahlreichen praktischen Schwierigkeiten zu kämpfen haben würde, und ob nicht Karlsruhe, Heidelberg, Darmstadt den Reisenden von Versailles ebenso gelegen, allen Theilen bequemer wären.

Aengstlich lauscht die Nation auf jede Kunde aus den Verhandlungen

mit den Südstaaten. Was lange durch patriotische Hoffnungen der Correspondenten verdeckt wurde, ist endlich zu allgemeiner Kenntniß gekommen. Die Verhandlungen mit Bayern haben bisher ein befriedigendes Resultat nicht ergeben, es ist noch zweifelhaft, ob Bayern in den vergrößerten Bund, welcher Württemberg, Baden, Hessen zufügt, eintreten wird, oder ob sein Eintritt durch Concessionen erkauft wird, welche die Festigkeit des Bundes in wesentlichen Punkten schädigen würden. Möge die Trauer über diese Gefahren nicht ungerecht machen gegen den großen Gewinn, welcher durch unsere Siege bereits festgestellt ist. Der Krieg war für den norddeutschen Bund ein Defensivkampf gegen Frankreich, der patriotische Beitritt Bayerns erfolgte, weil die Regierung des jungen Königs darin das einzige Mittel sah, das Territorium und die Souveränetät Bayerns sowohl gegen Frankreich als gegen den Bund zu schützen. Offen wurde das von der Regierung und ebenso offen von den Führern der bayrischen Truppen ausgesprochen. Blieb Bayern neutral und siegte Frankreich, so wurde das linke Rheinufer Frankreichs Beute, und den Preußen wurde wahrscheinlich als Entschädigung angeboten, sich im Süden des Mains auszubreiten; siegte Preußen, so wurde Bayern als vertragsbrüchig mit Kriegerhand in Anspruch genommen. Seitdem hat sich Vieles geändert. Große gemeinsame Siege, eine herzliche Waffenbrüderschaft haben die Heere verbunden, die Bevölkerungen erhoben und einander genähert. Aber sie haben auch das fürstliche Selbstgefühl und die heimische Popularität der Majestät von Bayern gesteigert, und sie vermochten die Anschauungen und bequemen Gewohnheiten der dortigen Regierung nicht umzuformen. Es wäre ein Unglück, wenn der deutsche Bundesstaat, welcher aus dem Kriege hervorgeht, das Königreich Bayern ausschlösse, einen neuen provisorischen Zustand bestätigte und unklare Verhältnisse zu einem deutschen Staate zurückließe, aber dieses Unglück wäre geringer, als eine schattenhafte und innerlich unwahre Einigung, welche innerhalb des Bundes selbst einem Bundesglied eine exceptionelle Selbständigkeit ließe. Der Bundesstaat ist noch gar nicht so fest, daß er Lockerungen ohne gefährlichen Schaden ertragen kann, und schon jetzt hilft über sehr lästige Halbheiten nur der Tact der Bundesleitung und die Aussicht weg, daß eine straffere Einheit sich allmählich aus dem Bedürfniß der zusammenwachsenden Völker bilden werde. Wir Liberalen wenigstens haben nicht Einigung um jeden Preis zu begehren, sondern eine Einigung, welche uns die Aussicht auf ähnliche Fortschritte gewährt, wie sie die Gesetzgebung des Bundesstaats in den drei letzten Jahren gebracht hat.

♀

Der Krieg und die deutschen Gelehrten.

1. Krieg und Friede. Zwei Briefe an Ernst Renan, nebst dessen Antwort auf den ersten, von David Friedrich Strauß. Leipzig, S. Hirzel. 1870. — 2. Die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich. Eine historische Skizze von Rudolf Usinger. Berlin, E. S. Mittler u. S. 1870. — 3. Specialkarte von Elsaß und Lothringen nach ihrer gegenwärtigen Eintheilung seit der deutschen Besitzergreifung. Redig. von H. Kiepert. — Historische Karte von Elsaß und Lothringen zur Uebersicht der territorialen Veränderungen im 17. und 18. Jahrhundert. Nach den Originalquellen bearbeitet von Richard Böckh u. Heinrich Kiepert. Beide bei Dietrich Reimer, Berlin 1870.

Die Kunst hat sich immer gern auf Gelegenheiten eingelassen, die dichtende, so gut wie die bildende. Viele haben es beklagt, aber nichts daran ändern können, Göthe hat für die Lyrik geradezu Gelegenheitsanlaß gefordert. Wenn man die Liedermassen betrachtet, die der gegenwärtige Krieg hervorgerufen, sollte man meinen, unsere heutigen Lyriker hätten den Alten so verstanden, als müsse nicht nur jedes Gedicht seine Gelegenheit, vielmehr jede Gelegenheit ihr Gedicht oder besser gleich ihr Dutzend Gedichte haben. Um etwas Abwechslung wenigstens fürs Auge in das „Schwertgeklirr" dieser Lieder zu bringen, hat man davon in einer großen Sammlung „zu Schutz und Trutz" (Franz Lipperheide, Berlin 1870. 2. Auflage) etwa die Hälfte in autographischem Facsimile wiedergegeben. Das Unternehmen, aus dessen Reinertrage schon 2000 Thlr. für die Verwundeten abgeführt sind, müssen wir um dieses seines segensreichen Zweckes willen loben, wie denn auch daraus unter vielen planetarischen Gedichten mit reflectirtem Glanze hie und da ein selbstleuchtender Stern uns anstrahlt; der Gedanke aber, uns die handschriftlichen Züge der Müller von der Werra, von Königswinter und anderer Herren von geographischem Autorenadel in lichtbildlicher Treue vorzuführen, macht das Werk doch gar zu weitschichtig. Zu einer Statistik des deutschen Schreibunterrichts in den einzelnen Landschaften ist es wieder zu wenig und fehlt es andrerseits auch an Daten über den Zeitpunkt, wann die merkwürdige Kunst des Schönschreibens von den Einzelnen erlernt worden. Doch gern lassen wir diese freiwillige Kriegslyrik und die ganze Vaterlandskunst des Moments bei Seite; nach funfzig Jahren erst wird man darüber vollgültig urtheilen können.

Die Wissenschaft nun liebt die Gelegenheiten nicht, sie steht ihnen spröde, wenn sie Gelehrsamkeit ist, sogar meist blöde gegenüber. Insbesonde war von unseren deutschen Gelehrten in früheren Jahrzehnten die Vorstellung im Schwange, als sei ihr Reich niemals von dieser Welt, als riefen sie der rauhen Wirklichkeit des öffentlichen Lebens nur abwehrend zu, wie Archimedes dem stürmenden Soldaten, doch ja ihre Gedankenkreise nicht zu zertreten. Man erzählt von einem unserer großen Forscher, die Bewegung des Jahres 1848 sei ihm besonders deshalb widerwärtig gekommen, weil sie sein eben geschriebenes Buch aller Theilnahme beraubte, die er dafür verhofft und verdient hatte. Ein anderer, der dem Staatsleben keineswegs fremd war, ließ sich doch durch die Ereignisse von 66 alle Lust verleiden, sein kühnes zeitgeschichtliches Werk fortzusetzen, weil die eisenbeschlagenen Sohlen des Schicksals seine mühsam construirten Zirkel unerbittlich weggewandelt hatten. Die Schuld an dieser häßlichen Erscheinung trug die drückende Klosterluft der dumpfen Jahre, in denen diese sonst wackeren Männer groß geworden waren; hernach

fühlten sie wie Faust, daß ihnen die leichte Lebensart fehle, es bedurfte erst eines starken Zaubertranks, um sie die holde Gelegenheit erkennen, lieben und ergreifen zu lehren. Dieses magische Mittel nun hat uns allen die große Zeit eingeflößt; der gewaltige, lautrauschende Aufflug unserer Nation hat alle Geister mit emporgerissen, selbst die, welche lange Zeit stille Schöpfungen brütend über den dunklen Wassern der Wissenschaft einsam geschwebt hatten.

Ist doch dieser ganze Krieg zu allermeist das Werk der langverspotteten deutschen Gelehrsamkeit. Ich rede nicht von den Sanskritlern unter unseren Husaren, die doch immer eine spaßhafte Ausnahme bleiben, nicht von den braven Professoren und Docenten, die, weil ihre Ruhe zu gesammelter Forschung doch einmal hin war, die Universitätsferien dazu verwandt haben, sich bei der Krankenpflege oder der Liebesgabenzufuhr nützlich zu machen. Ich ziele vielmehr auf unseren großen Strategen selber, dessen sinnender Blick, dessen von Gedanken tief durchpflügte Stirn, dessen mildernste Haltung, trotz Waffenrock und Helm den deutschen Gelehrten im edelsten Sinne erkennen lassen. Ein erfahrner Freund, der sich auf Persönlichkeiten versteht, sagte mir einst in vollem Ernst, als wir uns in sorgenvollem Gespräche über die geistige Zukunft Preußens die Frage vorlegten, wer denn aber einen wirklich guten Cultusminister abgeben könne: „Ich wüßte nur einen, Moltke!“ Fürwahr, es wäre eine Hauptfreude, unter solcher Führung die glorreiche Armee von Dunkelmännern, die an der Spitze unserer inneren Civilisation marschirt, zu schlagen, einzuschließen, auszuhungern, abzufangen! —

Nicht aber in jedem Kopfe kann sich Geist und Wissen so unmittelbar in Kriegsmaterial verwandeln wie in dem Moltke's; es giebt auch Gefäße, in denen sich die Gedanken nur zu Worten verdichten, aber zu Worten, die auch in kühn geschwungener Flugbahn sicher treffend hineindringen ins Herz der edelsten Gegner. Diesen Eindruck machen uns die beiden Briefe von David Friedrich Strauß an Ernst Renan, zwischen denen in dem eben erschienenen Sonderabdrucke die Antwort Renan's selber gar kleinlaut einhergeht, wie ein Verhafteter zwischen zwei bewaffneten Aufpassern. Die Briefe sind ja längst durch die Zeitungen bekannt geworden, wir dürfen daher auf ihren Einzelinhalt nicht erst eingehen, doch aber müssen wir uns noch einmal an dem Gegenbilde dieser Männer erfreuen, die über den Häuptern der streitenden Völker, wie in der Hunnenschlacht, den Geisterkampf in den Lüften führen.

Strauß wünschte einst mit seinem volksthümlichen Leben Jesu in dem vollen Sinne ein Buch für Deutsche geschrieben zu haben, wie Renan eins für Franzosen, und gewiß ist es ihm damit gelungen. Man darf sie beide im ganzen als Vertreter ihrer Nationen betrachten. Historiker zwar sind sie in ihren Jesubiographien beide kaum; der Deutsche denkt dazu doch immer zu streng philosophisch, der Franzose zu springend poetisch. Bei Strauß weht eine helle, schneidend scharfe Wintertagsluft, der letzte Laubschmuck des Mythischen fällt von dem Reif der Kritik ertödtet zu Boden, die kahlen Umrisse der Landschaft treten in nackter Deutlichkeit hervor. Bei Renan brodeln die Herbstnebel, man sieht das alte, anmuthig bunte Bild nicht mehr, nur hie und da einen Streifen davon, dazwischen andere halbdurchleuchtete Duftmassen, nicht ohne eigenen Reiz, aber oft ohne bestimmte Form. Das Denken des einen ist Verstand, das des anderen Esprit. Wenn jener in siegender Kraft der Rede, in durchbohrendem Witz wohl an Lessing erinnert, spricht aus diesem bisweilen die Gluth rousseauschen Sentiments, nur daß ihre verzehrende Gewalt durch modernromantische Zugüsse doch wieder besänftigt wird. Wenn

uns Strauß dabei auch in die ganze Tiefe deutschsittlichen Ernstes hineinblicken läßt, so gebricht Renan zum vollendeten Franzosen doch etwas gar Wesentliches, der voltairische Leichtsinn; wie sein Name vielleicht auf verschollene Abkunft aus den Rheinlanden hindeutet, so hat auch sein Geist, wie er selber bekennt, überwältigende deutsche Einflüsse erfahren. Insofern sind die Repräsentanten für den nationalen Zweikampf nicht ganz richtig gewählt: der Horatier ist ein echter Römer, aber mit dem Albanerthum des Curiatiers steht es nicht völlig comme il faut. So braucht denn dieser in dem Streite manch nationales Schreckmittelchen gar nicht — wie anders würde Herr Victor Hugo sich mit Luftsprüngen und Wuthgeheul auf den Gegner stürzen! — Renan geht, so gut er kann, auf die deutsche Fechtart ein, die ihm längst eingeleuchtet hat, allein er fühlt sich doch nicht ganz sicher darin, er unterliegt, und man merkt ihm an, daß er es eigentlich weiß.

Wenn nicht Renan gleichzeitig aus freien Stücken dem deutsch-französischen Kriege einen Revueartikel gewidmet hätte, so wär' es unzart von Strauß gewesen, ihn zur öffentlichen Rede zu zwingen. Es wäre, als wollte man einen wackeren Mann nöthigen, sich über einen in seiner Familie vorgefallenen Skandal am dritten Orte zu äußern. Jetzt aber liegt die Sache anders und der Franzose hat sich auch ohne Frage mit Ehren aus der Sache gezogen. Er erweist uns doch viel Billigkeit; wo er ungerecht ist, stammt es aus zu allgemeiner oder zu veralteter Kenntniß des deutschen Wesens. Er hat Goethe und Herder studirt, preußisches Recht zu treiben war in seinen Studienjahren noch nicht Mode. Was Strauß anbetrifft, so will ich sogleich einschränken, was ich oben gesagt habe; daß er im Leben Jesu kein Historiker ist, liegt wohl am meisten im Stoffe, der den Historiker geradezu in Verzweiflung setzen könnte. Wie er aber früher im Hutten wie im Voltaire dargethan, daß er in die Nationalgeister mit genialem geschichtlichem Blick einzudringen vermag, so beweist das sein erster Brief für dieselbe Aufgabe, die Erkenntniß deutschen und französischen Wesens, wiederum aufs schlagendste. Der zweite Brief erfreut vornehmlich durch das warme und gerechte Lob, das er Preußen spendet. Ich habe öfters unsere Radicalen sich darüber schier entsetzen sehen, daß Strauß, dieser consequente und ganze Mann auf religiösem Gebiet, auf politischem nur ein „Halber" sei, ein armer Nationalliberaler und nichts weiter. Diese guten Leute verwechseln Theorie und Praxis. Ein klarer Kopf wie Strauß sucht überall das Erreichbare, das aber liegt im unendlichen Weltraume der Wissenschaft für den Denker in fast grenzenloser Weite, im irdischen Dasein der Staatsrealität für den Handelnden dicht vor den Füßen; das Gute liegt nah, das Wahre fern, das ist das ganze Geheimniß. Strauß ist es immerdar um das Humane zu thun gewesen, aber zugleich immer um das Nationale, diese Spielart des Humanen, welche der erfindungreichen Natur, die sich niemals wie ein abgelebter Lehrer blos wiederholt, hervorzubringen einmal beliebt hat.

Noch ein anderer, sonst im Stillen schaffender Gelehrter hat uns eben mit einer Gelegenheitsschrift beschenkt, Usinger hat eine historische Skizze über „die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich" herausgegeben. Für die Erwerbung von Elsaßlothringen sind wir journalistischen Freischützen der Wissenschaft schon vor Monaten ins Feld gezogen; ehe das schwere Positionsgeschütz historischer Gelahrtheit aufgefahren ist, dauert's immer lange. Kein Wunder daher, daß einige Theile des Usinger'schen Büchleins, wie besonders Eingang und Schluß, gleich in bereits verlebtem Zustande das Licht der Welt erblickt haben. Wir sind, da wir bereits so viel über die neuesten Provinzen gebracht haben, zu äußerster Kürze genöthigt, beschränken uns daher auf den Hinweis

daß der eigentliche Gewinn, den wir aus der neuen Schrift gezogen, in manchem unerwarteten Datum, besonders der mittelalterlichen Geschichte, besteht. Namentlich ist der territoriale Auflösungsproceß unserer ganzen Westflanke von Flandern bis nach Burgund hinauf, wie er sich in den Uebergangszeiten zwischen mittlerem und neuem Alter vollzog, recht vollständig dargestellt. Die eigentlichen Stammesverhältnisse, wie sie in der Völkerwanderung begründet sind, hätten wir gern schärfer gezeichnet gesehen. Möchte doch der Verfasser, der einst über unsere nördlichen Grenzlande ein vortreffliches größeres Werk geschrieben, auch den westlichen seinen ausdauernden Fleiß widmen; zur Skizze fehlt es ihm etwas an der Leichtigkeit, ein paar breite historische Linien groß hinzuwerfen.

Als eine ganz vorzügliche Gabe heben wir die in der Ueberschrift bezeichnete historische Karte von Elsaß-Lothringen von Böckh und Kiepert hervor; da ist die ganze Leidensgeschichte unseres Vaterlandes in allen ihren Stationen bunt aber übersichtlich in einem einzigen Passionsbilde dargestellt; da sieht man, wie in den französischen Spitzbübereien gegen uns Methode war, wie zuerst die wichtigen Punkte besetzt, alsdann Verbindungslinien zwischen ihnen gewonnen, zuletzt die Annexionen überall ausgefüttert und zwar hier und da beschnitten wurden, doch um nur um so schärfer umsäumt zu werden. Diese Karte, für die gründlichsten Studien der Originalquellen, wie graphische Darstellungen thun sollen, den kürzesten Ausdruck bietend, ist von bleibender Bedeutung; die andere von Kiepert allein, welche die gegenwärtigen Verwaltungsgrenzen zur Anschauung bringt, wird durch die definitive Friedensgrenze vermuthlich veralten; für jetzt aber kann sie männiglich benutzen, um die Bescheidenheit wie die Nothwendigkeit unsrer Forderungen daran zu studiren. Jedem wird sich der Wunsch einer negativen Zurundung am ausspringenden Winkel jenseits Metz, und einer positiven am einspringenden am Donon dabei aufdrängen. Für beide Gelegenheitswerke sind wir unserem Geographen und unserem Statistiker zu großem Danke verbunden.

a./D.

Deutsche Nordpolfahrt.

Gotha, 26. October 1870. — In Nr. 40 Ihrer geschätzten Zeitschrift befindet sich ein Bericht über dies Unternehmen, welcher u. a. p. 24 Folgendes enthält: — „Bei dieser Beschwerde hatte Herr Payer sich unerquicklicher Weise auf eine Art geheimer Instruction stützen können, welche Dr. Petermann ihm zur Beeinträchtigung des ernannten Führers mitgegeben." — Dieser Vorwurf gegen mich ist ganz ungegründet; gerade das Gegentheil ist der Fall, wie folgender Satz eines Schreibens von mir an Herrn Oberlieutenant Payer d. d. Gotha, 11. Juni 1869 ergibt: — „Ich rechne mit größter Bestimmtheit darauf, daß Sie in Fällen von Divergenzen und Schwierigkeiten stets mit Ihrer ganzen Person dem Kapt. Coldewey als Oberbefehlshaber zur Seite stehen werden." — Ich würde Sie früher um Berichtigung ersucht haben, wenn ich nicht erwartet hätte, daß das Bremer Comité selber dergleichen Berichte desavouiren würde. Dr. A. Petermann.

Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

An die Mitarbeiter und Leser der Grenzboten.

Inmitten des ruhmvollsten Krieges, welchen unsere Geschichte aufzuweisen hat, und gerade in dem Augenblicke, wo Deutschland die neue Ordnung seines einheitlichen Staatswesens begründet, geht die Redaction dieser Blätter in andere Hände über.

Seit mehr als zwanzig Jahren — in einem dreißigjährigen Zeitraume des Bestehens — haben die Grenzboten die nationale Einheit Deutschlands unter Preußens Führung angestrebt, die jetzt ihrer Erfüllung entgegengeht. Seit einem Menschenalter sind sie ununterbrochen der Anwalt der freiheitlichen Forderungen gewesen, welche der moderne deutsche Staat um seiner Existenz und seines inneren Friedens willen zugestehen muß, von denen ein guter Theil schon durch die Verfassung und Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes verwirklicht ist, der andere Theil in der künftigen gesammtdeutschen Gesetzgebung seiner Anerkennung entgegensieht.

In einer Zeit, wo die übergroße Mehrzahl der Deutschen dieses von den Grenzboten in sonnigen und trüben Tagen, bald im Bunde, bald im Widerspruch mit der öffentlichen Tagesmeinung, bewahrte politische Programm mit freudiger Zustimmung begleitet, kann der Verlagshandlung der Grenzboten nichts ferner liegen als die Absicht, in der bewährten politischen Tendenz des Blattes irgend eine grundsätzliche Aenderung eintreten zu lassen.

Die Verlagshandlung glaubte ihr entschiedenes Festhalten an dem nationalen und liberalen Programm der Grenzboten schon in der Wahl der Persönlichkeit des künftigen Redacteurs kennzeichnen zu müssen, und ist überzeugt, daß die politische Gesinnung und parlamentarische Parteistellung des künftigen Redacteurs:

Herrn Dr. jur. **Hans Blum,** Rechtsanwalt in Leipzig
und Mitglied des Reichstags

den verehrten Mitarbeitern und Lesern die volle Garantie dafür bietet, daß die Grenzboten auch in Zukunft ihrer bisherigen politischen Richtung vollkommen treu bleiben werden.

Noch in einer besonderen Beziehung werden dabei die Grenzboten ihre Ueberlieferung festhalten. Sie sind niemals nach irgend einer Seite abhängig, niemals einer politischen Partei ausschließlich botmäßig gewesen. Sie werden die Freiheit ihrer Ueberzeugung auch in Zukunft wahren und das Organ einer Partei bilden, die heute in unseren Parlamenten dem Namen nach noch nicht existirt, sondern erst im Geiste, die aber zweifellos in dem neuen deutschen Staatsgebäude sich bestimmt ausscheiden, und unter den anderen Parteien hervorragen wird durch die Zahl ihrer Anhänger, staatsmännischen Tact und deutsche Gesinnung: Die große nationale Mittelpartei.

Schon die kurze Geschichte des norddeutschen Parlamentarismus und des deutschen Zollparlaments gibt zu erkennen, was wir meinen. Kaum eines der wichtigeren Gesetze, welche beide Versammlungen zu Stande brachten, ist das Werk einer der heutigen Parteien. Fast stets konnten die doctrinären Velleitäten der äußersten Rechten und Linken nur durch ein einmüthiges Zusammenstehen der gemäßigten Fractionen gebrochen, wichtigen Gesetzen nur durch patriotische Resignation und durch weise Compromisse der Abschluß gesichert werden. Nichts hindert, daß diese Vereinigung aller vorzugsweise national gesinnten Politiker in Deutschland, welche bisher zumeist die Noth zusammenführte, im künftigen Parteileben eine dauernde werde; zumal, wenn der ganze Süden Deutschlands in eine weit engere Verbindung, als in bloße Zoll-, Handels- und Waffengemeinschaft mit dem Norden tritt, und wenn den socialen Agitatoren des Nordens die heimathlose Schaar der Römlinge des Südens in dem gemeinsamen Widerstand gegen das feste deutsche Staatsgefüge sich verbündet. Nur durch diese feste Aneinanderschließung aller nationalen Elemente in Süd und Nord — mögen sie nun Nationalliberale, Freiconservative, Altliberale u. s. w. im Norden, bairische und hessische Fortschrittspartei in Baiern und Hessen, deutsche Partei in Würtemberg und Baden heißen — wird die Partei auch die politische Stellung gewinnen, die sie bisher häufig vergeblich erstrebte, diejenige nämlich: Dem leitenden deutschen Staatsmann als Stütze und Bundesgenosse zu dienen. Erst wenn die nationalen Politiker in Süd und Nord sich dauernd und fest verbündet haben, wird jene wunderliche Erscheinung aus unserem parlamentarischen Leben verschwinden, daß diejenigen als die zuverlässigsten Freunde der Bundesregierung sich geriren und angesehen werden, die daheim in Preußen mehr als einmal die Entwicklung des Bundes zu hintertreiben suchten.

Die Grenzboten werden an ihrem Theile dahin streben, diese Entwicklung der deutschen Parteiverhältnisse sobald als möglich zu verwirklichen. Sie werden daher allen Gleichstrebenden, welcher der heutigen Parteien immer sie angehören mögen, offen stehen. Sie werden dagegen allem entgegentreten, was diesen Entwicklungsgang verzögern oder durch Verschärfung der heutigen Parteigegensätze unter naturgemäß zusammengehörigen Elementen erschweren könnte.

Jahre — Jahrzehnte vielleicht werden vergehen, ehe der Ausbau der deutschen Verfassung und Gesetzgebung, die jetzt in Angriff genommen wird, zum

Abschluß gelangt. Bis dahin werden die politischen Probleme der Zeit durchaus das Interesse der Deutschen an ihrem Staatsleben erfüllen, und den Grenzboten den reichsten und vielseitigsten Stoff und Inhalt bieten. Die Grenzboten werden aus dieser doppelten Rücksicht — aus Gründen des Raumes und aus Rücksicht auf das vorzugsweise politische Interesse der großen Mehrzahl ihrer Leser — sich eigentlich religiöser Polemik verschließen. Dagegen werden sie in maßvoller Weise stets berichten über religiöse Bewegungen, die sich mit den politischen oder socialen Strebungen der Zeit so eng vermischen, daß sie davon nicht getrennt werden können.

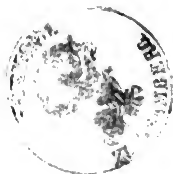
Während die Verlagshandlung diese Bemerkungen über die politische Tendenz der Grenzboten unter der neuen Redaction für nöthig hielt, um vielfach verbreitete irrige Gerüchte zu widerlegen, begnügt sie sich hinsichtlich der anderen Seite des Grenzbotenprogramms, rücksichtlich der Literatur und Kunst mit der Versicherung, daß auch auf diesem Gebiete dieselbe Fürsorge der Behandlung und dieselbe Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit der Auswahl obwalten wird, als bisher.

So möge denn die alte Gunst der Mitarbeiter und Leser den Grenzboten auch in Zukunft bewahrt bleiben, und der Kreis derselben, wie bisher, sich stetig vermehren!

Leipzig, im November 1870.

Fr. Ludw. Herbig.
(F. W. Grunow.)

Leipzig, Hüthel & [illegible].



Immermann's Leben.

K. Immermann. Sein Leben und seine Werke aus Tagebüchern und Briefen an seine Familie zusammengestellt, herausgegeben von G. zu Puttlitz. 2 Bde. 1870. Berlin. W. Hertz.

Das vorliegende Buch gibt mehr als sein Titel und das anmuthige Vorwort verspricht. Es ist nicht blos eine Biographie des Dichters, der sich einen dauernden Platz in der deutschen Literaturgeschichte erobert, sondern ein bedeutsamer Beitrag zur Geschichte seiner Zeit. Die Schilderung des Düsseldorfer Lebens, die Bildnisse aus dem Kreise der Freunde Immermann's, wie die Gräfin Ahlefeldt, Frau v. Sybel, Michael Baer u. A. haben ihren Werth ganz unabhängig von dem Dichterleben, um das sie sich hier gruppiren. Dazu kommt eine große Unparteilichkeit in der Würdigung Immermann's, die um so höher anzuschlagen ist, als offenbar „die Hand im Kreise der Verwandtschaft", welcher wir, wie Puttlitz uns sagt, diese Biographie verdanken, dem Dichter sehr nahe gewaltet haben muß. Man wird einzelne Urtheile nicht oder nicht ganz unterschreiben können, aber man wird schwerlich die kritische Unbefangenheit des Biographen darin vermissen, nur im Anfang könnten wir hie und da größere Kürze und ein Uebergehen von Umständen wünschen, welche für des Dichters Entwickelung nicht maßgebend waren. Einen besonderen Werth haben dagegen die geschickt in die Erzählung verwebten Auszüge aus Immermann's Tagebüchern und sonstigen handschriftlichen Aufzeichnungrn, welche das Bild dieser oft irrenden, aber eigenartig bedeutenden Persönlichkeit sich hoch über die Mattheit seiner Zeit erheben lassen.

Wir können die Jugendjahre des Dichters hier um so mehr übergehen, als derselbe sie bekanntlich unübertrefflich im ersten Bande seiner Memorabilien geschildert. Spartanisch streng erzogen wuchs Immermann in den altpreußisch-protestantischen Traditionen auf, welche durch die napoleonische Zeit unsanft erschüttert wurden, er machte den Feldzug von 1815 mit, kehrte nach der Einnahme von Paris zu seinen Studien zurück, trat der studentischen Rohheit, welche sich damals vielfach so breit machte, muthig und er-

folgreich entgegen und begann 1817 seine bürgerliche Laufbahn als Auscultator bei dem Kreisgericht in Aschersleben. Der Uebergang aus dem frei empfangenden Leben der Studienzeit zu Verhältnissen, in denen er Anderen dienstbar machen sollte, was er gewonnen, fiel ihm wie so vielen strebenden Jünglingen sehr schwer und die Unbefriedigtheit der kleinbürgerlichen Existenz ward ihm in Verbindung mit einer unerwiederten Neigung zum ersten Anlaß, im Liede befreiend das zu gestalten, was ihn innerlich verzehren wollte. Aber es zeigte sich, nachdem einmal die poetische Ader geweckt war, überraschend schnell, daß Immermann's Natur keine eigentlich lyrische, vielmehr auf höheren Flug angelegt war. Obwohl er einzelne Lieder von wahrer Schönheit, z. B. die Gesänge im Tristan und die letzten Sonette, gedichtet hat, in denen das formgebende Wort mit den höchsten Ahnungen der Seele zusammenklingt, so fehlte ihm wohl das feinste Gefühl für das musikalische Element des Verses; auch in seinen reifsten Werken, welche die tiefsten Töne anschlagen, treten oft inmitten der gewaltig dahinrauschenden Strophen Härten der Form hervor, welche den Eindruck unliebsam stören, und er ist niemals ein Meister des Verses geworden, wie er Meister der Prosa war. Demgemäß wandte seine reiche aber schwere Natur sich rasch größeren Entwürfen zu. Bereits als Student war in ihm durch die Vorstellungen der Weimarischen Schauspieler der Sinn für dramatische Kunst geweckt, später begeisterte ihn in Berlin Ludwig Devrient und als er bald darauf als Auditeur nach Münster versetzt ward, machte er sich an sein erstes Trauerspiel „das Thal von Ronceval". Wir können dasselbe so wie die nächst folgenden Stücke hier übergehen, da dieselben wesentlich nur noch für die Entwickelung des Dichters Interesse behalten, aber sie erregten mit Recht Aufmerksamkeit, weil sie bei jugendlicher Unreife doch entschiedenes Talent zeigten, und in diesem Sinne begrüßte sie auch Göthe nach einer Mittheilung Eckermann's mit Freude als vielversprechend. Treffend charakterisirt die Biographie diese ersten Schöpfungen. „Gedankenreich ist seine Welt, kräftig, kühn, nicht hohle Worte und leere Phrasen spricht er aus. Seine Dichtungen sind Bekenntnisse seiner Seele und in Allem, was er darstellt, will er als Priester anvertraute Geheimnisse im rechten Geiste verkündigen. Noch fehlt dem Bau die Vollendung, noch liegt um ihn zerstreut Gestein, noch entbehren seine Gebilde die verknüpfende Anmuth: zweifellos tritt der Einfluß hervor, den die Romantik auf den Dichter geübt. Die Willkür, die in dieser herrschte, sagte dem noch nicht in seine Schranken gefaßten Geiste zu und verführte ihn, mit kühnen Sprüngen über die formellen und innerlichen Schwierigkeiten wegzugehen, die ihm entgegentraten." Aber wenn diese Einflüsse sich auch noch in späterer Zeit geltend machten, so war Immermann seinem Wesen nach doch kein rechter Sohn der Romantik, seine schwer und ernst an-

gelegte Natur paßte nicht zu ihrem leichten bunten Wesen; was bei Tieck, Eichendorff u. A. als graziöser Uebermuth erschien, ward bei ihm schwerfällig und barock. „Seinem Geiste fehlte das gaukelnde Spiel der Phantasie und die naive Unbefangenheit, mit der Andere die Wirklichkeit übersahen und eine Welt schufen, die wenigstens vorübergehend den Mangel einer gesunden Basis zu verbergen wußte". Es ward aber recht eigentlich Aufgabe Immermann's, aus der Romantik in die Poesie des concreten, realen Lebens hinüberzuführen.

In diese Zeit fällt die Genesis eines Verhältnisses, welches für das Leben und die Entwickelung des Dichters von entscheidendem Einfluß geworden. „Ein Schleier legt sich über ihn, seine Stellung zu Welt und Menschen, seine Anschauungen sind verändert, ein Zwiespalt tritt in sein Wesen, der bald schwächer, bald schroffer sich zeigt und erst in seinen letzten Lebensjahren in schöne Harmonie aufgelöst verschwindet." Es ist das Verhältniß Immermann's zu Elise von Lützow-Ahlefeldt, welches uns in einem der bedeutendsten Capitel des Buches zum erstenmale authentisch dargelegt wird, nachdem es wiederholt durch unberufene Hand in einer Weise geschildert war, die weder der wahren Bedeutung der Gräfin noch dem Charakter des Dichters gerecht ward. Das Verhältniß gehörte jener Periode der Romantik an, in welcher die Willkür der Subjectivität die Anschauungen einer geistreichen, aber phantastischen Literatur und Philosophie auf das wirkliche Leben übertrug, mit dessen sittlichen Mächten sie dann in harten Conflict kommen mußte. Dazu hatten große Weltereignisse die gewöhnlichen Verhältnisse erschüttert, das Ungewöhnliche war oft das Berechtigte geworden, aber man erkannte nicht, daß solche Zustände nur eine ausnahmsweise Berechtigung haben könnten und mit dem Einlenken der Welt in die Bahnen des Alltagslebens abnorm wurden.

Daher die mannigfachen sittlich verschrobenen Verhältnisse, in denen wir hervorragenden Personen der romantischen Epoche begegnen. Zu ihnen gehörte Elise v. Ahlefeldt. Unter unerquicklichen Verhältnissen aufgewachsen, hatte sie sich in patriotischer Begeisterung mit dem viel älteren General v. Lützow vermählt und ward dessen Begleiterin in allen kühnen Abenteuern jener großen Zeit, deren Aufregungen sie darüber täuschten, daß ihrer kinderlosen Ehe der tiefere Inhalt fehle. Erst in der Ruhe des Friedens, in der Oede des Garnisonlebens ging ihr dies Bewußtsein in wachsender Herbigkeit auf, sie fühlte, daß der Mann, an den sie sich gekettet, die eigentlichen Bedürfnisse ihres Wesens nicht verstehe, und versank in trübe Schwermuth. Da begegnete sie dem jungen Dichter, der als Auditeur nach Münster gekommen war, sie fand in ihm die schmerzlich entbehrte Anregung, er in ihr das Verständniß einer feinen und hohen weiblichen Natur, nach welchem er

lange suchte. So erklärt es sich leicht, daß beide unter der Herrschaft dieser Gefühle sich über die zarte Linie täuschten, welche Pflicht und Recht hätten bewahren müssen, und daß sich in die Sympathie zweier gleich gestimmter Gemüther bald die Leidenschaft mischte. Gewiß kann Immermann hierbei nicht von Schuld freigesprochen werden, aber es muß betont werden, daß, nachdem einmal das Verhältniß bis zu innerer Auflösung von Elisens Ehe gediehen war, der dann bald auch die äußere Trennung folgte, er mit Energie auf das einzige Mittel drang, was die Verwickelung lösen konnte, er verlangte die Ehe, welche die Geliebte äußerlich zu ihm stellte, wie sie innerlich zu ihm stand, Lützow selbst wünschte nach der Scheidung diesen Ausweg als den einzig natürlichen. Zu diesem Schritt aber konnte Elise sich nicht entschließen, sie wies das Verlangen wiederholt, zuletzt noch kurz vor Immermann's Verheirathung zurück. Ihre Beweggründe waren dabei wohl gemischter Art, sie erwähnte der Vermögensnachtheile, die ihr durch diese Ehe erwachsen würden, schwerlich war sie auch ganz von Standesvorurtheilen frei, genug ihrer romantischen Natur sagte ein freies, aber doch abnormes Verhältniß mehr zu, sie lehnte die Ehe ab. Die Trennung von Lützow, schrieb sie, müsse der letzte Schritt sein, der sie der Welt blos stelle, sie wolle dann mit Immermann nur ihren Gefühlen leben. Dieser glaubte, sie werde bei einem so seltsamen Entschluß nicht verharren, ihr werde, wenn sie nur erst zur Ruhe und Besinnung gekommen wäre, der Platz einer Frau an seiner Seite wünschenswerther erscheinen als der von ihr bezeichnete. Aber es bleibt des Dichters großer Fehler, den er auch später offen bekannte, daß er auf ein solches Verhältniß eingegangen, dessen Unnatur ihm bald allen wahren Frieden, alles reine Glück nahm. „Ich hatte", schreibt er in seinen letzten Lebensjahren einem älteren Freunde, „kein gutes Gewissen über einen wichtigen Punkt meines Lebens und das mußte auf unser Verhältniß selbst eine zerrüttende Rückwirkung äußern. Weil wir nicht auf dem gemeinsamen Boden des frommen Rechts und der schlichten Wahrheit standen, sondern auf einem gemachten künstlichen, so waren wir nach einigen Jahren, über die Leidenschaft und Leichtsinn weggeholfen hatten, bald weit auseinander. Die echte Quelle des Lebens sprang uns nicht, so vertrocknete denn gar Vieles zwischen uns." Das Verhältniß wurde dann schon durch die Verlegenheiten, die es nach außen brachte, immer mehr ein äußerliches, die Verstimmung gewann die Oberhand, bis nach langen, unerquicklichen Jahren der Bruch erfolgte. Man mag ermessen, wie ein solches Verhältniß „das fürchterlich schöne Labyrinth, in das ich gerathen" nicht nur das Leben des Dichters beherrschte, sondern auch seine Dichtung beeinflußte. Gewiß wäre er eher zu den seiner Natur wahrhaft gemäßen Schöpfungen gelangt, hätte nicht der innere Zwiespalt seines Lebens ihn auch im Dichten auf bizarre Abwege geführt. Frei-

lich war der Einfluß der Gräfin nicht blos ein hemmender, sondern vielfach auch fördernd, wie er es denn auch immer bekannte, daß sie ihn erst zum Manne gemacht habe.

Nach kurzem Aufenthalt in Magdeburg wurde Immermann als Landesgerichtsrath nach Düsseldorf versetzt, wo er den eigentlichen Kreis seines Schaffens fand und bis zu seinem Tode blieb. Hier bildete sich in dem frisch aufstrebenden Kreise der jungen Akademie der Kreis der Freunde Schadow, Lessing, Sohn, Uechtritz, Schnaase, Mendelssohn, Frau v. Sybel u. A., welchen das Buch uns so anziehend schildert, hier entfaltete Immermann seine dramaturgische Kraft, hier wuchsen seine reifsten Schöpfungen, hier erblühte ihm nach langem Kampfe auch sein kurzes häusliches Glück. — Schon ehe er nach Düsseldorf kam, hatte er, abgesehen von einigen ästhetischen Studien von bleibendem Werthe, unter denen namentlich die über den rasenden Ajax Wilhelm von Humboldt's Beifall errang, einen entschiedenen Fortschritt in seinem Hofer gethan. Durch Tyroler Sänger in die Welt der Berge versetzt, schlug das große Lied der Treue mächtig an sein Ohr und er unternahm das Bild des Mannes zur Gestaltung zu bringen, in dem sich die einfache Größe, Aufopferung und religiöse Begeisterung seines Volkes verkörpert hatte. In kurzer Zeit, aus einem Gusse, schrieb er das Trauerspiel in Tyrol, das bei unleugbaren Mängeln seinem Namen zuerst ein bleibendes Denkmal setzte und einen tiefgehenden Eindruck machte. Aus der Mythenwelt der Romantik trat er auf den Boden der Gegenwart, aus fremden Stoffen in das Leben seines Volkes. Da das Stück zu lang war und außerdem seine Aufführung mit den politischen Convenienzen der damaligen Zeit zu kämpfen hatte, überarbeitete Immermann es nach 7 Jahren in bühnengerechterer Weise, opferte aber jenen Convenienzen auch manches Schöne. Es ist in verschiedenen Redactionen aufgeführt, am besten wohl neuerlich unter Puttlitz's Leitung in Schwerin. Das Stück verdient auch auf der deutschen Bühne zu bleiben, denn es ist nicht nicht nur von echter Poesie, sondern auch von großer dramatischer Wirkung. Als Hauptmangel dagegen erscheint, daß der Dichter zu sehr seine Reflexionen über den Kampf der Eroberer mit dem ungebildeten aber treuen Volke in den Mund seines Helden legt. Während die zweite Bearbeitung den deus ex machina der Engelerscheinung beseitigt, begeht sie den großen Mißgriff der Scene in der Staatskanzlei, zu der nur die Namen Metternich und Gentz fehlen, und die den tragischen Eindruck vollkommen schwächt, indem sie die gläubig vertrauenden Volkshelden als nutzlose Opfer der Cabinetspolitik zeigt.

Das bald darauffolgende Drama „Kaiser Friedrich II." bleibt auf festgeschichtlichem Boden, aber der Dichter tritt mit ihm in die fernere Vergangenheit der deutschen Geschichte zurück. Immermann beurtheilte dies Stück

später allzu scharf, indem er den Hohenstaufen das dramatische Blut absprach, aber gerade Friedrich scheint uns für eine Darstellung des großen, echt dramatischen Kampfes der zwei Schwerter sehr geeignet. „Die Handlung", sagt der Dichter in einem Briefe an M. Beer, „besteht in Friedrich darin, daß der Kaiser durch seine Opposition gegen die Kirche und durch die tiefere, dieser zum Grunde liegende, gegen die positiven Elemente, auf denen die Welt beruht, die Welt verliert." Den Fehler des Stückes möchten wir nun weniger mit der Biographie darin suchen, daß wir im Beginne den Kaiser schon auf der Höhe finden, welche im Drama erst erreicht werden soll, (auch im Wallenstein ist das der Fall) sondern darin, daß jene großen Gegensätze nicht mit der Intensität und Leidenschaft zur Darstellung gebracht sind, welche uns erst wahres Interesse einflößen kann. Was Friedrich gegen die Hierarchie vertritt, ist nicht die Selbständigkeit des Staates oder des Gewissens, sondern eine ziemlich matte Freigeisterei, die uns nicht begreifen läßt, wie der Kaiser so Großes hat vollführen können, und die eben deshalb dramatisch selbst der herrschsüchtigen Kirche gegenüber keine Berechtigung hat. Der Cardinal seinerseits stellt nicht genug die Leidenschaft der Hierarchie dar, wie sie sich in Innocenz verkörperte, sondern wirkt zu sehr aus Motiven des persönlichen Ehrgeizes. Trotzdem steht der poetische Gehalt der Tragödie hoch, denn er ruht auf einer großen Weltanschauung, die Charakteristik ist tüchtig und mit zweckmäßiger Beschneidung des zu stark hervortretenden oratorischen Elements würde das Drama auch noch heute auf der Bühne wirksam sein.

Das letzte historische Trauerspiel Immermann's ist die Trilogie „Alexis". Von geistvoller Conception und großer Wirkung halten wir es trotz der einzelnen hohen Schönheiten im Hauptpunkte für verfehlt und zwar aus einem Grunde, den wir des Dichters eigenen Worten entnehmen. In einem Briefe an Tieck bezeichnet er den Vorwurf des Alexis selbst als den eines ungeheuren Irrthums. „Aus Slaven, denen von jeher das geistig Zeugende fehlte, will Peter der Große ein weltbestimmendes Volk machen, er bleibt selbst ein Slave, dem die Aufgabe auf Nachahmung und Aneignung hinausläuft", und setzen wir hinzu, er bleibt auch im Stücke selbst ein Barbar. Ein volles dramatisches Interesse könnten wir für Peter nur haben, wenn der Dichter ihn unsrer Anschauung mit ähnlich idealisirender Freiheit nahe gebracht hätte, wie Schiller es mit dem Abenteurer Wallenstein gethan. Und dieser Barbar opfert den Sohn nicht um des Staates willen, sondern für ein diesem aufgedrungnes fremdes Machwerk, dessen Richtigkeit der Vater selbst sich nicht verhehlt. Das ist unsrer Auffassung nach nicht dramatisch und deshalb halten wir den Alexis, von der erschwerenden Gestalt der Trilogie abgesehen, am wenigsten von Immermann's Stücken noch für die Bühne geeignet.

Gar nicht für dieselbe bestimmt ist trotz seiner dramatischen Form der „Merlin", die Tragödie des Widerspruchs, aber kaum eines seiner Werke ist so unmittelbar aus der Tiefe seiner Natur gequollen. Der Dualismus der idealen Sehnsucht nach den höchsten Zielen der Menschheit und der Versuchungen des natürlichen Menschen, welcher im Dichter selbst so schwer kämpfte, wird hier in einer Mythenwelt dargestellt, welche alles in sich schließt, was unser Geschlecht an Räthseln und Fragen über den letzten Zusammenhang der Dinge in sich schließt. Es mußte somit ein andrer Faust werden, wie ihn auch Geibel genannt hat, aber ungleich der Goethe'schen Schöpfung wird der Merlin nur auf eine kleine Gemeinde beschränkt bleiben. Goethe behandelte seinen Stoff mit der glücklichsten Benutzung volksthümlicher Gestalten, als er selbst schon sich zur innern Klarheit durchgerungen hatte, der Merlin trägt die dunkeln Lehren der Gnostiker und Sabellianer in die bunte Fabelwelt der celtischen Sagenkreise, die außer den Gelehrten kaum bekannt sind, und weil der Dichter selbst die Lösung des Räthsels, in das er sich versenkt, noch nicht gefunden, so kann auch die Dichtung zu keiner innern Klarheit gelangen, sondern bewegt sich in aphoristischer Behandlung einer Ueberfülle von sinnlichen Anschauungen; darum müssen auch die Versuche, das Gedicht zu erklären, scheitern. Aber für alle die, welche über die letzten Fragen und Geheimnisse des Lebens nachzusinnen sich die Mühe geben, bietet der Merlin eine Fundgrube, nicht nur von großen poetischen Schönheiten, sondern von tiefen Gedanken. Wäre es dem Dichter vergönnt gewesen, in spätern Jahren den Merlin umzuarbeiten, so hätte bei der wachsenden Klarheit seiner religiösen Anschauungen die Dichtung unendlich gewinnen müssen.

Immermann stand dem positiven Kirchenthum ferne, das ihn durch die Schaalheit des herrschenden Rationalismus abstieß, aber er war doch eine positiv-religiöse Natur und seine Entwicklung schritt in dieser Richtung fort, das zeigen die mitgetheilten späteren Briefe an seinen Bruder und an seine Braut unwiderleglich. Eben so war er in der Politik, soweit er sich mit ihr beschäftigte, viel eher conservativ als liberal, oder doch jedenfalls in gutem Sinne ein liberaler Aristokrat.

Die altpreußischen Traditionen hatten in ihm einen lebhaften Staatssinn großgezogen, kopfschüttelnd sah er der liberalen Agitation mancher Freunde in den kleinen Ständekammern zu und meinte, dadurch müsse alle Autorität zerrieben werden. Manche seiner Urtheile über die süddeutschen Zustände im Reisejournal waren zu scharf, sogar ungerecht, aber im Großen und Ganzen halten wir noch heute seine Anschauung für richtig. Er war ein freigeborener Mann, hoch über jedem Servilismus, und strenge Worte finden sich in seinen Tagebüchern über die Stagnation der letzten 20 Jahre von Friedrich Wilhelms III. Regierung, die kleinlich alles eigentliche Leben unter-

drückte, aber er fühlte sich in erster Linie als Sohn eines großen Staates, dessen Königshaus in guten und bösen Tagen unzertrennlich mit dem Volke verwachsen war, seine begeisterte Theilnahme an dem 25jähr. Fest der Freiwilligen in Köln und sein letzter Gesang beim Tode des Königs gaben davon Zeugniß. In einer andern Zeit hätte Immermann möglicherweise ein activer Politiker werden können, denn seine Natur war dazu vollkommen ausgerüstet, aber wir müssen bedenken, wie kleinlich eingeengt damals das Leben unsrer Nation dahin floß, ihm bot sich keine Gelegenheit, handelnd einzugreifen, das Kannegießern aber haßte er ebenso wie das handwerksmäßige Oppositionsmachen, das doch nichts Beßres an die Stelle setzen konnte. Darum, so lebhaft ihn auch die Julirevolution erschütterte und fesselte, so schob er doch bald die Politik wieder von sich ab; er gelobte sich, nie mehr etwas von der Masse zu erwarten, „die da sei zu empfangen, der Idee Leib zu geben, zu verehren oder der Willkür eine Schranke zu setzen", jeder wahre Impuls, den die Menschheit bekommen, sei aber immer aus dem Haupte eines Einzigen geboren. Wir finden denn auch nach 1832 in seinen Tagebüchern wohl einzelne und zwar sehr treffende politische Bemerkungen, wie z. B. über die Persönlichkeit des Kronprinzen, nachmaligen Friedrich Wilhelm IV. bei dessen Besuch in Düsseldorf, aber mit Ausnahme jener Betrachtungen über süddeutsche Zustände trat ihm die Politik nicht näher, seitdem die Wasser der Julirevolution sich verlaufen und er wandte sich mit frischer Kraft dem Gebiete der Dichtung zu, auf dem er sich heimisch fühlte.

In die nächsten Jahre fällt die Zeit dramaturgischen Schaffens, durch welche sich Immermann einen dauernden Platz in der Geschichte des deutschen Theaters gesichert hat. Die Leitung eines Theatervereins, der sich 1832 unter dem Protectorat des Prinzen Friedrich bildete und durch Mustervorstellungen mit Erfolg auf die Läuterung des dramatischen Geschmackes zu wirken suchte, führte zu dem Antrag die Intendanz einer zu bildenden städtischen Bühne zu übernehmen. Immermann mußte es nach reiflicher Ueberlegung ablehnen, seine bürgerliche Existenz einer ungesicherten Stellung zu opfern, aber es ward ihm durch Befürwortung des Prinzen ein einjähriger Urlaub ertheilt und er widmete sich nun der Leitung des Theaters mit vollem Eifer. Das ganze Gewicht legte er auf die Ueberzeugung, daß, wie des Dichters Werk aus einem Haupte entspringe, auch die Reproduction desselben nur aus einem Haupte hervorgehen könne. Daher trat er energisch dem Ueberwuchern des Freiheitsprincips entgegen, wonach jeder Schauspieler aus seiner Rolle zu machen suchte, was ihm behagte, ein Princip, das nach seiner Ansicht die Verwilderung der Bühne herbeigeführt hatte. Um nun eine einheitliche, correcte, zusammenwirkende Darstellung zu erreichen, scheute er keine Mühe. „Zuerst las er jedes Stück den Schauspielern vor, hielt dann mit den

Einzelnen Specialleseproben, aus denen sich die allgemeine Leseprobe erbaute, wobei die schadhaften Rollen so lange nachgebessert wurden, bis das Ganze in der Recitation als fertig gelten konnte. Die Action stellte er dann zuerst in Zimmerproben fest, damit die Darstellenden in nackten, nüchternen Wänden ihre Phantasie um so mehr spannen lernten und die Dämonen des Gespreizten, Rhetorischen oder der hohlen Handwerksmäßigkeit nicht verwirrend auf sie einwirkten. Stand das Gedicht ohne alle illusorische Nothkrücke fertig da, dann erst ging Immermann mit den Leuten auf das Theater. Gegeben wurde ein Stück nicht eher als bis jeder, bis zum anmeldenden Bedienten hinab, seine Rolle wenigstens so gut machte, als Naturell und Fleiß es ihm nur irgend verstatteten." (2. S. 4.)

Es mag sein, daß er in der Beschränkung der Einzelnen zu weit ging, wie Devrient sagt, und daß er seiner Natur nach Stücken, in denen eine phantasievolle Verknüpfung und poetische Rede vorherrschen, zu sehr den Vorrang gab, aber Niemand wird verkennen, wie heilsam eine solche Zucht der Zerfahrenheit der deutschen Bühne gegenüber wirken mußte und ein Großes, mit verhältnißmäßig mittelmäßigen Talenten, geleistet ward; das Düsseldorfer Theater bot zum erstenmale seit langer Zeit eine kunstgemäß geleitete Bühne, die der deutschen Dramaturgie und Schauspielkunst zur fruchtbarsten Anregung gereichte. Lediglich aus Mangel an materiellen Mitteln mußte man die Aufgabe fallen lassen, nachdem die schwersten Anfänge glücklich überwunden waren und Immermann mit großen Opfern die Leitung des Theaters noch ein zweites Jahr neben seinen Amtsgeschäften fortgesetzt hatte. Und nicht ganz ohne bittere Beimischung abweisen läßt sich der Gedanke, was eine solche Kraft hätte leisten können, wäre ihr ein Platz wie die Intendantur des Berliner Schauspieles geboten!

Mitten in diesen dramaturgischen Arbeiten und Nöthen fand Immermann Zeit und Kraft seinen ersten Roman im größeren Style, die Epigonen, zu vollenden. Die Schwächen desselben sollen nicht verschwiegen werden, sie liegen nicht blos in den zu starken Schatten, mit denen einzelne Partien, wie z. B. die Demagogen ausgestattet sind, sondern vor allem in dem Zwiespalt der Weltansicht des Dichters. Wohl war er berechtigt, der Zeit den Spiegel hinzuhalten und die Epigonen waren eben überwiegend halbe und laue Menschen, aber in der Führung des Dichters sollen wir dabei nie die feste Hand vermissen und das thun wir in diesem Romane gar oft, die Verwicklung z. B., welche den Helden eine Zeitlang irrsinnig werden läßt, weil er ein unnatürliches Verbrechen begangen zu haben meint, wirkt nur beängstigend. Medon, der geheimnißvolle, welcher als kalter Pessimist die Staatsmänner benutzt, um eine Revolution hervorzurufen, bricht unmännlich zusammen, und vollends die burleske Welt, welche sich um Flämmchen — eine Zusammen-

setzung aus Philine und Mignon, wie J. Schmidt richtig sagt, — gruppirt, ist so phantastisch launenhaft, daß wir ihr nicht zu folgen vermögen und auch keine Berechtigung solcher Gestalten in den wunderlichen Blasen finden können, welche die Ausartungen der Romantik aufwerfen. Aber dessen ungeachtet bleibt das Werk von dauerndem poetischen und culturhistorischen Werthe, der Charakter der Zeit tritt uns mit so realer Lebendigkeit entgegen, daß Niemand, der die Geschichte der zwanziger Jahre kennen lernen will, die Epigonen ungelesen lassen kann. Die Existenz auf dem herzoglichen Schlosse, die uns das Zwitterwesen der Mediatisirten vorführt, welche ihre Duodezselbständigkeit verloren und doch keine Stellung in dem Staate gefunden, in den sie aufgegangen, im Gegensatz dazu die wachsende Bedeutung der großen Industrie, das ästhetisirende Treiben des Berliner Kreises, das Bild der philologischen Rectorsfamilie, sind mit vollster Naturwahrheit gezeichnet, die Gestalten der Herzogin, Johannes und vor allem Cornelius sind lebensvoll und schön durchgeführt.

Von weit höherem künstlerischen Werthe ist Immermann's zweiter und letzter Roman, Münchhausen, der ja auch so verbreitet und besprochen ist, daß es überflüssig wäre, hier näher auf Einzelnes einzugehen. Indem der Dichter der Unwahrheit und Verschrobenheit, die sich vor seinen Augen in Leben und Literatur breit machte, den Spiegel ihrer eigenen Thorheit vorhielt und dieser Welt der Unnatur die Gediegenheit des westphälischen Bauernlebens, die Gesundheit edler, kraftvoller Persönlichkeiten, die Reinheit der jungfräulichen Liebe gegenüberstellte, hat er ein Gedicht geschaffen, das unvergänglich im deutschen Schriftthum leben wird. Man fühlt aber auch in der Geschichte der Liebe von Oswald und Lisbeth den Abglanz des eignen Erlebnisses des Dichters, dem in der Arbeit das ersehnte aber kaum gehoffte Geschenk einer bräutlichen Liebe ward, welche die innere Harmonie seines Lebens wiederherstellte.

Das Capitel, welches uns Auszüge aus den Briefen Immermann's an seine Braut Marianne Niemeyer gibt, gehört zu den schönsten des vorliegenden Buches. Aus diesen Ergüssen lernen wir seine hohe und edle Natur wahrhaft verstehen und ermessen mit Schmerz, wie viel Großes er bei längerem Leben noch hätte leisten können, nachdem er sich zum innern Frieden durchgerungen. Noch kein Jahr hatte er denselben in seiner jungen Häuslichkeit genossen, als ihn ein Fieber in voller Manneskraft, mitten im rüstigsten dichterischen Schaffen hinwegraffte, in dem Augenblicke, wo Friedrich Wilhelm's IV. Thronbesteigung die Aussicht auf eine Thätigkeit eröffnete, welche seiner Kraft einen würdigeren Wirkungskreis hätte geben können. Tristan und Isolde, ein Gedicht, das so großes versprach, blieb unvollendet, wie das Werk Gottfrieds von Straßburg; ebenso die Memorabilien.

Immermann's äußeres Wesen entsprach seinem Geiste; die kräftig gebaute Gestalt, die breite Stirn, unter der die scharfen Augen hervorblitzten, die große Nase und der festgeschnittene Mund gaben seiner Erscheinung etwas Imperatorisches. Fremden gegenüber vornehm zurückhaltend, gab er sich voll und ganz, wo er auf Verständniß rechnen konnte. Seine Unterhaltung war stets bedeutend, man hörte nichts Geringfügiges von ihm; in Allem, was er sagte, trat der Adel einer großen freien Seele hervor, die rückhaltlos stets dem Gedachten vollen Ausdruck lieh. Er gehörte nicht zu den Glückskindern, die sich von Anfang an harmonisch entwickeln dürfen; in knappen Verhältnissen und trüber Zeit war er aufgewachsen. „Wir haben als Kinder auch gespielt, gejauchzt und ausgelassenes Zeug getrieben, aber selbst die Kinder verließ der Gedanke nicht, daß die Väter todtgeschossen würden, wenn sie etwa sagten, Napoleon sei auch nur ein Mensch wie Andere. Noth, Armuth, Elend überall, Ekel an den öffentlichen Verhältnissen, die eiserne Faust des Despotismus über jedem Haupte." (2. S. 263.) Der Druck dieser Jahre war nicht geeignet, die inneren Gegensätze des Charakters auszugleichen, die Immermann selbst in sich erkannte und mit auf die Gegensätze seiner Eltern zurückführte. „Der Vater fünfundvierzig, die Mutter achtzehn Jahre alt, er streng, eisenfest, schroff, schwer, sie weich, nachgiebig ohne Maß". „Die sonderbarsten Widersprüche", schreibt er seiner Braut, „vereinigen sich in mir. Ich bin kalt und warm, gerecht und ungerecht, aufopfernd und egoistisch, offen bis zum Exceß und geheimnißvoll versteckt, hart und weich sehr klug und sehr dumm. Wo liegt da die Einheit? Der Contrast von Frost und Gluth, vom Starren und Flüssigen war schon das Gesetz, unter welches die Stunde meiner Empfängniß fiel. In mir erscheint nun dieser Contrast als strenger, kalter, unbestechlicher Verstand neben schwärmender Phantasie und das Gefühl ist etwas von diesem Widerspruche bedeckt."

Zu diesen Gegensätzen, die sich auch in dem fortwährend wechselnden Ausdruck des Gesichtes spiegelten, trat nun in der Periode, wo sonst der Mann sich die Befriedigung des eigenen Hauses schafft, ein anomales Verhältniß, welches bei aller Anregung doch mit wachsendem Druck die Seele des Dichters belastete und nicht einmal das Gegengewicht eines befriedigenden Berufes hatte. Daher der Ausdruck des Kämpfens und Ringens in seinen Werken, der sich erst im Münchhausen harmonisch löst und der in den genannten Briefen an seine Braut so ganz der Befriedigung und inneren Versöhnung gewichen ist. Aus dieser Stimmung des Friedens ist auch das Sonett hervorgegangen, mit dem wir diese Skizze schließen.

Ich schau in unsre Nacht und seh den Stern,
Nach dem die Zukunft wird ihr Steuer richten,

Bei dessen schönem Glanze sich die Pflichten
Besinnen werden auf den rechten Herrn.

Einst geht er auf, noch aber ist er fern.
Es sollen unsers jetz'gen Tags Geschichten
Zu Fabeln erst sich ganz und gar verdichten,
Dann wird gepflanzt der neuen Zeiten Kern.

Dann wird der König, den ich meine, kommen
Und um den Thron, den ich erblicke, wird,
Wonach gestrebt das allgemeine Ringen

Und was die Größten einzeln unternommen,
Was wir erkannt, worin wir uns geirrt,
Als leichter Arabeskenkranz sich schlingen.

Der tiroler Landtag.

Die Geschichte des Ministeriums Potocki ist ein Stück Reaction. Es besteht am Wiener Hof eine mächtige Partei, die gleich der Erzherzogin Sophie im März 1848 die Verfassung nur als ein zeitweiliges Zugeständniß betrachtet, das man, „wenn Sturm und Rausch vorüber", wieder abzuthun im Stande sei. Eine kaum mißzuverstehende Andeutung davon lag schon in der Thronrede vom 13. December 1869, die von einem berechtigten Verlangen der Königreiche und Länder, ihre Verhältnisse in selbständiger Weise zu ordnen, sprach, dem nur in der Kraft und Macht des Reiches nach Innen und Außen Grenzen gezogen seien. Zunächst also Uebergang zum Föderalismus, das fernere wird sich von selbst finden. Die drei Minister, die diese Stelle der Thronrede einfügten, scheuten sich auch nicht in ihrem Memorandum die Mittel und Wege anzugeben, die den Reichsrath zu Fall bringen und der nationalen und reactionären Opposition den Sieg verschaffen würden. Erst sollten die Polen, Slovenen und Tiroler den Reichsrath verlassen, um ihn zu einem Rumpfparlament zu machen, dann dieser selbst nebst allen Landtagen aufgelöst und ein neuer „mit der solennen Erklärung" berufen werden, daß dabei nicht nur die Reform der Wahlgesetze, sondern auch die nöthigen Aenderungen der Verfassung zur Verhandlung kommen. Seiner vollständigen Beschickung, wurde versichert, könne man nach den eingeholten Informationen mit ziemlicher Gewißheit entgegensehen. Diese bezogen sich auf die Berichte der Nationalen, Feudalen und der Leiter der katholischen Vereine, mit denen sich der rückschrittslüsterne Theil des Mini-

steriums in beständiger Fühlung erhielt. Auf ein kurzes Intermezzo des Ministeriums Hasner kamen die Grafen Potocki und Taaffe ans Ruder, die das Memorandum der Minorität unterfertigt hatten. Die erste staatsmännische That des polnischen Edelmanns, von dem das neue Ministerium den Namen trug, war nach schüchternen Ausgleichsversuchen mit den übermüthigen Czechen die Auflösung des Reichsraths und der Landtage mit Ausnahme des böhmischen. Als sich aber trotz des der Reaction bei den neuen Landtagswahlen gewährten Spielraums zeigte, daß diese im Abgeordnetenhaus nicht die zur Abänderung der Verfassung nothwendige Zweidrittelmajorität aufzubringen im Stande, griff man auch zum letzten Mittel der Auflösung des böhmischen Landtags. Allein die Czechen und der sonst so lenksame Feudaladel bestanden auf dem Staatsrecht der Wenzelskrone und wollten im Reichsrath nicht einmal zu dessen Einsargung erscheinen. Das war mehr, als man gewünscht hatte; man wollte den Schein wahren und die Verfassung auf verfassungsmäßigem Wege durch den Reichsrath aufheben.

In engem Verbande mit den Czechen standen ihre schwarzen Brüder in Tirol. Baron Ignatius Giovanelli, deren Haupt und Führer, erfreute sich außer der Gönnerschaft des Grafen Leo Thun auch der thatkräftigen Unterstützung in der Umgebung der Erzherzogin Sophie und der Mitwirkung des mittlerweile in den Rath der Krone eingetretenen Ackerbauministers Baron Petrino, der auf den Schultern der Föderalisten den Präsidentenstuhl des künftigen Ministeriums ersteigen wollte. Die Tiroler verständigten sich mit ihm Schritt für Schritt über ihr Vorgehen. Den Anfang machte die Verweigerung des Handgelöbnisses. Kaum war am 20. August der Landtag eröffnet und in der Sitzung vom 22. die Genehmigung der Wahlen erfolgt, so erhob sich der hochwürdige Professor Greuter und erklärte mit gewohntem Selbstgefühl für sich und 29 seiner Gesinnungsgenossen „die im §. 9 der Landesordnung vorgeschriebene Angelobung an Eidesstatt nur unter der Bedingung zu leisten, daß „„die Beobachtung der Gesetze““ sie nicht in Widerspruch bringe mit ihrem Glauben und Gewissen, und mit dem nach Maßgabe der Bestimmungen des kaiserlichen Diploms vom 20. Octbr. 1860 der gefürsteten Grafschaft Tirol zustehenden öffentlichen Rechte.“ Diese Verwahrung bezog sich zunächst auf die kaiserliche Botschaft vom 15. August, worin der tiroler Landtag gleich den anderen zur ungesäumten Vornahme der Wahlen für den Reichsrath aufgefordert wurde. Durch deren Vornahme im Sinne der Februar- und Dezemberverfassung hätte man die Abänderung der früheren Institutionen und Rechtszustände anerkannt, an denen das Octoberdiplom festhielt, daher die ausdrückliche Berufung auf das letztere. Der Landeshauptmann Dr. v. Grebmer erwiderte, daß er sich nicht für berechtigt halte, ein bedingtes Handgelöbniß anzunehmen, und schritt zum namentlichen

Aufruf. Nur 15 Liberale leisteten es unbedingt, die 30 Clericalen blieben unbeweglich auf ihren Sitzen; ihre Seelenhirten, die Bischöfe von Brixen und Trient waren wohl absichtlich noch nicht eingetroffen. Auch in Vorarlberg hatte der Weihbischof Amberg, ein Suffragan jenes von Brixen, die Leistung des Gelöbnisses verweigert, in Folge dessen er schon am 20., gleich bei der ersten Sitzung, vom dortigen Landeshauptmann v. Froschauer aufgefordert wurde, den Saal zu verlassen. Wenn Dr. v. Grebmer nicht in gleicher Weise vorging, scheint der Grund davon darin gelegen zu haben, daß er, wenn auch der Eintritt in den Landtag durch die Angelobung bedingt ist, in der abgegebenen Erklärung noch keine Mandatsniederlegung erblickte. Dieser Ansicht war auch insbesondere der Statthalter Freiherr von Lasser, der in seinem Berichte an das Ministerium die Declaranten zur Angelobung nochmals aufzufordern und im Falle neuerlicher Widersetzlichkeit die Auflösung des Landtags und die Ausschreibung directer Reichsrathswahlen beantragte. Jede constitutionelle Regierung wäre darauf eingegangen, die Langmuth des Ministeriums Potocki war aber auf Alles gefaßt, es dachte jeder entschiedenen Maßregel auszuweichen. Darauf rechneten auch die Clerical-Feudalen, die hierbei der Unterstützung ihres Freundes Baron Petrino im Ministerrathe versichert waren. Gleich Tags nachher sandten sie einen ihrer Vertrauten, den Freiherrn Dipauli, nach Wien, dem dort der gnädige Bescheid ertheilt wurde, die Gelöbnißfrage sei eine „interne" Angelegenheit des Landes und somit vom Landtage selbst zu schlichten, gleich als stände diesem die Entscheidung zu, ob die vom Kaiser erlassene Landesordnung Geltung habe. Der Statthalter, der durch den Telegraphen zum Minister des Innern berufen wurde, und auf seinem Antrage beharrte, wurde in eben dieser Weise bedeutet. Seine Erwiderung darauf mochte wohl so gelautet haben, wie er sich kurz nachher im salzburger Landtage vernehmen ließ. Als er nämlich auf seiner Rückreise daselbst zum Reichsrathsabgeordneten gewählt wurde, betonte er bei der Annahme dieses Mandats, daß dieses nie belastender gewesen, als eben jetzt und in der nächsten Zukunft, „angesichts der sich von vielen Seiten aufthürmenden Schwierigkeiten im Innern, denen man nahezu rathlos gegenübersteht, und unterliegen wird, wenn nicht den unberechtigten, mitunter nebelhaften Prätensionen, den sich verzweigenden und die Achtung vor dem Gesetze verhöhnenden Umtrieben, den staatsgefährlichen, ja staatsmörderischen Agitationen unverzagt, entschlossen, beharrlich entgegengetreten wird."

Durch die in Wien erhaltene Antwort ermuthigt, verlangten am 26. August einige Abgeordnete der Clericalen vom Landeshauptmann die Anordnung einer Sitzung und als er diese für so lange verweigerte, bis sie sich bereit erklärten, die Angelobung unbedingt zu leisten, erhielt er noch am selben Tage

zugleich mit jenem Freiherrn Dipauli eine Vorladung vom Ministerpräsidenten. Dr. v. Grebmer hielt den Ministern gegenüber unerschütterlich fest am Gesetze, und erklärte dem Kaiser, daß er eine Abweichung davon vor seinem Gewissen nicht verantworten könne; man überließ ihm daher schließlich, die Eidesverweigrer noch einmal zur unbedingten Ablegung des Gelöbnisses aufzufordern, über dessen Erfolg er dann Bericht erstatten sollte. Hinter seinem Rücken aber wurde mit Dipauli verhandelt, und als Preis der unbedingten Angelobung die Diensteesenthebung Lasser's in Aussicht gestellt. Grebmer erließ nach seiner Rückkehr die versprochne Aufforderung, und als die Abgeordneten des schwarzen Clubs bei einer neuerlichen Besprechung sich darüber erst im Landtagssaale äußern wollten, der Landeshauptmann aber auf seinem früheren Begehren bestand, nahm Baron Ignaz Giovanelli die Zuflucht zu einem Majestätsgesuche. Er bemühte sich darin, die Eidesverweigerung damit zu rechtfertigen, daß das frühere Ministerium ein auf die Beobachtung der Gesetze geleistetes Gelöbniß auf die innere Beistimmung und die Mitwirkung mit Hand und Herz ausdehnte, und der Regierungsvertreter mit Bezug auf dasselbe den Abgeordneten ihre Thätigkeit im Landtage zum Vorwurf machte. Solchen „abnormen Erscheinungen" gegenüber sehen sich „die treugehorsamst Gefertigten" veranlaßt, „laut und offen auszusprechen, welchen Sinn sie ihrem Gelöbnisse beilegen". Er ließ sie sohin versichern, es sei keineswegs ihre Absicht, „dem Gelöbnisse eine beschränkende Auslegung zu geben oder eine Bedingung beizufügen, welche nicht schon in der Natur jenes erlaubten Versprechens enthalten wäre, sie seien daher auch bereit nach Abgabe ihrer Erklärung das vom §. 9 der Landesordnung geforderte Gelöbniß ohne Zusatz zu leisten", bestand aber darauf, daß eine Zurücknahme derselben „unerfüllbar". Daran schloß sich die Bitte, dem tirolischen Landtag die Möglichkeit zu bieten, seine verfassungsmäßige Wirksamkeit auszuüben. Der Kaiser nahm die Eingabe zur Kenntniß, und übertrug die weitere Verfügung der Regierung. Diese, oder wie es hieß, der Ministerpräsident, legte das Schriftstück dahin aus, daß die Bittsteller nunmehr zur unbedingten Leistung des Angelöbnisses bereit seien, und glaubte, daß sich der Landeshauptmann in Handhabung seines Amtes jetzt bewogen finden dürfte, eine Sitzung des Landtages zu dessen Abnahme anzuberaumen. Als hierauf Dr. v. Grebmer unter dieser Voraussetzung auf den 4. September eine Versammlung berief, und unter neuerlicher Betonung derselben zur unbedingten Leistung des Handgelöbnisses aufforderte, erhob sich Greuter, um für sich und seine Genossen kund zu thun, daß sie, „nachdem die Erklärung, die sie vor dem allerhöchsten Throne Sr. Majestät ausgesprochen haben, nun verlesen worden ist, gar keinen Anstand nehmen, das Gelöbniß so zu leisten, wie es in §. 9 der Landesverordnung vorgeschrieben ist". Ebenso sprach sich der Bischof von Brixen, der nebst seinem Amtscollegen von Trient nun ebenfalls herbeige-

kommen war, in ihrem beiderseitigen Namen dahin aus, daß sie, falls der Eid, ohngeachtet der schon im Jahre 1861 für die ganze Dauer ihrer Amtsthätigkeit erfolgten Leistung, neuerdings von ihnen gefordert würde, dazu bereit seien, „da über den Sinn, den sie mit diesem Eide verbinden, kein Zweifel mehr sein kann“, es hätten ja auch sie die an den Kaiser gerichtete Adresse mit unterfertigt. Der Landeshauptmann pflichtete der Ansicht bei, daß eine Wiederholung des Angelöbnisses ihrerseits unnöthig, worauf die Angelobung von 31 Clericalen und einem dem adeligen großen Grundbesitze angehörigen Liberalen aus Wälschtirol, der bei der früheren Sitzung zu erscheinen verhindert war, erfolgte.

Es ist nach alledem klar, daß der Hintergedanke der Frommen in der Bezugnahme des Gesuches auf die frühere Erklärung lag, deren Zurücknahme ja daselbst als unerfüllbar bezeichnet war. Die geschmeidige Abschwächung der anfangs gemachten Bedingung in eine von der Moral gebotene Einschränkung war nichts als eine scheinheilige Phrase, die Schminke eines angeblichen Gewissensscrupels, das prunkende Geständniß eines inneren Vorbehaltes, der in nichts Geringerem bestand, als in der Verläugnung des Rechtsbestandes der Verfassung und der Staatsgrundgesetze, und nur noch festhielt am Octoberdiplom. Keine Regierung, der es mit dem constitutionellen Rechte wahrer Ernst war, hätte den feierlichen Act der Angelobung an Eidesstatt zu einer schalen Förmlichkeit herabwürdigen lassen, mit der man offenbar nur Scherz trieb; allein das Ministerium Potocki-Taaffe-Petrino stand selbst im Begriffe mit der Decemberverfassung aufzuräumen, sie galt ihm nur mehr dem Namen, dem Scheine nach.

Die Ultramontanen jubelten über den gelungenen Jesuitenstreich und erblickten darin eine Bürgschaft für den Erfolg fernerer Anläufe gegen die ihnen verhaßten Errungenschaften der neuen Aera. Dazu gehörte namentlich die Hasner'sche Schulverordnung vom 10. Februar 1869, die beim Widerstande des tiroler Landtags gegen die Durchführung der vom Reichsgesetze festgestellten staatlichen Leitung des gesammten Unterrichtswesens provisorische Schulinspectoren einführte. Dadurch war der Einfluß der Kirche, nämlich der Ordinariate und Seelsorger, bei Seite gesetzt, was unseren Zeloten Anlaß gab, in vielen Gegenden Deutschtirols eine wahrhaft fanatische Auflehnung gegen die neuen Organe anzuzetteln, insbesondere die Weiber zur Wegführung ihrer Kinder bei den Schulvisitationen aufzuhetzen und zu Widersetzlichkeiten zu spornen, die sich hie und da bis zu öffentlicher Gewaltthat, in einem Falle sogar zu schwerer Verwundung steigerten. Zwei dieser Agitatoren, über denen noch das Damoklesschwert der Untersuchung schwebte, saßen im Landtage, andere Freunde und Kampfgenossen befanden sich in gleicher Verlegenheit, auch ärgerte es den Oberlandesgerichtsrath Baron

Ignaz Giovanelli, daß der k. k. oberste Gerichtshof für die wahnwitzigen Weiber, die sich durch geistlichen Rath und Antrieb von der Kanzel und im Beichtstuhle zu Ausschreitungen hatten verleiten lassen, die Straferkenntnisse erster Instanz, nachdem sie durch seine Hilfe und Mitwirkung vom k. k. Oberlandesgerichte zu Innsbruck aufgehoben worden, aufrecht erhielt, und seine gewichtige Anwaltschaft verschmähte. Die Weiber von Ahrn, die dem Inspector Urthaler eine Kopfwunde beigebracht, hatte selbst das milde innsbrucker Obergericht nicht von aller Strafe befreien können. Diesen pflichtgetreuen und unschuldigen Leuten mußte geholfen, und überdies dem gerechten Abscheu des tiroler Volkes gegen die gottlosen Schulgesetze Ausdruck geliehen werden. Freiherr Giovanelli verfaßte daher wieder ein Majestätsgesuch, und ließ es durch einen seiner Trabanten dem Landtage zur Annahme empfehlen. Es wurde darin gesagt, der ungünstige Eindruck, den die provisorische Schulordnung gemacht, und die schweren Folgen, die ihre Durchführung hervorgerufen, hätten eine Mißstimmung erzeugt, die selbst nachgerade noch eine mächtige sei. „Gegenüber den folgenschweren Ereignissen, deren Schauplatz Europa geworden, erscheine es von höchster Wichtigkeit, daß die erregten Gemüther sich beruhigen, das entschwundene Vertrauen wiederkehre, und im Herzen des tirolischen Volkes jene Gefühle ungetrübt fortbestehen, deren Frucht hingebungsvoller Patriotismus, Muth und wahre Opferwilligkeit sind." Der „treugehorsamste" Landtag lege sohin schließlich „im Interesse des Landes auf den Stufen des allerhöchsten Thrones die ehrfurchtsvollste Bitte nieder, Se. Majestät wolle in allen angedeuteten Untersuchungs- und Straffällen eine umfassende, auch auf alle Folgen der Verurtheilung sich erstreckende Amnestie eintreten lassen." Begreiflicher Weise blieb das „unterthänigste" Bittgesuch von liberaler Seite nicht unangefochten. Man bemerkte, daß die Aufregung nur in den Köpfen derer spuke, die sie angeblasen, leuchtete den loyalen Gefühlen hinter die gleißende Maske und verwies auf den Mangel jeder statthaften Begründung, da die Nachsicht der Strafe nicht durch die Reue, sondern nur durch eine Beschönigung des begangenen Unrechts zu rechtfertigen versucht werde. Damit war wenigstens der Wahrheit Zeugniß gegeben und der Rechtsstandpunkt klar gemacht, an eine Zurückziehung des Antrags war selbstverständlich nicht zu denken. Galt es doch zunächst und vor allem mit einer Demonstration gegen die neue Schulverfassung Lärm zu machen. Die Absendung des Amnestiegesuches wurde daher mit 31 gegen 16 Stimmen beschlossen.

Nach diesem Intermezzo, der Erledigung localer und administrativer Gegenstände und einigen Beschlüssen über die Abänderung der Gemeinde- und Landtagswahlordnung, wozu auch die Feststellung der Wahlberechtigung aller in der Seelsorge bleibend angestellten, wenn auch im Orte ihres zeit-

weiligen Wohnsitzes nicht heimathsberechtigten Geistlichen gehörte, kamen schließlich die Wahlen in den Reichsrath, welche die Einberufung des Landtags veranlaßt, zur Verhandlung. Folgerecht mit der schon in der vorigen Session durch die angestrebte verfassungsfeindliche Resolution ausgegebenen Parole hätten die Clerical-Feudalen unter keiner Bedingung auf die Beschickung eines Reichsrathes eingehen sollen, der sein Dasein der in ihren Augen ungiltigen Februar- und Decemberverfassung verdankte, allein die Zustände der cisleithanischen Reichshälfte hatten sich unter dem Ministerium Potocki wesentlich geändert. Der sogenannte Ausgleich, nach dem die programmlose Regierung herumtappte, bedeutete nur den von ihr sehnlichst herbeigewünschten Föderalismus, und sein schlauester Anwalt, der Armenier Petrino, der an der Sprengung des letzten Parlaments so thätigen Antheil genommen, saß mitten unter den Räthen der Krone. Die Führer der „allertreuesten" Opposition hatten sich daher schon bei einer am 15. August in Wien gehaltenen Versammlung geeinigt, „für diesmal unter Rechtsverwahrung einen außerordentlichen Reichsrath behufs der Votirung des Budgets und Vornahme der Wahlen in die Delegation zu beschicken", obschon nach ihrem Programme diese Rechte nur den Landtagen zustehen. Als Grund dafür wurde namentlich angeführt, daß die Minister mit Eifer Fühlung mit der Opposition zu gewinnen suchten, um sich ihr grundsätzlich und ernstlich zu nähern. Diese Anschauungen hatte sich auch die clericale Majorität des tiroler Landtags zu eigen gemacht, und schritt sohin nach Eröffnung der kaiserlichen Botschaft, die in Anbetracht der gegenüber den Zeitverhältnissen zu wahrenden höchsten Interessen der Macht und des Ansehns des Reiches zur Vornahme der Reichsrathswahlen aufforderte, zur Bestellung eines Ausschusses von sieben Mitgliedern aus dem vollen Hause, um darüber im Kreise der Verläßlichsten Rath zu halten. Die Seele desselben war selbstverständlich jener Baron Ignaz Giovanelli, der alle Schritte der heiligen Innung leitete, und auch diesmal wie immer das große Wort führte. Sein Antrag und dessen Motivirung lautete wie folgt:

„Durch die Adresse des tirolischen Landtags vom 1. März 1867 sind die öffentlichen Rechte des Landes, seine Stellung zur Gesammtmonarchie, seine Selbständigkeit und staatsrechtliche Bedeutung für alle Zukunft gewahrt worden, und das Comité hält an dieser Verwahrung fest.

Die kaiserliche Botschaft vom 15. August fordert angesichts der bedrohlichen Ereignisse, deren Schauplatz Europa geworden, den Landtag auf, die höchsten Interessen des Reiches wahren zu helfen, deren einheitliche Förderung die Macht und das Ansehen desselben bedingt. In Berücksichtigung der folgenschweren Ereignisse, von welchen die allerhöchste Botschaft veranlaßt wurde, und in Rücksicht auf die Eingangs erwähnte Adresse des tirolischen

Landtages wird dem hohen Landtage empfohlen, für diesmal Boten in die für den 15. d. M. nach Wien einberufene Versammlung von Vertretern aller nicht ungarischen Königreiche und Länder zu entsenden, damit sie dort das dem tiroler Landtage zustehende Recht sowohl der Wahl in die Delegation als auch der Betheiligung an der Berathung über die höchsten Interessen des Reiches ausüben. Das Comité beantragt daher:

Der hohe Landtag wolle die Wahl auf Grund des Anhangs der Landesordnung vornehmen."

Sonderbar genug bezog sich das Comité auf die Landtagsadresse vom 1. März 1867, die doch vom Kaiser kurz nachher mit der Entscheidung vom 8. Juli als unbegründet zurückgewiesen wurde, es wollte damit aber nur andeuten, daß es sich auf den Rechtsboden des Octoberdiploms stelle, und die spätere Verfassung nebst allen Staatsgrundgesetzen schlechterdings als nicht zu Recht bestehend betrachte. Der eigentliche Grund, warum es dennoch die Vornahme der Reichsrathswahlen durch den Landtag anrieth, lag in der Furcht vor den directen, die höchst wahrscheinlich statt der ultramontanen Declaranten sieben Liberale, nämlich drei vom adeligen Großgrundbesitz, einen von den deutschen Städten und Handelskammern und drei aus Wälschtirol ins cisleithanische Unterhaus gefördert hätten. Um jedoch damit nicht den verabscheuten Reichsrath anzuerkennen, mußte man sich dagegen insbesondere verwahren. Darum der Ausdruck „Boten" statt Abgeordneter, die sorgfältige Vermeidung der Benennung „Reichsrath", dem man eine namenlose Versammlung der Vertreter der nicht ungarischen Königreiche und Länder unterstellte, endlich die Beschränkung der Dauer und Ausdehnung des Mandats, das sich nur auf „diesmal", nämlich die durch die Zeitumstände bedingte Einberufung, die Wahl in die Delegationen und die Berathung der höchsten Interessen des Reiches erstrecken sollte. Das Comité der Sieben erklärte also das einberufene Parlament nicht als den ordentlichen, von der Verfassung eingesetzten Reichsrath, sondern als eine Art Convent, der später nach Bedarf und Belieben getauft werden könnte. Nichts wäre seitens der Liberalen natürlicher gewesen, als dieser Anmaßung und Verdrehung gegenüber den Landtag zur bestimmten Erklärung aufzufordern, daß es der Reichsrath, in des Wortes gesetzlicher Bedeutung, sei, den er beschicken wolle. Freilich hätten sie auch, um nicht nutzlos zu kämpfen, im Falle der Weigerung mit dem Austritte drohen müssen, wodurch der Landtag, zu dessen Beschlußfähigkeit 35 Stimmen erfordert werden, beschlußunfähig geworden wäre, da die Clericalen nur über 33 Stimmen verfügten. Eine solche Erklärung konnten diese, ohne auf ihr Princip zu verzichten, nicht abgeben, die Liberalen hätten also auf solche Weise die Beschickung des Reichsraths mit den Boten der Reaction verhindert und directe Wahlen herbeigeführt. Zum allermin-

besten würde Tirol nicht ein unter den obwaltenden Umständen gewichtiges Contingent Zuaven zur Schaar Petrino's gestellt haben, die einige Tage später den Reichsrath in ein widerspruchsvolles Schwanken und nahezu in die Gefahr der Auflösung brachte. Allein die Mehrzahl der Liberalen hielt sich an den Wortlaut des Antrags, der an und für sich correct war, von seiner Begründung meinte sie absehen zu dürfen, da er nicht Gegenstand des Beschlusses war. Vor einer so extremen Maßregel, wie das Ausscheiden aus dem Landtage, schraken die meisten zurück. Man entschloß sich daher, an der Wahl theilzunehmen, obschon man den vorauszusehenden Erfolg hätte verhindern können.

Bei der Debatte zeigte Dr. Blaas, wie unklar und unsicher der Rechtsboden sei, auf den sich die Partei des Octoberdiploms stelle; sie wolle es nicht, wie es ist, sondern nur seinen Gedanken annehmen. Anders dächten seine Wähler, die treu an der Verfassung hielten, an jenen Grundsätzen, die, obschon sie die Gegner tödten möchten, doch nimmer sterben würden.

Dr. Wildauer stellte die Motive des Antrags diesem selbst gegenüber; nur um die Beschlußfassung über jene zu vermeiden, habe man beide auseinandergehalten. Man trachte den Schein der Gesetzlichkeit zu wahren, weil es gelte, der Gefahr directer Reichsrathswahlen vorzubeugen. Im Grunde wüßten die Herren auf der rechten Seite des Hauses selbst nicht, was sie wollten, denn falls man sie zur Feststellung ihres angeblichen Landesrechtes aufforderte, ständen sie rathlos vor dieser Aufgabe. Ihr ganzes Streben bestehe darin, den Geist der Freiheit in Oestreich zu bannen, jenen echt germanischen, der ihrer Bevormundung entwachsen, und eine weltgeschichtliche Macht geworden. Sie werde zur Tagesordnung übergehen gegen den ohnmächtigen Widerstand veralteter Lebensanschauungen, die leider im tiroler Landtage eine verspätete Vertretung gefunden.

Pater Greuter, der für den Club der Schwarzen die Erwiderung übernahm, machte es seinen Gegnern zum Vorwurf, die kaiserliche Botschaft bei Seite gesetzt, und die Verfassungsfrage in die Verhandlung gezogen zu haben; heute handle es sich nicht um innere Angelegenheiten, sondern um die Wahrung der Existenz des Reiches, nur um dieses zu retten, wolle der Kaiser die Vertreter seiner Königreiche und Länder um den Thron versammeln. Diesem Rufe zu folgen sei eben sein und der Seinigen Antrag, daß sie hierbei in der Motivirung ihre staatsrechtlichen Begriffe zum Ausdruck gebracht, könne man ihnen nicht verargen, da ein Gleiches jedem einzelnen Redner gestattet sei. Wenn er im vorigen Jahre, durch die Verhältnisse gedrängt, gesagt habe, es könne blos der Gedanke des Octoberdiploms aufrecht erhalten werden, trügen sie so wenig Schuld daran, als an der Thatsache, daß es heutzutage einen Dualismus in Oestreich gebe. Verstehe man unter „Frieden“

nur den eines Gottesackers, so bedanke er sich für solche constitutionelle Freiheit. Sie, meinte er, werden sich nicht als willenlose Werkzeuge auf den Bauch werfen und nachthun, was der moderne Liberalismus als Recht dictirt. Den Professor Wildauer dachte er einfach mit der Frage zu schlagen, wie er denn vom wahrhaft constitutionellen Standpunkte die Rechtmäßigkeit der Landesordnung von 1861 ganz correct zu beweisen im Stande sei? Das Ministerium habe damit die frühere, gleichzeitig mit dem Octoberdiplom publicirte „aboctroyirt“, ohne Rücksicht auf die Verheißung, daß von nun an jede Octroyirung aufhören solle. Der Vorwurf, daß seine Partei auf einen Staatsstreich warte, sei unpassend, da sich auch Dr. Wildauer auf einen solchen stütze. Ebenso unrichtig spreche dieser von einem Geist der Freiheit, der wenigstens in Tirol „decembermäßig eingefroren“, wenn er aber auf den germanischen verweise, so sei dieser nicht der Geist der Centralisation, sondern derjenige, der den einzelnen Völkern und Individualitäten das Recht der Existenz und der Entwicklung in ihrer Art gestattet, so daß der Einzelne in dessen Schutze sich kräftig fühle. Der moderne Geist habe nicht unsere Väter beseelt und nicht ihre Großthaten in der deutschen Geschichte hervorgerufen.

Vor dem Schluß der Debatte verlas dann der Landeshauptmann eine ihm von 16 Liberalen übergebene Erklärung, worin sie mit Verwahrung gegen die Motivirung des Comité's der Sieben feststellten, daß sie sich nur an der Wahl in den verfassungsmäßigen Reichsrath auf Grund des Staatsgrundgesetzes vom 21. Dcbr. 1867 und der Landesordnung vom 26. Febr. 1861 betheiligten.

Dr. Harum erläuterte hierzu, daß der staatsrechtliche Charakter einer Vertretung blos durch die von competenter Seite erfolgte Einberufung und die Verfassung, auf Grund deren die Wahl stattfinde, bestimmt werden könne; alle Vorbehalte, Hinterthüren und Cautelen könnten an der Sache nichts ändern. Die Erklärung diene zur Abwehr gegen die Zumuthung, als ob man die im Antrage enthaltenen Andeutungen nicht verstanden hätte.

Der clericale Berichterstatter, Dr. Graf, suchte das Comité gegen den Vorwurf zu schützen, daß die Begründung seines Antrags „verfassungswidrig“ sei. Man habe in den letzten zehn Jahren zuerst die Gegner des Reichscentralismus, dann jene des Dualismus als „Verfassungsfeinde“ bezeichnet, jener Ausdruck sei daher nichts als eine hohle Phrase. Die Opposition strebe blos dahin, wieder auf den Boden der alten, von der centralisirenden Bureaucratie confiscirten, tirolischen Verfassung zu kommen, wenn auch Niemand daran denke, sie genau so, wie sie war, wiederherzustellen. Alles geschehe nur zur Befriedigung des ganzen Volkes. Wenn dem Reiche aufgeholfen

werden solle, müsse man auf die Grundlage des Reiches zurückgehen, und das seien die Völker.

Schließlich erhob sich noch der Statthalter, Freiherr v. Lasser, um den Redner, der den Staatsstreich erwarte, zu bedeuten, daß der Kaiser im Vereine mit der Regierung die Lösung der obwaltenden inneren Fragen nur „auf dem Boden der Verfassung“ anstrebe. Im übrigen erachte er es für unnöthig auf den Motivbericht einzugehen, da die Ertheilung von Instructionen vom §. 16 des Grundgesetzes über die Reichsvertretung ausgeschlossen sei. Auch er empfahl daher den Antrag des Comités zur Annahme.

Nachdem diese erfolgt war, schritt der Landeshauptmann zur Vornahme der Wahlen, die auf acht Ultramontane vom reinsten Wasser, nämlich fünf Geistliche, darunter zwei Aebte, den Erzpriester Strosio von Roveredo, einen Canonicus von Trient, den einzigen, der von den Abgeordneten der wälschtirolischen Städte und Landgemeinden erschienen war, und Pater Greuter, dann den Führer der „allertreuesten Opposition“, Freiherrn Ignaz Giovanelli und zwei seiner Trabanten, Baron Dipauli und Dr. Franz Rapp fielen. Zwei Plätze der Wälschtiroler blieben wegen ihrer Abwesenheit unbesetzt. Der Landeshauptmann erklärte sohin den Landtag für geschlossen, worauf ein dreimaliges Hoch auf den Kaiser und dann zufolge der Anregung des Fürstbischofs von Brixen auf den ersteren wegen seiner unparteiischen Leitung der Verhandlungen eins ausgebracht wurde.

Am 20. September, also schon sieben Tage nachher, wurde Freiherr v. Lasser seines Amtes als Statthalter enthoben, angeblich weil er im Abgeordnetenhause für die Vertagung der Wahl des Präsidenten bis zum Eintreffen der böhmischen Abgeordneten stimmte, in der That aber wohl um das dem Vertrauensmanne der tiroler Clerical-Feudalen gegebene Versprechen zu erfüllen, denn am 5. October wurde der Reichsrath auf Anordnung des Gesammtministeriums, wegen der Ausschreibung directer Wahlen in Böhmen, bis zum 7. November vertagt.

Die Schwäche, welche die Minister in der Frage des Handgelöbnisses an den Tag gelegt, ist in der Geschichte parlamentarischer Vorgänge beispiellos. Sie liefert den klaren Beweis, daß man unter dem „Ausgleich“ die Befriedigung der reactionären Gelüste um jeden Preis, den entschiedenen Rückschritt zum Föderalismus versteht. Wenn man den Böhmen zur Durchsetzung ihres fabelhaften Staatsrechtes nicht noch weitere Zugeständnisse machte, und directe Wahlen für den Reichsrath ausschrieb, war dies kein Zeichen der Umkehr, man wich nur dem Drucke von anderer Seite, nämlich der Ungarn, die auf der Einberufung der Delegationen bestanden. Möglich, daß die deutsche Partei wieder die Oberhand gewinnt, so viel bleibt aber unter allen Umständen gewiß, daß eine nochmalige Sistirung und schließlich die Aufhebung der

Verfassung das Ziel der mächtigen Clique ist, die jeden ernstlichen Fortschritt zu vereiteln weiß. Geht es nach ihrem Sinne, so ist der innere Zerfall, die Auflösung des östreichischen Staates unvermeidlich. Niemand hat dann mehr ein Interesse an seiner Erhaltung, nicht die Liberalen, die unter das geistliche und feudale Joch gebeugt werden, nicht die Föderalisten selbst, denn ihre Länderautonomie gehört ins Reich der Phantome und führt nur zum Absolutismus. Durch die Decentralisation wächst auch die Anziehungskraft von außen, beim ersten Stoße liegt das morsche Reich in Trümmern, das keinem Volksstamme ein wohnliches Haus zu bieten vermag. Die Blindheit der gegenwärtigen Leiter der Geschicke Oestreichs kennzeichnet nichts besser, als das Bestreben der Rückkehr zu mittelalterlichen Zuständen, während ihnen doch der Beweis vor Augen liegt, was ein einheitlicher Staat vermag. Schon zweimal mißlang jener abenteuerliche Versuch, allein sein Scheitern vermochte nicht an den alten Principien zu rütteln und die Lage so weit zu klären, daß eine Wiedergeburt nur von echt liberalem deutschen Geiste zu erwarten stände. So wird man nun experimentiren fort und fort, bis am Ende dazu das Object selbst fehlt.

Das General-Gouvernement der Küstenlande.

Rostock, 11. November 1870.

Der tapfere Heerführer, welcher im Jahre 1866 an der Spitze der Mainarmee seine Thatkraft in so glänzender und erfolgreicher Weise bewährte, General Vogel von Falckenstein, wurde bei Ausbruch des Krieges gegen Frankreich im Juli d. J. von dem Könige von Preußen dazu ausersehen, als General-Gouverneur der Bezirke des ersten, zweiten, neunten und zehnten Armeecorps, also der Provinzen Preußen, Pommern, Schleswig-Holstein und Hannover und der dazwischen liegenden kleineren deutschen Staaten, diese Küstenländer gegen einen feindlichen Angriff von der See her zu schützen. Wenn dieses ganze weite Gebiet bisher von jeder näheren Bekanntschaft mit der französischen Seemacht verschont geblieben ist, so gebührt ohne Zweifel ein wesentlicher Theil des Dankes dafür den von dem General-Gouverneur getroffenen Anordnungen für den Küstenschutz und seiner militärischen Umsicht und Wachsamkeit. Dieser Dank soll dem berühmten General nicht geschmälert werden, wenn wir es gleichzeitig offen aussprechen, daß derselbe in der Führung seines wichtigen und verantwortlichen Amtes nach anderen Seiten hin wohlberechtigten Erwartungen nicht entsprochen hat.

Eine Erklärung für letzteres finden wir in dem Umstande, daß die Stellung des General-Gouverneurs, außer den militärischen Eigenschaften, noch eine Menge von Kenntnissen und Fähigkeiten erforderte, deren Vereinigung in einer Person zu den größten Seltenheiten gehört und deren Mitwirkung daher nur durch Zuziehung geeigneter practischer Männer gesichert werden konnte. Es hätte also neben dem militärischen Generalstab dem General-Gouverneur ein Generalstab von rechtskundigen, politisch und wirthschaftlich gebildeten und im Verwaltungsfache erfahrenen Personen zur Verfügung gestellt werden müssen. Daraus, daß dies, soviel wir wissen, nicht geschehen ist, erklären sich die vielen in der Führung des General-Gouvernements hervorgetretenen Schwankungen, Unsicherheiten und Grenzüberschreitungen. Es kommt hinzu, daß das Gesetz, welches provisorisch den Kriegszustand regelt, da es für preußische Verhältnisse berechnet ist, auf die Verhältnisse des Norddeutschen Bundes in manchen Punkten nur nach Analogie angewandt werden konnte, und daß bei dieser Anwendung sich manche Schwierigkeiten ergeben mußten. Indem wir diese Erklärung der gemachten Erfahrungen gern gelten lassen, halten wir doch eine freimüthige Darlegung dessen, was an den Anordnungen und Maßnahmen des General-Gouvernements der Küstenländer Anlaß zum Tadel bietet, für nützlich und nach Lage der Sache auch nicht für verfrüht. Wir sind uns bei dieser Darlegung im Uebrigen gar wohl bewußt, daß wir uns dabei nur auf Wahrnehmungen stützen können, welche meistens über den engen Kreis der nächsten Umgebung nicht hinausgehen, und geben zu, daß in anderen deutschen Küstenländern die Amtsführung des General-Gouverneurs theilweise in anderem Lichte erscheinen möge. Wir übersehen namentlich das, was an der Nordseeküste geschehen ist, zur Zeit um so weniger, als der Natur der Sache nach ein großer Theil der Anordnungen des General-Gouverneurs sich in ein Geheimniß hüllen mußte, aus welchem er erst später heraustreten wird. Wir erheben daher mit unserer Darlegung auch nur den Anspruch, daß sie den Eindruck der militärischen Verwaltung, unter welcher die deutschen Küstenländer während der Kriegsmonate standen, auf einem einzelnen, räumlich engbegrenzten Gebiete derselben wiederspiegeln.

Sofort nach dem Antritt seines Amtes, unter dem 23. Juli, erließ der General-Gouverneur nachstehenden „Aufruf an die Küstenbewohner der Nord- und Ostsee“: „Unsere Küsten sind bedroht. Die Vertheidigung derselben ist mir anvertraut; eure Vertreter im Reichstage haben mir aber auch mitgetheilt, daß es euer Wunsch und Wille sei, hierzu mitzuwirken; ich nehme das mit Dank an, entschlossene Männer kann ich in dieser ernsten Zeit brauchen, sie wiegen schwerer denn Gold. — So bewaffnet Euch längs unserer ganzen Küste der Nord- und Ostsee, formirt Euch in Abtheilungen

unter Führung verständiger Männer; unter den inactiven Offizieren Eurer Bezirke werdet Ihr deren genug finden. — Die Bewachung der Küste möge zuvörderst Eure Aufgabe sein, um schleunige Mittheilung an die nächste Militärbehörde, von der ihr jederzeit Unterstützung zu erwarten habt, machen zu können. Bei einer eintretenden militärischen Abwehr dürfet Ihr nicht fehlen. Jeder Franzmann, der Eure Küste betritt, sei Euch verfallen. — Von den stellvertretenden General-Commandos Eurer Bezirke werden euch weitere Mittheilungen zugehen."

Der Aufruf nimmt auf eine Zuschrift Bezug, welche zwei Tage vorher, kurz vor Schluß der außerordentlichen Session des Reichstages, eine Anzahl von Reichstagsmitgliedern aus dem Nordseegebiet, und unmittelbar darauf, diesem Beispiele folgend, auch eine Anzahl von Vertretern aus den Ostsee-Küstenländern an den damals noch in Berlin weilenden General Vogel von Falckenstein gerichtet hatten. Das von Reichstagsmitgliedern aus den Ostseeländern ausgegangene, von etwa zwanzig Abgeordneten aus den Provinzen Preußen, Pommern und Schleswig-Holstein und dem Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin unterzeichnete Schreiben lautet: „Berlin, 21. Juli 1870. Ew. Exc. als dem Befehlshaber der zum Schutze der deutschen Küste bestimmten Armee beehren sich die unterzeichneten Vertreter bezw. Bewohner des Ostseeküstenbezirks im Reichstage, in der Ueberzeugung, daß sie damit dem Sinne und den Gefühlen der von ihnen vertretenen Wahlkreise bezw. ihrer Heimathkreise entsprechen, die Erklärung abzugeben, daß die Bevölkerung bereit sein wird, etwa von der Militärbehörde für nothwendig oder wünschenswerth erachtete Beihilfen zur Küstenbewachung und Küstenvertheidigung gern und willig zu leisten. Die Unterzeichneten werden auf Ew. Exc. Aufforderung in dieser Beziehung gewünschte Organisationen in die Hand zu nehmen jederzeit sich zur Ehre rechnen."

Als Erwiderung auf diese Zuschrift erließ der General-Gouverneur unter dem 22. Juli aus dem „Hauptquartier Hannover" ein „offenes Schreiben an die Reichstagsmitglieder der Küstendistricte der Nordsee", welches, ohne Aenderung der Ueberschrift und ohne irgend eine sonstige Andeutung, daß dasselbe auch für die Vertreter aus den Ostseeküstendistricten seine Geltung haben solle, diesen gedruckt zugefertigt wurde. Das Schreiben lautet: „Geehrte Herren! Sie haben in einem Schreiben von gestern das Ansuchen an mich gestellt, zur Abwehr von Landungsversuchen der Franzosen schleunigst die Organisation einer energischen Thätigkeit der Küstenbewohner für die Vertheidigung der ganzen Küste ins Leben treten zu lassen, und mir hierzu Ihre Mitwirkung zugesagt. Ich danke Ihnen für den Ausdruck einer Gesinnung, von der ja jeder Deutsche beseelt ist, wenn es gilt, Haus und Hof, namentlich gegen den Erzfeind der Deutschen, zu vertheidigen. Sagen Sie im Vor-

aus den braven Küstenbewohnern, die Sie repräsentiren, meinen Dank; sie mögen sich bereit halten, meine Anordnungen hierzu, die sie in Bälde erhalten sollen, zur Ausführung bringen zu können."

Nach diesen Schriftstücken hatte der General-Gouverneur die Absicht, von der Mitwirkung freiwilliger Kräfte nicht nur zur Bewachung, sondern auch zur Vertheidigung der Küsten Gebrauch zu machen. Es ist in denselben ausdrücklich von einer Bewaffnung, von einer Bildung von Abtheilungen unter Führung von Offizieren, von einer Hilfeleistung in Fällen militärischer Abwehr des Feindes die Rede. „Jeder Franzmann, der Eure Küste betritt, sei Euch verfallen", so konnte der General-Gouverneur nur sprechen, wenn er an bewaffnete, militärisch organisirte Freiwilligencorps dachte. In diesem Sinne wurde der „Aufruf" und das „offene Schreiben" daher mit Recht allgemein aufgefaßt. Man erwartete die verheißenen „Anordnungen" zu diesem Zweck, die „in Bälde" erfolgen sollten, und die in bestimmte Aussicht gestellten „weiteren Mittheilungen" durch das stellvertretende General-Commando.

Sofort nach Veröffentlichung des Aufrufes fanden an verschiedenen Orten in Mecklenburg Vorbereitungen statt, den Absichten des General-Gouverneurs zu entsprechen. Ein ehemaliger Militär forderte in der „Rostocker Zeitung" zur Bildung bewaffneter Abtheilungen für den Küstenschutz und zu einer gemeinsamen Berathung dieser Angelegenheit auf. Eine Versammlung in Rostock am 30. Juli, an deren Verhandlungen sich auch zwei mecklenburgische Reichstagsmitglieder betheiligten, einigte sich, der von einer Stimme ausgehenden Empfehlung einer noch rascheren und selbständigeren Handlungsweise gegenüber, in der Ueberzeugung, daß man zur Zeit auf Annahme von Meldungen für das zu errichtende Freiwilligencorps und auf Veranstaltung militärischer Vorübungen der zum Eintritt in dasselbe sich Meldenden sich zu beschränken, dagegen weitere Schritte bezüglich der Uniformirung und Bewaffnung bis dahin auszusetzen habe, wo die in kürzester Frist zu erwartende nähere Instruction Seitens des General-Gouverneurs eingegangen sein würde. Durch Einzeichnung in eine ausgelegte Liste verpflichtete sich eine Anzahl junger Leute, unter der Voraussetzung einer militärischen Organisation des zu bildenden Corps, zum Eintritt in dasselbe. Weitere Anmeldungen erfolgten in den nächsten Tagen und die Exercier- und Schießübungen nahmen ihren Anfang. Aehnliche Vorbereitungen wurden in Doberan getroffen. Aber die in Aussicht gestellten näheren Anweisungen blieben aus. Wiederholte dringende Anfragen und Bitten, theils an den General-Gouverneur selbst, theils an die ihm untergeordneten Militär-Commandos gerichtet, führten dieselben nicht herbei. Nachdem man bis Ende August vergeblich gewartet, konnte man nur annehmen, daß der General-Gouverneur auf die Mitwirkung von

bewaffneten Freiwilligencorps bei dem Küstenschutz, wenigstens so weit es sich um die mecklenburgische Küste handelte, stillschweigend verzichtet habe. Der bisherige Leiter des Unternehmens machte am 30. August bekannt, „daß die Bildung eines militärisch organisirten Corps für den Küstenschutz durch unvorhergesehene Hindernisse unmöglich geworden" sei. Die Bekanntmachung schloß mit der geheimnißvollen Andeutung: „Näheres hierüber mitzutheilen bin ich wegen entgegenstehender preßgesetzlicher Bestimmungen augenblicklich nicht in der Lage."

Während der General-Gouverneur die Ankündigung der Errichtung bewaffneter Freiwilligencorps hiernach stillschweigend fallen ließ, mußte er bei seinen auf die Schifffahrt bezüglichen Anordnungen die Erfahrung machen, daß dieselben in der anfänglichen Gestalt völlig unhaltbar waren und sich zu wiederholten ausdrücklichen Abänderungen entschließen, was dem Ansehen eines Gebietenden stets nachtheilig ist.

Unter dem 3. August erließ er nachstehenden Befehl: „Ich verbiete die Ausfuhr von Schlachtvieh, Kornfrüchten und Lebensmitteln aller Art ingleichen von Kohlen und Allem, was dem Feinde nützen kann, über See und über die holländische Grenze. Ich verbiete ferner jedes Auslaufen von Fahrzeugen an der Ostseeküste auf der Strecke von Warnemünde bis zur jütischen Grenze."

Dieser Erlaß erregte in seinen beiden Theilen das größte Befremden und nicht geringe Verstimmung, namentlich in den Kreisen der Kaufmannschaft und der Rhederei der Seestädte. Als derselbe in Rostock eintraf, waren hier gerade mehrere neutrale Schiffe mit der Verladung von Getreide beschäftigt, welches für neutrale Häfen bestimmt war. Man mußte mit der Arbeit innehalten, fand es aber undenkbar, daß der General-Gouverneur die Schifffahrt der Neutralen und den Handel mit neutralen Plätzen in der Weise beschränken wolle, wie der Erlaß dies besagte. Sollte man die Blokade, welche vom Feinde noch nicht erklärt war, bezüglich der Ausfuhr sich freiwillig selbst auferlegen? Die Kaufmannschaft zu Rostock erbat sofort telegraphisch vom General-Gouverneur eine Declaration des Verbots in Bezug auf die in der Ladung nach neutralen Häfen begriffenen neutralen Schiffe. Sie erhielt die Antwort, daß vom stellvertretenden General-Commando des neunten Armeecorps eine reformirende Bestimmung erfolgen werde, und bald darauf langte eine telegraphische Mittheilung des mecklenburgischen Ministeriums des Innern an, daß dem Auslaufen neutraler Schiffe bis auf Weiteres nichts entgegenstehe. Demnächst wurde ein neuer Erlaß des General-Gouverneurs vom 5. August zur öffentlichen Kenntniß gebracht, welcher das Verbot vom 3. August in Folge höherer Weisung abänderte. „Auf Allerhöchsten Befehl", so lautete dieser neue Erlaß, „ist unter Aufhebung meines Ausfuhrverbots vom 3. August

nur das Verladen des Getreides in norddeutschen Häfen direct nach französischen Häfen untersagt." Damit war aber die Frage noch in der Schwebe geblieben, ob der zweite Theil des Erlasses vom 3. August, durch welchen das Auslaufen von Fahrzeugen an der mecklenburgischen, Lübecker und schleswig-holsteinschen Ostseeküste gänzlich untersagt wurde, ferner aufrecht erhalten werden solle. In Bezug hierauf erging unter dem 11. August nachstehende Bekanntmachung des mecklenburgischen Staatsministeriums: „Nach einer von dem General-Gouvernement zu Hannover erfolgten Declaration des Ausfuhrverbots vom 3. d. M. können neutrale Schiffe auch auf der Strecke von Warnemünde bis zur jütischen Grenze unbehindert auslaufen." Endlich aber sah sich der General-Gouverneur genöthigt, auch noch aus dieser letzten Stellung sich zurückzuziehen und den zweiten Theil seines Verbots vom 3. d. M. gänzlich wieder aufzuheben, was durch folgende Bekanntmachung vom 11. August geschah: „Allen erneuten Anfragen gegenüber ist das unterm 3. d. M. für die Küstendistricte der Ostsee von Warnemünde bis zur jütischen Grenze von mir gegebene Verbot des Auslaufens von Schiffen und Fahrzeugen aufgehoben."

Auf einem anderen Gebiete als die bisher hervorgehobenen Anordnungen bewegen sich diejenigen Maßnahmen, mit welchen der General-Gouverneur in die staatsbürgerlichen Rechte und die persönliche Freiheit eines Theiles der seinem Schutze anvertrauten Bevölkerung eingriff, und durch welche er überall ein so peinliches Aufsehen erregte. Die hervorragendsten Fälle dieser Art haben zwar Mecklenburg nicht berührt, aber es hat doch an den übrigen Maßnahmen des General-Gouverneurs auf dem Gebiete der inneren Politik seinen Antheil zu tragen gehabt und seine Bewohner waren jedenfalls hinsichtlich ihrer persönlichen Freiheit nicht gesicherter als diejenigen, welchen der General-Gouverneur es für gut fand dieselbe aus politischen Gründen zu entziehen. Wir dürfen daher auch diese Seite seiner Wirksamkeit hier nicht mit Stillschweigen übergehen.

Auf Grund des Artikel 68 der Verfassung des Norddeutschen Bundes wurden durch königliche Verordnung vom 21. Juli d. J., außer den Bezirken des achten und elften Armeecorps, die vier dem General-Gouvernement zu Hannover unterstellten Armeecorpsbezirke in Kriegszustand erklärt.

Der Artikel 68 der Bundes-Verfassung gibt dem Bundesfeldherrn das Recht, wenn die öffentliche Sicherheit im Bundesgebiete bedroht ist, einen jeden Theil desselben in Kriegszustand zu erklären, und fügt hinzu: „Bis zum Erlaß eines die Voraussetzungen, die Form der Verkündigung und die Wirkungen einer solchen Erklärung angebenden Bundesgesetzes gelten dafür die Vorschriften des preußischen Gesetzes vom 4. Juni 1851."

Nach § 3 dieses Gesetzes, welches den Titel „Gesetz über den Be-

lagerungszustand" führt, ist die Erklärung des Belagerungszustandes unter Trommelschlag oder Trompetenschall zu verkünden. Nach § 4 desselben geht mit der Bekanntmachung der Erklärung des Belagerungszustandes die vollziehende Gewalt an die Militärbefehlshaber über, deren Anordnungen und Aufträgen die Civilverwaltungs- und Gemeindebehörden Folge zu leisten haben. In § 5 heißt es: „Wird bei Erklärung des Belagerungszustandes für erforderlich erachtet, die Artikel 5, 6, 7, 27, 28, 29, 30 und 36 der preußischen Verfassungsurkunde oder einzelne derselben zeit- oder districtsweise außer Kraft zu setzen, so müssen die Bestimmungen darüber ausdrücklich in die Bekanntmachung über die Erklärung des Belagerungszustandes aufgenommen oder in einer besonderen, unter der nämlichen Form (§ 3) bekannt zu machenden Verordnung verkündet werden." Die Artikel der preußischen Verfassung, deren Suspension an die hier vorgeschriebenen Formen gebunden ist, betreffen die persönliche Freiheit, die Unverletzlichkeit der Wohnung, das Recht auf den gesetzlichen Richter, die Preßfreiheit, die Preßstrafgesetzgebung, das Versammlungs- und Vereinigungsrecht und die Requisition der bewaffneten Macht durch die Civilbehörden.

Hiernach überträgt also das im Norddeutschen Bunde für die Handhabung des Kriegszustandes normirende preußische Gesetz die vollziehende Gewalt auf die Militärbefehlshaber. Es bleibt aber die sonstige Rechtsordnung in unveränderter Geltung, wenn nicht entweder in der Erklärung des Kriegszustandes selbst oder in einer besonderen, unter der nämlichen Form bekannt zu machenden Verordnung gewisse durch die Verfassung gewährleistete politische Rechte ausdrücklich außer Kraft gesetzt worden sind.

Hiermit stimmt auch die Instruction überein, welche der Bundesfeldherr unter dem 22. Juli den von ihm eingesetzten General-Gouverneuren ertheilt hat. In dieser Instruction heißt es unter Nr. 6: „In denjenigen Bezirken, in welchen auf Grund des Artikel 67 der Verfassung des Norddeutschen Bundes der Kriegszustand durch den Bundesfeldherrn erklärt wird, geht in Gemäßheit des § 4 des Gesetzes über den Belagerungszustand vom 4. Juni 1851 die vollziehende Gewalt an den General-Gouverneur über. Die Civilverwaltungs- und Gemeindebehörden haben in diesen Bezirken den Anordnungen und Aufträgen desselben unbedingt Folge zu leisten. Ebenso stehen dem General-Gouverneur daselbst die übrigen in dem Gesetz vom 4. Juni 1851 den commandirenden Generalen beigelegten Befugnisse zu, und ist derselbe insbesondere befugt, innerhalb des preußischen Staatsgebietes die Artikel 5, 6, 7, 27, 28, 29, 30 und 36 der Verfassungs-Urkunde, sowie in den außerpreußischen Theilen des Bundesgebietes die analogen Verfassungs-, resp. Gesetzes-Bestimmungen oder einzelne derselben zeit- und districtsweise außer Kraft zu setzen."

Dieselbe Voraussetzung, daß es noch einer besonderen, in der vorgeschriebenen Form verkündigten Verfügung bedürfe, um die hier in Frage stehenden staatsbürgerlichen Rechte zeitweise außer Kraft zu setzen, liegt auch der Großherzoglichen Ausführungs-Verordnung vom 13. Juli d. J. zu Grunde, mit welcher das preußische Gesetz über den Belagerungszustand vom 4. Juni 1851 zur öffentlichen Kenntniß gebracht wurde. Nach dieser mit den Mecklenburgischen Ständen berathenen Verordnung soll, insofern nach dem Gesetz einzelne Artikel der preußischen Verfassungs-Urkunde bei der Verhängung des Belagerungszustandes suspendirt werden können, das Großherzogliche Staatsministerium ermächtigt sein, eintretenden Falles Bestimmung darüber zutreffen, welche von den, jenen Artikeln der preußischen Verfassungs-Urkunde entsprechenden Vorschriften der Landesgesetze während eines Belagerungszustandes außer Anwendung treten sollen.

Selbstverständlich können die analogen bundesgesetzlichen Bestimmungen nicht anders behandelt werden sollen, als die landesgesetzlichen. Was daher in Betreff der Suspension der letzteren in dem Gesetze über den Belagerungszustand vorgeschrieben ist, hat mindestens ein gleiches Gewicht für die Bundesgesetze.

Nun aber ist weder von dem Bundesfeldherrn, noch von dem General-Gouverneur, noch von der mecklenburgischen Staatsregierung eine Verfügung oder Bekanntmachung ergangen, welche die bestehenden Gesetze über die staatsbürgerlichen Rechte, namentlich die Bestimmungen über die persönliche Freiheit, über den ordentlichen Gerichtsstand, über die Freiheit der Presse, und über das Versammlungs- und Vereinsrecht außer Kraft setzte.

Dessenungeachtet hat der General-Gouverneur einzelne Anordnungen erlassen, welche diesem Rechtszustand widersprechen, und die mecklenburgische Staatsregierung hat denselben, so weit sie sich auch auf das mecklenburgische Staatsgebiet erstreckten, durch deren Verkündigung im Gesetzblatt ihre Mitwirkung geliehen, ohne, soviel bekannt ist, die Gesetzlichkeit dieser Anordnungen anzufechten.

Am 24. September brachte das großherzogliche Ministerium des Innern die Verfügung des General-Gouverneurs vom 21. zur öffentlichen Kenntniß, durch welche die in Leipzig erscheinende Zeitung „der Volksstaat“ und deren Verbreitung für die Dauer des gegenwärtigen Kriegszustandes verboten und die Uebertretung dieses Verbots mit Bestrafung in Gemäßheit des Gesetzes vom 4. Juni 1851 über den Belagerungszustand bedroht wurde. Durch diese Verfügung wurde, ohne Beobachtung der vorgeschriebenen Form, nach welcher eine vorgängige ausdrückliche Aufhebung der gesetzlichen Bestimmungen über die Preßverheit und die freie Bewegung der Preßerzeugnisse erforderlich gewesen wäre, die Bestimmung des §. 143 der Bundesgewerbe-

ordnung verletzt, welche die Entziehung der Befugniß zur Herausgabe einer Druckschrift oder zum **Vertriebe** derselben verbietet, ebenso die des §. 4 des Bundesgesetzes über das Postwesen, nach welcher keine im Gebiete des norddeutschen Bundes erscheinende politische Zeitung von dem Postdebit ausgeschlossen werden darf.

Ferner veröffentlichte das Großherzogliche Ministerium des Innern am 30. September, diesmal jedoch durch bloßen Abdruck, ohne die Zuthat einer Einleitung, den „Gouvernements-Befehl" vom 24. September, welcher die Abhaltung von Volksversammlungen der Socialisten und die Theilnahme an solchen Versammlungen verbietet und die Uebertretung dieses Verbots gleichfalls mit Bestrafung in Gemäßheit des Gesetzes über den Belagerungszustand bedroht. Zwar gewähren die mecklenburgischen Landesgesetze nicht das Recht zur Veranstaltung politischer Versammlungen, die Erlaubniß dazu muß vielmehr erst in jedem einzelnen Falle vom Minister des Innern in Schwerin eingeholt werden. Aber auch in Mecklenburg besteht das Recht, zum Betrieb der den Reichstag betreffenden Wahlangelegenheiten Vereine zu bilden und in geschlossenen Räumen unbewaffnete öffentliche Versammlungen zu veranstalten. Dieses Recht gründet sich auf den §. 17 des durch den Kriegszustand nicht aufgehobenen Wahlgesetzes für den Reichstag, und mit dieser Bestimmung ist es, so lange nicht die Suspension der Gesetze über das Versammlungsrecht ausdrücklich und in der vorgeschriebenen Form allgemein ausgesprochen ist, nicht vereinbar, wenn einer auch noch so kleinen Partei das Versammlungsrecht für die Dauer des Kriegszustandes absolut entzogen wird.

Können hiernach diese Verfügungen und die noch tiefer einschneidenden, durch welche ohne nachfolgendes gerichtliches Verfahren einzelne Personen zur Haft gebracht oder internirt worden sind, nicht für die Anwendung einer aus dem preußischen Gesetz über den Belagerungszustand **abgeleiteten** Befugniß erachtet werden, so haben dieselben ebensowenig Anspruch darauf, als ein politisch nützliches oder nothwendiges Werk zu gelten. Die Beobachtung der gesetzlichen Form wird dem politischen Interesse niemals schaden können, dagegen wird eine Abweichung von derselben niemals das Wohl des Ganzen und die patriotische Gesinnung fördern. Vollends aber dem Feinde gegenüber kann es keinen Gewinn bringen, wenn auf dem Gebiete der inneren Politik nur solche Aeußerungen in Worten und Thaten Duldung erfahren, welche dem militärischen Machthaber genehm sind. Vielmehr wird der Feind aus der Unterdrückung der von dem General-Gouverneur für unpatriotisch erachteten Ansichten und Bestrebungen, wie wenig Beifall dieselben auch verdienen mögen, gerade den Schluß ziehen, daß die unterdrückte Partei bedeutender und einflußreicher sei, als sie es in Wirklichkeit ist. Durch die Unterdrückung der einen Kundgebung wird gerade der Werth der entgegenstehenden

in den Augen des Feindes herabgesetzt und damit das Gegentheil des bezweckten Erfolges herbeigeführt. Macht man die Leute stumm, welche uns rathen, die eroberten Provinzen, welche wir Anderen zu unserer Sicherheit behalten wollen, wieder an Frankreich zurückzugeben, so schwächt man dadurch das Gewicht der überwältigenden Mehrheit, welche sich für die Einverleibung jener Provinzen in Deutschland ausgesprochen hat. Man erweckt die Meinung, daß die Partei, welche sich nicht äußern darf, viele stille Anhänger zähle, und ermuthigt den Feind zu Hoffnungen, welche den Friedensschluß nur erschweren können, statt ihn zu erleichtern.

Es ist zu wünschen, daß das provisorisch geltende preußische Gesetz über den Belagerungszustand bald durch ein Bundesgesetz abgelöst werde, welches die Möglichkeit solcher Auslegungen und Anwendungen, wie wir sie unter der Herrschaft des ersteren jetzt haben erleben müssen, gründlich beseitigt.

Bazaine.

Die neuesten Veröffentlichungen betreffend den Fall von Metz lassen Bazaine's Verhalten in einigermaßen zweifelhaftem Lichte erscheinen. Nicht etwa was die Nothwendigkeit der Uebergabe im letzten Augenblicke betrifft; der Mangel an Lebensmitteln, die Krankheiten, die Auflösung der Disciplin waren offenbar auf einen Grad gestiegen, der kein weiteres Zaudern mehr erlaubte, und die Mitwirkung des greisen General Changarnier, dessen Patriotismus allen Haß gegen den Urheber des Staatsstreichs vom 2. Dec. vergessen ließ, ist eine hinreichende Bürgschaft für die Nothwendigkeit der Capitulation.

Aber diese Beweise beziehen sich nur auf die letzte Phase der Belagerung, sie lassen die Thatsache, daß Bazaine sich einschließen ließ und seit dem 19. August keinen ernsten Versuch zum Durchbrechen machte, ebenso unberührt, als seine geheimen Verhandlungen mit der Kaiserin Eugenie und dem deutschen Hauptquartier. Bis zum 18. August trifft den Marschall kein Vorwurf, er war nicht verantwortlich für Wörth und Spicheren, er war nach Metz von seinen Vorgesetzten dirigirt, und wenn er dort zu lange zögerte, so war dies nicht sein Fehler, sondern Napoleons, der es befahl. Sobald er sein eigener Herr geworden, machte er eine verzweifelte Anstrengung, sich zu befreien; bei Mars la Tour am 16. war die französische Armee nach König Wilhelm's eigenem Zeugniß gut geführt und nur die erschöpfte Munition verhinderte den Durchbruch. Von da an aber wird sein Benehmen geheimniß-

voll; mögen seine Verluste auch noch so groß gewesen sein, er mußte doch noch mindestens 120,000 Mann zu seiner Verfügung gehabt haben, während die deutsche Belagerungsarmee seit Ende August nicht über 230,000 Mann stark gewesen ist. Diese lagen in einem Kreise, der im ersten Gliede etwa 6 Meilen umspannte (also in den Massen wenigstens 9—10 Meilen) und durch die Mosel in zwei Stücke geschnitten war. Wenn eine Armee wie die Bazaine's es nicht dazu bringen konnte, in überlegener Stärke sich auf einen Punkt dieses Umkreises zu werfen und durchzubrechen, ehe die deutschen Truppen genügende Verstärkungen heranziehen konnten, so muß man schließen, daß entweder die Vorkehrungen der Belagerer über alles Lob erhaben waren, oder der Versuch zum Durchbruch nicht mit der gehörigen Energie unternommen ward. Daß es an letzterer jedenfalls fehlte, melden Berichte von beiden Seiten. Der sehr bewährte miltärische Correspondent der Daily News sagte, nach der Ansicht des Generals v. Zastrow, welcher das Gehölz von Vaux am Morgen des 19. August besetzt hielt, hätte Bazaine damals vermeiden können, in Metz eingeschlossen zu werden, und auch später sich durchschlagen und weit eher sich mit Mac Mahon vereinigen können, als dieser mit ihm. Andererseits erzählt der französische Divisionsgeneral Bisson in seiner Relation über die Capitulation, die Divisions- und Brigade-Generäle seien von dem Oberbefehlshaber nie zu Rathe gezogen, unvermittelt sei ihnen am 8. October mitgetheilt, daß die Armee nur noch für 8 Tage Lebensmittel habe. Die Divisionsgeneräle des sechsten Armeecorps schlugen darauf vor, eine Capitulation auf der Basis zu versuchen, daß die Armee sich unter der Bedingung, in diesem Kriege nicht wieder gegen Deutschland zu kämpfen, in den Süden Frankreichs zurückziehen dürfe, wogegen die Festung Metz die Freiheit behalten sollte, ihre Vertheidigung fortzusetzen. Würden diese Bedingungen nicht vom Feinde acceptirt, so müsse auf jede Gefahr hin ein Durchbruch versucht werden. Für die Eventualität desselben entwarf General Bisson einen Plan, wonach man sich der waldigen Höhen bemächtigen sollte, die sich am linken Moselufer fast bis Thionville hinstrecken; unterhalb der Wälder passirend konnte die Armee die deutschen Batterien von Saulny, Norroy, Bellevue, Fève und Semicourt vermeiden, die preußischen Linien im Thale werfen, Thionville erreichen und von da nach Mézières gelangen. Wir überlassen es Sachkundigeren, zu beurtheilen, ob ein solcher Plan damals noch Chance hatte, aber auffallend ist der Umstand, daß die Generäle auf ihre Eingabe gar keine Antwort erhielten; erst am 18. begann man ihnen zögernd den wahren Stand der Sache mitzutheilen.

Der Grund dieses Zögerns war derselbe, welcher verhängnißvoll für die französische Kriegführung geworden ist, die Lähmung der militarischen Action durch politische Rücksichten.

Nach den ersten entscheidenden Niederlagen war es offenbar das einzig richtige, Metz einer entschlossenen Garnison zu überlassen, die ganze Armee auf die feste Position von Chalons zurückzuziehen und die Lücken durch Mobilgarden auszufüllen. Aber der Kaiser fürchtete durch einen so entschiedenen Rückzug seine Sache zu compromittiren, er wurde genöthigt, das Commando abzugeben, aber zu spät für Bazaine's freiem Rückzug. Alles spricht dafür, daß ihm Napoleon Befehl gegeben, in Metz zu bleiben und die Armee für die Zukunft zu retten. Dies ist um so wahrscheinlicher, als der Befehl zum unglücklichen Zuge Mac Mahon's nach Norden weder vom Kaiser ausgegangen, noch von dem Marschall gebilligt, sondern lediglich von der Pariser Regierung befohlen ist. Und hiermit stimmt auch vollkommen, daß Palikao wiederholt im Corps législatif erklärte, Bazaine könne durchbrechen, wenn er wolle, er bleibe in seiner Stellung vor Metz zufolge eines bestimmten Planes.

Seit der Katastrophe von Sedan wurde die Lage des Marschalls natürlich immer schwieriger; einerseits befestigten die Deutschen ihre Stellungen immer mehr, andererseits wußte er immer weniger, was er mit seiner Armee thun solle, wenn der Durchbruch gelänge. Als entschiedener Imperialist hätte er sich nicht der provisorischen Regierung zur Verfügung stellen wollen, aber seine Weigerung hätte den Bürgerkrieg entzündet und wahrscheinlich konnte er nicht einmal auf seine Truppen bei einer solchen Haltung zählen.

Er klammerte sich daher an Metz, das ihm die Verantwortlichkeit dieser Entscheidung ersparte; so lange seine Armee dort 230,000 deutsche Truppen festhielt, konnte er sagen, daß sie Frankreich große Dienste leiste und dabei doch die politische Zukunft offen lasse. Aber die Kehrseite dieser Politik war, daß sie sich nicht auf lange Zeit durchführen ließ; eine so große von allen Hilfsquellen abgeschnittene Armee mußte die für die Garnison von Metz bestimmten Vorräthe sehr rasch aufzehren, während die Festung an sich noch lange hätte gehalten werden können. Nach dem Briefe des Generals Coffinières in der Indépendance vom 6. Nov. mußte die Festung, die unter normalen Verhältnissen auf 90—100,000 Seelen, die Garnison mit einbegriffen, ernähren sollte, während 2½ Monat nahe an 240,000 Menschen unterhalten. Deshalb begann auch Bazaine sehr bald nach verschiedenen Seiten hin zu unterhandeln. Obwohl begreiflich über manchen Punkten dieser Unterhandlungen noch ein Dunkel schwebt, namentlich über die geheimnißvolle Reise des Generals Bourbaki, so läßt sich nach uns vorliegenden zuverlässigen Nachrichten doch Folgendes als ziemlich gewiß annehmen. Bazaine wünschte die Abdankung des Kaisers zu Gunsten des kaiserlichen Prinzen, er selbst gedachte als adlatus der Kaiserin factisch Regent zu werden. Um diesen Plan zu verwirklichen, sollte Graf Bismarck bewogen werden, seine Zustimmung dazu zu geben, daß der Marschall mit 50,000 M. nach Orleans marschiren dürfe und dorthin die Re-

gentschaft den Senat und gesetzgebenden Körper berufe, um den Frieden mit Deutschland zu vereinbaren. Diese Proposition legte, nachdem sie in Wilhelmshöhe gebilligt war, der General Boyer im deutschen Hauptquartier vor. Graf Bismarck, der nach dem preußischerseits nicht dementirten Communiqué der Kaiserin in den Daily News vom 26. October derselben schon früher Friedensvorschläge auf der Basis übermittelt hatte, daß Straßburg mit einem Rayon von 250,000 Einwohnern abgetreten werde, ging auf die Idee des Marschalls ein. Wie groß die Territorialabtretung war, die er forderte, liegt nicht klar vor, es scheint indeß, daß sie keine unübersteigliche Schwierigkeit bot, denn der General Boyer reiste vom Hauptquartier nach Chiselhurst, um die Zustimmung der Kaiserin Eugenie zu erhalten. Diese aber ward hartnäckig verweigert, die Regentin hielt darin fest, daß ein solches mit Hilfe der Sieger eingesetztes Regiment unhaltbar sein würde, selbst wenn der Plan gelinge.

Inzwischen versuchte Bazaine die Generäle und Offiziere für seinen Plan zu bearbeiten, indem er denselben ein Bild von der Lage Frankreichs gab, nach welchem dasselbe bereits vollständig der Anarchie anheimgefallen. In der den Offizieren am 19. October von ihren Chefs nun endlich gemachten Mittheilung hieß es, daß Paris ausgehungert sei und in wenigen Tagen den Preußen seine Thore öffnen müsse. Die Zwietracht lähme die Vertheidigung, die Mitglieder der provisorischen Regierung hätten das Heft nicht mehr in Händen, die Hälfte der Mitglieder sei in Tours, die rothe Fahne wehe in Lyon, Marseille und Bordeaux (?), die von Räuberbanden heimgesuchte Normandie habe die Preußen gerufen, um die Ordnung herzustellen. Havre, Elboeuf und Rouen hätten bereits preußische Garnisonen, ein religiöser Aufstand sei in der Vendée ausgebrochen. Preußen verlange Elsaß-Lothringen und mehrere Milliarden Kriegskosten; Italien Savoyen, Nizza, Corsica; die preußische Regierung, welche zu Friedensunterhandlungen geneigt sei, könne nicht mit der Anarchie pactiren, sondern sich nur an die legale Regentschaft wenden; es sei noch unbekannt, ob die Regentin auf den Vorschlag eingehen werde.

Zweierlei ist bei dieser Mittheilung, welche sofort von den Offizieren gemeinsam schriftlich redigirt und später im Indépendent de la Moselle veröffentlicht ward, hervorzuheben. Einmal, daß das gegebene Bild von Frankreichs Zustand nicht blos parteiisch gefärbt war, sondern daß mehrere der angeführten Thatsachen geradezu falsch waren weder waren Havre, Rouen und Elboeuf in preußischen Händen, noch hatte die Normandie die Deutschen gerufen, noch war ein religiöser Aufstand in der Vendée ausgebrochen, noch endlich hatte Italien irgend eine Gebietsforderung erhoben. Die Angaben erscheinen daher als Vorspiegelungen, um das von der übrigen Welt abgeschnittene Offiziercorps zu täuschen und für die imperialistischen Pläne seines Führers zu ge-

winnen. Sodann ist zu bemerken, daß in dieser Mittheilung dem Grafen Bismarck die Vaterschaft des Planes zugeschrieben wird, nach welchem Bazaine mit einer starken Armee abziehen sollte und die alten Kammern nach Orleans berufen, während doch dieses Project vom General Boyer vorgelegt ward.

Obwohl nun den Offizieren jede Discussion über die Mittheilung untersagt ward, so hatte dieselbe doch, wie wir aus dem Bericht des Generals Bisson ersehen, keineswegs die gewünschte Wirkung. „Die Offiziere acceptirten die Proposition des Oberbefehlshabers als einziges Mittel mit kriegerischen Ehren nach Frankreich einzutreten, aber nicht einer hätte eingewilligt, die Regierung unserem Lande aufzunöthigen (imposer)."

Ueber allen diesen Unterhandlungen aber war die kostbare Zeit verstrichen, die Vorräthe waren zusammengeschmolzen, die Pferde massenweise geschlachtet. Hatte man sich bisher stille gehalten, um keinen ungünstigen Einfluß auf die Verhandlungen zu üben, so hatte man jetzt wahrscheinlich nicht mehr die Mittel einen Durchbruch mit Aussicht auf Erfolg zu versuchen. Und indem man so die Zeit verloren, ohne noch zu dem gewünschten politischen Ziele zu kommen, indem der Marschall sich überzeugen mußte, daß er selbst bei der Zustimmung der Regentin nicht auf seine Offiziere rechnen konnte, so war er allmälig zu der Nothwendigkeit gebracht, mit dem Prinzen Friedrich Karl direct über die Capitulation nach einfach militärischen Gesichtspunkten zu unterhandeln. Daß man auch dann den Generälen gegenüber nicht offen mit der Sprache herausging, sondern sie über die Bedingungen der Capitulation zu täuschen suchte, zeigt der Bisson'sche Bericht. Im letzten Augenblick, wahrscheinlich in Folge einer zweiten dringenden Mission Boyer's, soll die Kaiserin nachgegeben und das betreffende Decret unterzeichnet haben, allein es war zu spät; ehe der General wieder eintraf, war die Convention von Frescaty unterzeichnet.

Wir sind weit entfernt, dem Marschall an sich einen Vorwurf aus seiner Anhänglichkeit an das Kaiserthum zu machen, politische Treue ist wahrlich selten genug in Frankreich; aber man kann ihn von dem Vorwurf nicht frei sprechen, daß er den Imperialismus über die Rücksicht auf sein Vaterland gestellt hat, geradeso wie für Gambetta die eine untheilbare Republik, die nie capituliren darf, über Frankreich steht. Dazu kommen die handgreiflich-persönlichen Absichten, deren ihn die Kaiserin offen beschuldigt, er wollte den Monk spielen, sich unentbehrlich machen und der Dictator der künftigen Regierung werden.

Was Deutschland betrifft, so haben wir, so willkommen uns der Friede auch gewesen wäre, keinen Grund zu bedauern, daß aus den Staatsstreichsplänen Bazaine's nichts geworden ist.

Auch abgesehen von der Unsicherheit des Experiments, dem, wie wir jetzt sehen, alle unabhängigen Generäle und Offiziere widerstrebten, hätte der Versuch einer Restauration des allgemein verurtheilten Imperialismus durch Waffengewalt mit deutscher Unterstützung, sowie des Friedensschlusses mit einer verachteten Volksvertretung, von der wahrscheinlich nur die alte Majorität sich eingefunden hätte, zahlreiche Gefahren und ernste Schwierigkeiten gebracht. In Frankreich wären alle tüchtigen und ehrenwerthen Elemente unter die Fahne der Republik getrieben und der Pariser Patriotismus hätte einen neuen Aufschwung genommen. Das Unternehmen, zu welchem Bazaine uns einlud, wäre trotz aller Gründe, die auf deutscher Seite dafür sprachen, eine Einmischung in die innern Angelegenheiten Frankreichs gewesen, welche alle europäischen Staaten und Völker zu Gegnern gehabt hätte. Frankreich aber hätte einen Frieden,

der mit einer unter unsrer Mitwirkung eingesetzten Regierung abgeschlossen gewesen wäre, niemals als bindend anerkannt. Wir glauben auch, daß, ehe nicht die militärische Widerstandskraft Frankreichs vollkommen gebrochen ist, wir kein Interesse haben, ihm wieder zu einer geordneten Regierung zu verhelfen.

Aus Bayern.

München, 11. November 1870.

Wenn es wahr ist, was der Dichter sagt: „Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Sterblichen zu Theil", so sind wir Bayern im höchsten Grade sterblich. In den Jubel, der den hochherzigen Entschluß unseres Königs am 16. Juli begrüßte, mischte sich die Sorge um die Haltung unsrer Volksvertreter. Als am 19. Juli auch diese den verlangten Credit bewilligten, fehlte es nicht an schwarzsehenden Gemüthern, welche vom Standpunkte der national-deutschen Frage aus dies als einen Pyrrhussieg betrachteten, und sich durch die entscheidende durchaus particularistisch gehaltene Rede des Kriegsministers für die Zukunft ernstlich beunruhigt fühlten. Und als nun die herzerfreuenden Nachrichten von der Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit auch unsrer Truppen eintrafen, Häuser und Straßen sich mit grünem Laube und wehenden Fahnen schmückten, da erschien wohl Manchem das Fehlen des Schwarzweißroth als ein Symbol für die mächtig erstarkte particulare Gesinnung, für ein bayrisches Selbstgefühl, das — man wird es uns zugestehen — seit Jahrhunderten nicht so entschiedene Berechtigung hatte, wie heute. — Sedan bezeichnete auch für unsre nationale Stimmung den Höhepunkt, und das Barometer unsrer Begeisterung ist seitdem allgemach bis auf veränderlich herabgesunken. Denn während es Anfangs schien, als solle Bayern mit fliegenden Fahnen in den Bund eintreten, so begann man allmählich sich der ungewohnten Geltung bewußt zu werden und entsann sich dessen, daß „wir Bayern freiheitlich dem Norden voraus sind", daß es unveräußerliche Kronrechte gibt, daß wir Alles haben was zu einem Reiche gehört, Bürger und Soldaten, eine Reichsraths- und eine Abgeordnetenkammer, welche seit geraumer Zeit in ihrer Majorität dem Volke manche ernste und heitere Augenblicke, der Regierung nicht wenig sorgenvolle Stunden bereitet hatte. Es ist nicht zu verwundern, daß der größte Theil unsrer Bevölkerung, zufrieden mit den Lorbeeren, die die Gegenwart brachte, die Zukunft wieder aus den Augen verlor, so erfolgreich auch der durch die rührige Fortschrittspartei hervorgerufene Adressensturm das ganze Land selbst bis in die entlegensten Wohnsitze des autochthonen Ultramontanismus durchwehte. Die Capitulation von Metz ging hier ohne sonderlichen Eindruck zu machen vorüber.

Doch fehlte es nicht an kleinen besorgnißerweckenden Anzeichen. Die Ernennung des Herrn von Schrenk zum Gesandten in Wien überraschte. Seine frühere diplomatische Thätigkeit war ihm unvergessen, und auch ohne die Lichtblicke die, wenn wir recht berichtet sind, durch die handschriftlichen Studien des Hauptquartiers in jüngster Zeit auf seine Bestrebungen fallen, wußte man ungefähr, wessen man sich von ihm zu versehen hatte. Auch daß der Name von der Pfordten wieder auftauchte, erregte manch sorgenschweres Kopfschütteln. Am bedenklichsten aber war ohne Zweifel, daß die Regierung

die Kammern nicht auflöste, trotzdem oder weil Würtemberg das gute Beispiel gegeben hatte. Die Anzeichen mehrten sich, daß unser Ministerium, dessen eigentlicher Führer Hr. von Lutz ist, sich immer weiter von der Einsicht entfernte, wie in der gegenwärtigen Lage der Dinge für Bayerns Politik das wahrhaft Gute, wie so oft, auch das einzig Kluge sei. Den Parteien im Lande gegenüber, das ließ sich leicht erkennen, sollte das alte Spiel weiter getrieben werden, die eine durch die andere zu paralysiren. Diese Art der Regierung widerspricht ebenso sehr dem Wohle des Landes und wahrhaft staatsmännischen Grundsätzen, als sie der natürlichen Begabung und der einigermaßen dilettantischen Entwickelung unsrer Staatsweisen entspricht. Indessen noch immer trösten wir uns mit dem Gedanken, daß eine so herrliche Zeit läuternd und erhebend auch auf diejenigen wirken werde, die Bayerns Geschicke lenken. Erfuhren wir es doch täglich an uns und unsrer Umgebung, wie ein Vorurtheil nach dem anderen, das wir bisher gegen Preußen gehegt hatten, verschwand, und unsre heimkehrenden Verwundeten waren kunstlose aber gerade darum beredte und eindrucksvolle Verkündiger von der Macht und Herrlichkeit des norddeutschen Bundes. Herzlich erfreute die warme Aufnahme unsrer Gefangenescorte in Berlin und die Wiedervergeltung, die wir gerade in diesen Tagen an preußischen Truppen üben, läßt nichts zu wünschen übrig. Sie ist darum nicht minder herzlich ausgefallen, daß, durch das Versehen eines Etappencommando's, zuerst eine gar nicht für München bestimmte preußische Gefangneneseorte hierher dirigirt wurde, welche uns zufällig gut preußische, aber nicht eigentlich deutsche Brüder brachte. Es waren nämlich Soldaten aus einem posen'schen Regiment, von denen ein Theil zwar recht geläufig polnisch, aber ein minder flüssiges Deutsch sprach. Erst später kamen die rechten nach. Sie sind alle wie getreue Waffenkameraden aufgenommen worden und werden uns zu rühmen wissen. Nur Ein Wunsch wurde ihnen nicht erfüllt. Mehrfach hörten wir sie die Hoffnung aussprechen, unsern König zu sehen. Aber seine Spätherbstvilleggiatur fesselt ihn an Hohenschwangau, und so ging unsre getreue Stadt sammt unsren nordischen Gästen der Freude verlustig, ihn nach langer Abwesenheit wieder zu begrüßen.

Es kann nicht geläugnet werden, daß der ächte Münchner Bürger wegen der langandauernden Oede in den königlichen Gemächern ernstlich bekümmert ist. Daß der König so lange ferne von der Hauptstadt weilt, einsam in dem einsamen Hohenschwangau, will auch denjenigen befremdlich erscheinen, welche den jugendlichen Drang nach freier und ungebundner Lebensführung, der den hohen Herrn beseelt, sehr verständlich finden. Aber es ist nicht zu verkennen, daß gerade jetzt seine Abwesenheit manche Schwierigkeiten mit sich bringen muß, gerade jetzt wo wir seit beinahe 3 Wochen von Tag zu Tag irgend etwas Genaueres über die Aufträge zu hören hoffen, welche unsre drei Minister, Graf Bray und die Herren von Pranckh und v. Lutz nach Versailles mitgenommen haben, ja wo weitaus der größte Theil unsres Volkes nichts geringeres erwartet, als daß nach so langem Schweigen aus dem deutschen Hauptquartier die Nachricht von dem Eintritt Süddeutschlands in den Bund eintreffe.

Ich fürchte, wir werden auf diese Kunde sehr lange warten müssen, wenn anders die Nachrichten, welche seit einigen Tagen zuerst leise, dann immer bestimmter, unter uns besprochen wurden, wahr sind. Leider habe ich keinen Grund an der Echtheit derselben zu zweifeln. Daß in maßgebenden Kreisen die Stimmung schon vor Monaten ebenso zurückhaltend gegen die deutsche Frage wie opferwillig für alles war, was den Krieg betrifft, ist dem nord-

deutschen Staatsmann nicht verborgen geblieben, welcher im September das Münchner Terrain sondirte. Mit gutem Grunde gab man im Hauptquartier die Hoffnung nicht auf, daß andere Erwägungen Platz greifen würden. Unsre Minister reisten nach Versailles, aber schon damals verlautete, daß sie an der norddeutschen Bundesverfassung die Kleinigkeit von 86 Punkten geändert wissen wollten, bevor Bayern dem Bunde beitreten könne. Ueber die Opportunität dieser Forderung ließ sich streiten, man konnte ja hoffen, daß sie gerade wegen ihrer respectablen Anzahl nur Unbedeutendes betrafen. Jetzt aber schreckt uns aus der Freude über Deutschlands Siege und Wiedergeburt und über unsern Antheil daran, die fast unglaubliche Kunde auf, daß ein süddeutscher Diplomat im Hauptquartier, als Belohnung für die treugeleistete Bundeshilfe nichts mehr und nichts weniger verlangt habe, als die Lösung der 1866er Allianzverträge. Ein seltsamer Weg zum Eintritt des süddeutschen Staates in den deutschen Bund, und fürwahr, Niemandem wird es verargt werden können, der an der Wahrheit dieser absurden Nachricht zweifelt. Wenn uns nur nicht der bekannte Spruch der katholisch-scholastischen Theologie einfallen müßte, der wie so Vieles in dieser Wissenschaft mit credo anfängt und mit est aufhört! — Die Aufnahme, welche jener Vorschlag im Hauptquartier fand, soll der Temperatur der Jahreszeit entsprechend gewesen sein. Nämlich als beste Antwort gab man, so heißt, es, eine Zusage, die aber nicht jener süddeutsche Staatsmann, sondern Würtemberg, Baden und Hessen erhielten. So ist ihnen aus unsern Wunden Heil widerfahren. Da aber außerdem jene 86 Punkte ähnliche geistreiche Forderungen aufstellten, deren Unbrauchbarkeit vor dem Richterstuhle der Logik, der deutschen und der bayrischen Politik nur die Standhaftigkeit gleichkommt, welche die Abgesandten bei ihrer Aufrechthaltung zeigen, so sind wir bereits über den Anfang vom Ende hinaus. Freilich machen unsre maßgebenden Kreise sichtbar und unsichtbar erschreckte Gesichter und fast scheint es, als könne man vorläufig noch zu keiner reinen Freude an der europäisch-internationalen Sonderstellung unsres bairischen Reiches kommen, die in der That, Graf Bray wird das bestätigen, sich in Kammerreden besser ausnimmt, als in der Wirklichkeit. Guter Rath ist bekanntlich dann am theuersten, wenn man ihn hat, aber nicht befolgt. Schwerlich wird an dem Unglück dadurch etwas geändert werden, daß Prinz Otto vom Hauptquartier aus einen kurzen Besuch in München und Umgegend machte, und daß Prinz Adalbert eine kleine Vergnügungsfahrt nach der Schweiz und den angrenzenden Ländern unternahm. Eher verstehen wir nun, warum Graf Beust seine nach Vevey reisende Familie bis hierher geleitet und uns, wie die Zeitungen melden, ohne allen politischen Nebenzweck eine 24stündige Anwesenheit in unsrer Stadt schenkt. Er hat, wie ich höre, nur den üblichen Courtoisiebesuch bei dem Vertreter unsres auswärtigen Ministeriums abgehalten, Herrn Staatsrath von Daxenberger, den wir als eine Specialität in seinem Fache anzusehen haben da er seit Jahren die schwere Kunst übt, bayrische Minister des Aeußern, welcher politischen Partei sie auch angehören möchten, bei momentaner Abwesenheit mit kunstvollster Unparteilichkeit zu vertreten. — Nach der, obschon französischen, doch unzweifelhaft richtigen Behauptung: on revient toujours à ses premiers amours wird es nun auch nicht auffallen, wenn jetzt sogar ein Landsitz am Starenberger See, das Tusculum eines bekannten Staatsmannes a. D., plötzlich zur Grotte der Egeria wird, in der die Vermittlerrolle des Numa einem erlauchten Feldherrn zufällt, der im Jahre 1866 durch die großartige Vollständigkeit seiner Feldausrüstung der Welt mehr Stoff zur Unterhaltung bot, als durch seine Siege.

Soweit sind wir gekommen. Bayern wird dem Bunde nicht beitreten, wenn nicht ein Wunder geschieht. Nun können wir nur Eines wünschen: daß nicht gar durch die Fiction etwa eines „weiteren Bundes“ der Versuch gemacht werden möge, die ganze Jämmerlichkeit der Versailler Vorgänge zu bemänteln. Wir fürchten nicht, daß Graf Bismarck die Hand dazu bieten werde, so wenig wir verhehlen, daß manche realpolitische Erwägung dafür spricht, und so sehr uns das längere Verweilen unserer Minister in Versailles dahinzielende Verhandlungen wahrscheinlich macht. Begreiflich freilich ist es, wenn die Unterhändler sich nicht zu sehr mit ihrer Rückkehr beeilen. Bewundern wird man an ihnen nur Eines, den Muth, mit dem sie im glorreichen Herbst 1870 im Hauptquartier vor König Wilhelm und Graf Bismarck einen Standpunkt vertreten haben, der fast nur psychologisches Interesse bietet. Im Uebrigen wird ihnen das deutsche Volk keine Lorbeeren flechten. Auch wir Bayern werden es nicht. Sie gehen einer bewegten Zeit entgegen und werden vielleicht bald zu der Einsicht kommen, daß sie nicht der deutschen Sache, wohl aber Bayern schwer geschadet haben. Denn in allen Schichten unseres Volkes ist, wie auch die Parteien auseinandergehen, einstimmig die Erwartung gewesen, daß Bayern in enge Verbindung mit Deutschland kommen müsse. Eine mächtige Stütze dieser Ueberzeugung wird unser zurückkehrendes Heer sein — mit welcher Stirne sollen wir die Tapferen begrüßen, die ihr Blut und Leben einsetzten, um schließlich in ein Vaterland zuückkehren,, welches isolirter als je zuvor dasteht? Die erhebende Gewalt ihrer Erlebnisse auf dem Schlachtfelde in der Vereinigung mit den deutschen Waffenbrüdern wird sich nicht blenden lassen durch die schlauen Erwägungen bayrischer Staatsweisheit und durch das Bewußtsein, Bayerns Selbständigkeit gerettet zu haben. Mehr als irgend ein anderer Staat bedürfen wir Bayern des innigsten Zusammenhanges mit dem ganzen Deutschland. Schon macht es sich auf vielen Gebieten fühlbar, daß wir seit Jahren allein stehen; und daß z. B. wir allein mit dem Ultramontanismus fertig werden könnten, vermag nur der zu behaupten, der unser Land und Volk, unsre Geschichte und unsre Gegner nicht kennt.

Noch ist es vielleicht Zeit. Möchten sich jetzt da, wo sie am nöthigsten sind, die rechten Männer finden, welche a male informato ad melius informandum appelliren. Mögen auch unsere Brüder im glücklicheren Norden den Muth und die Neigung nicht verlieren, uns mit Rath und That zu unterstützen. Es ist ein schlimmes Verhängniß, daß wir Bayern, die wir mehr als ein anderer Stamm 1863 und 1864 für die Schleswig-Holsteiner gesungen, geredet, gesammelt und getrunken haben, Gefahr laufen, aus dem Traume von der Herrlichkeit eines geeinten deutschen Reiches 1870 als die neuen Schmerzenskinder Deutschlands zu erwachen. —

Verantwortlicher Redacteur: **Alfred Dove.**

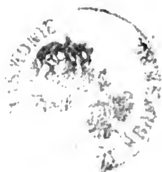
An die Mitarbeiter und Leser der Grenzboten.

Anknüpfend an meine Anzeige in Nr. 44 dieses Blattes, theile ich den verehrten Mitarbeitern und Lesern der Grenzboten ergebenst mit, daß Herr Dr. jur. Hans Blum, Rechtsanwalt in Leipzig und Mitglied des Reichstags, die Grenzboten vom 1. Januar 1871 ab redigiren wird, und verweise im übrigen auf die Beilage.

Leipzig, November 1870.

Fr. Ludw. Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.



Französischer Mythus und deutsche Kritik über die Jahre 1795—97.

H. v. Sybel: Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1800. IV. Bd. 1. Abth.

Wer jemals neben einander alte und neue Geschichte studirt hat, ist durch einen augenfälligen Unterschied in der Beschaffenheit des Quellenmaterials überrascht worden. In der alten Geschichte handelt es sich meist um wenige Stellen, höchstens Seiten eines Schriftstellers, zu denen günstigen Falls einige Urkunden- und Denkmäler-Reste hinzukommen: der Forscher arbeitet mit lauter Mosaikstiften und ist froh, wenn das gewonnene Bild keine zu großen Lücken aufweist. Gilt es hier aus wenigem viel zu machen, so in der neuen Geschichte weniges aus vielem; der Stoff wächst, je mehr man sich der Gegenwart nähert, in reißend schneller Progression, so daß, wer nicht versteht, sich zu orientiren, zu übersehen, zu beherrschen, entweder erdrückt wird und zu gar keinem umfassenden Standpunkt gelangt oder sich mit einem leichten Abhube von den Quellen begnügt, dafür seiner Phantasie einen desto freieren Spielraum gewährend. Daher können die reichhaltigsten Perioden doch die relativ unbekanntesten bleiben oder der Tummelplatz des Mythus werden, welchen man sonst nur im grauen Alterthum zu suchen geneigt ist.

Kein Abschnitt der neueren Geschichte ist von diesem Schicksal mehr betroffen worden, als das Zeitalter der französischen Revolution. Hier ist der Zufluß von Material so überwältigend, daß die Schnelligkeit und Dreistigkeit manches Urtheils in Erstaunen setzen müßte, wenn man außer Acht ließe, daß sie der Gegenwart viel zu nahe liegt, um irgend eine Partei von der Nothwendigkeit einer selbständigen Kritik zu entbinden. In Frankreich haben denn auch weder die Legitimisten noch die Orleanisten, weder die Bonapartisten noch die Socialisten verabsäumt, sie zum Gegenstande eines Dogmas zu machen, welches ebenso unerschütterlich ist, wie etwa dasjenige über das Verhältniß des Staates zur Kirche oder zur Gesellschaft. Auf das erheblichste weichen diese Dogmen von einander ab, indeß über einen Punkt kommen bis heute alle Franzosen von rechts und links her, Guizot

und Rochefort, Gambetta und Napoleon III., überein: daß das französische Volk aus eigener Kraft seinen heiligen Boden der Coalition des feudalen Europas wieder entriß, um hierauf einen beispiellosen Triumph über dieselbe zu feiern.

Für die vielgerühmte deutsche Gründlichkeit ist es in hohem Grade beschämend, daß diese Theorie ein halbes Jahrhundert diesseits des Rheines gläubig nachgebetet wurde. Alle Parteischattirungen der Franzosen hatten eine originale Meinung über die große Umwälzung formulirt, die Deutschen bezogen die ihrige, wie etwa einen Modestoff, von Paris — ein Zustand schmachvoller Abhängigkeit, dessen Wiederkehr die Siege von 1870 hoffentlich für immer unmöglich gemacht haben!

Ungefähr gleichzeitig, Anfangs der 50ger Jahre, wurde die Alleinherrschaft der französischen Tradition durch zwei deutsche Forscher, Ludwig Häusser und Heinrich von Sybel gebrochen. Der erstere ist, nachdem er sein Meisterwerk, die „deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes“, in dritter Auflage vollendet hat, von uns genommen, der letztere hat so eben eine Fortsetzung seiner „Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1795“ unter dem etwas veränderten Titel „von 1789 bis 1800“ der Oeffentlichkeit übergeben; die zunächst vorliegende erste Abtheilung des vierten Bandes umfaßt außer dem Jahre 1796 die letzten Monate von 1795 und die ersten von 1797. In einem Augenblicke, wo draußen unsere Heeere von Sieg zu Sieg eilen, muß es für die daheim Zurückgelassenen tröstend sein, hier zu sehen, wie der nationale Geist seine Triumphe nicht nur auf den Schlachtfeldern feiert.

Wenn man die beiden Werke von Mignet und Thiers liest, welche die französische Tradition über die Revolution am getreuesten wiedergeben, so erstaunt man über die Leichtfertigkeit der Forschung, die Oberflächlichkeit der Auffassung und das Phrasenhafte der Darstellung; man fühlt sich angewidert von diesen ewigen Lobpreisungen der großen Nation und den heuchlerischen Tiraden gegen das alte Europa, von der steten Bereitwilligkeit, auch für die ärgsten Schandthaten eine Entschuldigung zu ersinnen und von der an muhamedanischen Fatalismus streifenden Anbetung des Erfolges. Die außerordentliche Verbreitung beider Bücher auch außerhalb Frankreichs wäre unbegreiflich, wenn sie nicht neben vielen Fehlern einige Vorzüge aufzuweisen hätten: eine allgemein verständliche, sauber geglättete und geschliffene Sprache und die Einheit der Auffassung, welche der Masse der Halbgebildeten mehr imponirt als die Wahrheit, auf deren Kosten sie in diesem Falle erkauft ist. So weit der Geist unseres Volkes von dem des französischen, ist auch H. von Sybel von seinen französischen Vorgängern verschieden. Der solide Unterbau der Forschung, hier, wo nicht ganz vermißt, doch deutliche Spuren von Unlust

des Baumeisters zeigend, muß dort auch solche Beschauer wohlthuend berühren, welche in den Arbeitsstätten der historischen Wissenschaft weniger zu Hause sind. Welche Riesenarbeit hat es gekostet, ehe das rohe, unbehauene Material aus den Archiven von London und Neapel, Paris und Berlin, dem Haag und nun endlich auch Wien zusammengetragen war, ganz zu geschweigen von den tausenden bereits gedruckter Urkunden und Briefe, Reden und Relationen. Noch deutlicher wird der Unterschied bei der Handhabung der Kritik, der eigentlichen Waffe der geschichtlichen Wissenschaft unsres Jahrhunderts. Deutschen Ursprungs, gibt sie seit den Tagen Wolff's und Niebuhr's dem deutschen Forscher das entscheidende Uebergewicht über die Fremden, welche auch in der Darstellung der Revolution die Scheidung des Aechten und Unächten, die Vergleichung der Quellen untereinander und ihre Prüfung am Maßstabe der Urkunden nicht nur selber unzählig oft unterlassen, sondern auch noch anderen durch gewissenlose Fälschung, wie z. B. der Briefe von Marie Antoinette, erschwert haben. Mit seinem Lehrer Ranke theilt Sybel die Gabe der Charakteristik und gewinnt damit einen weiteren Vorsprung vor den französischen Rivalen, deren Zeichnungen in der Regel erschrecklich plump und schablonenhaft ausfallen und nur mit Hilfe des Farbentopfes der Rhetorik etwas aufgestutzt sind. Und das Lob einer geschmackvollen Form, welches sonst nicht ohne Grund ihren historischen Schriften im Vergleich mit den unsrigen gespendet wurde, müssen sie heute zum wenigsten mit uns theilen; denn wir möchten den sehen, welcher sich zu den akademischen Cadenzen von Thiers mehr hingezogen fühlte, als zu dem Style Sybels, der bei einem wahrhaft classischen Ebenmaße und Glanze doch der das Herz zumeist bewegenden individuellen Färbung nicht entbehrt. Endlich — und dies ist in unsern Augen nicht das geringste — Sybel hat es aufgegeben, was noch so manchem als das Ideal des Historikers gilt, seinen Standpunkt in den Wolken zu nehmen und die Dinge dieser Welt aus der Vogelperspective zu betrachten: er nimmt, hierin einmal dem Beispiele der Franzosen folgend, in einem doppelten Sinne, national und politisch, Partei; nur steht er nicht auf dem schwankenden Grunde philosophischer Doctrin, sondern auf dem festen Fundamente empirischer Forschung.

Er nimmt im nationalen Sinne Partei, d. h. er erklärt sich gegen jenen Mythus von der Besiegung der Coalition durch das französische Volk, indem er seine völlige Haltlosigkeit erweist. Die Mächte des alten Europas sind nicht durch die levée en masse, sondern durch gegenseitiges Mißtrauen aus Frankreich hinausgetrieben worden. Was vor Sybel in gar keinen oder in einen sehr lockeren Zusammenhang mit den Vorgängen im Westen gebracht wurde, die zweite und dritte Theilung Polens, ist der eigentliche Schlüssel für das Verständniß der kriegerischen Operationen am Rhein in den Jahren

1792 bis 1795; die rückgängigen Bewegungen der deutschen Heere haben eine diplomatische und nicht eine militärische Veranlassung; denn bis auf die Tage Bonaparte's hat der deutsche Soldat den französischen fast ausnahmslos geschlagen. Und wie bewundernswürdig auch immer dieses Genie bleibt, dem die Coalition absolut nichts Ebenbürtiges an die Seite stellen konnte, so ist doch jetzt sonnenklar, welchen erheblichen Antheil an seinen Triumphen die Uneinigkeit der Gegner hatte. Als Bonaparte im Frühjahr 1796 den Feldzug von der genuesischen Riviera aus begann, war sein Heer — das ist trotz aller Ableugnungen seiner Schleppträger unzweifelhaft — dem austro-sardischen an Zahl ungefähr gewachsen; dies Verhältniß wäre in der empfindlichsten Weise geändert worden, wenn der östreichische Minister Thugut sich hätte entschließen können, von den 80,000 Mann, welche er im letzten Sommer für den Fall eines preußischen Krieges in Böhmen, Mähren und Galizien aufgestellt hatte, einen Theil nach Italien zu dirigiren. Aber noch zankte er mit Preußen wegen der Grenzregulirung in den letzthin erbeuteten polnischen Landen, er ließ Italien entblößt, aus Furcht vor demselben Gespenste preußischen Verrathes, welchem er 1794 Belgien und 1795 das linke Rheinufer geopfert hatte. Aehnliche, wenn auch minder große Eifersucht, erfüllte ihn gegen Sardinien: er weigerte dem König Victor Amadeus den Oberbefehl, täuschte ihn über die Stärke des östreichischen Heeres und wies die Besprechung eines gemeinsamen Operationsplanes von sich; kein Wunder, wenn nach den ersten Erfolgen Bonapartes der König nicht, wie er sehr wohl konnte, die Rolle seines Ahnherrn im spanischen Erbfolgekrieg spielte, sondern sich dem Sieger in die Arme warf. Es war das Mißtrauen gegen Oestreich, welches hier so gut wie bei den übrigen Staaten Italiens den Ausschlag gab. Die Republik Venedig wußte zwar, so viel bekannt ist, nicht, daß der östreichische Minister und die russische Kaiserin ihr in der Petersburger Declaration vom 3. Januar 1795 das Schicksal Polens in Aussicht gestellt hatten, aber die Grundsätze großer Staaten lassen sich nun einmal trotz aller Künste der Diplomatie nicht verheimlichen: Venedig merkte genug, um dem Schlimmsten, einer unbewaffneten Neutralität, den Vorzug vor einem Anschlusse an den Kaiser zu geben. Was sollte vollends das Oberhaupt der römischen Kirche von dem advocatus ecclesiae denken, wenn dessen erster Minister — wie sich jetzt aus der Publication eines eifrigen Oestreichers, des Hauptmanns Vivenot, ergibt — Ende 1796 die Aufrichtung der päpstlichen Wappen in den Legationen, falls sie den Händen der Franzosen entrissen würden, verbot?

Diese Enthüllungen müßten, wenn man überhaupt in Frankreich ein deutsches Buch läse, die gläubigen Bonapartisten wenig erbauen; in ihrem Evangelium, den Memoiren des Meisters, die übrigens in einer wahrhaft kläglichen Weise von den französischen Darstellern dieser Epoche, mit fast ein-

ziger Ausnahme Lanfreys, abgeschrieben werden, steht natürlich nichts von alle dem. Vielmehr erscheint der General Bonaparte hier wie ein Halbgott, welcher kaum noch an irdische Verhältnisse gebunden ist, welchen keine Constellation der Politik und keine Schwäche des feindlichen Heeres zu begünstigen braucht, neben dem jedes andere Verdienst erbleicht. Glücklicher Weise haben aber noch andere Leute Memoiren geschrieben, und aus denen Massena's ersieht man, daß Bonaparte doch keineswegs immer so siegesgewiß und schnell entschlossen war, wie er sich selber unter der Maske der Objectivität, hierin einmal dem Vorbilde Cäsars folgend, gepriesen hat. So verdiente sich z. B. Augereau den Herzogstitel von Castiglione nicht nur durch die vor den östreichischen Batterien bewiesene Tapferkeit, sondern auch durch den Zuspruch, womit er vor der Schlacht den Oberbefehlshaber in einem höchst kritischen Moment zum Ausharren bestimmte.

Kaum geringere Beachtung, wenn auch keinen größeren Glauben, verdient eine andere Behauptung aus derselben Sphäre. Wie die Legenden des Mittelalters nie unterlassen, die kirchliche Gesinnung des Heiligen schon an einigen erbaulichen Zügen seiner Jugend zu erweisen, so muß natürlich der Heilige der Bonapartisten bereits in der Wiege und auf der Schulbank der großen Nation angehört haben. Mit einer wahrhaft komischen Aengstlichkeit wird da eingeschärft, daß er nicht 1768, wo sein Heimathland von Genua an Frankreich abgetreten wurde, sondern erst das Jahr darauf das Licht der Welt erblickte, als ob unter dem Lilienbanner blos gute Franzosen hätten geboren werden können. Wenn nur nicht der spätere Imperator in einer Anwandlung conservativer Gesinnung schriftliche Aufzeichnungen aus seiner Jugendzeit sauber in ein Packet gebunden und versiegelt hätte, welches dann später der böse Monsieur Libri der Oeffentlichkeit preisgegeben hat. Fast sollte man meinen, irgend ein Uebelwollender habe diese theils italienisch, theils in mangelhaftem Französisch geschriebnen Documente gefälscht; so unehrerbietig spricht hier „der größte Sohn Frankreichs“ von seinem Vaterlande. Was schreibt er noch im Jahre des glorreichen Bastillesturms an den corsischen Freiheitshelden Paoli: „Ich wurde geboren, als das Vaterland (er meint nämlich Corsica) unterging. 30,000 Franzosen, auf unsre Küsten ausgespieen (vomis), welche den Thron der Freiheit in Strömen Blutes ertränkten: das war das verhaßte Schauspiel, welches sich zuerst meinen Blicken darbot.“ Und wie redet er in einer Geschichte Corsica's seine „Landsleute“ an! „Franzosen, ihr seid nicht zufrieden, uns alles geraubt zu haben, was wir lieb hatten, ihr habt auch unsre Sitten verdorben! Der jetzige Zustand meines Vaterlandes und die Unfähigkeit ihn zu ändern, sind für mich ein neuer Grund, ein Land zu fliehen, wo ich durch die Pflicht gezwungen bin, Leute zu loben, welche ich in Wahrheit hasse.“ Corsica also hat er mit aller

Gluth geliebt, deren ein Südländer fähig ist, und ihm erst 1793 den Rücken gekehrt, als Paoli durch Anrufung der Engländer seinem Ehrgeize die Bahn zu versperren drohte; damals begann er gegen das Ideal seiner Jugend den Krieg. Er unterlag, und als ein heimathloser Abenteurer, geächtet und beraubt, betrat er den Boden Frankreichs. Wenn er dann zum Schauplatz seiner Siege Italien erwählte, während er doch später zwei Mal den östreichischen Staat von Süddeutschland aus angegriffen hat, so mag man hierin den letzten Wiederschein seiner alten Sympathieen erblicken; groß waren sie freilich nicht mehr, sonst würde er schwerlich kalten Blutes diejenigen, welche er so eben vom Joche der „Fremdherrschaft" befreit hatte, haben ausplündern und niedermetzeln lassen. So ist er erst Corse, nachmals Imperator gewesen, nie Franzose. Es wäre auch ein psychologisches Räthsel, wie Jemand ein politisches System auf den Lastern seines eigenen Volkes hätte auferbauen können.

Neben der bonapartistischen Legende geht, zum Theil mit denselben, zum Theil mit entgegengesetzten Tendenzen, stets aber gleich dreist und anspruchsvoll, die republikanische. Ueber das Directorium behauptet sie, seine Mitglieder wären von den lautersten und edelsten Absichten für ihr Vaterland beseelt gewesen und es sei ein unsterbliches Verdienst von Carnot und Barras — denn diesem wird meist der vorwiegende Einfluß zugeschrieben, welchen in Wahrheit Rewbell ausübte — daß sie die Errungenschaften der Revolution von Anfang an tapfer gegen die Uebertreibungen der Jakobiner und die Reactionsversuche der Royalisten vertheidigt und schließlich durch den Wechsel der Zeiten hindurch gerettet hätten. Dem gegenüber befindet sich der deutsche Forscher in einiger Verlegenheit, ob er nicht der Einbildungskraft der Republikaner den Preis vor den Bonapartisten ertheilen soll. Wenn man die barbarischen Gesetze studirt, mit welchen die jakobinische Majorität des Conventes Frankreich beschenkt hatte, und dagegen alles das hält, was im ersten Jahre der neuen Regierung geschah, so erstaunt man über den geringen Unterschied in allen Principienfragen. Da es in Frankreich Modesache ist, mit dem Convente zu liebäugeln — hat doch sogar der orleanistische Thiers in Consequenz seiner fatalistischen Geschichtsauffassung nicht so sehr viel gegen die Männer des Schreckens einzuwenden —, so wollen wir dem ergreifenden Bilde, welches Sybel im 1. Capitel seines Buches von dem Frankreich des Jahres 1795 entwirft, einige Züge entnehmen. Damals war in Frankreich die Sicherheit der Person nicht größer als etwa in der Türkei, da die Eintragung in die Emigrantenlisten, welche der Aechtung gleich kam, jeder niederen Verwaltungsbehörde überlassen war. In den Augen des Gesetzes war die Ehe kaum noch mehr als ein Spaziergang oder ein Zechgelage, die Frau nur eine von Hand zu Hand gehende Luxuswaare; das

Erbrecht der natürlichen Kinder galt jenem der ehelichen in jeder Beziehung gleich. Die Pest des Papiergeldes inficirte alle wirthschaftlichen Verhältnisse: denn der Pächter prellte den Eigenthümer, der Schuldner den Gläubiger, der Staat die Beamten, indem er seinen Verpflichtungen nicht in Courant, sondern in Assignaten nachkam. Die Priester, welche nur den Eid auf die Civilconstitution des Klerus weigerten, aber der Regierung Gehorsam angelobten, verfielen doch dem Strafgesetze. Die alten Schulen waren zertrümmert, neue nicht errichtet, so daß das souveräne Volk ohne Bildungsmittel war. Dazu verarmten, abgesehen natürlich von Paris, die Communen, es geschah nichts, weder für Straßen und Canäle, noch für Hospitäler und Gefängnisse. Am schmählichsten verfiel die Rechtspflege, einzelne Tribunale stellten aus Mangel an Lebensmitteln ihre Thätigkeit ein.

Wenn aber — sagt Sybel sehr schön — der politische Fortschritt den Bürger von Haus und Hof verjagt, so wird der Bürger der Politik und dem Fortschritte den Rücken kehren. Der Masse des Volkes war die Frage der Staatsform, ob Republik oder Monarchie, völlig gleichgültig geworden; ehe es in Freiheit leben wollte, wollte es überhaupt leben; es hätte jeden Despotismus auf sich genommen, welcher ihm die Sicherheit von Gut und Blut, die Möglichkeit von Erwerb und Bildung zurückgab. Eine pflichtgetreue Regierung hätte hier ein unermeßliches Arbeitsfeld und auf demselben die glänzendste Rechtfertigung und Bürgschaft ihres Bestandes gefunden: das Directorium dachte und handelte anders. Ihm war oberstes Princip, die Herrschaft der eigenen Partei zu behaupten, und da diese im Wesentlichen aus den alten Jakobinern bestand, so hielt es auch an allen Irrthümern und Ausschreitungen der Schreckenszeit fest, nur ihre äußersten Consequenzen, die unverhüllt communistischen Gesetze abweisend. Erst als die Vertreter dieses Extrems, Babeuf und seine Genossen, das Leben der Machthaber mit einem vernichtenden Angriff bedrohten, lenkten sie, wenn auch widerstrebend, in die Bahnen einer rechtlichen und geordneten Politik ein.

In dieser Auffassung des Directoriums kommt Sybel fast durchweg mit Barante überein, demjenigen Autor, welcher mit Tocqueville das meiste in Frankreich für eine unbefangene Beurtheilung der Revolution gethan hat, aber natürlich durch das Pathos und die Gesinnungstüchtigkeit der Thiers und Mignet, Lamartine und Blanc in den Schatten gestellt worden ist. Zu einer erschöpfenden Würdigung auch der auswärtigen Politik des Directoriums ist freilich Barante nicht gelangt, hauptsächlich weil ihm das erforderliche Material der fremden Archive fehlte, indeß in der Verurtheilung der Motive, welche die neue Regierung zur Fortsetzung des Krieges bestimmten, berührt er sich wieder mit dem deutschen Forscher. Der Friede war die unerläßliche Voraussetzung für jede Besserung im Innern: er wurde schnöde zurückge-

wiesen, weil das Interesse der revolutionären Faction durch ihn compromittirt worden wäre. Die Vertheidigung des heiligen Bodens von Frankreich, die Ehre des Vaterlandes, das Wohl der Republik hätten dann nicht mehr zur Rechtfertigung des Terrorismus angerufen werden können; die gemäßigten und liberalen Meinungen hätten eine unwiderstehliche Kraft erlangt, die Männer des 21. Januar entthront und sich der Regierung bemächtigt. Es war 1796 nicht anders als 4 Jahre früher und 74 Jahre später.

Man würde irren, wenn man meinte, daß mit dem Gesagten der reiche Inhalt des Buches auch nur annähernd erschöpft sei. Es wäre noch zu reden von der Stellung Englands, von der Politik des großen Pitt, dessen Bild durch französischen Nationalhaß so abscheulich verunstaltet ist und hier nach Macaulay's Vorgang zu verdientem Glanze erneuert wird, namentlich aber von den Angriffen, welche Sybel's Auffassung der östreichischen Politik von großdeutscher Seite her erfahren hat. Indeß einmal werden die entscheidenden Punkte dieser Controverse erst im folgenden Bande besprochen werden, und dann wollen wir uns, da diese Zeilen einmal eine Wendung auf die Gegenwart genommen haben, die Einheit des Bildes nicht stören lassen durch die Erinnerung an einen häuslichen Zwist.

Wir sehen Frankreichs Staats- und Volksleben einem, wie es scheint, unaufhaltsamen Verfalle erliegen; den tiefer Blickenden kann es nicht entgehen, daß derselbe alten Ursprungs ist. Er begann, als dem Götzen der Gleichheit die Freiheit geopfert und das Bewußtsein der Pflicht in dem Vollgefühl des vermeintlichen Rechtes erstickt wurde; darum erweckt heute die Betrachtung der französischen Revolution ein überwiegend pathologisches Interesse, wenn anders es gestattet ist, diesen Ausdruck auf die sittliche Welt und das Walten der Freiheit anzuwenden. Deutschland ist einen anderen Weg gegangen. Wir haben keinen 10. August und 21. Januar zu bereuen, und Niemand wird es beklagen, daß wir auch der Segnungen einer großen Epoche, welche nur für den engen Gesichtskreis verblendeten Nationalstolzes in der Staatsumwälzung des Einen Volkes aufgeht, nicht in dem Taumel einer Augustnacht, sondern auf dem sicheren Wege steter Reform theilhaftig geworden sind und noch werden.

Berlin, November 1870.

Max Lehmann.

Rechtsleben einer deutschen Kleinstadt im Mittelalter.

Auf den Grenzen des alten Sachsen- und Frankengaues, da, wo der Diemelfluß die preußischen Lande durchzieht, zwischen Marburg und Hofgeismar, als Stationsort der westphälischen Eisenbahn, liegt eins der kleinsten und unbedeutendsten Städtchen Hessens, ja ganz Deutschlands — die Liebenau. Es zählt nur 600 bis 700 Einwohner und ist selbst dem Namen nach sicher nur den wenigsten Lesern dieser Zeitschrift bekannt. Deßungeachtet darf es bescheiden den Anspruch erheben, aus seinem Dunkel vor die Oeffentlichkeit zu treten. Bei wenig Städten liegt die Geschichte ihrer Entstehung und ihrer älteren Lebensschicksale so klar vor Augen wie bei Liebenau, weil hier ein verhältnißmäßig reiches und vollständiges (wenn auch noch gänzlich unbenutztes) Urkundenmaterial vorhanden ist. Dazu kommt, daß sein Ursprung ganz eigenthümlicher Natur und daß überhaupt die äußere Rechtsgeschichte deutscher Kleinstädte ein wenig besprochener Gegenstand ist. Nicht welterschütternde Ereignisse haben wir zu melden, wohl aber ein Miniaturbild zu zeichnen von mittelalterlicher Städtegründung und mittelalterlichem Städteleben aus einem fast vergessenen Winkel unseres deutschen Vaterlandes; Ritterthum und Leibeigenschaft geben für dieses Bild den Hintergrund ab.

In der lieblichen Ebene, in welcher die Diemel sich schlängelt, nachdem sie die Marburger Höhe passirt hat, erhebt sich stolz der schroffansteigende Kegel des Desenbergs, noch jetzt mit den Trümmern einer Burg gekrönt, die einst bei der Belagerung dem fränkischen Heere große Noth bereitete, weil ihm in der brennenden Sommerhitze die Quellen versiegten, bis Karl's des Großen inniges Gebet den noch jetzt fließenden Bullerborn dem Boden entsprudeln ließ. Später finden wir Burg und Berg in den Händen der Spiegel, einer bis auf diesen Tag angesehenen, reichbegüterten westphälischen Adelsfamilie. Ihre Nachbarn waren die von Papenheim, ein ebenfalls noch heute blühendes Geschlecht, welches dicht vor Marburg in der Ebene zwischen dieser Stadt und dem Desenberg saß, in dem Orte Papenhem (Pfaffenheimath), bis es, aus der Ebene sich zurückziehend, unter den Schutz der nahen Marburg sich begab und dort eins der ersten burgmännischen Geschlechter wurde.

Dies geschah im dreizehnten Jahrhundert, in welches überhaupt die Bildung der meisten Städte dortiger Gegend fällt. Die Städte erwuchsen regelmäßig aus dem tiefgefühlten Bedürfniß, die im Lande zerstreuten Wohnungen unter dem Schutze einer Burg enger an einander zu schließen und

zu befestigen. Den nächsten Raum um die Burg, innerhalb deren Gräben und Mauern nahmen die steinernen Kemnaten und Burgsitze der Burgmannen, der ritterlichen Beschützer der Burg ein; dann folgte, ebenfalls mit Mauern und Thürmen umschlossen, das „Weichbild“ der Stadt. Da das Ganze auch die Bezeichnung „Burg“ im weitern Sinne des Worts führte, so hießen die Bewohner die Bürger. Sie waren fast durchgängig Freie, in erster Zeit Adelsfamilien. Unabhängigkeit von geistlichen oder weltlichen Herren, eigene Gerichtsbarkeit, Zoll-, Münz- und Marktrecht sind diejenigen Privilegien, welche die Städte als solche kennzeichnen und in ihnen den Boden bereiten, auf welchem allmählich die Zünfte sich entfalten.

Aber ganz andere Verhältnisse finden wir bei Liebenau; da gibt es keine freien Bürger, kein Zoll-, kein Münz-, kein Zunftrecht, ja kaum eigene Gerichtsbarkeit und erst spät ein Marktrecht. Das Auffällige dieser Erscheinung erklärt sich aus der geographischen Lage der Stadt.

Die Diemel bildet an der Stelle, wo Liebenau gegründet wurde, durch Abzweigung eines Armes, der sich bald wieder mit dem Hauptfluß vereinigt, eine Insel, eine „Liebe-Aue“, von etwa 800 Fuß Länge und 200 Fuß Breite. Sie entbehrte mit ihrer fruchtbaren, zur Cultur besonders geeigneten Umgebung des erforderlichen Schutzes, namentlich lag die nächste Burg, die des Desenbergs, zu entfernt, als daß ihr Besitzer zugleich des ruhigen Besitzes jenes Flachlandes sich hätte erfreuen können, zumal zwischen den benachbarten Rittern und Grafen und dem Paderborner Bischof eine Fehde die andere ablöste. Es war daher geboten, mitten im Flachlande eine zweite Burg zu bauen und der geeignetste Platz dazu war die Diemelinsel. Freilich war nicht wahrscheinlich, daß diese Burg ihren Zweck erfüllte, wenn sie nicht von einem Mächtigern in Schutz genommen wurde und wenn sich nicht zahlreiche Ansiedler um sie schaarten; auch konnte kaum erwartet werden, daß Ritter und freie Leute aus eigenem Antriebe auf der Diemelinsel sich niederließen. Hermann Spiegel von Desenberg, dem damals der Desenberg und das Land ringsum gehörte, stellte deshalb 1293 die „Liebenau“ unter den Schutz des benachbarten Grafen Otto von Waldeck, eines Schwiegersohnes des hessischen Landgrafen und eines Günstlings des Kaisers Rudolph von Habsburg, indem er sie ihm „zu Lehn auftrug“; dann rief er im Jahre darauf Leute aus der Umgegend herbei, um Ansiedler für die „Stadt“ Liebenau zu gewinnen. Dazu bedurfte es besonderer Lockung, und wem anders konnte der Ritter Hermann Spiegel solche Lockung bieten, als unfreien Leuten, indem er ihnen die Lasten ihrer Hörigkeit abnahm oder erleichterte? Er sicherte deshalb in einer Urkunde, welche das Archiv von Liebenau als die Stiftungsurkunde der Stadt noch im Originale bewahrt, Allen, die in die Stadt Liebenau zusammenströmen und dort ihren bleiben-

den Wohnsitz nehmen wollten, die Freiheit von jeder Dienstpflicht zu, die er oder Andere zu beanspruchen befugt wären, verlangte nur einen unbedeutenden jährlichen Zins von denjenigen Ländereien, welche die neuen Einwohner innerhalb der Stadtgemarkung anrodeten, schlug alle aus früherer Zeit rückständigen Zinsen und Bußen nieder und wies endlich der neuen Stadt als Einkünfte einen Theil der von da an eingehenden Bußen, sowie einen Theil der Erbschaften ihrer Bewohner zu. So entstand Liebenau in Wahrheit als eine Colonie von Leibeigenen, von Hörigen. Nur darf man sich unter der deutschen Hörigkeit, deren Ausläufer bis weit in dieses Jahrhundert herüberreichen, keine Sclaverei im antiken Sinne des Wortes vorstellen. Niemals hat das deutsche Recht den Hörigen zur Sache herabgewürdigt, wie das römische den Sclaven. Und wenn auch noch im fünfzehnten Jahrhundert Hörige mit Kindern und Kindeskindern von ihren „Eigenthumsherren" verkauft und vertauscht werden, wenn auch diese Herren über die Heirathen ihrer Hörigen ge- und verbieten können und Dienste von ihnen fordern, welche sie wollen, so gehörte es doch zu den Ausnahmen, daß die Dienstpflicht so mißbraucht wurde, wie z. B. im Trier'schen und in der Wetterau, wo in Nachahmung einer französischen Sitte die Hörigen während der Nächte, welche ihr Herr unter ihnen weilte, die Teiche mit Ruthen peitschen mußten, um das Quaken der Frösche zu stillen. In der Regel war die Dienstpflicht zu ertragen und die jährliche Geldabgabe, welche der Hörige seinem Herrn zahlen mußte, eine kaum nennenswerthe. Mit der Herrschaft über den Boden war nach deutschen Begriffen auch die Befugniß verbunden, den Hörigen Recht zu geben und zu sprechen; der Herr setzte das Hofrecht und war Inhaber der Gerichtsbarkeit, die für ihn eigentlich nur Geldwerth hatte; denn die Strafen, welche erkannt wurden, liefen in seine Kasse. Das Gericht hielt („hegte") ein vom Gerichtsherrn bestellter Schultheiß unter Zuziehung von zwölf Beisitzern (Schöffen), welche aus den Hörigen selbst gewählt wurden und das Urtheil „fanden."

An diesen Verhältnissen änderte sich für Liebenau durch Gründung der Stadt nur soviel, daß der Spiegel'sche Schultheiß, wenn er über Einwohner von Liebenau zu Gericht saß, das Gericht mit Liebenauer Schöffen besetzen mußte und daß ein Theil der Strafen eine Einnahmequelle für die Stadt wurde. Darin bestand in Wahrheit das ganze Stadtrecht und die ganze Stadtfreiheit. Freilich war den Städtern auch Dienstfreiheit garantirt, und zwar nicht blos den eignen Hörigen Hermann Spiegel's, sondern überhaupt allen, welche in der Stadt Wohnung nahmen und sich im neuen Asyle der Botmäßigkeit ihrer bisherigen Herren entzogen; aber nur ein Menschenalter währte diese Freiheit.

Im Jahre 1323 sehen wir Liebenau in den Händen des mächtigen

Ritters Werner von Westerburg-Löwenstein, der, verschwägert mit dem Grafen von Waldeck und mit den Papenheim, anscheinend in einer Fehde der letzteren gegen die Spiegel, Liebenau gewaltsam sich aneignete. Er als Besitzer einer fernen Burg hatte selbst keine Neigung in Liebenau zu wohnen, dagegen war dasselbe ein passender Sitz für einen seiner Oheime, einen zweitgebornen Sohn aus der Familie der Marburger Papenheim. Dieser, Herbold von Papenheim, kaufte von seinem Neffen die Hälfte von Liebenau, bezog die dortige Burg und stiftete eine selbständige, erst im achtzehnten Jahrhundert ausgestorbene Linie der Papenheim. Die neuen Eigenthümer, Werner v. Westerburg und Herbold von Papenheim, mußten zunächst von gleichem Bestreben, wie Hermann Spiegel beseelt sein, der Liebenau Bewohner zuzuführen; sie ertheilten deshalb gleichfalls einen Freibrief, nur war derselbe bei weitem nicht so günstig, als der von 1294, obwohl er bis auf wenige Worte gleichlautet. Jetzt, nachdem Burg und Stadt bereits bestanden, brauchte man, um Leute herbeizuziehen, nicht mehr soviel zu bieten, wie bei der ersten Stadtanlage. Konnte daher die Privilegirung von 1294 zu der Meinung Anlaß geben, daß mit Aufhebung der Dienstpflicht möglicherweise die Hörigen freigelassen sein sollten, so hielt man es jetzt für räthlich, eine Clausel einzuschieben, welche die Fortdauer der Hörigkeit und insbesondere der Dienstpflicht energisch betonte.

Mehr Interesse, als für die Westerburg, hatte es für den Paderborner Bischof, in Liebenau festen Fuß zu fassen. Ringsum waren Paderborn'sche Besitzungen und Niemand verstand es besser, als die Kirche, mehr und mehr ihre territorielle Macht auszudehnen. Selten fehlten ihr die Mittel, noch seltener die Neigung dazu. Bald war es ein Ritter in Geldnoth, den sie unterstützte, bald wandten ihr kinderlose Eheleute des Seelenheils wegen ihre Güter zu, bald verkaufte ihr eine dem Grabe nahe Wittwe Haus und Hof für eine ansehnliche Leibrente. Eine nicht undankbare Aufgabe für den Statistiker wäre es, für den Zeitraum des einen oder anderen Jahrhunderts vor der Reformation festzustellen, was an Grundeigenthum die Kirche in einem gewissen Bezirke erwarb und welche geringen Gegenleistungen sie dafür gewährte.

Zunächst brachte es der Bischof von Paderborn dahin, daß ihm die Söhne Werner's von Westerburg ihren Theil von Burg und Stadt Liebenau zu einem „offenen Schloß“ gaben, damit er daraus die Fehden gegen seine Feinde führe. Dann ließ sich der Bischof bereit finden, ihnen 1359, als sie Geld brauchten, die Hälfte ihrer Hälfte von Liebenau abzukaufen. Demnach besaßen nunmehr die Papenheim eine Hälfte, die Westerburg und der Bischof je ein Virrtel.

Solche Theilungen unter verschiedenen Mitberechtigten waren im Mittel-

alter bei kleinern Städten nichts Ungewöhnliches. Man bewegte sich überall auf dem Gebiete des einfachen Privatrechts. Die Stadt war ein Complex von Sachen und Rechten, der den Gegenstand des Verkehrs bildete, wie ein einzelnes Grundstück oder ein einzelnes Gut mit seinem Zubehör; die Stadt wurde vererbt, verkauft, vertauscht, verpfändet gleich jedem andern Rechtsobject. Der Erwerber der Stadt oder eines ihrer Theile war aber deshalb keineswegs der Eigenthümer jedes einzelnen Hauses und Stadtgrundstücks, vielmehr befanden sich die meisten Häuser in anderen Händen, entweder ohne alle Beziehung zum Herrn der Stadt oder so, daß sie von ihm den Einwohnern zu Leihe gegeben und deshalb ihm zinspflichtig waren. Gewöhnlich blieb nur ein Schloß mit den nöthigen Wirthschaftsländereien dem Herrn zu eigener Nutzung vorbehalten; im Uebrigen zog er seine Zinsen, Bußen und Zölle. —

Nachdem die Westerburg durch die Oeffnung der Liebenau für den Bischof ein fremdes Element in die dortigen Verhältnisse gebracht und sich der Einwirkung auf die Stadt mehr als vorher entäußert hatten, mußte den Papenheim daran liegen, ein festes Freundschaftsband mit dem Paderborner Bischof einerseits und den Grafen von Waldeck andererseits, die von Haus aus den Westerburg, nicht aber den Papenheim verwandt waren, zu schließen. Das Mittel hierzu würden wir heutzutage bei großen Fürsten und Herren in einem kriegsrechtlichen Schutz- und Trutzbündniß erblicken, nach damaligen Begriffen war es ein Privatvertrag, ein sogenannter „Burgfriede" oder eine „Burghut" d. h. ein Vertrag, durch welchen sich die Contrahenten verpflichten, im Falle einer unter ihnen ausbrechenden Fehde innerhalb eines nach bestimmten Grenzen fixirten Gebiets Frieden zu halten und sich bei etwaigem Friedensbruche einem selbstgewählten Friedensgerichte zu unterwerfen.

Gleichzeitig mit dem theilweisen Erwerbe Liebenau's durch Bischof Balduin von Paderborn verabredeten deshalb die Papenheim einen doppelten Burgfrieden, sowohl mit Balduin als mit dem Grafen v. Waldeck; beide letzteren versprachen, bei etwaigem Friedensbruche auf Anforderung der Papenheim „binnen vierzehn Nachten*)" unverzüglich sechs Bürgen und Freunde in die Liebenau einreiten zu lassen, welche richten sollen, „als Burgfriedensrecht ist", und bis dies geschehen, in Liebenau bleiben.

Gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts hat der Paderborner Bischof auch den Rest des Westerburger Antheils von Liebenau erworben, also die

---

*) Die Rechnung nach Nächten statt nach Tagen ist eine altgermanische, schon von Tacitus bemerkte Eigenthümlichkeit. Die Nacht wird als dem Tage vorausgehend betrachtet: „Die Nacht führt den Tag." „Drei vierzehn Nachte" geben die altsächsische Frist von 6 Wochen und 3 Tagen.

volle Hälfte. Da er sie nicht selbst verwalten wollte, wahrscheinlich auch den Kaufschilling nicht voll disponibel hatte, verpfändete er sie für 2846 rheinische Gulden den Spiegel von Desenberg, und so zogen die ursprünglichen Gründer der Stadt nach hundert Jahren in dieselbe wieder ein. Sie bauten ein zweites Schloß und wohnten neben den Papenheim, den Besitzern der anderen Hälfte. Sehr bald mußte es dem Bischof lästig werden, die Herrschaft über die Stadt mit den Papenheim und deren Lehnsherren, den Grafen von Waldeck, zu theilen. Die günstige Gelegenheit, eine Aenderung der Verhältnisse herbeizuführen, ließ nicht lange auf sich warten. Diesmal war es eine Geldklemme der Papenheim; sie hatten 2000 Thaler nöthig. Wenn nun einmal der Paderborner Bischof derjenige sein mußte, welcher ihnen half, so wäre das Einfachste gewesen, daß sie ihm ihre Hälfte von Liebenau für jene Summe verpfändeten. Aber die Rechte, die hierdurch der Bischof erwarb, genügten ihm nicht; er hielt jetzt den Augenblick gekommen, ganz Liebenau an sich zu bringen, namentlich auch die Grafen von Waldeck daraus zu verdrängen. Und das erreichte er auf folgende äußerst klug ersonnene Weise. Zunächst bestimmte er die Grafen, auf ihre Lehnsherrlichkeit zu verzichten; die Entschädigung, die er ihnen verschaffte, war die anscheinend nahe Aussicht, die Papenheim'sche Hälfte über kurz oder lang ganz zu erwerben. Der Bischof veranlaßte nämlich an demselben Tage, an welchem die Waldecker ihre Lehnshoheit aufgaben, die Papenheim, mit den Waldeckern einen Verkaufsvertrag zu schließen, durch welchen die Papenheim versprachen, sobald sie ihren Antheil an Liebenau verkaufen wollten oder müßten, es ein Vierteljahr zuvor den Grafen von Waldeck anzuzeigen, damit diese sich erklären könnten, ob sie zu dem von einem Andern gebotenen Preise die Liebenauer Hälfte kaufen wollten. Kaum war aber dieser Vertrag geschlossen, so ließ der Bischof sofort den Grafen melden, er biete 7000 Thaler für die Hälfte der Papenheim. Eine so hohe Summe mochten oder konnten die Grafen nicht zahlen, nach Ablauf des bedungenen Vierteljahres kaufte deshalb der Bischof die Papenheim'sche Hälfte; zum deutlichen Beweise aber, daß das Verkaufsrecht der Waldecker nur ein werthloser Köder gewesen war, ließ sich der Bischof sofort 5000 Thaler von den gezahlten 7000 „leihweise" zurückgeben und verpfändete ihnen dafür die ebengekaufte Hälfte von Liebenau. Der Erfolg dieses Manövers war: die Grafen von Waldeck hatten keinerlei Rechte an Liebenau mehr; der Bischof erschien als der alleinige Herr der Stadt und die Spiegel und Papenheim besaßen sie zwar als Pfandgläubiger, der Bischof hatte es aber in seiner Hand, Beide durch Zahlung des Pfandschillings jeder Zeit aus der Stadt zu entfernen. Damit war Liebenau definitiv zu Paderborn geschlagen. —

Wo das wohlfeilere und weniger riskante Mittel advocatorischer Ränke

nicht ausreichte, scheute sich die Kirche auch nicht, gefahrvollere Mittel behufs Erweiterung ihrer Grenzen anzuwenden. Siebzig Jahre nach der Erwerbung Liebenau's „im Wege Rechtens" gelüstete es den damaligen Bischof von Paderborn, Simon von der Lippe, dessen Eifersucht die Erwerbungen der hessischen Landgrafen in der Diemelgegend rege gemacht hatten, das früher bischöfliche, jetzt landgräfliche Schloß Erlenberg zu nehmen und die umliegende Gegend zu verheeren. Landgraf Ludwig II. übte Wiedervergeltung und drang in verschiedene bischöfliche Städte ein, namentlich in Liebenau. Die Fackel eines schonungslosen Kriegs war angezündet; weithin „brannte die Diemel" wie sich sehr bezeichnend eine unsrer Urkunden ausdrückt. Endlich entschlossen sich beide Theile „einen friedlichen Austrag zu nehmen"; zwei als Schiedsrichter gewählte landgräfliche Räthe thun den Spruch, daß der Bischof sein früheres Schloß Erlenberg für immer zurückerhält und daß Liebenau dem Landgrafen, „der es fürstlich mit dem Schwerte erobert", jedoch nur auf Lebenszeit verbleibe: nach seinem Tode könne es der Bischof durch Zahlung von 1700 Fl. als Ersatz für diejenigen Gelder, welche in landgräflicher Zeit auf das Schloß Erlenberg verwendet seien, wieder an sich bringen. Wahrlich ein Spruch, welcher der Unparteilichkeit der hessischen Räthe zur Ehre gereicht! Das „Recht der Kriegseroberung" ging damals noch in den Kinderschuhen. So günstig der Spruch für Bischof Simon war, er genügte ihm nicht; zwei Jahre später begann er den Streit von Neuem und rief den Landgrafen abermals ins Feld. Der ritterliche Burghard von Papenheim, damals Inhaber der Papenheimer Hälfte von Liebenau, stand zum Landgrafen, Schoneberg Spiegel, der Inhaber der Spiegel'schen Hälfte, vielfach mit Paderborn durch Lehnsbeziehungen verknüpft, stand auf Seiten des Bischofs. Natürlich wälzte der letztere alles Verschulden vom erneuerten Kriege auf den Landgrafen; wehklagend ging er mit seinem Klerus den Papst um Beistand an und dieser ermahnte auch „seinen geliebten Sohn" Landgraf Ludwig, dem Beispiel seiner hehren Vorfahren zu folgen, welche der Kirche treue Kinder gewesen seien, den heftigen Feind der Christlichkeit, Ritter Burghard von Papenheim in seinem verabscheuungswürdigen Beginnen nicht weiter zu unterstützen, fernerer Angriffe bei Strafe der Excommunication sich zu enthalten und den ausgebrochenen Streit vor ihm, dem Papste, oder vor dem Kaiser friedlich entscheiden zu lassen.

Ehe dieser Brief eintraf, war ein dreiunddreißigjähriger Friede geschlossen, nach welchem Liebenau bei Hessen verblieb; die Spiegel verloren alle Rechte an Liebenau, die Papenheim erhielten die ihrigen vom neuen Herrn garantirt.

Aber Liebenau verblieb bei Hessen nicht blos 33, sondern volle 400 Jahre, bis ein Mächtigerer kam und das Jahr 1866 mit dem „modernen Recht der Kriegseroberung" und der Einverleibung.

Schon längst sind die Papenheim wegen ihres Pfandschillings abgefunden; die ausgebildete Landeshoheit und Stadtfreiheit duldet keine Verpfändungen von Städten mehr; schon längst sind die Burgen Liebenau's zerfallen und seine Hörigen haben sich zu freien Städtern erhoben. Der Ort ist in die Reihe der andern umliegenden Kleinstädte eingetreten, als wäre er von jeher ihres Gleichen gewesen.

Oestreichs wahres Interesse gegenüber dem Auftreten Rußlands.

Täuschen wir uns nicht darüber: Deutschland hat im Auslande wenig Sympathien, selbst da nicht, wo es Achtung genießt. Es ist leichter, sich in die Superiorität eines Staates wie Frankreich zu finden, der den Nimbus dieser Ueberlegenheit seit Jahrhunderten besitzt, als sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß ein Volk zur ersten Stufe emporsteigt, welches man bisher für viel zu bescheiden zu solchem Aufschwung erachtet hatte. Es ist leichter, sich durch die glatte Außenseite des französischen Wesens mit seiner in jeden Mund passenden schablonenmäßigen Bildungsphrase bestechen zu lassen, und die Fäulniß unter diesem bröckligen Firniß zu verkennen, als hinter der unbeholfenen rauhen Schale die Tiefe deutschen Gemüths zu würdigen. Beim Ausbruch dieses Krieges hat es sich so recht gezeigt, daß Deutschland im Wesentlichen wohl für immer darauf wird verzichten müssen, von anderem als deutschem Blute verstanden zu werden. Je mehr sich diese Wahrheit Geltung verschafft, um so näher muß uns das Bestreben treten, das geistige Band, das uns mit den Stammesgenossen eint, von Neuem enger und fester zu knüpfen. Ist eine hoffnungsvollste Verknüpfung dieser Art für eine fernere Zukunft vielleicht in dem Neudeutschland des westlichen Nordamerikas zu suchen, so weist uns doch jedenfalls die räumlich und zeitlich näher liegende Aufgabe darauf hin, das durch eine eiserne geschichtliche Nothwendigkeit erst vor wenig Jahren zerrissene lockere Band mit Oestreich in zeitgemäßerer Form zu erneuern. Noch gibt es eine Partei, welche die Neuschöpfung des deutschen Reiches nicht nach ihrem Geschmacke findet, weil sie nur durch den Ausschluß der Deutschöstreicher erkauft werden konnte, und so Unrecht diese Partei in Bezug auf die Vergangenheit hat, so berechtigt ist ihr instinctiver Trieb, auch in politischer Beziehung die verlorene Fühlung mit Oestreich wiederzugewinnen; eine Aufgabe, der bei allen inneren Schwierigkeiten doch kein äußerer Antagonismus der Interessen mehr entgegenzustehen schien, sobald sich Oestreich in die Anerkennung des deutschen Reiches ohne Hinter-

gedanken gefunden hätte. Zwar fehlte es nicht an Rabenpropheten, welche Oestreichs Gefühle für 1866 für unversöhnlich erklärten, indessen wir waren stets der Zuversicht, daß wie überall so auch hier mit der Zeit die Vernunft siegen würde, welche Oestreich lehren mußte, daß es dem Jahre 1866 der Sache nach großen Dank schuldete, dafür daß es durch die Ereignisse desselben in vollem Maße der Lösung seiner bedeutenden inneren Aufgaben zurückgegeben und gezwungen wurde, auf übergreifende Aufgaben endgiltig zu verzichten, deren gedeihliche Behandlung ihm ohne vorhergehende Lösung der inneren Schwierigkeiten doch stets unmöglich bleiben mußte. Aber wenn wir auch auf den endlichen Sieg dieser Einsicht in Oestreich hofften, so wagten wir doch kaum anzunehmen, daß schon jetzt jeder Rachegedanke in der Brust der Deutschöstreicher erlöschen könnte. Um so größer war daher der Jubel in ganz Deutschland, als gleich nach dem Ausbruch des französischen Krieges die deutsche Presse und die deutschen Vereine in Oestreich weder eine drohende, noch eine kühl diplomatische, sondern eine durchaus sympathische Haltung annahmen, als endlich bei den deutschen Siegen das nationale Gefühl der Zusammengehörigkeit bei den Deutschöstreichern zu hellen Flammen der Begeisterung aufloderte, und offen das Bedauern kund gegeben wurde, daß es ihnen nicht vergönnt war, an unserer Seite für den deutschen Rhein zu kämpfen und zu siegen. Und nicht gering war unsere Freude, als wir sahen, wie der herrliche Aufschwung der deutschen Nation auch rückwärts den Deutschen in Oestreich zu gute kam, und dazu beitrug, den Fall einer antideutschen Regierung, die mit der systematischen Unvernunft unreifer Nationchen vernünftig pactiren zu können wähnte, zu beschleunigen, und die Deutschen, als die allein dazu Berufenen, von Neuem an das Staatsruder Westöstreichs zu bringen. Eine schöne Perspective eröffnete sich da: glücklicher als in irgend einem der letzten Jahrhunderte schienen die Auspicien für das Deutschthum, seine große Culturmission im Donaureiche mit frischer Kraft und frischem Muthe, mit dem Rückhalt einer politisch mächtigen und geeinten deutschen Nation, in Angriff zu nehmen. Hoffnungsvoll erschien auch die Aussicht für Deutschland, durch den Zusammenschluß mit diesem von deutschem Geiste beherrschten Oestreich als unerschütterlicher centraleuropäischer Kern eine Aera des Friedens zu inauguriren, wie sie seit dem römischen Imperatorenreich Europa nicht mehr gekannt hatte. Schon erklärten die maßgebenden Organe Oestreichs das Bündniß mit dem deutschen Reich für ihr Zukunftsprogramm, schon begannen in Wien die Anfänge einer immerhin verfrühten Agitation für Zolleinigung mit Zollparlament, — da fällt, wenn auch vielfach vorherverkündigt, doch überraschend, die russische Note in diesen schönen Traum. Oestreich fühlt sich formell verletzt, materiell bedroht durch eine eventuelle Umarmung Rußlands von Seiten der Türkei her.

Auch ohne großen politischen Scharfsinn kann es sich sagen, daß Rußland nicht so vorgegangen sein würde, wenn es nicht der Beistimmung Preußens zu seinen Forderungen wenigstens in materieller Hinsicht sicher wäre. Dies sagt sich die deutsche Partei in Oestreich und fühlt sich doppelt gereizt, weil die lange ertragenen Anfeindungen ihrer Gegner wegen der Hinneigung zu Deutschland nunmehr durch die anscheinende Unterstützung des verhaßten Rußlands durch jenes gleichsam eine Handhabe gewinnen. Noch bitterer wird das Gefühl durch das beschämende Bewußtsein einer zur Größe des Staates nicht im Verhältniß stehenden Schwäche in Folge der politischen, finanziellen und organisatorischen Zerfahrenheit. Es steht zu fürchten, daß diese zusammentreffenden Umstände unsre kaum gewonnenen Sympathien wesentlich schädigen könnten, und dies wäre ein sehr großer Verlust für uns, aber auch der einzige, den die Pontusfrage uns bringen könnte. Deshalb wollen wir in dem Folgenden erwägen, ob für den Fall, daß eine Unterstützung der russischen Wünsche von Seiten der norddeutschen Diplomatie sich bestätigen sollte, Oestreich Ursache hätte, hierin einen Act der Feindseligkeit von unserer Seite zu erblicken und uns für den ihm eventuell daraus erwachsenden Nachtheil mit verantwortlich zu machen.

Zunächst ist zu berücksichtigen, daß die in der russischen Note kundgegebene Absicht durchaus nur auf eine theilweise Wiedererlangung der vor dem Krimkriege besessenen Stellung abzielt. Damals aber hat Oestreich niemals Unbehaglichkeiten durch russische Bedrohungen empfunden, im Gegentheil, es hat russischer Hilfe die Rettung des Staats zu danken. Wir können nichts dafür, wenn Oestreich seitdem (im Krimkrieg, im polnischen Aufstand, in der Hätschelung seiner slavischen Stämme, in der Unterdrückung der Ruthenen) eine Politik befolgt hat, welche ihm Rußlands frühere Sympathieen entfremdet und in gegenseitige Abneigung und Mißtrauen verwandelt hat, so daß es jetzt eine Stellung Rußlands bedrohlich findet, die ihm früher nicht so erschien. Wenn die östreichische Regierung sich jeder Pflicht des Dankes gegen Rußland für die ihm einst gegen Ungarn geleistete Hilfe überhoben glaubte, als Rußland seiner Hilfe bedurfte, so glauben wir für wirkliche und bedeutende Dienstleistungen auch eine Pflicht der Erkenntlichkeit zu haben. Daß aber diese Pflicht auf uns lastet, daß Rußland in die Lage kam, uns wichtige Dienste zu leisten, und wir genöthigt waren, uns auf die russische Macht zu stützen, dafür fällt niemand anderm die Verantwortung zu als Oestreich, und aus diesem Grunde hat es nur sich selbst anzuklagen, wenn ihm die Erkenntlichkeiten, die wir Rußland schulden, unbequem werden. Norddeutschland war stark genug, um es mit Frankreich allein aufzunehmen, und hätte keiner Rückendeckung von Seiten Rußlands bedurft, wenn es sich auf die Neutralität Oestreichs hätte verlassen können. Aber dies konnte es

unmöglich. Selbst jetzt, wo die deutsche Partei Deutschland ehrliche Sympathieen entgegenbringt, ist diese Partei nur in der Opposition, nicht ihr liegt bis jetzt die Staatslenkung ob. Wie hätten wir früher, wo derartige Sympathieen noch nicht bestanden, wo man bei Hofe, in der Armee und im Volke nur Rachegedanken für 1866 (mit mehr Recht als bei Frankreich) erwarten durfte, wie hätten wir da auf Oestreichs wohlwollende Neutralität in einem stets wie das Damoklesschwert über unserm Haupte schwebenden Kriege mit Frankreich rechnen sollen? Die Haltung der Ungarn war selbst bei Ausbruch des Krieges bedenkenerregend, der Haß der Slaven gegen alles Deutsche offenkundig, das Verlangen der östreichischen Armee, Revanche zu nehmen, jedem bekannt. Die Leitung der Geschicke Oestreichs lag in einer Hand, deren Antecedentien nichts weniger als vertrauenerweckend waren, in der Hand eines aalglatten Diplomaten, bei dem das einzige Beständige im Wechsel die Principlosigkeit ist. Daß Frankreich beim Ausbruch des Krieges mit Bestimmtheit auf die Bundesgenossenschaft Italiens, Oestreichs und Dänemarks rechnete, ist durch mehrfache officiöse Kundgebungen von französischer Seite erhärtet; war es da ein Wunder, daß wir nicht gerade die entgegengesetzte Ansicht von den Velleitäten der östreichischen Regierung hegen konnten? Und wenn wir gewärtig sein mußten, daß Oestreich das Schwert uns in den Rücken bohre, dann konnten wir nur einen Theil unsrer Heeresmacht Frankreich entgegenwerfen, dann hatten wir in einem so geführten Kriege nichts zu gewinnen, nur zu verlieren; denn wir hätten uns wohl gegen beide Großmächte *wehren*, aber nicht in diesem Falle Frankreich *niederwerfen* und knebeln können.

So drängte uns die Haltung der östreichischen Regierung in die Arme Rußlands, um bei diesem Schutz für unsern Rücken zu suchen. Es ist dies nicht eine natürliche Alliance (wie etwa zwischen Deutschland und Oestreich); das deutsche Volk will zwar mit Rußland in Friede und Freundschaft leben, aber es hat noch niemals Geschmack an der Idee eines Bündnisses mit demselben gefunden. Der Panslavismus aber haßt das Deutschthum geradezu. Es ist mithin nur eine *diplomatische* Combination **ad hoc**, eine Combination, die, wie es scheint, beiden Theilen gute Dienste leisten wird, aber keine Verpflichtungen für die Zukunft begründet, keine Muthmaßungen für dieselbe erlaubt.

Die Aufgabe, den Krieg zwischen Frankreich und Deutschland zu localisiren, — eine Aufgabe, welche alle Großmächte mit dem Munde zu der ihrigen bekannten, — Rußland hat sie mit Herz und Hand ergriffen und erfüllt. Rußland ist es, dem die dänische Regierung es verdankt, daß sie es wagen durfte, den Velleitäten des Kopenhagener Pöbels Trotz zu bieten, der sie schon einmal in's Verderben gerissen, — Rußland ist es, dem es die Deutsch-

östreicher verdanken, daß sie eines zweiten Bruderkrieges, der zum Weltbrand geworden wäre, überhoben worden sind; denn wir wissen es wohl, daß die östreichische Regierung den böhmischen Landtag im Juli nur in der Hoffnung auflöste, durch denselben eine Majorität für den Krieg im Reichsrath zu bekommen, und daß sie ohne den russischen Alp dem Drängen der Hofkreise, der Armee und der Slaven nachgegeben haben würde. Rußland ist es, das durch diesen Druck auf Oestreich und Dänemark die Bemühungen der norddeutschen Diplomatie um die Neutralität Italiens erfolgreich machte, — Rußland, welches durch hinhaltende Scheinbetheiligung die Beust'schen Versuche zur Begründung einer Neutralitätsliga scheitern ließ, welche den Zweck haben sollte, Deutschland um die Früchte seiner Siege zu bringen. Rußland allein machte es uns möglich unsre Süd- und Ostgrenze fast gänzlich von Truppen zu entblößen, und den Feind durch unsre Uebermacht zu zerquetschen. Das alles verdanken wir Rußland, und niemandem sonst verdanken wir irgend etwas in diesem Kriege, — und was ist es denn so viel, was jenes als Gegendienst erwartet?

Rußland hat zwei Meere zur Verfügung, die Ostsee und das schwarze Meer. Zum Stromgebiet der Ostsee gehören Polen (dem aber die Weichselmündung fehlt), die Ostseeprovinzen, die nordwestliche Hälfte Lithauens und ein schmaler Strich Großrußlands. Zum Stromgebiet des schwarzen Meeres hingegen gehört die südöstliche Hälfte Lithauens, der südliche Theil Großrußlands, Kleinrußland, Südrußland, Podolien und Bessarabien. Sehen wir also von dem Wolga- und Ural-Gebiet ab, so gehört der bei weitem größere, fruchtbarere und klimatisch begünstigtere Theil des europäischen Rußlands zum Stromgebiet des schwarzen Meeres. Durch dieses (stets offene) Meer muß der natürliche Absatzweg der wichtigsten Producte Rußlands gehen, nicht durch die im Winter zugefrorene Ostsee, wohin eine kurzsichtige Politik den Schwerpunkt des Reiches zu verlegen gesucht hat. Schon wird die beabsichtigte Massenauswanderung vom Norden nach dem gesegneten Süden nur noch künstlich zurückgedämmt, bald wird der Volksinstinct diese Dämme durchbrechen. Am schwarzen Meere, nicht an der Ostsee liegt die Zukunft Rußlands und dies wird sich immer mehr herausstellen, je deutlicher bei steigendem Bahnverkehr dem Nordrussen die Vorzüge des Südens vor Augen treten, je mehr die russische Landwirthschaft den Reichthum des südrussischen Bodens ausnutzen lernt. Dieses Meer, die Basis seiner Zukunft, kann Nordrußland auf die Dauer sich nicht versperren lassen. So lange man noch Kriegsflotten zum Schutz der Handelsflotten für nöthig hält, so lange mußte man darauf gefaßt sein, daß es Rußlands unablässiges Bestreben sein würde, die Fesseln abzustreifen, deren Auferlegung es in einem Moment der Erniedrigung sich hatte gefallen lassen müssen. Glauben, daß Rußland seine Freiheit auf dem

schwarzen Meere auf die Dauer werde beschränken lassen, hieß so viel als glauben, daß ein Mensch sich das Athmen der Luft werde beschränken lassen, die sein Lebenselement bildet. Keinem denkenden Politiker konnte es zweifelhaft sein, daß dieser Artikel ein Provisorium sei, das nur so lange Bestand haben werde, als die Garantiemächte die Macht haben würden, über ihn zu wachen.

Diese Machtverhältnisse aber haben sich wesentlich verschoben. Würde der Krimkrieg heute ausbrechen, es wäre so gut wie sicher, daß die Westmächte ihre Hunderttausende von Menschen und ihre Millionen an Geld vergeblich opfern würden. Rußland verfügt jetzt über eine ungleich stärkere und bessere Armee als damals, die es sich seit 11 Jahren durch eine vollständige und jetzt beinahe vollendete Umgestaltung in einer der preußischen nahekommenden Weise geschaffen hat; es verfügt ferner über ein wenn auch noch unvollkommenes Eisenbahnnetz, das sein weites Gebiet durchzieht. Dem Wachsen der Ostmacht steht das Abnehmen der Westmächte gegenüber: England immer mehr in Krämerinteressen und seniler Lethargie verkommend, Frankreich in seiner tiefsten Erniedrigung. Kann es uns wundern, wenn das alte historische Gesetz sich von Neuem bewahrheitet, daß geschriebene Verträge nur so lange halten, als die Machtverhältnisse Bestand haben, deren Ausdruck sie waren? Der Rechtstheoretiker mag dieses Gesetz bedauerlich, der Geschichtsphilosoph mag es ersprießlich und förderſam finden, darauf kommt nichts an, sondern auf die Thatsache, daß es gegolten hat, so lange es eine Geschichte gibt, und ebenso lange gelten wird, gleichviel ob es sich um internationale oder um innere Verfassungsfragen handelt. Das historische Recht wird zum historischen Unrecht, sobald die Machtverhältnisse, zu deren rechtlicher Fixirung es dienen sollte, das geschriebene Wort Lügen strafen. Wohl dem im Niedergang begriffenen Theile, wenn er gutwillig zur Herstellung eines den nunmehrigen Machtverhältnissen entsprechenden Rechtes mitzuwirken bereit ist; andernfalls zwingt die Logik der historischen Entwickelung den aufsteigenden Theil zum formellen Bruch des geschriebenen Rechtes, um dem höheren Recht der thatsächlichen historischen Existenz Geltung zu verschaffen.

Die brüske Form der russischen Initiative ist es, welche fast mehr als der Inhalt der Erklärung verletzt hat. Ohne auf eine Untersuchung darüber einzugehen, ob ein formeller Rechtsbruch vorliegt oder nicht, kann man doch soviel sagen, daß jeder Versuch Rußlands, ohne vorherige Schaffung eines fait accompli auf dem Wege freier Vereinbarung zu der von ihm gewünschten Abänderung des Pariser Friedens zu gelangen, von vornherein dem non possumus der Garantiemächte gegenüber aussichtslos war. Giebt man dies zu (was freilich jetzt post festum die Garantiemächte nicht thun werden), so blieb Rußland gar keine Wahl, entweder die auferlegte Beschränkung weiter

zu tragen und dadurch sein Können mit seinem Wollen in einen Widerspruch zu setzen, der beinahe gegen die Pflicht der Selbsterhaltung verstieß, oder aber den so günstig vielleicht sich nie wieder darbietenden Augenblick zu benutzen und so zu handeln, wie es that.

Es bleibt nur noch übrig zu betrachten, welche weitere Folgen dieser Schritt haben kann, falls wir seinen Erfolg als gesichert ansehen. Eine Seemacht ersten Ranges wird Rußland im Pontus niemals entfalten; dies wäre baare Thorheit nach der geographischen Lage und der Größe seines Seehandels. Einen Handstreich auf Constantinopel zur See, von dem wohl mancher fabelt, halte ich vom strategischen Gesichtspunkte aus einer Macht gegenüber, die, wie die Türkei über eine der besten europäischen Armeen von 140,000 Mann Linie und 140,000 Reserven verfügt, für ein aussichtsloses Abenteuer, da die wenigen Tausend Mann, welche die russische Flotte zu tragen vermöchte, bald von einem türkischen Heere erdrückt sein würden. Auch ist die pontische Küste der europäischen Türkei kurz genug, um überall die umfassendsten Küstenvertheidigungs-Vorkehrungen zu treffen, von deren Wirksamkeit uns die Gegenwart überzeugt. Mit einem Wort: der russischen Flotte wird die Türkei sich immer allein erwehren können, der russischen Landmacht niemals. Deshalb wird das Schicksal der Türkei nur in Landschlachten entschieden werden, die möglicher Weise sehr weit von der Türkei abliegen werden.

In einer Pontusflotte liegt also durchaus keine Gefahr für die Türkei, sondern die Gefahr liegt im Angriff zu Lande. Die Oestreicher würden mithin erst dann Grund haben, unsern Absichten hinsichtlich russischer Unterstützung zu mißtrauen, wenn sie Veranlassung zu der Annahme hätten, daß Deutschland einer Erweiterung des russischen Gebietes im Südwesten seine Zustimmung ertheilen würde. Zu dieser Annahme berechtigt gar nichts, im Gegentheil hat Deutschland wohl Grund eine Machterweiterung Rußlands nicht zu wünschen, wenn es daran denkt, daß die guten Beziehungen der Gegenwart wesentlich auf gewissen Persönlichkeiten beruhen, und daß die Zukunft in Rußland sehr leicht einmal deutschfeindliche Parteien ans Staatsruder bringen kann. Deutschland würde also nur dann seine Zustimmung zu solchen eventuellen Plänen geben, wenn es zukünftig in eine Lage käme, in der es so großer Dienste von Seiten Rußlands so dringend benöthigt wäre, daß dieselbe um diesen Preis nicht zu theuer erkauft wären. Wenn das constituirte deutsche Reich mit gesicherter Westgrenze ohnehin stark genug erscheint, um eine derartige Hilfsbedürftigkeit für die Zukunft unwahrscheinlich zu machen, so lange Oestreich nicht zu unsern Feinden zählt, so liegt es doch, wenn ein solcher Fall einträte, ganz in den Händen Oestreichs, uns durch seine Unterstützung die russische Hilfe entbehrlich zu machen; es liegt in seinen

Händen, die fehlerhafte Politik in Zukunft zu vermeiden, deren bittre Früchte es jetzt erntet. Das deutsche Volk wird keinen Augenblick zögern in der Entscheidung, wenn es die Wahl hat zwischen einem Bündniß mit dem stammverwandten Oestreich und dem halbasiatischen Czaarenreich, sobald nur die östreichische Regierung eine Politik einschlägt, welche ihm dafür bürgt, daß die deutschfeindlichen Elemente in Oestreich für immer ihres Einflusses beraubt sind.

Das Resultat unserer Betrachtung ist also, daß Oestreich den Verdruß über Rußlands Auftreten sich selbst zuzuschreiben hat, da seine Fehler Preußen mit unausweichlicher Nothwendigkeit in Rußlands Arme treiben mußten, — daß es aber keinen Grund hat, aus dieser an sich unbedrohlichen Verbesserung in der Stellung Rußlands Besorgnisse für die Zukunft zu schöpfen, am allerwenigsten dann, wenn es künftig die Fehler seiner Vergangenheit vermeidet, und in ehrlicher Weise Deutschland entgegenkommt, das von dem Augenblick seiner Constituirung an nur darauf wartet, in die gebotene Rechte einzuschlagen.

E. v. H.

Acht Briefe von Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Die nachstehenden Briefe Mendelssohn's, in den Jahren 1834—39 an die kunstsinnige Gattin eines Leipziger Kaufmanns gerichtet, dessen Haus den in Leipzig wohnenden wie durchreisenden Musikern gastfreundlich offen stand, geben noch einige wohlthuend frische und warme Töne zu dem lebensvollen Bilde des liebenswürdigen Meisters, welches den Nachlebenden in den von Paul Mendelssohn-Bartholdy herausgegebenen Briefen und in Eduard Devrient's „Erinnerungen" überliefert ist. Weshalb in der Sammlung der Briefe, deren Herausgeber sie seiner Zeit eingesandt worden, keiner von ihnen Aufnahme gefunden hat, ist uns nicht bekannt. Wir möchten aber glauben, daß die fast zu peinliche Zurückhaltung, welche bei der Auswahl beobachtet worden zu sein scheint, überhaupt für eine Nachlese noch reiflichen Stoff übrig gelassen habe. Jedenfalls dürfen wir hoffen, mit der nachstehenden Veröffentlichung unsern Lesern eine willkommene Gabe zu bieten.

1.

Düsseldorf, den 19. November 1834.

Hochgeehrte Frau

Entschuldigen Sie die späte Beantwortung Ihrer freundlichen Zeilen, viele Geschäfte, und theils langweiliger, unangenehmer Natur hinderten mich

Tag für Tag daran. Ich eile nun Ihnen dafür zu danken und Ihnen zu sagen, wie sehr es mich freut daß Sie mir Ihr freundliches Andenken bewahren. Meine Adresse hier ist eben ganz einfach meinen Namen und den der Stadt Düsseldorf, denn ich bin auf der Post durch manche Schnellpostbillete, u. s. w. bekannt. Nur thut es mir leid, daß Ihr Brieflein so ganz kurz ist u. eigentlich nur nach der Adresse frägt, dann schließt, Sie sagen daß Sie vom Leipziger Musiktreiben schwiegen um mir keine unangenehme Minute zu bereiten — das verstehe ich kaum, denn daß sich nicht irgend etwas Erfreuliches davon sagen ließe kann ich mir doch nicht denken, und daß mir Ihre Beschreibung davon nur sehr angenehm und interessant sein kann wissen Sie wohl. Ich könnte wohl so was von hier eher schreiben, denn es ist doch ganz unglaublich kleinstädtisch im Rhein-Athen, wie die Rhein-Athener sagen (nämlich Düsseldorf) und wenn's Orchester nicht betrunken ist und sich prügelt, spielt es doch noch nicht mittelmäßig, und ich ermahne sehr zur Nüchternheit, und Friedlichkeit u. zum Tacthalten und zum piano — so umsonst, wie andre Prediger, sie fallen doch wieder unbarmherzig über sich und die Noten her. Aber von Ihrem musikreichen, tonangebenden Leipzig mit der Thomasschule und den Concerten und der Oper u. aller neuen guten Musik — da muß sich doch was Angenehmes erzählen lassen. Und so hoffe ich denn bald wieder mit einigen Worten von Ihnen erfreut zu werden, da Sie mir gewiß ein so großes Vergnügen nicht vorenthalten werden, und da es Ihnen, wie gesagt, unmöglich an Stoff fehlen kann, um einen jungen Einsiedler wieder in die Welt zu führen. An Hofrath Rochlitz habe ich selber geschrieben, und bitte Sie nur mich ihm bestens zu empfehlen, so wie Ihrem Herrn Gemahl, und die Hochachtung zu genehmigen, mit der ich bin

Ihr ergebener
Felix Mendelssohn-Bartholdy.

2.

Düsseldorf, den 10. Januar 35.

Hochgeehrte Frau

Empfangen Sie meinen besten Dank für Ihren freundlichen Brief; ich hatte schon einen Tag ehe ich ihn empfing den Tod Ihres Freundes*) durch die Zeitung erfahren, und mir gedacht, wie sehr ein solcher Verlust Sie schmerzen muß. Man weiß dann immer nicht, ob man sich freuen soll oder es bedauern, wenn man sich so kurz vor dem Scheiden noch wieder sieht oder kennen lernt, aber in jedem Falle würden Sie mich ganz erfreuen, wenn Sie mir, wie Sie es mir andeuten, einige seiner Sachen zuschicken wollten. Sie

*) Ludwig Schunke aus Stuttgart.

sagen, er hätte es gewünscht, daß ich sie sehen sollte, und so hoffe ich gewiß, daß Sie mir diese Freude machen werden. Ich hatte ihn immer als einen der talentvollsten Musiker in Ihrer Stadt nennen hören, und wenn in solcher öden, schlimmen Musikzeit dann noch die Besseren fortgenommen werden, so ist es für jeden Musiker doppelt traurig. — Vielen Dank für das viele Interessante was Sie mir über die Leipziger Musik erzählen; es scheint recht lebendig und regsam bei Ihnen herzugehen, aber das wundert mich, was Sie von meiner h mol Ouvertüre schreiben, daß sie am Ende schneller genommen wird, als im Anfang. Ist das vielleicht von da an, wo das animato steht? So werde ich wahrhaftig Seb. Bachs Meinung, der gar nichts über die Musikstücke schreibt, weder piano noch forte, denn ich dachte ein più stretto müßte sich da gar nicht hübsch machen, u. wollte eben nur das inwendige Vorwärtsgehen bezeichnen, das ich eben nicht anders als animato zu nennen wußte. Aber haben Sie das 2händige Arrangement dieser Ouvertüre gesehen, das ich vorgestern zu meinem größtem Schrecken hier antraf? Wenn ich das Stück auf diese Art spielen hörte, und nicht selbst der Componist davon wäre, so wollte ich auf ihn schimpfen wie ein Rohrsperling; auf der letzten Seite ist ein Baß, der ist so lahm und langweilig, wie der ächteste Murki. Ach à propos können Sie mir denn nicht irgend ein recht schönes, neues Musikstück für Clavier mit oder ohne Begleitung nennen? Sie sind ja dort an der Quelle. Ich habe zuletzt ein neues Heft Lieder von Loewe (der Bergmann), eine Phantasie auf Robert le diable von Chopin, Lieder von Hiller gesehn, — aber das hat mir alles gar nicht gefallen. Nun ich hoffe bald die Sachen von Schunke zu erhalten, u. habe eine wahre Sehnsucht nach einem recht guten neuen Musikstück, das ich kennen lernte. Von den Beethoven'schen Sonaten mit Violine ist eigentlich mein Liebling die aus c mol, die kommt mir weit über allen andern stehend vor. Da ist ein Schwung am Schluß des ersten Stückes, wie ich sonst kaum von ihm kenne (außer etwa den Schluß des ersten Stücks der 9ten Symphonie [d mol] der freilich an Schwung alles übrige in der Welt übertrifft) und dann gefällt mir das Thema des letzten Stücks auch nicht wenig, namentlich wenn's zuletzt, kurz vor dem Presto eintritt. Spielen Sie nicht auch zuweilen die Sonaten mit Violinbegleitung von Ihrem ehemaligen Cantor Bach? da ist die aus e dur und eine aus a dur, und aus f mol, die können sich auch sehen lassen. Ich wollte, Sie hätten den Anfang von der aus e dur von meinem Freunde Ritz*) spielen hören können; das war noble Musik; aber der ist nun auch schon lange nicht mehr da, und zweimal kommt dergleichen Ton nicht wieder. Aber leben Sie wohl, u. wenn Sie

*) Eduard Rietz.

können, so schreiben Sie mir bald mal wieder einige Zeilen u. erfreuen Sie dadurch
Ihren ergebnen
Felix Mendelssohn-Bartholdy.

3.

Düsseldorf, den 15. März 35.

Hochgeehrte Frau

Hundertmal habe ich Sie um Verzeihung zu bitten daß ich Ihnen auf Ihre so freundliche Sendung noch nicht geantwortet und gedankt habe. Martern aller Arten, d. h. Geschäfte aller Arten, nehmen mir meine ganze Zeit weg; entschuldigen Sie dies nur und nehmen Sie auch jetzt noch meinen sehr verspäteten Dank an. Durch die Sendung haben Sie mir eine sehr große Freude gemacht, indem Sie mir, freilich nun zu spät, eine neue musikalische Bekanntschaft verschaffen; an meisten sagt mir die Sonate zu, sie ist am ernstesten gehalten, auch scheint sie mir am unbefangensten; namentlich das erste Stück und das Andante, weniger das Scherzo u. letzte, wo mir der Clavierspieler, der die as-dur Variat. gemacht hat, wieder ein wenig heraussieht. Diese letztern haben mir allerdings nicht gefallen wollen, dagegen in den 4händigen Stücken sehr vieles wieder, und ich kann mir es denken, wie interessant es Ihnen gewesen sein muß, alle diese Sachen gleich nach Ihrem Entstehen zu hören, und wie viele schöne Erwartungen durch seinen Verlust unerfüllt werden mußten. — Darf ich Sie auch bitten, dem Herrn Schumann in meinem Namen vielmals für sein freundliches Geschenk mit den freundlichen Worten darauf vielmal und herzlich zu danken. Ich wünschte wohl, ich wäre auf ein Paar Tage in Leipzig um ihm mal zu sagen, wie vieles mir darin so wohl zusagt und gefällt, und dann wieder anderes nicht, so daß ich gewiß denke, er müßte meiner Meinung werden, wenn ich sie ihm recht sagen könnte. Zu meinen Lieblingen gehört No. 11 in f moll; nochmals bitte, danken Sie ihm recht sehr, und sagen ihm wie er mich erfreut hat. — Was hören Sie denn sonst Gutes Neues diesen Winter? Hier lebe ich wie die Lafontaine'sche Ratze, die sich in einen großen Käse zurückgezogen hat. Wenn ich esse, so sehe ich Leute u. außerdem reite ich spazieren und schreibe mein Oratorium *), das nun in einigen Wochen so Gott will fertig sein soll, und erfahre von der ganzen Welt nichts. Pfingsten werde ich das Musikfest in Cöln dirigiren, und dann wieder auf ein Paar Monat im Reich umherfahren, weiß selbst noch gar nicht, wohin. Nach England habe ich Lust, nach der Schweiz noch größre, u. zum Unglück muß mir gestern ein Bekannter schreiben, ob ich mit ihm eine Reise durch Spanien machen wolle, und das blose Wort Spanien macht mir schon die größte Lust. Wenn es

*) Paulus, erst 1836 in Leipzig beendet.

nur nicht gar zu weit wäre, und Musik ist gewiß ebensowenig in Spanien zu hören, wie in Düsseldorf. Dennoch kommt nächste Woche Bernhard Romberg her um Concert zu geben, ferner eine Brüsseler Clavierspielerin Mlle. Thémar, und ein Herr Lewy mit seinem chromatischen Waldhorn war vorige Woche da und hat dermaßen fis dur u. cis dur und b mol geblasen, und solche Tonleitern u. so lange Töne ausgehalten, daß allen Leuten der Athem verging und ihm auch zuweilen. Auch ein blinder Flötenspieler war da, u. vorgestern wurde der ganze Messias von lauter Dilettanten gesungen, wobei es Mordlärm, Zank und Streit gab (jedoch keine Prügelei). Eben sehe ich beim Durchlesen Ihres Briefs, daß Herr Schumann einen Bericht übers Musikwesen hier wünscht; Immermann wäre der letzte, der einen solchen geben könnte, da er alle Musik haßt, niemals welche hört u. hören mag, aber ich bin der vorletzte, denn wenn ich was Zusammenhängendes schreiben sollte, u. gar dabei denken, es würde gedruckt, so säße ich 14 Tage dran u. strich am Ende den Anfang wieder aus. Doch ist in Cöln ein Musikfreund Dr. Becher, der eine solche Darstellung gewiß gut und lebendig machen würde, und wenn Hrn. Schumann daran liegt und es ist ihm recht, so wollte ich es gern übernehmen, ihn zu solch einem Bericht aufzufordern. Hierauf bitte ich mir ein Paar Worte Antwort aus; aber nun liegt noch das weiße Stammbuchblatt vor mir, guckt mich an, und droht!

Gestern Abend habe ich ein kleines Stück aus fis mol*) auf dem Claviere gespielt, das will ich drauf schreiben, wenn ich aber ausstreichen muß, so halten Sie es mir zu Gute, und wenns nichts taugt ebenfalls, denn die ersten Tage gefallen mir alle meine Stücke sehr, u. ich wollte Ihnen gern etwas ganz neues, unaufgeschriebenes schicken. Also haben Sie viel Nachsicht u. leben Sie wohl und froh. Erfreuen Sie mich bald durch eine Antwort, wenns Ihre Zeit erlaubt.

Ihr ergebner

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

4.

Hochgeehrte Frau

Im Drange mancher Arbeiten und Geschäfte schreibe ich diese Zeilen eilig, da Sie auf Ihren freundlichen Brief eine schnelle Antwort verlangen. So gern ich auch ein Lied zu dem gewünschten Zwecke schickte so kann ichs nicht, weil ich nichts der Art liegen habe, das sich für ein Concert eignet, und ich muß auf das Vergnügen Verzicht leisten, einem Manne wie Sie mir Hrn. Uhlrich schildern gefällig zu sein. Es thut mir eigentlich sogar leid, daß meine cmol-Sinfonie in seinem Concerte gemacht werden soll, da

*) Als „Gondellied" im 2. Heft der „Lieder ohne Worte" mit einigen Aenderungen veröffentlicht.

dies Stück über 10 Jahre alt (op. 11) ist, und durchaus nicht in die Reihe meiner jetzigen Sachen paßt. Können Sie die Ausführung noch verhindern, so thun Sie mir einen Gefallen, können Sie es nicht, so wird es Ihnen ein Leichtes sein auf eine oder die andere Art unter Ihren Bekannten es zu sagen, daß diese Sinfonie op. 11 ist, d. h. daß sie von einem Jungen gemacht ist, der kaum 15 Jahr war, daß sie seit 6 Jahren beim Verleger lag, daß Sie vor 7 Jahren schon einmal in Leipzig in den Concerten aufgeführt worden ist etc. Es wäre mir lieb, wenn das im Publicum vor der Aufführung bekannt würde, u. wenn Sie es veranlassen können, würden Sie mir einen Gefallen damit thun, weil mir das Stück wirklich kindisch vorkommt. Es wäre sehr schön und liebenswürdig von Ihnen, wenn Sie zum Musikfest kämen, ich glaube es wird ein ausgezeichnet schönes Fest werden; aber auf das Vergnügen mit Ihnen darauf in die Schweiz zu reisen muß ich doch leider verzichten, da mich meine Verbindungen hier bis Mitte Juli auf jeden Fall, vielleicht noch länger festhalten, und es sogar zu meinem großen Leidwesen wieder unbestimmt ist ob ich überhaupt reisen kann. Ein Abstecher nach Cöln zum Fest würde für Sie gewiß der Mühe werth sein, und ich glaube kaum, daß Sie ihn bereuen würden. Der Händel in der ursprünglichen Gestalt mit Orgel durchgehends begleitet neben seinen 3 Trompeten, Pauken etc. in Fülle, u. der neue Cherubini sind gewiß gute Belohnungen für einen Umweg. — Daß aber in Seb. Bachs Sonaten manche Stücke so sind, als seien sie heut gemacht, darin bin ich durchaus nicht Ihrer Meinung. Ich wüßte nicht, von wem? Nun leben Sie wohl u. verzeihen Sie die Eile und den kaum Brief zu nennenden Brief Ihres

ergebnen
Felix Mendelssohn Bartholdy.

Düsseldorf den 10. April 35.

5.

Düsseldorf den 17. Juli 35.

Hochgeehrte Frau

Längst schon hätte ich Ihnen für Ihre freundlichen Zeilen und das mich so ehrende und erfreuende Gedicht, das Sie mir geschenkt, meinen Dank gesagt, aber das unangenehmste Hinderniß hielt mich davon ab. Meine Eltern waren wie Sie wissen von Cöln aus mit hierher gereist, wir lebten hier sehr vergnügt, sahen uns in der Gegend um und alles ließ sich zu einem lustigen Sommer an, da wurde meine Mutter in Folge der ihr ungewohnten Anstrengungen, und namentlich aus Schreck über einen Fall des Wagens der bei einer Landparthie umgeworfen wurde, so gefährlich krank, daß wir im ersten Augenblick das Schlimmste fürchten mußten. Seitdem besserte sich es aber, Gott sei Dank zusehends, und nun ist sie wieder so weit hergestellt,

daß wir an die Abreise von hier denken können. Aber wir nehmen nun wie natürlich den geradesten Weg nach Berlin, machen nur kleine Tagereisen, und ich begleite die Eltern nun nach Berlin um mich selbst von der guten Ankunft und der Vorsicht auf der Reise überzeugen zu können. Sie werden sich denken, welch eine sorgenvolle Zeit das war, und mich deshalb gewiß entschuldigen, daß ich erst heute Ihnen für all Ihre Freundlichkeit und Güte, die sich wieder in dem Brief u. in dem Gedicht aussprach, danken kann. Ich hoffe das aber bald mündlich thun zu können, denn nach einem Brief des Herrn Dörrien ist es nothwendig, daß ich wenigstens 4 Wochen vor Anfang der Concerte in Leipzig eintreffe, und so werde ich dann schon gegen Ende des künftigen Monats in Ihrer Stadt ankommen. Musik gemacht habe ich natürlich in dieser Zeit fast gar nicht, nur hin und wieder an meinem Oratorium etwas weiter geschrieben. Auch mit dem Briefschreiben geht es nicht, wie Sie diesen Zeilen ansehen werden, u. um so weniger, als ich die Aussicht habe, in kurzem Ihnen alles mündlich besser zu sagen, als ich hier schriftlich andeuten könnte. Leben Sie also bis dahin wohl; grüßen Sie Ihren Herrn Gemahl vielmal, und sein Sie beide für alle Freundlichkeit beim Musikfest vielmal bedankt. Sollten Sie mir etwas mitzutheilen haben, ehe ich nach Leipzig komme, so bitte ich an Herrn A. Mendelssohn-Bartholdy in Berlin zu adressiren. In ein Paar Wochen auf Wiedersehen.

Ihr ergebner

Felix Mendelssohn Bartholdy.

6.

(Leipzig, ohne Datum.)

Hochgeehrte Frau

Dürft ich mir die Freiheit nehmen, und würden Sie mir ohne Gêne erlauben können morgen Abend zu Ihrer Musik einen jungen Mann vom Rhein, der die Kunst sehr liebt u. eifrig treibt, u. dem viel daran liegt hier etwas Gutes zu hören, bei Ihnen einzuführen? Sein Name ist Lenz (aus Coblenz) da er erst gestern hier angekommen ist so möchte ich ihm gern einen hübschen Begriff vom Leipziger Musikwesen beibringen u. daher meine Frage, die mit einer ganz aufrichtigen Zeile zu beantworten ich Sie bitte. Stets Ihr ergebner

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

7.

Hochgeehrte Frau

Wie freundlich und liebenswürdig haben Sie uns heut früh wieder überrascht mit den schönen Aepfeln, die wir Morgens beim Hereintreten im zierlichsten Korbe fanden, das ganze Zimmer voll Duft. Haben Sie tausend Dank daß Sie und Ihr Herr Gemahl unsrer so freundlich gedacht u. sich

unsrer Vorliebe für diese herrlichen Früchte noch erinnert haben. Wenn ich sie so dastehn sehe, ist mirs als müßte ich Herrn Voigt sehr beneiden; wo schickt denn Donizetti oder Pacini jemals einem Collegen*) so was Gutes? Nichts als Arien, die oft gar nicht gut schmecken, mit Würmern darin, keine guten frischen Aepfel dabei. Nochmals schönsten Dank; den meinigen u. den meiner Frau; heut oder morgen hoffe ich Ihnen noch mündlich dasselbe zu wiederholen.

Stets Ihr ergebener Felix Mendelssohn Bartholdy.

Leipzig, d. 8. Nov. 1838.

8.

Horchheim bei Coblenz den 6. Aug. 1839.

Hochgeehrte Frau

Diesen Morgen empfing ich durch einen Freundesbrief von Leipzig die Nachricht, daß Sie so leidend und von Krankheit heimgesucht wären, und deshalb ein Bad besuchen müßten. Ich weiß nun zwar kaum, ob diese Zeilen Sie wieder dort treffen, doch kann ichs mir nicht versagen dieselben an Sie zu richten, um Ihnen zu sagen, wie sehr herzlich leid mir die unvermuthete Botschaft von Ihrer Krankheit thut, wie ich Ihnen Besserung und Rückkehr Ihrer vorigen guten Gesundheit von Herzen wünsche. Ich war vor einigen Tagen in Ems und als ich da alle die Badegäste auf und ab spazieren sah, habe ich mir gedacht, wie langweilig ein solcher Aufenthalt für einen lebendigen Geist sein muß, und dennoch waren die Leute zufrieden, wenn damit Genesung erkauft werden konnte; so bin ich auch überzeugt, daß Ihr jetziger Aufenthalt für Sie zwar ein sehr unangenehmer sein muß indeß wenn er Ihnen die Gesundheit wieder bringt, und Sie neu kräftigt u. stärkt, dann lassen Sie sich gewiß die Lange und längste Weile dabei nicht leid werden. Können Sie denn wenigstens Clavier spielen? Das müßte die größte Entbehrung für Sie sein, wenn Ihnen auch dieser Genuß versagt wäre. Und doch weiß ich nicht, ob Sie nicht vielleicht besser thäten, ihn sich für eine Zeitlang zu versagen, da es doch wohl sehr angreift und gerade bei einer Badekur nicht zuträglich sein kann, wenn man sich so ganz und gar in eine Sache vertieft und dafür begeistert. Dazu sind ja wohl die Gesellschaften und Conversationen in den Bädern erfunden, wo von Vertiefung ebensowenig die Rede ist, als von Begeisterung; vom Wetter schon mehr. Um dem Beispiel zu folgen, will ich aber den Sommer loben, u. sagen, daß ich mich wenig so ununterbrochen herrlicher erinnre. Können Sie denn die schönen Tage und Abende wenigstens im Freien genießen? Wir haben hier am Rhein, u. die beiden vorigen Monate in Frankfurt uns recht in

*) Die Aepfel waren dem Geber von einem Geschäftsfreunde aus Italien zugeschickt worden.

der schönen Gegend herumgetrieben u. auf Spaziergängen und -fahrten uns wohl sein lassen. Der Wald bei Frankfurt und die Hügel hier rings umher wissen von uns zu erzählen. Doch müssen wir jetzt dran denken uns auf den Rückweg zu machen, u. gedenken nach einem kurzen Aufenthalt in Bingen u. Frankfurt etwa in 14 Tagen wieder in Leipzig einzutreffen. Ich habe übernommen in der ersten Woche des Septembers ein Musikfest in Braunschweig zu dirigiren; so angenehm u. ehrenvoll das auch sein mag, so thut mir's diesmal doch leid, da es zwingt den hiesigen Aufenthalt abzukürzen, und jedesmal wenn ich im schönen Sommer vom Rhein weg, und nördlich gehen muß, will mirs im Anfang gar nicht schmecken. (In jedem Sinne, denn Trauben und Obst sind hier gar zu schön). Als Gegengift glaube ich hat der liebe Gott die Musiker in hiesiger Gegend wachsen lassen; die tragen eben nicht zur Anmuth des Landes sehr wesentlich bei; da wird mirs immer ganz wohl und heimisch, wenn ich mit unsern Norddeutschen zusammenkomme u. musicire, u. nichts von Zank u. Streit u. Eifersucht u. antediluvianischen Klatschgeschichten zu hören bekomme. Einen Mann wie Klengel, so grundehrlich u. grundmusikalisch, können Sie in hiesiger Gegend in keinem Orchester finden, und gegen den Herbst hin bekomme ich ordentlich zuweilen eine Sehnsucht nach dem Leipziger Musiktreiben. Wenn uns nur David dort bleibt; ich habe sehr viel von seinem Bleiben in England hören müssen, u. einige dortige Freunde schrieben mir sogar und verlangten ich solle ihre Wünsche ihn dort zu fesseln mit ihnen theilen! So uneigennützig bin ich aber doch nicht, u. im Gegentheil will ich bei meiner Rückkunft alles anwenden, was ich vermag, damit er uns erhalten werde. Ich habe allerhand Neues die Zeit her componirt, was ich Ihnen, wie ich hoffe, bald vorspielen kann, namentlich ein Trio für Piano Violin u. Cello ein Heft 4stimmiger Lieder im Freien zu singen, einen Psalm, Fugen etcaetera animalia. Ich hatte mir viel mehr für den Sommer vorgesetzt, aber das Spazierengehen! aber das Baden! aber das far niente! da thut man gar nichts am Ende.

Ich habe nun genug geplaudert, vielleicht zu viel schon für Sie. Doch zerstreut es Sie vielleicht in einer langweiligen Stunde meine Zeilen zu lesen, u. so können sie immer hinwandern. Mögen sie Sie in der Besserung und in frohem, gesunden Muth wieder antreffen.

Mit besten Grüßen Ihrem verehrten Herr Gemahl u. der kleinen Ottilie bin ich stets Ihr ergebner

Felix Mendelssohn Bartholdy.

Aus Schwaben.

13. November.

Auf den 5. December sind die Wahlen zu der neuen würtembergischen Kammer ausgeschrieben, welcher die zu erwartende Vereinbarung von Versailles zur Genehmigung vorgelegt werden wird. Ausdrücklich zu diesem Zweck sind die Neuwahlen angeordnet worden. Aus der Tiefe des allgemeinen Stimmrechts soll die Zustimmung zu dem künftigen Bundesverhältniß geschöpft werden. So gestalten sich die Wahlen zu einem untrüglichen Gradmesser, wie das würtembergische Volk sich heute zu der Frage der deutschen Einheit stellt. Allbekannt und unvergessen ist, wie es sich bis zum Juli d. J. zu dieser Frage stellte. Welchen Eindruck hat der nationale Krieg mit seinen Opfern, seinen Erfolgen und seinen Zielen auf die Bevölkerung des Schwabenlandes gemacht, ist der alte Trotz durch die rühmliche Waffengemeinschaft aufgeweicht, sind langgenährte Vorurtheile und Befürchtungen vor den klaren Thatsachen gewichen, hat sich der Haß in Liebe gewandelt? — Darauf sollen die Wahlen des 5. December Antwort geben.

Leichter als irgendwo scheint es in Schwaben den Puls der öffentlichen Meinung zu fühlen und ein ganz bestimmtes Urtheil über die vorherrschende Stimmung des Landes zu gewinnen. Denn der Schwabe ist gewöhnt, den Gang der Ereignisse mit häufigen Meinungsäußerungen zu begleiten, in welchen er sich mit sich selbst und mit den Ereignissen auseinandersetzt. Was er glücklich in sich verarbeitet hat, davon gibt er alsbald Kunde, die Welt soll nicht im Zweifel gelassen werden, wie die Geister am Nesenbach von den Begebnissen des Tages berührt sind. Schon in gewöhnlichen Zeiten vergeht kein Jahr, ohne daß mehrfach die eine wie die andere Partei theils in ihren Führern, theils in größerer Masse sich zusammenthut, um ein erneutes Bekenntniß ihrer politischen Gesinnung abzulegen, oder das bisherige an den Thatsachen zu messen, wofern nicht das Andere und Häufigere geschieht, daß nämlich die Thatsachen vielmehr nach dem Bekenntniß gemessen werden. Die Zwischenzeit aber verstreicht nicht, ohne daß einzelne Gau- oder Bezirksversammlungen zur Stärkung der Gleichgesinnten dienen und dafür sorgen, daß die Schlagwörter der Partei nicht in Vergessenheit gerathen. Sind die Zeiten bewegter, so wird der Beschluß gefaßt, die sogenannte Landesagitation zu veranstalten, wozu die Mittel stets vorräthig auf Lager liegen. In der Hauptstadt wird dann eine Parole ertheilt, ein bündiges Formular wird in die Provinz hinaus verbreitet, überall werden Versammlungen gehalten, die nach Anhörung einiger mehr oder weniger beliebter Redner besagtes Formular gleichfalls einstimmig adoptiren.

Ist in den Städten die Arbeit gethan, so pflanzt sich, schwächer werdend, doch hundertfältig, das Echo in die Landgemeinden fort. „Land auf, Land ab“ ist die Bewegung im Gang, daß einem Demokraten das Herz im Leibe lacht, und die Zeitungen ermangeln nicht, getreulich zu berichten, daß auch die wackeren Bürger von Mezingen oder Bezingen sich der allgemeinen Agitation angeschlossen hätten. Es ist schon eine feierlichere Nuance, wenn für diese Beschlüsse auch Unterschriften eingesammelt werden, welche urkundlich die Personen binden und ihnen irgend welche, leichter oder schwerer genommene, moralische Verpflichtung auferlegen. Hat nun eine solche Agitation ihren Rundgang vollendet, so treten die Statistiker der betreffenden Partei auf und ermangeln nicht, durch sorgfältiges Addiren zu erhärten, daß so und so viele Tausend freie schwäbische Männer der einmüthigen Ueberzeugung sind, daß u s. w. Zuletzt geschieht es, daß wiederum in der Hauptstadt eine allgemeine Versammlung gehalten wird, welche gleichsam das Facit aus der Landesagitation zieht, und die Einzelbeschlüsse noch einmal in einen Gesammtbeschluß zusammenfaßt, der sich auf die Stimme des ganzen Landes stützt. Und sollen auch die letzten Mittel erschöpft werden, so wird beschlossen, eine Adresse mit dem fraglichen Landesgravamen durch eine Deputation dem Landesvater persönlich zu überreichen, der dann die Deputation an seinen Minister zu verweisen pflegt, wofern er nicht deren Besuch überhaupt für überflüssig hält, in welchem Fall die Adresse wenigstens als untadeliges kalligraphisches Kunstwerk dem königl. Kabinet übergeben wird, zuweilen mitsammt jenen Tausenden von Unterschriften in Natura, was dann einem patriotischen Buchbinder Gelegenheit zur Entfaltung seiner höchsten Künste gibt. Dieser ganze nicht unerhebliche Apparat von jener einfachen Urresolution an durch alle ihre Metamorphosen bis zum feierlichen Schlußact ist eine spezifische Eigenthümlichkeit des schwäbischen Landes, er gehört zu unseren Sitten und Gewohnheiten. Man hat in unsern Nachbarländern rechts und links, zumal in klerikalen Kreisen, dasselbe Recept zuweilen für einen sogenannten Adressensturm benutzt. Aber jedenfalls ist es ausschließlich in Süddeutschland verwendbar. In Ostpreußen oder Westfalen würde man ohne Zweifel sehr verwundert sein, wenn Jemand auf den Gedanken käme, diese Gewohnheit der „politisch entwickelteren“, süddeutschen Brüder dorthin zu verpflanzen. Ist auch das Contingent an Linie und Landwehr, das Würtemberg bis jetzt zu stellen Willens und im Stande ist, ein verhältnißmäßig bescheidenes, so ist es dafür beflissen, diesen Mangel durch um so zahlreichere Volksversammlungen und Resolutionen jederzeit auszugleichen.

Käme es nun blos auf diesen Apparat öffentlicher Kundgebungen an, so müßte allerdings gesagt werden, daß sich die Stimmung in Würtemberg ganz entschieden umgewandt hat, und daß sie heute ebenso eifrig

national ist, als sie bis zum Kriege eifrig antinational war. Denn die deutsche Partei hat sich redliche Mühe gegeben, jenen unvermeidlichen Apparat für die gute Sache in Bewegung zu setzen, und einen ganz erklecklichen Erfolg damit erzielt. Es ist deswegen auch schon das würtembergische Volk ob dieser plötzlichen Sinnesänderung nicht wenig belobt und anerkannt worden. Schien es doch eine Zeit lang, als ob eine stürmische Begeisterung des Landes sich bemächtigen wolle, die alle Parteien mit sich fortreiße. Und allerdings steht fest, daß die Führer der demokratischen und ultramontanen Partei es für räthlich hielten, jenen Kundgebungen nichts in den Weg zu legen; sie ließen sie unbekümmert geschehen und hüllten sich in Schweigen. Ruhig ließen sie den ersten Sturm der Begeisterung vorüberbrausen und schienen auch keine Notiz davon zu nehmen, daß ihre Anhänger auf dem Lande anfingen in bedenkliche Bahnen zu gerathen. Es kam nur darauf an, im rechten Augenblick wieder einzugreifen. Seit der Ausrufung der Republik in Paris begann ganz allmählich das Geschäft, Gift in die Freude über unsre Siege zu träufeln. Mit vieler Kunst wurde die Bearbeitung des Volkes ins Werk gesetzt, das die Vorstellung von Frankreich als dem Erbfeind allmählich wieder mit den Gefühlen für das Brudervolk vertauschen sollte. Einige Vorsicht war immerhin während der Kriegsdauer geboten, doch konnte sich das Blatt Carl Mayer's immer Stärkeres erlauben, es sparte weder hohe noch heuchlerische Sentimentalität, um die Wirkung des gewaltigen Kriegssturms auf das Volk zu dämpfen und niederzuhalten. Die kurze Kammersitzung ist dann von den Führern jener Parteien dazu benutzt worden, um zu verkündigen, daß sie die Alten geblieben seien, und heute angesichts der Wahlen zeigen sich die Parteien gegenseitig die alten, wohlbekannten Gesichter. Die Adressenbewegung für den Anschluß an den nordd. Bund ändert daran nur wenig. Es lag ihr der ehrlichste Wille zu Grunde und sie ging unstreitig aus den besten Kreisen der Bevölkerung hervor. Allein es ist wiederholt die Bemerkung gemacht worden, daß eine solche Colportage der öffentlichen Meinung, wenn sie auch in die Breite noch so sehr sich ausdehnt, doch nicht eigentlich in die Tiefe des Volksgeistes hinabzusteigen pflegt. Die große Masse bleibt von ihr unberührt und öffnet weder der einen noch der andern Partei ihr Innerstes. Das allgemeine Stimmrecht ist zuletzt souverän und kümmert sich wenig um die unterschriebenen Adressen. Wir fürchten, daß man zu viel behauptete, wenn von einer gänzlichen Umstimmung Würtembergs die Rede war, und wollen uns zwar sehr gern durch den Ausfall der Wahlen eines Besseren belehren lassen, möchten aber doch bei Zeiten vor ungemessenen Erwartungen warnen.

Der Wahlkampf ist im Gang, und aufrichtig gesagt, die Nachrichten aus den verschiedenen Bezirken dürften besser sein. Weit bleibt die öffentliche

Meinung zurück, hinter dem, was man gerechterweise als Rückschlag eines solchen Krieges erwarten könnte. Wenig ist zu spüren von einem großen Zuge, der durch's Volk ginge, und der jetzt doppelt lebhaft sich zeigen müßte, wenn eine gründliche Umwandlung durch mächtige Eindrücke bewirkt wäre. Auf die erste Aufwallung ist vielfach wieder Mattherzigkeit gefolgt, und kleine mißmuthige Bedenken auf den Jubel, der nach Wörth und noch nach Sedan Alles fortreißend hervorbrach. Und doch ist hier zu Land die Freude an den Triumphen der deutschen Heere weniger als anderswo verkümmert durch die Trauer um zahlreiche Verluste. Jetzt vollends, wo die Wahlen das Interesse wieder den Angelegenheiten des eignen Landes zuwenden, scheint Alles in die ausgetretenen, kaum verlassenen Geleise zurückzukehren, und wenn die Wahlprogramme auch die deutsche Frage, den Abschluß des Verfassungswerks, selbstverständlich in den Vordergrund rücken, so fehlt doch viel, daß dies in der Masse der Bevölkerung wirklich durchschlüge. Wiederum erlebt man die wohlbekannten erbaulichen Scenen. Erst kommen alle möglichen anderen Rücksichten privaten und localen Charakters, dann erst die politischen und nationalen Interessen. Man pflegt bei dem Candidaten zunächst die Frage zu stellen, ob er in dem Bezirk ansässig oder gebürtig ist, ob er sonst welche Beziehungen hat, ob er ihm zu einer Eisenbahn zu verhelfen vermag. Dann aber gilt es die gewichtige Rivalität zu tilgen zwischen den einzelnen Städtchen und Theilen eines und desselben Wahlbezirks, denn der „hintere Bezirk" hat meist viele andere Neigungen und Ideen als der „vordere Bezirk", und diese Fehden sind um so schwieriger beizulegen, als in der Regel alles unter sich ebenso verfeindet, als verwandt und vervettert ist. Selten, daß eine Candidatur allein durch das politische Programm eines bewährten Charakters entschieden wird.

Immerhin ist vorauszusehen, daß die Physiognomie der nächsten Kammer eine wesentlich andere sein wird, als die der aufgelösten. Vielfach haben sich die Abgeordneten der demokratischen Richtung mit ihren Unglücksprophezeiungen, die so handgreiflich widerlegt sind, die Gunst ihrer Wahlbezirke verscherzt, einige derselben sind auch, weil der Strich der Zeit einmal gegen sie ist, freiwillig von einer Candidatur zurückgetreten. Aber man besorgt, daß dies nicht in wünschenswerthem Maße den Candidaten der deutschen Partei zu gut kommen werde. Ihre Anzahl wird durch die Neuwahlen voraussichtlich verstärkt werden, aber schwerlich erheblich, und einige der bisherigen Abgeordneten dieser Partei sind sogar in Gefahr ihre Sitze zu verlieren. Dies allein zeigt, daß das Volk bei seinem angeblichen Umschlag sehr vorsichtig zu Werke geht. Es ist allerdings in seinen bisherigen Ansichten erschüttert, es ist unsicher geworden, und in dieser Lage wendet es sich zwar von der einen Seite ab, aber es sträubt sich auf die andere Seite zu treten: vielmehr

sucht es sich an die Autorität der Regierung anzuklammern, welche mitten inne steht. Es traut den Einen nicht mehr, den Andern noch nicht, und so denkt es gleichmüthig, daß die Regierung es gut machen werde. Der Ueberdruß an den demokratischen Uebertreibungen einerseits und die lang genährte Abneigung gegen die „Preußen“ andrerseits, treibt das Volk in die Arme der Regierungscandidaten; wir werden zur Abwechslung eine vorherrschend gouvernementale Kammer erhalten.

Nun ist dies gegenüber der aufgelösten Kammer allerdings ein Fortschritt; der schlimmste Particularismus, das radicale Philisterium, wird seine Herrschaft verlieren. Auch sind unter den zahlreichen Regierungsbeamten, deren Candidatur durch die Luft schwirrt, manche sehr schätzenswerthe Kräfte und aufrichtig national gesinnte Männer. Daß so die künftige Kammer mit der nöthigen Zweidrittelsmehrheit den Anschluß an den Bund genehmigen werde, ist kaum zu bezweifeln. Eine Gefahr liegt nur darin, daß die Regierung auf alle Fälle an dieser Kammer eine Stütze finden wird, auch wenn sie ihr ein anderes politisches Programm vorlegen würde. Eine nationale Mehrheit wäre für sie ein moralischer Drücker, und diesen sucht sich die Regierung offenbar fernzuhalten.

Es ist im Augenblick durchaus kein Grund vorhanden, an den redlichen Absichten der würtembergischen Regierung und speciell ihrer beiden Unterhändler im Hauptquartier zu Versailles zu zweifeln. Alles läßt hoffen, daß der Anschluß an den Bund zu Stande kommt. Aber es ist doch nicht zu verkennen, daß die wahrscheinlich gewordene Weigerung Bayern's, dem Bund beizutreten, unerwartete Schwierigkeiten auch für Würtemberg noch im Schooße trägt. Thatsächlich ist in den letzten Jahren die würtembergische Politik immer durch die bayrische mitbestimmt worden, und als im Juli der König Ludwig sich wider den Rath seiner Oheime und wider das Drängen der Patriotenpartei für das Festhalten am Allianzvertrag entschied, war die Sache auch für Würtemberg entschieden. An demselben Tag, als die Kunde davon aus München kam, gab die würtembergische Kammermehrheit ihren Widerspruch auf. Und so wäre denn auch bei uns der Eintritt in den Bund ganz glatt abgelaufen, wenn in Versailles zugleich Bayerns Anschluß erzielt worden wäre. In diesem Falle hätte man sogar vielleicht auf die Zustimmung der antinationalen Parteien rechnen können, gerade so wie sie einstimmig die Mittel für den Krieg votirten und kürzlich abermals weitere Mittel für denselben verwilligten. Ohne Zweifel hätten sie sich dann begnügt, wieder mit einer ihrer beliebten motivirten Abstimmungen ihr particularistisches Gewissen zu salviren. Allein der Abfall Bayerns ermuthigt auch die Gegner in Würtemberg und verleiht ihnen die Möglichkeit, wieder eine eigentlich oppositionelle Stellung einzunehmen; sie gewinnen damit eine wirkliche Basis auf der sie

den Kampf in der Wahlagitation wie im Ständesaal aufnehmen können. Das wird ihnen nun nichts helfen, wenn die Regierung fest an ihrem bisherigen Standpunkte hält und es ihr auch ferner gelingt, einflußreiche Gegenwirkungen im Schach zu halten. Die Frage ist nur, ob nicht die letzteren an der Haltung Bayern's unerwartet wieder eine Stütze finden und einen letzten Anlauf versuchen. Und für diesen Fall ist es wirklich ein Unglück, wenn die nächste Kammer nicht eine charaktervolle nationale Mehrheit aufweist.

Eine Lehre ist aus diesem zähen Widerstand, der noch mehr im Volke seinen Sitz hat, als in der Regierung, unschwer zu entnehmen: im Frieden wäre es uns nimmer gelungen, die Einheit zu vollenden, und wir haben den Krieg zu preisen, auch wenn er uns nicht die volle Einheit schafft, wenn er sie auch nur um ein gutes Stück weiterführt. Unter diesen Umständen ist das Unglück zu ertragen, wenn es nicht gelingen sollte, den ganzen Süden auf einmal in die Bundesgemeinschaft hineinzuziehen. Bis der letzte widerstrebende Staat kommt, ist der übrige Süden um so gewisser in den Bund eingewöhnt, und es vollzieht sich auch in diesem Stadium wieder das Gesetz unsrer nationalen Entwicklung, das vom Kern des preußischen Staates aus, je nach ihrer Reife, die übrigen deutschen Länder dem deutschen Staate gewinnt.

γ.

Kriegsbericht.

Die deutsche Verfassung und die Aussicht auf Frieden.

Nach längeren Verhandlungen ist es gelungen, zu Versailles den Eintritt der Südstaaten in den deutschen Bund zu sichern. Die Verträge mit Baden und Hessen sind unterzeichnet und liegen bereits dem Bundesrath zu Berlin vor, auch mit Württemberg ist abgeschlossen, mit Bayern verabredet, die Unterzeichnung der Verträge soll demnächst zu Berlin stattfinden. Der Abschluß erfolgte in der Weise, daß den Verträgen mit Baden und Hessen ein Verfassungsentwurf zu Grunde gelegt wurde, welcher die vereinbarte Verfassung des norddeutschen Bundes in wichtigen Punkten modificirt, zugleich mit Rücksicht auf Bayern und Württemberg. Ueber diesen neuen Verfassungsentwurf wurden mit den einzelnen Staaten besondere Verträge geschlossen oder punctirt, welche für die Großherzogthümer Baden und Hessen im Ganzen die Stellung schaffen, welche die Großherzogthümer des Nordbundes haben: Disposition über das

Offiziercorps, über die militärische Verwaltung und das Commando durch den Bundesfeldherrn, Uebernahme von Post und Telegraphie durch den Bund. Der Vertrag mit dem Königreich Württemberg sichert diesem etwa die militärischen Privilegien von Sachsen, der mit Bayern dem Vernehmen nach außer der bayrischen Souveränetät in dem Heereswesen noch einige weitere Zugeständnisse und in der Diplomatie und sonst einige besondere Ehrenrechte. Baden und noch mehr Württemberg, am meisten Bayern haben in ihren Steuereinnahmen — Getränksteuern — Besonderheiten behalten; die ganze Organisation sieht verschachtelt und ungleichmäßig aus. Einige dieser Privilegien sind zur Zeit nothwendig und in der Ordnung; — wenn wir mit dem Zutritt der Südstaaten warten wollen, bis sie in ihrer Außenstellung ihre Steuergesetzgebung nach unserm Modell umgeformt hätten, so könnte lange Zeit vergehen. Andere Privilegien einzelner Südstaaten sind große Mißstände, für welche keine andere Entschuldigung anzuführen sein wird, als die, daß sie unvermeidlich waren. Auch einzige Verfassungsänderungen schneiden tief in das Leben des neuen Staats, so die Beschränkung des Bundesoberhaupts im Recht über Krieg und Frieden; eine andere ist abenteuerlich, die itio in partes und theilweise Abstimmung nach Landschaften für Bundesrath und Reichstag in Fragen, welche nicht den ganzen Staat, nur einzelne Landschaften angehen. Für den Bundesrath ist solches Votiren eines Theils allerdings leichter möglich, obwohl nicht ohne Bedenken, für den Reichstag ist es eine große Gefahr und ein Widerspruch gegen das Wesen nationaler Vertretung. — Hat der norddeutsche Bundesrath die Verträge und die Verfassungsänderung angenommen, so werden sie dem jetzt versammelten Reichstag zur Vereinbarung vorgelegt. Es ist wahrscheinlich, daß die Ueberreichung der Verträge mit Württemberg und Bayern folgen wird, sobald die Verträge mit den Großherzogthümern, welche zu weniger Bedenken Veranlassung geben, und die Nothwendigkeit der stipulirten Verfassungsänderungen dem Reichstage unvermeidlich erschienen sind. Offenbar wird das ganze neue Haus ein sehr unregelmäßiger Bau mit manchen seltsamen Thürmchen und unzugänglichen Zimmern. Wir Deutsche wußten das wohl, denn wir haben ihn mühsam zwischen den scharfen Winkeln bestehender Rechte und Ansprüche aufrichten sehen. Aber es ist junge fröhliche Kraft, welche davon Besitz nimmt, wir werden uns einrichten, einzelnes Unerträgliche bald beseitigen, und ihn allmählich in Frieden zu einer guten Wohnung machen. Und dem Grafen Bismarck wird allseitig guter Wille entgegenkommen, das irgend Leidliche seiner Verträge anzunehmen. Was uns als das Bedenklichste für die Zukunft erscheint, das ist die Beschränkung der Obmacht des Bundesfeldherrn in Bayern und Württemberg. Denn grade dem bayrischen Heerwesen thut eine gründliche Einführung der norddeutschen Zucht am meisten noth. Freilich, dieser Hauptmangel

der neuen Verträge wird von dem Obercommando der deutschen Heere grade jetzt wahrscheinlich nicht ganz so bedauert, wie von der nationalen Partei. Und zwar aus einem praktischen Grunde. Preußen ist zur Zeit, nach den Verlusten dieses Krieges, gar nicht im Stande, einen wesentlichen Theil der Talente seines Officiercorps an Bayern und Württemberg abzugeben. Hat doch schon, wie verlautet, die bevorstehende Uebernahme der badischen und hessischen Division wohlbegründete militärische Erwägungen veranlaßt. Erst nach einer Reihe von Jahren wird die junge Soldatenkraft, welche dieser Krieg bildet, in höheren Stellen die Erfahrung und Ausbildung erhalten haben, welche wieder einen Ueberschuß von organisirenden Talenten gibt. Unsere guten Compagnieführer und Stabsoffiziere müssen zuerst für unser Heer ergänzt werden.

Der Krieg zog sich durch die letzte Woche in Gefechten hin, welche zum Theil den Charakter des kleinen Krieges weisen, in welchem nicht Feldherrnkunst und die Tapferkeit disciplinirter Massen, sondern kluge Einfälle, List, Gewandtheit der Einzelnen und der Zufall helfen und schaden. Die Massenerhebung Frankreichs, welche Gambetta forderte, ist nicht erfolgt, einzelne eifrige Orte oder Landschaften kommen zu spät und unkräftig, um an den großen Resultaten des Krieges noch ändern zu können. Seit die Vereinigung der drei Corps des Prinzen Friedrich Karl mit der Armee des Großherzogs von Mecklenburg erfolgt ist, drängt das deutsche Heer in langer Linie die Loirearmee und ihren Anhang von Paris ab, die Hauptstadt leidet an der Auszehrung und ihre Ergebung wird in unserem Hauptquartier als nahe bevorstehend betrachtet. Es ist merkwürdig, daß die Pariser nichts so sehr entmuthigt hat, als das Gefecht bei Le Bourget am 30. October. Aus allen Zeitungen, Briefen, Aussagen Einzelner ist das zu entnehmen. Sie hatten einen Tag Zeit gehabt, in dem Orte, der ohnedies unter dem Feuer ihrer Geschütze liegt, sich feste Positionen zu schaffen, sie hatten von ihren Kerntruppen hinausgesandt, und ein guter Theil der Pariser war Zuschauer des Kampfes, von dem sie eine Niederlage unserer Truppen sicher erwarteten. Aber die Geschütze des Fort Aubervilliers, die Barrikaden, die Kerntruppen in gedeckter Stellung, alles erwies sich wirkungslos gegen die unübertreffliche Tapferkeit und musterhafte Gefechtsführung der 2. Gardedivision Budritzki. Als die Franzosen in wilder Flucht nach der Stadt zurückstürzten, wurde den Zuschauern das Herz schwach. Auch Trochu hat seitdem den Muth verloren, die große Truppenmasse, die er organisirt, zu einer Sprengung des Belagerungsringes zu verwerthen. Jetzt darf man wohl aussprechen, daß diese Möglichkeit bis vor wenig Tagen vorhanden war, und daß unsere Generalstabsoffiziere die letzten Wochen in einer gewissen Nervenspannung durchlebt haben. Es waren 300,000 M. Truppen in Paris gegen wenig mehr als 200,000 Deutsche in dem Belagerungsheer. Die Besatzung von Paris ist nicht zu jeder Art von Felddienst

brauchbar, aber sie war in der ungeheuren Mehrzahl noch nicht geschlagen, sie war erhitzt und hatte Grund genug, in einem Kampf sich einzusetzen. Daß ihnen der Sieg geblieben wäre, darf ein Deutscher bezweifeln, aber ein Erfolg und vielleicht ein zweiter lagen gar nicht außer der Möglichkeit. Es ist bezeichnend, daß dieselbe Partei, welche dem Marschall Bazaine so wilde Verwünschungen nachschleuderte, weil er mit einem geschlagenen und entmuthigten Heer vor Metz keinen Ausbruch gewagt hatte, selbst vor derselben Aufgabe muthlos stillsteht. Jetzt ist die Zeit verpaßt, seitdem schließen zwei andere Armeen, im Norden Manteuffel, im Süden Prinz Friedrich Karl die Hauptstadt durch neue militärische Linien von Frankreich ab. Sogar der Vorstoß der Loirearmee und das Treffen bei Coulmiers vermochten den Entschluß zu einem großen Unternehmen den Parisern nicht zu geben. Und doch war damals der letzte Moment, um noch einen Erfolg zu erringen.

Jenes Rückzugsgefecht v. d. Tann's hat viel Staub aufgerührt, bei den Franzosen wie bei uns. Das bayrische Corps stand entfernt von der Hauptarmee, in exponirter Stellung, die durch das Terrain und die Lage des Belagerungsheers nothwendig geworden war. Wenn v. d. Tann, wie wir aus dem Bericht eines talentvollen zugeordneten Offiziers vom Generalstab der III. Armee, des Hauptmann Karnatz, wissen, auf Unterstützung nicht rechnen konnte und die Ueberlegenheit des Gegners wohl kannte, so handelte er jedenfalls als ein kühner Soldat, daß er ihm doch entgegenging, um seinen Rückzug zu sichern. Er hielt mit 12,000 Mann gegen das Gros einer Armee von 60,000 Mann sieben Stunden Stand, verlor dabei ca. 650 Mann und erreichte es dadurch, unbelästigt seinen Rückmarsch auszuführen. Dieser verhältnißmäßig geringe Verlust in einem Rückzugsgefecht, das von 10 Uhr bis 5 Uhr dauerte, beweist sowohl die guten Dispositionen des bayrischen Generals, als daß der Angriff der Franzosen nicht mit höchster Kraft erfolgte.

Es sieht allerdings so aus, als ob der Kampf in Frankreich durch Ermattung des Gegners zu Ende gehen sollte. Aber Krieg ist wie ein Waldbrand auf dürrer Haide; so lange er nicht bis auf den letzten Funken getilgt ist, mag er plötzlich wieder heftig auflodern, wo man es am wenigsten erwartet.

Unterdeß sind die beflissenen Vermittelungsversuche der Neutralen zu merkwürdig günstiger Stunde durch das Aufrühren der orientalischen Frage gedämpft worden. Gern gibt man sich der Hoffnung hin, daß die brüske Lossagung Rußlands von den demüthigenden Bestimmungen der Verträge, welche das schwarze Meer Kriegsschiffen verbieten, keinen anderen Krieg, als den diplomatischer Noten zur nächsten Folge haben werde. Dennoch darf man sich gegen die folgenschwere Bedeutung dieses ersten Schrittes nicht verblenden. Er ist gegen den Bestand der europäischen Türkei gethan und er wird offenbar von der Türkei selbst, wie von England und Oestreich so verstanden. Wir dürfen jetzt hoffen, daß der deutsche Staat fertig wird, bevor im Orient die Krisis eintritt. Und wir könnten ruhig dort die Geschicke sich vollenden sehen: die Türken durch die Russen verdrängt, und Rußland durch die neue Stellung am Bosporus auf dem Gipfel seiner Macht, in neuen Gegensätzen zu Europa und in der Gefahr, durch die Menge der disparaten Elemente, welche es umschließt, zerrissen zu werden. Aber dort im Osten stehen zwei alte Häuser zusammen, neben der Türkei Oestreich, und wie für dieses neue Stützen gefunden werden sollen, wenn durch die Slaven das osmanische Reich niedergelegt wird, das vermögen wir nicht zu sehen.

♀

Verantwortlicher Redacteur: **Alfred Dove.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

An das Publikum.

Inmitten des ruhmvollsten Krieges, welchen unsere Geschichte aufzuweisen hat, und gerade in dem Augenblicke, wo Deutschland die neue Ordnung seines einheitlichen Staatswesens begründet, geht die Redaction dieser Blätter in andere Hände über.

Seit mehr als zwanzig Jahren — in einem dreißigjährigen Zeitraume des Bestehens — haben die Grenzboten die nationale Einheit Deutschlands unter Preußens Führung angestrebt, die jetzt ihrer Erfüllung entgegengeht. Seit einem Menschenalter sind sie ununterbrochen der Anwalt der freiheitlichen Forderungen gewesen, welche der moderne deutsche Staat um seiner Existenz und seines inneren Friedens willen zugestehen muß, von denen ein guter Theil schon durch die Verfassung und Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes verwirklicht ist, der andere Theil in der künftigen gesammtdeutschen Gesetzgebung seiner Anerkennung entgegensieht.

In einer Zeit, wo die übergroße Mehrzahl der Deutschen dieses von den Grenzboten in sonnigen und trüben Tagen, bald im Bunde, bald im Widerspruch mit der öffentlichen Tagesmeinung, bewahrte politische Programm mit freudiger Zustimmung begleitet, kann der Verlagshandlung der Grenzboten nichts ferner liegen als die Absicht, in der bewährten politischen Tendenz des Blattes irgend eine grundsätzliche Aenderung eintreten zu lassen.

Die Verlagshandlung glaubte ihr entschiedenes Festhalten an dem nationalen und liberalen Programm der Grenzboten schon in der Wahl der Persönlichkeit des künftigen Redacteurs kennzeichnen zu müssen, und ist überzeugt, daß die politische Gesinnung und parlamentarische Parteistellung des künftigen Redacteurs:

Herrn Dr. jur. **Hans Blum**, Rechtsanwalt in Leipzig
und Mitglied des Reichstags

den verehrten Mitarbeitern und Lesern die volle Garantie dafür bietet, daß die Grenzboten auch in Zukunft ihrer bisherigen politischen Richtung vollkommen treu bleiben werden.

Noch in einer besonderen Beziehung werden dabei die **Grenzboten** ihre Ueberlieferung festhalten. Sie sind niemals nach irgend einer Seite abhängig, niemals einer politischen Partei ausschließlich botmäßig gewesen. Sie werden die Freiheit ihrer Ueberzeugung auch in Zukunft wahren und das Organ einer Partei bilden, die heute in unseren Parlamenten dem Namen nach noch nicht existirt, sondern erst im Geiste, die aber zweifellos in dem neuen deutschen Staatsgebäude sich bestimmt ausscheiden, und unter den anderen Parteien hervorragen wird durch die Zahl ihrer Anhänger, staatsmännischen Tact und deutsche Gesinnung: **Die große nationale Mittelpartei.**

Schon die kurze Geschichte des norddeutschen Parlamentarismus und des deutschen Zollparlaments gibt zu erkennen, was wir meinen. Kaum eines der wichtigeren Gesetze, welche beide Versammlungen zu Stande brachten, ist das Werk **einer** der heutigen Parteien. Fast stets konnten die doctrinären Velleitäten der äußersten Rechten und Linken nur durch ein einmüthiges Zusammenstehen der gemäßigten Fractionen gebrochen, wichtigen Gesetzen nur durch patriotische Resignation und durch weise Compromisse der Abschluß gesichert werden. Nichts hindert, daß diese Vereinigung aller vorzugsweise national gesinnten Politiker in Deutschland, welche bisher zumeist die Noth zusammenführte, im künftigen Parteileben eine dauernde werde; zumal, wenn der ganze Süden Deutschlands in eine weit engere Verbindung, als in bloße Zoll-, Handels- und Waffengemeinschaft mit dem Norden tritt, und wenn den socialen Agitatoren des Nordens die heimathlose Schaar der Römlinge des Südens in dem gemeinsamen Widerstand gegen das feste deutsche Staatsgefüge sich verbündet. Nur durch diese feste Aneinanderschließung aller nationalen Elemente in Süd und Nord — mögen sie nun Nationalliberale, Freiconservative, Altliberale u. s. w. im Norden, bairische und hessische Fortschrittspartei in Baiern und Hessen, deutsche Partei in Würtemberg und Baden heißen — wird die Partei auch die politische Stellung gewinnen, die sie bisher häufig vergeblich erstrebte, diejenige nämlich: Dem leitenden deutschen Staatsmann als Stütze und Bundesgenosse zu dienen. Erst wenn die nationalen Politiker in Süd und Nord sich dauernd und fest verbündet haben, wird jene wunderliche Erscheinung aus unserem parlamentarischen Leben verschwinden, daß diejenigen als die zuverlässigsten Freunde der Bundesregierung sich geriren und angesehen werden, die daheim in Preußen mehr als einmal die Entwicklung des Bundes zu hintertreiben suchten.

Die **Grenzboten** werden an ihrem Theile dahin streben, diese Entwicklung der deutschen Parteiverhältnisse sobald als möglich zu verwirklichen. Sie werden daher allen Gleichstrebenden, welcher der heutigen Parteien immer sie angehören mögen, offen stehen. Sie werden dagegen allem entgegentreten, was diesen Entwicklungsgang verzögern oder durch Verschärfung der heutigen Parteigegensätze unter naturgemäß zusammengehörigen Elementen erschweren könnte.

Jahre — Jahrzehnte vielleicht werden vergehen, ehe der Ausbau der deutschen Verfassung und Gesetzgebung, die jetzt in Angriff genommen wird, zum

Abschluß gelangt. Bis dahin werden die politischen Probleme der Zeit durchaus das Interesse der Deutschen an ihrem Staatsleben erfüllen, und den Grenzboten den reichsten und vielseitigsten Stoff und Inhalt bieten. Die Grenzboten werden aus dieser doppelten Rücksicht — aus Gründen des Raumes und aus Rücksicht auf das vorzugsweise politische Interesse der großen Mehrzahl ihrer Leser — sich eigentlich religiöser Polemik verschließen. Dagegen werden sie in maßvoller Weise stets berichten über religiöse Bewegungen, die sich mit den politischen oder socialen Strebungen der Zeit so eng vermischen, daß sie davon nicht getrennt werden können.

Während die Verlagshandlung diese Bemerkungen über die politische Tendenz der Grenzboten unter der neuen Redaction für nöthig hielt, um vielfach verbreitete irrige Gerüchte zu widerlegen, begnügt sie sich hinsichtlich der anderen Seite des Grenzbotenprogramms, rücksichtlich der Literatur und Kunst mit der Versicherung, daß auch auf diesem Gebiete dieselbe Fürsorge der Behandlung und dieselbe Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit der Auswahl obwalten wird, als bisher.

So möge denn die alte Gunst den Grenzboten auch in Zukunft bewahrt bleiben, und der Leserkreis derselben sich stetig erweitern!

Leipzig, im November 1870.

Fr. Ludw. Herbig.
(F. W. Grunow.)

Leipzig. Hüthel & Legler.



Thorwaldsen und die neuere Bildnerkunst.

Inmitten dieser kriegerischen Tage ward uns das friedliche Andenken eines großen Künstlers wachgerufen; es waren am 19. November hundert Jahre, daß Thorwaldsen geboren wurde, der Begründer der modernen Plastik. Wir in Deutschland haben ein besonderes Recht, des dänischen Meisters mit Ruhm zu gedenken, wir dürfen ihn in gewissem Sinne den unseren nennen. Seine Kunst hatte mit der Geschichte unserer neuern Cultur einen nahen Zusammenhang, sie empfing von dem Geiste unserer classischen Epoche maßgebende Einflüsse, die Lehre Winckelmann's, die eigentliche Quelle der Classicität dieses Zeitalters, wurde in Thorwaldsens Werken mit schöpferischer Kraft lebendig. Die Heimath des Künstlers, Dänemark, entbehrte bis auf ihn einer selbständigen Kunstgeschichte und jeder bedeutenden künstlerischen Tradition. Erst mit dem Augenblick, wo der Sohn des scandinavischen Nordens in den Zusammenhang jener großen, von Winckelmann angeregten Gedankenbewegung eintrat, erst in Rom, das damals, wie später noch einmal, eine Colonie deutschen Culturlebens bildete, begann seine eigentliche künstlerische Entwickelung, erst hier wurde er zu dem, als den wir ihn kennen. Ohne Anmaßung darf deshalb die deutsche Kunstgeschichte seinen Namen in ihre Denkbücher verzeichnen.

Die moderne Plastik hat seit den Tagen Thorwaldsen's mannigfache Wandlungen durchlaufen, gegenwärtig ist sie von ganz unmittelbaren Einflüssen seiner Kunstweise nur in vereinzelten Fällen berührt, nur selten wird ein Künstler der Gegenwart Neigung haben, den Stil Thorwaldsens sich ganz unbedingt zum Muster zu machen. Rigoristische Vertreter der classischen Ueberlieferung müssen eine solche Gesinnung für häretisch erklären, eine liberalere Kritik gesteht dem herrschenden Drang, die strengen Regeln der Sculptur zu lockern und freiere Formen zu gewinnen, seine Berechtigung zu. Aber auch sie, wenn ihr der künstlerische Maßstab nicht abhanden gekommen, muß erkennen, welche Gefahren die ungebundnere Bewegung einer kühnen und warm erregten Phantasie bedrohen, wie leicht diese die feine Linie überschreitet, welche das Künstlerische vom Unkünstlerischen trennt. Die Erinne-

rung an Thorwaldsen kann der gegenwärtigen Richtung der Sculptur zu heilsamer Orientirung dienen, sie vor Verirrungen schützen. Denn seine Werke sind gleichsam ein anschaulicher Kanon der Plastik, sie verwirklichen die Gesetze dieser Kunstgattung mit einer Strenge, die zuweilen selbst den Charakter der Härte und Herbigkeit annimmt.

Groß und einzig ist Thorwaldsen's Stellung in der Geschichte der Plastik. Um die ganze Bedeutung seines Verdienstes zu ermessen, muß man sich den Zustand der Sculptur in der seinem Auftreten vorangehenden Epoche vergegenwärtigen. Der Name Bernini's bezeichnet das Verhängniß jener maßlosen Anarchie, die am Beginn des 17. Jahrhunderts über dieses Kunstgebiet hereinbrach. Der Malerei, die damals wie früher zur Zeit der classischen Renaissance die herrschende und tonangebende Kunst war, hatte sich seit der Restauration des Katholicismus eine empfindsam gereizte, leidenschaftlich effectvolle Stimmung bemächtigt. Ihren aufregenden Wirkungen strebte Bernini um jeden Preis Concurrenz zu machen, er spannte die Sculptur zu Leistungen an, die ihrer Natur auf das vollständigste widersprechen und den Genius der Plastik gleichsam gemißhandelt auf der Tortur zeigen. Jene Stimmung, die in der Malerei einzelne Erscheinungen von eigenthümlichem Reiz und selbst von hohem künstlerischen Werth hervorzurufen vermochte, führte nothwendig, indem sie mit roher Absichtlichkeit dem widerstrebenden Wesen der Plastik aufgedrängt wurde, zu einem Manierismus der verwerflichsten Art; es zeigte sich, wie dies grobe Vergehn an den Gesetzen der Kunst zugleich ein ethisches Gebrechen war, der Mangel an ursprünglicher Wahrheit der Empfindung. In den ungestüm aufgeregten Gruppen der Berninischen Schule, aus denen alles plastische Gleichgewicht verschwunden ist, in den verwegenen Körperwendungen, in den aufgebauschten, wild flatternden Gewändern, mit denen die bekannten Sculpturen dieser Richtung renommiren, erscheint der rein äußerliche Effect als das höchste Ziel der Kunst. In den Ausdruck der religiösen Ekstase mischt sich ein niedrig sinnliches Raffinement, das Gefällige wird zum Lüsternen und Gezierten, das Heroische zu pathetischer Prahlerei. Ein forcirter Naturalismus der Darstellung, wie er der Plastik, die mehr als jede andere Kunst auf ideale Bildungen angewiesen ist, am meisten widersteht, läßt diese falsche Grazie und hohle Großartigkeit nur um so widriger erscheinen. Die Formen werden ins Schwammige und Weichliche verzärtelt oder als verkörperte Kraftphrasen in bombastischen Musculaturen aufgeschwellt. Weit entfernt von einem derben und schlichten Realismus suchte diese Sculptur vielmehr, nach Winckelmann's Worten, „die aus der niedrigsten Natur entnommenen Formen gleichsam durch Uebertreiben zu veredeln; ihre Figuren sind wie der zu plötzlichem Glück gekommene Pöbel.“ Das Maß des Ungeheuerlichen, der künstlerische

Widersinn, der in der Vorstellung einer plastischen Reproduction Rubens'scher Gestalten liegt, wurde in den Sculpturen Bernini's in der That erreicht.

Dieser maßlose Manierismus, in dessen Verirrungen häufig sehr ausgezeichnete Talente ihre Kräfte verschwendeten, verbreitete sich von Italien über alle kunsttreibenden Länder Europas und gedieh besonders in der üppigen Atmosphäre Frankreichs, wo im Jahrhundert Ludwig's XIV. Puget mit seinen theatralischen Bravourstücken Bernini noch überbernisirte. Nur in wenigen Ausnahmen, namentlich in den Werken Schlüter's in Deutschland, zeigte sich während dieser Epoche, die bis weit in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hineinreichte, ein gesundes plastisches Gefühl. Vergleicht man eine Statue Thorwaldsen's mit einer Arbeit aus der letzten Zeit dieser barocken Sculpturverwilderung, so möchte man für unmöglich halten, daß so völlig entgegengesetzte Erscheinungen zeitlich so nahe neben einander entstehen konnten. „Thorvaldsen; c'est l'inconnu" ist ein mehrfach citirtes Wort Napoleons, und in der That, beschränkt man den Blick auf die Vorgängerschaft des Meisters im Gebiet seiner Kunst, so kann die geistige Herkunft desselben wie ein Räthsel erscheinen, die Gesammtheit seiner Werke wie eine proles sine matre creata.

Die geschichtlich vorbereitenden Momente für Thorwaldsen's epochemachende Wiederherstellung der Plastik liegen wesentlich in anderen Zusammenhängen; das Wichtigste, auf das wir schon hingedeutet, war die große Erkenntniß, welche Winckelmann's tiefsinnige Erklärungen der alten Kunst dem Jahrhundert eröffnet hatten. Die Nebel der barocken Vorstellungen, welche die antike Welt umlagerten, hatte der Hauch seines Geistes gelichtet, sein offenbarendes Wort hatte das Gefühl aufs Neue erschlossen für die stille Größe und hohe Einfalt der hellenischen Kunst. Aber nicht sogleich war das neue Kunstevangelium auch künstlerisch in bedeutender Weise fruchtbar geworden. Was die Malerei betrifft, so läßt zwar Mengs, der vertraute Freund Winckelmann's, in der Art seiner Formengebung die läuternden Einflüsse einer richtiger angeschauten Antike nicht verkennen; aber er erhebt sich nur wenig über jene kühle Nachahmung classischer Formen, welche in den Arbeiten noch geringerer Talente die ganz abstracte Idealität einer matten und leeren Schönheit und eine völlige Entfremdung von der eigentlichen Aufgabe der Malerei zur Folge hatte. In der Sculptur ist Canova eine dem Mengs sehr verwandte Erscheinung. Obgleich von entschieden größerer künstlerischer Begabung als dieser und lebhafter, als jeder andere zeitgenössische Plastiker, von den Einwirkungen der neuerwachten Antike berührt, bleibt er doch noch stark in den Manieren der Zopfkunst befangen. Eine gewisse elegante und kokette Classicität ist der vorherrschende Charakter seiner Werke, und wenn es ein Irrthum wäre, Mengs als den Anfänger einer

neuen Kunstperiode zu bezeichnen, so ist es kaum ein geringerer, Canova, wie dies häufig geschieht, zu einem solchen zu erheben. Indem er vor dem ersten selbständigen Werke Thorwaldsen's, vor der Statue des Jason, die großartige Neuheit ihres Stiles bewunderte, hat er selbst diese Ehre bescheiden von sich abgelehnt.

Mit dem ganzen Ernst einer tiefen Künstlernatur sann zu derselben Zeit Asmus Carstens dem Geheimniß der classischen Schönheit nach, jener merkwürdige Mann, der von seinem Zeitalter verstoßen, verurtheilt von den Muckern der akademischen Zunft, durch eine geringe Anzahl einfacher Zeichnungen ein Reformator unserer Kunst geworden ist. Der Einfluß, den dieser edle, einem wahrhaft tragischen Verhängniß erliegende Künstler auf Thorwaldsen ausgeübt, ist nicht leicht zu überschätzen. Auf die gesammte bildende Kunst gingen von jenen scheinlosen, allen blendenden Reiz verschmähenden Zeichnungen heilsame, neubelebende Wirkungen aus, der künstlerische Formensinn überhaupt wurde durch sie nicht blos rectificirt, sondern geistig veredelt; in vorzüglichem Grade mußten sie aber der Plastik ersprießlich werden, da sie selbst aus einer mehr plastisch als malerisch denkenden Phantasie hervorgingen. Für Thorwaldsen wurden die Carstens'schen Darstellungen recht eigentlich eine Schule des reinen Stils, viele derselben hat er zu wiederholten Malen copirt und noch in späterem Alter hat er pietätvoll bekannt, wie Großes er dem edlen Meister zu verdanken gehabt.

Man darf behaupten, daß das Studium der Carstens'schen Werke für Thorwaldsen hauptsächlich der Weg war zu jener tieferen, zuerst durch Winkelmann wiedergewonnenen Auffassung des classischen Alterthums. Sein Jason, bei dem sich selbst in Einzelheiten die vorbildlichen Einflüsse des Carstens'schen Argonautenführers nachweisen lassen, trat als die erste stolze Verwirklichung des an der Antike neu erwachten künstlerischen Geistes mit überraschender Vollendung in die Welt der modernen Plastik. Neben dem schwülstigen und ausschweifenden Manierismus der Barocksculpturen, neben ihrem gespreizten und prätentiösen Wesen erscheint diese Statue mit dem Adel ihrer kräftigen Formen, mit ihrer großartigen Anspruchslosigkeit in der That als eine neue Offenbarung der Kunst. Die plastische Gediegenheit, die jener früheren Epoche abhanden gekommen, war mit diesem Werke wiedergefunden, kein Rest der malerischen Ausartungen, von denen noch Canova nicht frei ist, haftet der Statue an.

So sehr aber Thorwaldsen schon in diesem Werke im Vollbesitz seiner Kraft erscheint, so sicher er schon jetzt über die Mittel der Plastik verfügt, so lassen die nachfolgenden Werke doch noch eine höhere Steigerung und Verfeinerung seines künstlerischen Sinnes erkennen, eine noch innigere Vertrautheit mit dem Wesen der antiken Plastik. Das lebhafte Interesse, das Thorwaldsen damals den

eben erst entdeckten frühgriechischen Sculpturen widmete, muß in dieser Rücksicht von besonderer Bedeutung erscheinen. Zu derselben Zeit, wo in Rom die naiven Gemälde der vorraphaelischen Epoche einen Kreis begeisterter Schüler um sich versammelten, studirte Thorwaldsen die äginetischen Bildwerke. Es war bei jenen Malern kein antiquarisches Interesse, was ihre Betrachtung an die Meister des Quattrocento fesselte, sie fühlten sich vor den Werken derselben sympathisch ergriffen von dem Zauber einer noch im Werden begriffenen Kunst. Die Jugend der Empfindung, die hier noch stammelnd mit dem Ausdruck ringt, erfüllt ihre Werke mit dem Hauche einer wunderbaren Geistesfrische. Nicht Befriedigung, wohl aber fruchtbarste Anregung kann dem productiven Sinn die noch unentwickelte Schönheit einer solchen primitiven Kunst gewähren. Aehnlich, wie jene Maler den unfertigen Werken des 15. Jahrhunderts gegenüber, mochte Thorwaldsen in Bezug auf jene altgriechischen Sculpturen empfinden. Gerade das Studium ihrer gebundenen Formen, die den Geist der griechischen Plastik gleichsam noch in spröder Knospe zeigen, mochte ihn so tief in das Wesen derselben eindringen lassen. Ein Beweis, wie lebhaft ihn der eigenthümliche Reiz dieser Werke beschäftigte, ist die Statue der Hoffnung, jene anmuthige Imitation des archaischen Stils, in der er die Verschlossenheit desselben nur wenig zu freieren Formen löste. Aber auch die zwei vollendetsten seiner Statuen, die um dieselbe Zeit entstanden, der Mercur und der Hirtenknabe, sind bei aller künstlerischen Freiheit der Bewegung von einer Strenge der plastischen Form, von der man annehmen darf, daß sie in der Phantasie des Künstlers wesentlich mit durch das Studium jener Ursprünge der griechischen Plastik befestigt wurde.

Mit Recht ist gesagt worden, daß niemals ein Künstler der griechischen Antike so nahe gekommen, wie Thorwaldsen in diesen beiden Werken. Es ist das nicht zu viel behauptet, selbst wenn man die Plastiker der Renaissance mit in Vergleich zieht. Die Genialität eines Michelangelo, die raphaëlische Anmuth eines Andrea Sansovino sprechen sich in plastischen Formen aus, die zu den Mustern der antiken Plastik ein ähnlich freies Verhältniß zeigen, wie die Formen der Renaissancebauten zu denen der antiken Architectur. Die ganze Auffassung des classischen Alterthums, das überdies fast nur in der römischen Modification bekannt war, hatte im Zeitalter der Renaissance einen stark subjectiven Charakter, und die Kühnheit persönlicher Originalität zeigte sich den antiken Typen gegenüber vielleicht nirgends größer, als in Michelangelo's Sculpturen; in der That brauchten die Nacheiferer dieses gewaltigen Geistes in der Richtung des von ihm betretenen Weges nur einen Schritt weiter zu gehen, um das, was bei ihm großartig erscheint und den Stempel genialer Berechtigung, trägt, in das künstlerisch Unerlaubte, in

manieristische Willkür zu verwandeln. Wenn aber die bedeutenden Sculpturwerke der Renaissance beweisen, daß man bei freierer und kühnerer Behandlung der antiken Formen Schönes und Großes schaffen und den allgemeinen Stilgesetzen genügen könne, so zeigte Thorwaldsen, daß man diese Formen mit Strenge zu reproduciren vermöge, ohne in kalte Nachahmung zu verfallen. Hierin beruht das Eigenthümlichste seiner Erscheinung. Die Naivetät, mit der er sich in die Anschauungs- und Gefühlsweise der Antike hineinlebte, hat etwas Wunderbares und ist wohl einzig zu nennen in der Geschichte des modernen Geistes. Die mythologische Welt der griechischen Phantasie war seine eigentliche Heimath, und es ist natürlich, daß er von hier in das Gebiet der christlichen Vorstellungen nicht mit völliger innerer Freiheit überzugehen vermochte. Seine christlichen Sculpturen, so groß ihre plastischen Vorzüge sind, lassen eine tiefere Gemüthswärme, den Ausdruck eines von dem Gegenstand lebhaft ergriffenen Gefühls in der That vermissen.

Den Höhepunkt plastischer Vollendung, den der Mercur und Hirtenknabe bezeichnen, hat Thorwaldsen in späteren Werken kaum wieder vollständig erreicht. Bei der fast unübersehbaren Menge der ihm übertragenen Arbeiten beschränkte er sich häufig auf den Entwurf eines nicht streng detaillirten Modells, dessen Ausführung er einem seiner zahlreichen Schüler überließ, ohne sie immer genau überwachen zu können; die Massenhaftigkeit der Production, bei der der Reichthum plastischer Erfindungsgabe immer bewunderungswürdig bleibt, führte in manchen Werken eine Monotonie des Ausdrucks und Flüchtigkeit der Formenbehandlung mit sich, die dem Betrachter das Gefühl einer gewissen Leere zurücklassen. Am schönsten bewährte sich Thorwaldsen's Meisterschaft während dieser Zeit in der Reliefdarstellung, deren eigenthümliche, seit den Tagen der griechischen Plastik am meisten in Vergessenheit gerathene Gesetze von ihm geradezu aufs Neue entdeckt wurden. In dieser Gattung der Bildnerkunst,[1] welche vor Allem die reine Schönheit der Linie und, jeden Realismus der Raum- und Formenbehandlung ausschließend, bis zu gewissem Grade eine nur schematisch andeutende Darstellungsweise fordert, bewegt sich Thorwaldsen mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit und vollendeter Sicherheit des künstlerischen Geschmackes. Vom Alexanderzuge bis zu den kleinen anakreontischen Reliefs, die mit stilvoller Schönheit den Reiz anmuthiger Gelegenheitsgedichte verbinden, sind die Darstellungen dieser Art Muster ihrer Gattung. Die Porträtdarstellung lag nur wenig in der Richtung seiner Kunst. Unter seinen Denkmalstatuen, die das Charakteristische fast immer verallgemeinern, ohne es ideell zu vertiefen, wüßten wir nur eine einzige, die wenig bekannte Porträtsstatue der Gräfin Barèatynska, die wirklich mit dem unergründlichen Reize individuellen Lebens begabt ist. In ihr hat sich Thorwaldsen gewissermaßen selbst übertroffen; über die Züge dieser edlen Ge-

stalt ist der Hauch einer tiefen seelischen Anmuth ausgegossen, deren Geheimnisse der Genius der Plastik nur in seltenen glücklichen Fällen so vollkommen zu erschließen vermag.

Thorwaldsen's rein künstlerisches Verdienst ist unbestritten des höchsten und edelsten Preises würdig, die Bildnerkunst hat durch ihn aufs Neue plastisch sehen und fühlen gelernt; aber allerdings blieb ihm im Ganzen versagt, sie zugleich der Eigenthümlichkeit des modernen Empfindens in lebendige und unmittelbare Nähe zu bringen. Wenn man mit Recht eine Verwandtschaft erblickt zwischen seiner Kunst und dem Classicismus unserer neueren Literatur, so kann man doch nicht rühmen, daß sie in ähnlicher oder so vollkommener Weise, wie etwa Goethe's Iphigenie, einen Empfindungsgehalt ausspreche, der uns in der classischen Form mit der Wärme unmittelbaren Lebens berührt. Fanatiker der modernen Empfindung können sagen, daß sich Thorwaldsens Kunst, je plastischer sie sei, je mehr sie den strengen Gesetzen der classischen Sculptur entspreche, von dem Gefühl des modernen Lebens um so weiter entferne; die Sculptur sei die eigentliche Kunst des Alterthums, wolle man die volle Reinheit des plastischen Stils erreichen, so müsse man allerdings auf das Vorbild der Antike bedingungslos zurückgehn, ebenso nothwendig aber auf eine unmittelbare und lebendige Wirkung in unseren Tagen verzichten. Daß es eine unübersteigliche Schranke gebe zwischen der antiken und modernen Welt, daß die großen Jahrhunderte der Geschichte, die zwischen dieser und jener liegen, Wandlungen des menschlichen Geistes hervorgerufen haben, die nicht wieder rückgängig zu machen sind, daß in den Kunstwerken der Antike eine Empfindung herrscht, die der moderne Mensch nicht mit völliger und unbedingter Freiheit in sich zu wiederholen vermag, wer will es bezweifeln? Selbst die vollkommensten Werke Thorwaldsen's können an dieser Thatsache nichts ändern.

Wenn wir zum Studium und Genuß der künstlerischen Formvollendung der Antike mit ewig neuer Bewunderung zurückkehren und in keiner anderen Kunst vollkommenere Muster eines restlosen Füreinanderseins von Seele und Form zu finden vermögen, so gibt es doch einen Gesichtspunkt, unter dem sich dies künstlerische Interesse noch ganz anders beleben und erhöhen mußte; lebenswärmer mußte die Begeisterung sein, die diese Kunst damals erweckte, wo die Ideale, die sie darstellt, noch von dem Glauben eines ganzen Volkes getragen wurden, wo die mythologische Stoffwelt, aus der sie ihren Inhalt entnahm, auch dann noch, als sie nicht mehr Gegenstand eines allgemeinen und strengen Glaubens war, mit dem ganzen Gefühls- und Geistesleben des Volkes doch auf das engste verflochten blieb.

Die Plastik war dieser mythologischen Anschauung die adäquateste Kunst, sie hat mit ihr einen tiefen und denkwürdigen Zusammenhang; die Be-

dingungen, die in dem eigenthümlichen Wesen der Plastik liegen, stimmen mit dem Geist der griechischen Mythologie so sehr überein, daß man aus ihm den Charakter der griechischen Sculptur mit demselben Rechte ableiten kann, wie aus den Gesetzen der Plastik überhaupt; indem diese Kunst jene mythologischen Ideale darstellt, genügt sie zugleich auf das Vollkommenste ihrer eigenen Natur. „Die Plastik", bemerkt Schelling, „kann sich zuhöchst nur durch Darstellung von Göttern genügen, sie ist die eigentlich götterbildende Kunst, und diese Behauptung, sagt er, ist nicht empirisch gemeint, nämlich so, daß die plastische Kunst niemals ihre Höhe erreicht hätte, wäre sie nicht durch die Religion aufgefordert worden, Götter darzustellen. Die Meinung sei eigentlich diese, daß die Plastik an und für sich selbst, und wenn sie nur ihren besonderen Forderungen genügen will, Götter darstellen muß." Dies paradoxe Wort enthält eine Wahrheit, die jederzeit gefühlt worden ist. Denn in der That ist keine andere Kunst durch ihr eigenes Wesen so sehr wie die Plastik zur Darstellung allgemeiner Ideale befähigt und aufgefordert. Die Ideale der griechischen Götterwelt sind aber der plastischen Verkörperung gleichsam besonders präformirt; die Darstellung eines sinnlich seelischen Genügens, wie es sich in den heitern Bildern des olympischen Daseins spiegelt, ist recht eigentlich Sache der Plastik.

Kein Zweifel, daß mit dem Zustand des geistigen Lebens, aus dem der Glaube an jene Götterwelt entsprang, auch wichtige Bedingungen der plastischen Kunst verloren gingen. Wohl können einzelne der mythologischen Gestalten auch jetzt noch angemessene Gegenstände plastischer Darstellung sein, und zwar nicht blos als allgemeine Typen einer schönen menschlichen Natur, sie können auch für uns noch mehr sein, als blos genrehafte Gattungsgestalten, Venus mehr als blos ein schönes Weib, Apollo mehr als nur ein schöner Jüngling. Auch wir können in ihnen charakteristische Symbole geistiger Lebensmächte erblicken und sie in diesem Sinn als allegorische Gestalten, deren die Plastik am wenigsten entbehren kann, unter uns fnrtleben lassen. Nur wird der Künstler in solchen Gestalten nicht bloße Wiederholungen der antiken Ideale geben dürfen, er muß sie mit dem Hauch unserer eigenen Empfindung beseelen und, wie Ulysses die Schatten der Unterwelt, mit dem Blute des Lebens tränken.

Als ein charakteristisches Merkmal des Umschwunges, der im Gefühlsleben der neueren Zeit dem Alterthum gegenüber eintrat, hat von jeher gegolten, daß im Gebiet der bildenden Künste die Malerei zur Herrschaft gelangte. Wie die Plastik schon im Zeitalter der Renaissance von ihr abhängig war, so wird dies am Ende auch heutzutage nicht anders sein können. Will sie unserem Empfinden genügen, so wird sie eine Vertiefung des persönlich Charakteristischen, eine Richtung auf das Individuelle und geschichtlich Bedingte

einen bewegteren Ausdruck des Gefühls, ein Uebergewicht des Seelischen in der Darstellung anstreben und also doch ein malerisches Element in sich aufnehmen müssen. Wie sonst so mannigfach, sehen wir uns auch hier auf die Wege der Renaissance gewiesen.

Die Gefahren, die mit einer solchen Richtung der Plastik verbunden sind, veranschaulichen die Sculpturen Bernini's in abschreckender Weise. Wie aber schon im Alterthum in den Werken eines Praxiteles, Skopas und der Späteren eine Richtung in das Affectvolle und dramatisch Bewegte hervortritt, die von dem Stil plastischer Schönheit noch in der edelsten Gesetzmäßigkeit festgehalten wurde, so ist auch gegenwärtig eine Plastik möglich, die bei dem nothwendigen Compromiß mit der Malerei ihren eigenthümlichen Gesetzen nichts vergibt. Nachdem Thorwaldsen die Sculptur wieder zu sich selbst, zurückgeführt, hat die gegenwärtige Kunst an ihm, wie an der Antike selbst die sicheren Regulatoren des plastischen Stils. Der freieren Bewegung, zu der die Plastik von den unabweislichen Forderungen des modernen Gefühls gedrängt wird, sind hier die strengen Linien classischer Gesetzmäßigkeit vorgezeichnet, die sie, wie die bewegten Wellen den Rand des Ufers, umspielen, aber nicht überschreiten darf.

Und die neueste Bildhauerkunst hat bewiesen, daß der bezeichnete Compromiß ausführbar und durchaus verschieden ist von dem Manierismus einer wirklichen Vermischung verschiedener Kunstgattungen. In den Meisterwerken Rauch's bewundern wir, wie sich die Kraft individueller Darstellung mit einem streng stilistischen Sinn verbindet; sie zeigen, wie die Kunst des Individualisirens, die das Bedeutende und Charakteristische zur Erscheinung bringt, etwas ganz anderes ist, als die naturalistische Darstellung, die im Gegentheil das Zufällige, Aeußerliche und Bedeutungslose der Natur in das Abbild derselben aufnimmt. Auf der Großartigkeit des Porträtstils beruhen die höchsten Vorzüge der Kunstthätigkeit Rauch's; auch seine Idealgestalten, vor allen die herrlichen Victorien, haben etwas poetisch Individuelles. Mit tausendfältigen Schwierigkeiten hat diese Richtung der Plastik, vorzüglich die monumentale Porträtbildnerei, zu kämpfen, und häufig allerdings tritt der Fall ein, daß der künstlerische Scharfsinn, der aufgewendet werden muß, um diese Schwierigkeiten zu überwinden, die Thätigkeit der Phantasie lähmt und dem Werke die tiefere Lebenswärme entzieht.

In der jüngsten Plastik tritt die Hinneigung zum Malerischen zuweilen freilich in Formen auf, gegen die nicht blos der Rigorismus der ästhetischen Orthodoxie zu protestiren hat. Die vielbesprochne Begas'sche Venus, die vielleicht schon nahe an der Grenze des Erlaubten steht, möchten wir gleichwohl nicht zu dieser Gattung der Plastik rechnen; sie ist in ihren Formen so lebensvoll, in der Beseelung des Ausdrucks von so schalkhafter Anmuth,

sie bekundet in der ganzen Art der Auffassung eine so warme und blühende Phantasie, daß man die freie Behandlung der plastischen Form gerechtfertigt finden darf, zumal die correcte häufig Armuth und Nüchternheit der Phantasie nur dürftig verhüllt. Aber freilich liegen der hier eingeschlagenen Richtung die Gefahren eines falschen Naturalismus nahe, vor denen nur der Ernst künstlerischer Gewissenhaftigkeit zu schützen vermag. Wie sich selbst ein lyrisches Stimmungselement, das man ganz besonders malerisch nennen kann, der Plastik mittheilen lasse, zeigen z. B. die anmuthigen Gruppen Schilling's an der Brühl'schen Terrasse in Dresden; namentlich in der „Nacht" gibt sich dieser starke Empfindungston in eigenthümlich reizvoller Weise kund.

Darf man eine künstlerisch besonnene Anbequemung an das malerische Element, das im Gebiet der bildenden Künste nun einmal die Herrschaft führt, als das Streben und die Aufgabe der gegenwärtigen Sculptur bezeichnen, so bleibt zugleich ihre Pflicht, sich an den Mustern der strengen Form über die plastischen Grundgesetze immer aufs Neue zu orientiren, um den Gefahren jener Anarchie vorzubeugen, die nichts Anderes, als den Untergang der Kunst bedeutet. Und in diesem Sinn vor Allem bleibt auch Thorwaldsen, als der Vertreter der strengen und hohen Gesetzmäßigkeit plastischer Kunst, Muster und Vorbild für alle Zeiten.

Ein Strike aus deutscher Vorzeit.

Die Murgschifferschaft in der Grafschaft Eberstein.

Neuerdings ist bei sich ergebenden bekannten Anläßen wiederholt an die Coalitionsverbote der Reichspolizeiordnungen und anderer Reichsgesetze, so wie an die stets constatirte Unwirksamkeit dieser Verbote erinnert worden. Dabei wurde besonders das Patent Kaiser Karls VI. vom 16. Aug. 1731, Handwerksmißbräuche betr., häufig angeführt, jenes Patent, demzufolge Gesellen, welche „unter irgend einem Praetext sich gelüsten ließen, einen Aufstand zu „machen, folglich sich zusammen zu rottiren, und entweder an Ort und Stelle „bleibende gleichwohl, bis ihnen in dieser und jener vermeintlichen Prätension „oder Beschwerde gefüget werde, keine Arbeit mehr zu thun, oder selbst „Hauffenweiß auszutretten, und was dahin einschlagenden Rebellischen Un„fugs mehr wäre" als große Frevler und Missethäter „nicht allein mit Ge„fängniß- Zucht-Hauß, Festungs-Bau und Galleeren-Straffe belegt, sondern

„auch nach Beschaffenheit der Umständen und hochgetriebener Renitentz, „nicht minder wirklich verursachten Unheyls am Leben gestraffet werden" sollen.

Es ist bekannt, daß dieses Verbot keineswegs das erste, noch das letzte seiner Art, sondern nur eine umständliche Einschärfung alter, bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts zurückreichender, und der Vorläufer zahlreicher späterer ähnlicher Territorial- und Reichs-Polizei-Gesetze war.

Weniger bekannt dürfte die Geschichte einzelner Fälle der Art sein, wie sie durch solche Gesetze verhütet werden sollten. Ich werde den Lesern d. Bl. einen solchen Fall vorführen, und bitte im Voraus um Nachsicht, wenn ich an diese Erzählung etwas umständliche Bemerkungen knüpfe, welche unmittelbar mit dem Gegenstande meiner Erzählung nichts zu schaffen haben.

Im Jahre 1566 gelangte ein Schreiben der „Hauptschiffher vnnd geschwohrenen des Holtzgewerbs Im murgenthal" an den Markgrafen von Baden, worin diese sich beschweren, daß die Steuerleute und Knechte auf dem Rhein und auf der Murg mehr Lohn verlangen, als die „Schifferordnung" ihnen verheiße, und daß die Wirthe in Steinmauren, dem Orte, bei welchem die Murgflöße in Rheinflöße umgewandelt wurden, die Tagelöhner „der Schifferschaft", von diesen gezwungen, zu gut beköstigen und also zu hohe Zechen machen. Der Markgraf wird gebeten, durch seine Beamten Wandel zu schaffen; die „Schifferschaft" werde sonst gezwungen, die Rheinflöße an einem anderen Orte, als in Steinmauren, binden zu lassen; dann entgehe aber der Herrschaft der Steinmaurer Zoll. Die Rheinknechte hätten 1 Gulden Tagelohn (das waren gute Zeiten!) und sehr reichliche Kost gefordert, und droheten, die Arbeit einzustellen, wenn ihnen diese Forderungen nicht gewährt würden. Man bekommt einen Begriff von der Höhe des damals am Mittelrhein herrschenden standard of life, wenn man folgende Stelle der Beschwerdeschrift liest: „Zudem wöllendt sie" (nämlich die Strikers) „sich zum nacht Imbis auch mit einer Suppen, ein guet gemeyß mit fleisch kocht" (Gemüse, welches mit Fleisch gekocht ist) „sampt fleisch genueg vnnd Käß vnnd brott auch nit benüegen lassen, sonder wöllendt voressens vnnd brottens" (Gebratenes) „auch darzue haben. So wir" (nämlich die Arbeitgeber) „doch Inn vnnsere häußeren zun Zeitten nit fleisch haben, geschweigen brottens oder voressen. Das vnns zuvil bedeucht vnnd schwerlich gefallen will, die Knecht dermassen so Kostlich zu halten."

Der Beamte, welchem die Beschwerde vom Markgrafen zu Bericht zugefertigt wurde, meinte, die Schiffer hätten wohl Ursach, sich zu beschweren, die Knechte seien sehr anmaßend; man müsse diesen Prätensionen durch eine neue Ordnung, die aufs Strengste gehandhabt werden müsse, steuern.

Nun wenden sich aber auch die Strikers, „die Stierleuth vnnd gemeine knecht zun Steinmauren" mit einer Eingabe an die gnädigste Herrschaft, und stellen vor, es sei in diesen schweren Zeiten unmöglich, bei den in der Schifferordnung festgesetzten Löhnen zu bestehen.

Leider fehlen die Nachrichten über den Ausgang dieses Strikes. Aber die nämliche Beschwerde der „Schifferschaft" taucht später öfter wieder auf, z. B. im Jahr 1625. Hier wird sie begründet mit dem Hinweis auf die Steigerung der Preise aller Lebensmittel, ferner derjenigen Hölzer, welche die „Schifferschaft" erkaufen müsse, und auf die gedrückten Preise, welche für die Sägewaaren gezahlt werden. Unter solchen Umständen könne den auch jetzt wieder im Strike befindlichen Knechten unmöglich gewillfahret werden. Zwar ist uns auch der Erfolg dieser Beschwerde nicht bekannt. Doch sehen wir, daß in einer im Jahr 1626 errichteten neuen „Schifferordnung" die Lohntarife in der That gegen früher erhöht erscheinen. Aber den Knechten war auch mit dieser Erhöhung nicht Genüge gethan. Denn im Jahr 1627 finden wir sie wiederum mitten im Strike. Und dieser letztere scheint vollständig organisirt gewesen zu sein; die Knechte scheinen sich gegenseitig das Wort gegeben zu haben, zu den Löhnen der neuen „Schifferordnung" nicht mehr zu arbeiten. Denn die Schiffer (die Arbeitgeber) bitten in einer Eingabe vom 26. Juli 1627, unter Hinweisung auf die Reichspolizeigesetze, den Markgrafen, die Knechte mit Gewalt zur Ruhe bringen zu lassen, und Vorsorge zu treffen, daß sie nicht ferner „schädliche pacta" unter sich schließen.

Ob der Markgraf die Bitten der Schiffer erhört, ob er durch seine Amtleute die Striker bestraft oder beschwichtigt, ob er die Schiffer zur Nachgiebigkeit vermocht hat? Ich habe es nicht ermitteln können. Aber von jetzt ab haben — soviel ersieht man aus den Quellen — die Lohnstreitigkeiten zwischen Schiffern und Knechten kein Ende mehr. Und, wenn man vor einigen Monaten in den Zeitungen las, daß einige Hundert Holzhauer und Flößer aus dem Murg- und Kinzigthale nach Siebenbürgen — wenn ich nicht irre — ausgewandert seien, weil dortige Waldbesitzer ihnen enorme Hauer- und Flößer-Löhne in Aussicht gestellt haben, so darf man wohl annehmen, daß dieser Entschluß ähnlichen Vorgängen entsprungen ist, wie ich sie so eben aus alter Zeit flüchtig erzählt habe. Ja es ist nicht unmöglich, daß unter den Auswanderern sich solche befunden haben, die bis dahin im Sold des „Holtzgewerbs Im murgenthal" gestanden hatten. Denn in der That existirt jenes Institut, Namens dessen „Hauptschiffher vnnd geschwohrene" sich im Jahre 1566 beschwerend an den Markgrafen von Baden-Baden wendeten, noch heutzutage.

Dieses in vielen Beziehungen äußerst interessante Institut und seine Geschichte vergönne man mir, mit einigen flüchtigen Strichen zu schildern.

Man erfährt auf diesem Wege Etwas über die Parteien, welche bei den Strike's, von denen ich eben erzählte, betheiligt waren*).

Das Murgthal im unteren (nördlichen) Schwarzwald, welches vielen der wanderlustigen Leser der „Grenzboten", wenigstens in seinem vorderen Theile aus der Vogelperspective bekannt sein wird — denn das von Baden-Baden so leicht erreichbare, einzig schön gelegene Schloß Eberstein gewährt einen trefflichen derartigen Einblick — ist seit alter Zeit der Sitz einer ausgedehnten Waldwirthschaft, Holzsägerei und Flößerei. Die Niederländer wissen schon seit Jahrhunderten das Murgholz, welches ihnen auf dem Rhein zugeführt ward, zu schätzen; von je galten die im Murggebiet gefällten „Holländer Tannen" als unübertroffenes Material zum Schiffbau und besonders zu Masten. Die Flößerei ist ein Gewerbe, welches am besten gesellschaftsweise betrieben wird. Im ganzen Schwarzwald finden sich noch heute Flößerei-Gesellschaften, die ihren Ursprung auf frühe Zeit zurückzuführen wissen. Ja, manche Urkunden, z. B. Gedenk- und Votivsteine aus römischer Zeit, in denen ein contubernium nautarum als Stifter erscheint, lassen annehmen, daß schon die Römer während ihrer langdauernden Herrschaft auf diesem Gebiet, den dekumatischen Gefilden, Wasser-, und Waldreichthum durch gesellschaftsweisen Betrieb der Flößerei zu verwerthen wußten.

Aber die meisten der Flößerei-Genossenschaften, welche entweder, wenn auch in moderner Verfassung, noch heute bestehen, oder von deren früherem Bestehen man genaue Kunde hat, waren eben nur Flößerei-Genossenschaften, welche entweder für eigne oder für fremde Rechnung fremdes, von Waldbesitzern verkauftes oder geliefertes Holz, nach dem Rhein und rheinab verflößten; meist waren sie Eigenthümer der Flößanstalten, meist im Besitz von Floßprivilegien, oft des Holzhandels-Monopoles. Lediglich beschäftigt mit einem handwerksähnlichen Gewerbe, konnten sie, ja mußten sie zur Zeit des Aufkommens der Zünfte die Zunftverfassungen annehmen, in der sie, wenn überhaupt ihre Existenz bewahrt blieb, bis zur Einführung der Gewerbefreiheit verharrten.

Diejenige Flößerei-Genossenschaft, von der ich hier zu berichten habe — die Murgschifferschaft — ist schwerlich jemals eine Zunft oder Gilde gewesen; jedenfalls wurde sie bei der Einführung der Gewerbefreiheit i. J. 1862 nicht als solche behandelt, und während den anderen ähnlichen Gesellschaften bei dieser Gelegenheit ihre Privilegien genommen oder beschränkt wurden, wurden der Mungschifferschaft die ihrigen i. J. 1864 sogar als wohlerworbene

*) Näheres über dieses merkwürdige Institut in A. Emminghaus „die Murgschifferschaft in der Grafschaft Eberstein im unteren Schwarzwalde. Eine wirthschaftsgeschichtliche Studie." Jena. Friedr. Mauke. 1870.

und zunächst unantastbare Vorrechte in einem gewissen Umfange bestätigt. Die Murgschifferschaft ist nämlich und war, so lange man von ihr weiß, keineswegs blos eine Flößer- sondern eine Gesellschaft von Waldeignern, welche Sägemühlen und gewisse Floßprivilegien auf der Murg und den Nebenbächen besitzt. Und zwar eine sehr respectable Vermögensgemeinschaft. Denn ihre Waldungen umfassen ein Gebiet von 20,000 Morgen. Da die Gesellschaft lediglich die Producte ihrer eigenen Waldungen verflößte, war es — von andern Gründen abgesehen — sehr erklärlich, daß sie, wenn auch in manchen Stücken zünftigen Formen sich bequemend, doch nie eigentlich eine Zunft war.

Was sie **war**, d. h. welche Art von Personen- und Vermögensgemeinschaft sie repräsentirte, und was sie heute **ist**, d. h. in welcher der verschiedenen ausgebildeten Gesellschaftsformen man sie heute unterbringen soll — das ist freilich in hohem Grade zweifelhaft. Und an diese Zweifel gerade knüpft sich das hohe Interesse, welches diese Verbindung beansprucht. Man denke sich nur in unserer verkehrsreichen und rechtssicheren Zeit, man denke sich in einer Gegend, die sich mit einigem Rechte uralter Cultur rühmt, einen Verein im Besitz von 20,000 Morgen der schönsten Waldungen, im Besitz einer Reihe von Gewerbsgebäuden und großartigen Floßanstalten, im Besitz von ausgedehnten Privilegien, seit einiger Zeit Hauptinteressent einer Eisenbahn, seit alter Zeit bekannt und respectirt — und doch nicht nur nicht zusammengehalten durch geschriebene Satzungen, sondern auch durchaus zweifelhaft in seiner rechtlichen Persönlichkeit, nicht im Stande, ein Rechtsgeschäft zu schließen, welches nicht unter Berufung auf mangelnde Legitimation angefochten werden könnte, seit Jahrhunderten bestehend, und heute offenbar jederzeit durch eine einfache Willenserklärung eines seiner Mitglieder auflösbar in seine Atome, vor solchem Verhängniß wohl nur bewahrt durch die Schwierigkeiten, welche andrerseits auch wieder die Operation der Auflösung, der Act der Liquidation, verursachen müßte!

Zuverlässige Zeugnisse verlegen den Ursprung der Murgschifferschaft in eine frühe Zeit, mindestens in das dreizehnte Jahrhundert. Wie sie damals zu ihrem ansehnlichen Waldeigenthum gekommen — das wissen wir nicht. Aber allem Vermuthen nach haben wir es hier mit der Rechtsnachfolgerin einer ausnahmsweise früh aufgetheilten Markgenossenschaft zu thun. Die Mitglieder der Genossenschaft waren vielleicht die vornehmsten Markgenossen der Gegend. Als die Genossenschaft aus irgend einem der vielen Gründe, welche jenen Verbänden überhaupt ein Ende machten, aufgetheilt wurde, warfen — so ist anzunehmen — jene Genossen ihre Theile zu gemeinschaftlicher Bewirthschaftung wieder zusammen. Wir sehen sie als eine Genossenschaft, die nicht mehr Markgenossenschaft sein konnte, schon sehr frühe auf-

treten. Eines der bedeutsamsten Rechtsgeschäfte, welches dieselbe vollzog, ist der i. J. 1569 erfolgte Ankauf der Waldantheile und Rechte eines der Mitgenossen, nämlich des Grafen Philipps von Eberstein, welchem hierfür 3500 Gulden bezahlt wurden. Land und Rechte wurden unter die Genossen nach Maßgabe ihres Besitzes zu ideellen Antheilen vertheilt. Auf den gemeinschaftlichen Sägemühlen wurde das Holz, welches jedem Genossen, im Verhältniß seiner Waldrechte, zufiel, zu Sägewaaren verarbeitet, und nun für Rechnung des Einzelnen, aber mit Hilfe der gemeinschaftlichen Floßanstalten und des gemeinschaftlichen Flößereipersonales, verflößt.

Was ich über das gemeinschaftliche Hervorgehen der Murgschifferschaft aus einer Markgenossenschaft sage, ist Conjectur, aber ein Conjectur, die ihre Berechtigung so lange behaupten wird, bis es etwa gelingt, einen zuverlässigen Pfad in das Dunkel des Ursprunges unserer Gesellschaft zu finden, und welche dadurch eine starke Stütze erhält, daß markgenossenschaftliche Formen sich in der Schifferschaft fort und fort behauptet haben.

Die letztere hatte früher geschriebene Ordnungen. Die einzige als beglaubigte Urkunde erhaltene und in manchen Theilen noch jetzt normgebende Schifferordnung rührt aus dem Jahre 1626 und ist verliehen von den damaligen Gemeinsherrn der Grafschaft Eberstein, dem Markgrafen zu Baden, dem Grafen zu Eberstein und einem Freiherrn zu Wolkenstein. Sie ist eine erneuerte Schifferordnung; die früheren sind in Urkundenform nicht erhalten; die früheste, von der wir genaue Kunde besitzen, scheint i. J. 1509 aufgerichtet zu sein und zwar von dem Markgrafen von Baden und dem Grafen von Eberstein, welche damals noch allein Territorialherren über die Grafschaft Eberstein waren. Beide Ordnungen, deutlicher aber jedenfalls die jüngere, als die ältere, tragen das Gepräge von wirthschaftspolizeilichen Verordnungen; und hie und da, deutlicher in den älteren, als in den jüngeren, gewahrt man darin Spuren einer autonomen Rechtsschaffung, die Rudera selbstgegebener, innerhalb der Gesellschaft erwachsener Satzungen.

Die Waldungen der Genossenschaft wurden von Zeit zu Zeit „gelocht", d. h. ihre Grenzen bestimmt und berichtigt, sowie in ein „Lochbuch" (Lagerbuch) eingetragen. Sie waren schon frühzeitig in eine Anzahl von „Stämmen" eingetheilt. An diesen „Stämmen" hatten nun die Gesellschaften, welche „Schiffer" hießen, gewisse Antheile, einige nur an einem, andere an mehreren oder an allen Stämmen; auch war wohl der eine Stamm als solcher an einem oder mehreren anderen mitbetheiligt. Nach Angabe und unter Aufsicht der Waldhauer, später „Rottmeister" genannt, wurden nun die jährlichen Hauungen vorgenommen und die gehauenen Sägblöcke unter die Betheiligten nach Maßgabe ihrer Waldantheile vertheilt. Wer an dem

Weiler'schen Stamm mit ¼ Waldrecht betheiligt war, bekam, wenn daran zusammen 20 Rechte bestanden, von 2400 gehauenen Stämmen 30 Stämme. Jeder Schiffer hatte sein Schifferzeichen, eine Combination von Linien und Figuren, welches gleich nach der Zutheilung im Walde den Stämmen aufgeschlagen wurde. Die Zeichen waren sämmtlich in dem „gemeinen Zeichenbüchel" eingetragen. Die Stämme wurden nach einem gewissen „Model" gehauen, d. h. es durften nur Stämme gefällt werden, die in eine der aufgestellten Größenklassen paßten und die Theilung der Stämme in Sägeklötze erfolgte auch nach gewissen Maßen. Nach der Fällung wurde nun das Holz zunächst und zwar von den „Waldschiffern", nach den Sägemühlen verflößt. Jeder der Wald-Stämme besaß einige solche Sägemühlen. Jeder an dem Waldstamme Betheiligte hatte auch eine verhältnißmäßige Anzahl von Sägerechten, welche „Bordschnittsgerechtigkeiten" hießen, d. h. er konnte auf der gemeinschaftlichen Sägemühle so und so viele Borde (Bretter) schneiden lassen. Solcher Bordschnittsgerechtigkeiten gab es seit alter Zeit 360,800; auf jeden Mühlgang kamen davon 6400. Die Mühlen wurden von den Betheiligten erhalten, die Sägemüller von ihnen besoldet. Fiel eine solche Mühle nieder, entweder in Folge gewaltsamer Zerstörung in unruhigen Zeiten oder vor Altersschwäche, und wurde sie nicht wieder aufgebaut, so erloschen doch die Rechte daran nicht. Man sprach daher von „aufrechten" und „niedergefallenen" Sägemühlen und Bordschnittsgerechtigkeiten; wurde die Mühle wieder aufgebaut, so lebten auch die Rechte der Betheiligten wieder auf.

Die ideellen Antheile an den Waldungen und Mühlen, sowie an den Floßanstalten und die Bordschnittsgerechtigkeiten zusammen wurden „Schifferhändel" genannt. Diese Schifferhändel konnten verkauft, verschenkt, vererbt, verpfändet und verliehen werden. Dem Verkäufer gegenüber, der an einen Nichtschiffer verkaufen wollte, stand der Schifferschaft das Losungs-(Retrakts-)Recht zu, welches zu unseligen Streitigkeiten Anlaß gab. Jede Veränderung von Schifferhändeln mußte in ein besonderes, öffentlich geführtes Buch eingetragen werden. Erwerben und betreiben konnte Schifferhändel nur, wer in der Grafschaft Eberstein „häuslich und hablich" angesessen war und sich „zum Sakrament der heiligen Ehe verändert" hatte. Wittwen von Schiffern konnten die Schifferhändel selbständig fortführen, mußten sie aber durch einen Bevollmächtigten, Factor, betreiben lassen.

Auf den Sägemühlen wurden von den Müllern („Sägern") die Sägewaaren nach festbestimmten Vorschriften und Modeln gefertigt; dann konnte jeder Betheiligte seine Waaren allein oder zusammen mit denen eines anderen Schiffers einbinden lassen, nachdem sie durch beeidigte Führer gekohren, d. h. besichtigt und classificirt waren. Die Sägwaaren-Flöße gingen auf der Murg nach Steinmauren, geführt von verpflichteten Murgknechten. Hier

wurden sie nun zu Rheinflößen umgewandelt und, nach Entrichtung der Zölle, von den „Rheinschiffern" unter Assistenz der „Steuerleute" und „Rheinknechte" rheinabwärts verflößt.

Für alle bisher erwähnten Vorrichtungen, vom Hauen der Stämme an bis zum Einbinden der Rheinflöße, enthalten die Schifferordnungen ganz detaillirte Lohntarife. Sie enthalten aber auch ganz bis in's Einzelne gehende Fracht-Tarife und Vorschriften, welche bei dem Verkauf der Waaren an den verschiedenen Rheinmärkten oder auf dem offenen Rhein beobachtet werden mußten. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts pflegten Rheinschiffer ihre Sägwaaren für eigene Rechnung schon nicht mehr über Bingen hinaus zu verflößen.

Die Parteien bei dem Strike, von welchem ich im Eingange berichtete, sind nun den Lesern vorgestellt. Die Arbeitgeber waren die Mitglieder der Schifferschaft, welche sich entweder mit der Flößerei gar nicht selbst zu beschäftigen brauchten, oder, wenn sie es thaten, entweder als Wald- oder als Rheinschiffer fungirten. Die Arbeitnehmer waren in unserem Falle wohl Murg- und Rheinknechte, welche gemeinschaftlich, die Einen, wenn sie in Steinmauren angekommen waren, die Anderen, bevor sie von da rheinab gingen, das Vorrichten der Flöße für den Rhein als Bedienstete der Schifferschaft zu besorgen hatten. Das ganze Personal des „Holzgewerbs im Murgenthal" bestand also aus den Schiffern, den vollberechtigten Inhabern von Schifferhändeln, und ihren Bediensteten (Waldhauern, Waldknechten, Sägern, Führern, Einbindern, Rheinknechten, Fuhrleuten, Steuerleuten u. s. w.). Dieses gesammte Personal mußte einmal im Jahre in Gernsbach zu der sogenannten „Schiffer-Rügung", dem Rügegericht erscheinen, welches der öffentlichen Auskündung der Schifferordnung (vom Rathhause herab) in bestimmt vorgeschriebener Form folgte. Hier wurde eine bis in die kleinsten Details eindringende Revue über das gesammte schifferschaftliche Geschäft vom vergangenen Jahre gehalten, Beschwerden vorgebracht, Uebertretungen der Schifferordnug angezeigt, Entscheidungen gefällt, Strafen verhängt. Denn jede einzelne Vorschrift der Schifferordnung war durch Geldstrafen gesichert.

In diesen Rügungen spielten die „Hauptschiffer", später der Hauptschiffer und die „Sechsgeschwohrenen" eine wichtige Rolle — die gekorenen Vorstände der Schifferschaft. Früher gab es vier Hauptschiffer, welche alle zwei Jahre neu gewählt wurden; später, seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, fungirte ein auf Lebenszeit gewählter Hauptschiffer, dem 6 Geschworene („die Sechser") zur Seite standen, als Vorstand.

Die Schiffer-Rügungen, welche schon nach der Schifferordnung von 1509 nur unter Mitwirkung der Beamten (Vögte) der Gemeinsherren abgehalten werden durften, verloren mehr und mehr ihre Bedeutung, und verwandelten

sich schon im 17. Jahrhundert in bloße Amtstage, bei denen nicht mehr die gekorenen Beamten der Schifferschaft, sondern die eingesetzten herrschaftlichen Vögte die erste Geige spielten.

Die Privilegien der Schifferschaft bestanden früher in der Alleinberechtigung zum Holzhandel und zur Holz-Ausfuhr in der Grafschaft Eberstein, sowie in der Alleinbenutzung der Murg und ihrer Nebenbäche zum Verflößen von Stämmen, welche zu Sägewaaren bestimmt waren, und von Sägewaaren. Später erloschen die Holzhandelsprivilegien. Aber das Floßprivileg d. h. jetzt das Recht, ohne besondere obrigkeitliche Erlaubniß Sägeholz, Sägewaaren und eine gewisse Anzahl Baustämme verflößen zu dürfen, besteht noch heute und ist der Schifferschaft in einer Murgfloßordnung vom Jahre 1864 ausdrücklich, bis auf Weiteres, bestätigt worden.

Die Geschichte der Schifferschaft, soweit sie uns vor Augen liegt, ist überaus arm an erhebenden Momenten. Vielleicht keine andere, aus so alter Zeit stammende deutsche Genossenschaft von gleich großer vermögensrechtlicher Bedeutung und gleich zäher Lebenskraft hat eine gleich unbedeutende, ja jämmerliche Rolle im öffentlichen Leben der Nation gespielt, wohl keine andere ist zu irgend einer Zeit während ihrer Existenz innerlich so zerklüftet und gespalten gewesen, als die Schifferschaft während der ganzen Jahrhunderte, durch welche wir ihre Geschichte verfolgen können. Zwar die äußeren Existenzbedingungen, der Sitz in einem beengten, stets von mehreren Mitherren beherrschten Territorium, die Unklarheit der Rechtsverhältnisse und der Verfassung, erklären zum Theil die, ich möchte sagen bürgerliche und politische, Ohnmacht dieser Genossenschaft. Aber doch nur zum Theil. Anderwärts haben doch minder vermögende Genossenschaften aus mißlicheren Verhältnissen zu größerer Macht, zu maßgebender Bedeutung für alle umgebenden Kreise sich aufgeschwungen. Sollte dies aber geschehen, so mußten die Genossen darnach sein. Und unter den Mitgliedern der Schifferschaft scheint es von je zwar nicht an tüchtigen Geschäftsleuten und Männern, die mit einer gewissen Bauernschlauheit begabt waren, aber an großen, schöpferischen, thatkräftigeren Charakteren, an festen männlichen Naturen, gefehlt zu haben. Das Gedächtniß mancher hervorragender Namen aus dem Kreise der Genossenschaft ist uns aufbewahrt. Aber die Träger glänzen nur durch ihren Reichthum, haben sich höchstens durch Acte der Wohlthätigkeit, vielleicht durch rechtschaffene, gutspießbürgerliche Gesinnung ausgezeichnet; von Keinem von ihnen hören wir, daß er die Rechte der Genossenschaft gegen Beamten- und Herren-Willkür kühn vertheidigt, daß er auch nur Frieden in der Genossenschaft zu stiften vermocht, daß er durch Gemeingeist nnd fernsichtige Klugheit allen Anderen vorangeleuchtet.

Ich sagte, allerdings seien die äußeren Existenzbedingungen ungünstig gewesen.

An der alten Gaugrafschaft Eberstein participirten seit geraumer Zeit (1387) in Folge von Erbschaft und kaufweiser Abtretung, das markgräflich baden-badische Haus, seit 1624 aber auch in Folge eines reichskammergerichtlichen Urtheils und darauf geschlossenen Vergleichs die Grafen von Kronsfeld nd die Freiherren von Wolkenstein. Im Jahr 1678 und bezüglich 1698 kamen zwar diese beiden Theile an Baden, und nach dem Erlöschen des Mannsstammes im Eberstein'schen Grafenhause (1660) war auch das Eberstein'sche Territorium schon der Markgrafschaft zugefallen. Aber in eben diesem Jahre wurde die Hälfte der Stadt Gernsbach, welche die Grafen von Eberstein zu Lehn von Speyer besessen hatten, Hochstift-Speyrisch. Speyer blieb in der Mitherrschaft bis 1803. 1771 starb die baden-badische Linie aus und succedirte die baden-durlachische. Seit 1378 bis 1803 herrschten also über die Grafschaft Eberstein, das eigentliche Domicil der Schifferschaft, stets mindestens zwei Gemeinsherren, und selten ruheten zwischen diesen die Territorialstreitigkeiten. Aber: „Quidquid delirant reges plectuntur Achivi!" Unsere „Achiver" hatten fort und fort unter den Mißhelligkeiten zu leiden, die sich, natürlich mit verstärkter Macht, von den Herren auf die Diener, die anmaßenden und mit starkem Autoritäts- und Würdegefühl begabten Vögte, fortpflanzten. Am schlimmsten war es während der Zeit der Speyrischen Mitherrschaft. Speyer hatte nur die Hälfte der Stadt Gernsbach, aber in schifferschaftlichen Angelegenheiten prätendirte es mindestens den Halbschied der Hoheitsrechte. Aus kleinen Plänkeleien, die gleich im Jahr 1660 begannen, und sich dann 80 Jahre hindurch fortsetzten (die Schiffer klagen einmal, sie seien wie verrathen und verkauft; der badische Vogt habe ihnen wegen irgend eines geringfügigen Versehens 100 Goldgülden Strafe auferlegt und drohe mit Execution; aber der speyrische Vogt drohe mit 100 Goldgülden Strafe, wenn sie den badischen Strafbefehl befolgten) entstand endlich einer jener Monstreprocesse, wie ihrer das vorige Jahrhundert so viele kennt. Wir haben keinen Begriff mehr von dieser Sorte von Papier- und Tintenverschwendung. Beim Reichshofrath wurde von beiden Theilen gut „geschmiert". Aber Speyer muß es besser verstanden haben, als Baden; denn die speyrische Mandatsklage fiel, nachdem die badischen Exceptiones sub- et obreptionis verworfen worden, zu Ungunsten Badens aus. Dasselbe appellirte gegen die erfolgte Paritoria plena — und darauf erfolgte kein Bescheid; es kam allmälig das neue Jahrhundert herbei; der Reichs-Deputations-Hauptschluß beraubte Speyer seiner Mitherrschaft und — die Berge von Prozeßacten, welche dieser Rechtsstreit aufgestapelt, werden ja nunmehr in irgend einem Gewölbe brav verschimmeln.

Seit 1803 waltet im Ganzen wenigstens zwischen der Herrschaft und der Schifferschaft Frieden. Aber auch innerhalb der letzteren ist mancher An-

laß zu Streitigkeiten glücklich beseitigt. Allmählich sind die Schifferordnungen in Vergessenheit gekommen; allmählich hat sich die Verfassung, wenn von einer solchen hier überhaupt die Rede sein kann, in wesentlichen Stücken verändert. Beseitigt ist die Klassen-Eintheilung der Schifferschafts-Verwandten, beseitigt die Bedingung des häuslichen uud hablichen Sitzes, beseitigt der Hauptschiffer und die Geschworenen, beseitigt die Rügungen. Noch aber besteht der schifferschaftliche Wald-, Mühlen- und Floß-Anstalten-Besitz, noch das Lager- und Gewährbuch, noch die Schifferzeichen, noch die Waldstämme, die Waldantheile, die aufrechten und niedergefallenen Sägegerechtigkeiten, noch überhaupt die Schifferhändel, welche noch heute verschenkt, vererbt, verkauft, verpfändet und verpachtet werden — verschenkt wohl am seltensten; denn sie repräsentiren einen sehr ansehnlichen Werth, und wer deren viele hat, kann sich „häuslich und hablich" machen, wo er will; in Gernsbach sitzen die Rothschilds dieser Genossenschaft und betreiben das „Holtzgewerb Im murgenthal" wie ihre Altvordern, nur in moderner Weise, mit glücklicherem Erfolge, unbehelligt von miteinander streitenden Gemeinsherren.

Wüßte man nur, was diese Schifferschaft ist! Sie ist keine Gesellschaft im Sinne des Landrechts, keine Handelsgesellschaft im Sinne des Handelsgesetzbuches, keine Genossenschaft im Sinne des Genossenschaftsgesetzes, keine Körperschaft im Sinne des II. Constitutions-Edictes, sie hat nicht die Rechte der juristischen Person. Sie hat keinen anderen Rechtstitel, als ihre Existenz und keinen anderen Halt als in ihrem Alter. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts datiren die Projecte, ihr eine ordentliche Rechtsform zu geben. Keiner dieser Versuche ist geglückt. In unserer Zeit aber, der unklare und zweideutige Rechtsverhältnisse vor Allem zuwider sind, drängen in der That Rechts- wie wirthschaftliche Gründe dazu, daß diese ehrwürdige Corporation sich eine feste und zweckmäßige Verfassung schaffe. Wenn die jetzigen Haupttheilhaber nicht Gefahr laufen wollen, daß, was so lange zusammengehalten, plötzlich einmal aus den Fugen geht, mögen sie diese Forderung nicht länger überhören.

A. E.

Handels-Hochschulen in den Hansestädten.

Das akademische Gymnasium in Hamburg, 1610 aus berechtiger Eifersucht auf die Gelehrtenschulen zu Bremen, Stade u. s. f. gegründet, welche stärkere Anziehungskraft entwickelten als das Hamburger Johanneum, und

bestimmt, eine Art Mittelanstalt zwischen Gymnasium und Universität abzugeben, philosophisch vorbereitend auf die Facultätsstudien, hat zwar unter seinen Lehrern Männer, wie Hermann Samuel Reimarus, Lessing's Fragmentisten, und J. G. Busch, den Schöpfer der Handelsgeschichte, gehabt, aber doch kaum als Anstalt eine eigentliche Blüthezeit. Seit geraumer Zeit jedenfalls kann es weder leben noch sterben, ein Schicksal, vor welchem die letzte eingreifende Reorganisation im Jahre 1837 es nicht zu bewahren vermocht hat. Damals ließ man die hergebrachten sechs Lehrstühle bestehen: Biblische Philologie, classische Philologie, Geschichte, Mathematik und Physik, Naturgeschichte, Philosophie, — wovon nur der letztgenannte Stuhl unbesetzt war und blieb. Hingegen wurde dem alten Hauptzweck des akademischen Gymnasiums, der „weiteren und vollkommneren Ausbildung der für den gelehrten Stand bestimmten jungen Leute in den Schulwissenschaften und unmittelbaren Vorbereitung derselben für die Universitätsstudien" ein Nebenzweck hinzugefügt, die „Verbreitung wissenschaftlicher, sowohl eine allgemeine Bildung befördernder als in das praktische Leben eingreifender Kenntnisse auch unter den nicht gelehrten Ständen." In dem seitdem verflossenen Menschenalter ist der Hauptzweck vollends in nichts zerflossen, während der Nebenzweck selbst in seiner Unterordnung hinreichenden Werth entwickelt hat, um die gänzliche Aufhebung der Anstalt zu verhindern. Fünf Professoren sind nicht selten auf zwei Schüler beschränkt gewesen, die von ihnen noch mehr Lateinisch und Griechisch, Hebräisch und Bibelkunde, Geschichte und Naturwissenschaft haben wollten, als das eigentliche Gymnasium, das Johanneum, ihnen schon zur Universität mitgab. Dagegen sind diese nämlichen Männer nicht blos eine Zierde, sondern ein unentbehrlicher Bestandtheil des öffentlichen Lebens der Stadt geworden, insofern sie sich mit ihrer Gelehrsamkeit an das wissenschaftliche Bedürfniß des großen Publicums wandten. Wie von den älteren Lehrern der Anstalt, so braucht man, um dies begreiflich zu machen, auch von den jüngeren nur zwei mit Namen zu nennen: Wurm und Aegidi.

Indessen so deutlich auch die thatsächliche Entwickelung sprach: Jahre lang schien es, als habe Niemand Ohren, sie zu verstehen. Wir sind ja allerdings beinahe entwöhnt, den Fortschritt, der sonst alles beherrscht, auch auf das Gebiet des höheren Knabenunterrichts anwendbar zu finden, und hören deshalb schwer nach dieser Seite hin. So kann es nicht Wunder nehmen, wenn nach einander vorgeschlagen wurde, das akademische Gymnasium in ein Realgymnasium zu verwandeln, mit einem Lehrer-Seminar — dergleichen Hamburg noch fehlt — in Zusammenhang zu setzen, für eine obligatorische Zwischenstufe Hamburger Studirender zu erklären, — und was der inhaltleeren Pläne mehr waren. Aber mindestens in Keimen tauchten

allmählich doch auch gehaltvollere, reifere, in die nationale Zukunft vorausgreifende Ideen auf. Der gegenwärtige Director des Johanneums, Dr. Classen und der früher in Hamburg lebende Professor Jürgen Bona Meyer empfahlen — in nur zu vagen Umrissen — etwas Universitätsmäßiges für die von der Schule geschiedenen Anfänger des Kaufmanns- und Gewerbestandes zu schaffen. Der Professor der Botanik am akademischen Gymnasium wollte dasselbe in eine naturwissenschaftliche Facultät umgewandelt wissen, wozu der damalige Rector der Anstalt den Zusatzantrag stellte, derselben eine culturhistorische Facultät (mit allerdings nur zwei Lehrstühlen, Geschichte und Wirthschaftslehre) an die Seite zu setzen. Prof. Aegidi endlich, als er 1865 das Rectorat bekleidete, forderte in einem außerordentlichen Programm die Umgestaltung des akademischen Gymnasiums in eine vom Staat eingesetzte und unterhaltene Körperschaft von Gelehrten, Hamburgs Beitrag so zu sagen zu der höchsten und ernstesten Geistesthätigkeit der Nation und andererseits inmitten des großartigsten materiellen Treibens für Hamburg selbst ein Heiligthum unabhängiger Wissenschaft. Die Vorträge für Jung und Alt sollten dabei nur eine secundäre Rolle spielen, eins von mehreren Mitteln der zu entwickelnden freien wissenschaftlichen Wirksamkeit sein. Der Urheber dieses Gedankens erinnerte selbst dabei an einen von ihm früher aufgestellten Entwurf einer Akademie der Staatswissenschaften.

An diesen Vorschlägen erkennt man ungefähr, wohin der schöpferische Geist des Jahrhunderts zielt. Nicht nach neuen Universitäten mit vier, fünf oder mehr Facultäten: eher wird erwogen, ob nicht ein paar der bestehenden Hochschulen eingehen oder mit einander verschmolzen werden könnten, wie z. B. Gießen und Marburg, oder ob wohl jede einzelne an ihrem richtigen Platze sei, Kiel z. B. nicht verdiente, nach Altona oder Hamburg verlegt zu werden. Fruchtbar dagegen ist die Zeit an polytechnischen Schulen; die Schweiz, Bayern und Rheinland-Westphalen haben neuerdings von Staatswegen solche erhalten, nachdem sie in Hannover, Karlsruhe, etwas abweichend geformt auch in Berlin schon länger bestanden. Aber das ist nur gewissermaßen die Facultät der Ingenieure und Architekten, unabhängig von dem altüberlieferten Universitäts-Schematismus gebildet; während meist im Zusammenhang mit diesen für das höchste Bildungsbedürfniß von Landwirthen gesorgt ist. Etwas Entsprechendes fehlt noch so gut wie vollständig für den dritten großen bürgerlichen Stand, den Kaufmannsstand. Daher ist es nicht zufällig, daß die Unzulänglichkeit des bestehenden höheren Unterrichtswesens am stärksten gerade in den größeren und ausschließlicheren Handelsplätzen empfunden wird, in Bremen ziemlich ebenso stark wie in Hamburg, aber auch in Leipzig, Nürnberg, Danzig u. s. f. In den Hansestädten kommt noch hinzu, daß dort erst seit dem Eintritt in den Norddeutschen Bund die all-

gemeine Wehrpflicht mit der Prämie, welche sie vermöge des Instituts der Einjährig-Freiwilligen auf höhere Schulbildung setzt, Geltung erlangt hat, für zahlreiche junge Leute folglich auf einmal die Nothwendigkeit entstanden ist, ihre allgemeine geistige Ausrüstung zu erweitern. Der Vorsprung, der in dieser Richtung z. B. bei Rheinländern wahrzunehmen war, da wo sie, wie in auswärtigen Handelsplätzen, Seite an Seite mit Hanseaten standen, muß offenbar baldmöglichst eingeholt werden. Ist der Entschluß so zu thun aber einmal gefaßt, so kommt den Hansestädten ihre privilegirte Lage auch hiefür außerordentlich zu Statten. In Preußen muß der angehende Kaufmann wohl oder übel mit dem vorlieb nehmen, was in seiner eigenen Stadt oder irgend einer benachbarten ihm innerhalb des engen Rahmens der vom Cultusminister patentirten Formen von Bildungsanstalten dargeboten wird; Hamburg und Bremen hingegen sind frei, ihr Unterrichtswesen nach den in ihnen vornehmlich lebenden Bedürfnissen zuzuschneiden, wenn sie sich nur nicht selber aus Geistesträgheit oder Mangel an Muth einer fremden Schablone sclavisch unterwerfen. Hier braucht also die höhere Bildung, deren Nothwendigkeit das Freiwilligenexamen mit heilsamem Zwange Vielen auf einmal vor die Seele geführt hat, nicht lediglich in den vorhandenen Gleisen des Gymnasial- oder Realschulunterrichts gesucht zu werden. Es können neue Anstalten entstehen, die dasselbe Ziel mit geringerem Müheaufwand in kürzerer Frist oder ein erhabeneres Ziel mit demselben Maß von Zeit und Anstrengung erreichen lassen. Hamburg, Bremen und Lübeck in erster Linie, Danzig, Leipzig, Nürnberg, Frankfurt u. s. f. in zweiter, sind augenscheinlich berufen, nach dieser Seite hin bahnbrechend voranzugehen.

In den drei Hansestädten hat man sich denn auch bereits einigermaßen in die wünschenswerthe Bewegung gesetzt. Vorab in Hamburg, wo das verkümmerte Vermächtniß der Vorzeit, das akademische Gymnasium, nach einer Entscheidung seines Schicksals drängt, und die Regungen, welche in allen drei angeführten Städten auftauchen, vermöge der Größe und Bedeutung des Platzes am massenhaftesten hervortreten. Ein ehemaliger Theaterdirector, der jetzt Mitglied der Bürgerschaft ist, Herr Th. Fürst, regte im Frühjahr 1869 die Sache in dieser Körperschaft an. Man ernannte einen Ausschuß und dieser hat nun kürzlich wohl durch den geeignetsten Mann, der dafür überhaupt zu finden war, durch den ebenso geistreichen als vielseitig unterrichteten, gründlich arbeitenden und praktisch denkenden Bürgerschaftspräsidenten Obergerichtsrath Dr. Baumeister Bericht erstattet.

Wir haben im Wesentlichen diesem Bericht entnommen, was oben über die Geschichte des akademischen Gymnasiums und die verschiedenen Vorschläge zu seiner Reform gesagt worden ist. Gern würden wir ihm auch seinen positiven und actuellen Theil entnehmen, fürchteten wir nicht, dem einen oder

anderen Leser zu weit zu gehen. Der Schlußantrag geht einfach dahin: den veralteten ursprünglichen Zweck der Anstalt, weitere Vorbereitung von Gymnasiasten zur Universität, fallen zu lassen, und den Nebenzweck von 1837, allgemein wissenschaftlich-praktische Thätigkeit der verbundenen Gelehrten durch Vorträge für Jung und Alt u. s. f., in den Vordergrund zu rücken. Daneben sollen sie den betreffenden Sammlungen und Anlagen vorstehen, Prüfungen abhalten helfen, Gutachten ertheilen, — kurz in jeder Weise bereit sein, dem Gemeinwesen ihre besondere wissenschaftliche Einsicht zur Verfügung zu stellen. Sie sollen jedoch, wie selbstverständlich ist, dem veränderten Zwecke gemäß in Zukunft etwas anders ausgesucht werden. Biblisch-orientalische Philologie und griechisch-römische Philologie fallen mit dem früheren Hauptzweck ohne weiteres fort. Daß in unserem höheren Unterrichtswesen von diesen Fächern nicht zu wenig vorhanden ist, darüber sind wohl alle leidlich unbefangenen und urtheilsfähigen Stimmen einig. Die zu besetzenden Stellen sollen, meint der Bericht, etwa zu gleichen Theilen den Naturwissenschaften und den Gesellschaftswissenschaften gewidmet werden. Der Ausschuß der Bürgerschaft faßt also zusammen, was Prof. Aegidi und der Professor der Botanik, ein jeder von seinem Standpunkte, nicht ohne Fug getrennt, begründet hatten. Physik, Chemie, Botanik, Zoologie, Astronomie, hier und dort politische Geschichte, Nationalökonomie, Literaturgeschichte, Aesthetik und Kunstgeschichte; so ungefähr scheint man sich die nächste Abrundung der Fächer vorzustellen. Neben den eigentlichen Professoren der Akademie — „Hamburgische Akademie" würde sie zukünftig heißen — soll andern Gelehrten erlaubt sein, sich an ihren Vorträgen und Arbeiten mehr freiwillig zu betheiligen, auch eine Art Privatdocententhum dabei herangezogen werden.

Nur die Kluft zwischen Wunsch und Entschluß, sagt der Bericht, habe den Ausschuß abgehalten, etwas noch Kühneres zu thun; die Umwandlung des akademischen Gymnasiums in eine Universität vorzuschlagen. Ob das wirklich das Kühnere wäre? ob es nicht mindestens verdienstvoller und hoffnungsvoller ist, nach dem langen Stillstande auf diesem Gebiet, einmal eine ganz neue Bahn einzuschlagen?

Der Plan des bürgerschaftlichen Ausschusses ist, wie man sieht, in keinerlei unmittelbarem Zusammenhang mit dem Bildungsbedürfniß junger Kaufleute gebracht. Aber er ist doch frei und lose genug gehalten, um diesem präsumtiven Hauptstrom zu erlauben, sich das Beste vorzugsweise für seine Anliegen zurechtzumachen. Diese Gruppe von Zuhörern braucht den Professoren nur recht stark und beharrlich mit Vortrags- und Unterweisungs-Ansprüchen zu kommen, so wird keine andere rücksichtsvoller behandelt, lieber bevorzugt werden, als sie. Mit der Zeit würde eine derartige legitime Usur-

pation (wenn mann so sagen darf) dann auch wohl auf die fundamentale Anordnung der Akademie einwirken, falls dieselbe für den fraglichen Zweck noch zu wünschen ließe.

Warum jedoch Akademie, der griechische Name und Begriff? warum nicht auf gut Deutsch Hochschule sagen? oder sobald sich der vornehmste Zweck der Anstalt klar genug herausgestellt hat, Handels-Hochschule?

Auch in Bremen fehlt es nicht an einem Project, das gleich dem bereits in die officielle Sphäre vorgerückten Hamburger Plan sich auf eine Schöpfung der Vergangenheit zurückbezieht (nur daß dieselbe in Bremen längst völlig vergangen ist), von dem allgemeinen Umschwung in Deutschland seinen letzten entscheidenden Anstoß erhalten hat, und auf eine Art moderner Universität, d. h. auf eine Anstalt höchster Wissenschafts-Ueberlieferung nach den Bedürfnissen der Gegenwart und des Ortes, gerichtet ist. Es handelt sich thatsächlich dort wie in Hamburg darum, aus der Gesammtheit der zeitgenössischen Wissenschaften diejenigen herauszunehmen, welche einer großen Handelsstadt die wichtigsten sind, und aus würdigen Vertretern dieser Fächer ein Collegium zu bilden, das die Wissenschaft selber heimisch mache im Mittelpunkt eines so bedeutenden Verkehrsgetriebes. Das Unternehmen steht noch durchaus im Stadium des Projects; wie bald und durch welche Factoren es anfangen wird, in Verwirklichung überzugehen, kann heute noch Niemand mit Gewißheit sagen — es müßte denn ein heimlicher Peabody oder Matthew Vassar sein, der entschlossen wäre bei guter Zeit die hauptsächlichste Schwierigkeit zu ebnen. Allein das Bedürfniß einer solchen Heranziehung werthvoller wissenschaftlicher Kräfte wird sich bald in weiten Kreisen bemerklich machen. Es ist nämlich während des letzten Winters in Bremen ein Verein für junge Kaufleute entstanden, der sichrer als seine zahlreichen ephemeren Vorgänger fortzubestehen, mehr als sie einen beträchtlichen Theil der Gesammtheit zu umfassen und nachhaltig zu fesseln verspricht; und der seiner Bestimmung zu Folge an die vorhandenen Gelehrten solche Ansprüche stellt, daß sich die Unmöglichkeit, denselben neben anderweiten Berufsgeschäften zu genügen, bald ergeben muß. In Bremen wird demnach aller Wahrscheinlichkeit nach von dieser Seite her sich die Forderung entwickeln, daß mehr Wissenschaft in tüchtigen persönlichen Trägern auf die eine oder andere Art in das Gemeinwesen hereingezogen werde.

Von einer dritten Seite her mag die Sache sich in Lübeck melden. Was in Bremen fehlt, dessen hat man dort zuviel: nämlich Geld. Man hat es im Uebermaß auf einem der wenigen Punkte des öffentlichen Lebens, wo seiner leicht zuviel sich anhäufen und Verwendung finden kann, in den zahlreichen Wohlthätigkeitsstiftungen der nicht so blühenden und bevölkerten Stadt, so daß früher oder später muthmaßlich die Nothwendigkeit entstehen

wird, neue Abzugscanäle herzustellen. Es kann füglich sein, daß schon das norddeutsche Gesetz, wegen des Unterstützungswohnsitzes, wenn es seine chronischen, nicht seine acuten Folgen zu entwickeln beginnt, zu diesem Stachel der Umgestaltung wird. Wohin aber ließe sich der Ueberfluß der Stiftungseinkünfte gerechter und weiser ableiten, als auf den trockenen Acker des Jedermann zugänglichen, ja Jedermann aufsuchenden höheren Unterrichts- und Bildungswesens?

Die Hansestädte haben mit dem Uebergang ihrer Handelspolitik auf die Organe des norddeutschen Bundes im Grunde aufgehört, Staaten zu sein. Sie sind zu bloßen Communen zusammengeschrumpft, mit einigen Ueberresten staatlicher Würde und Competenz — aber zu bevorzugten, von keinem Minister abhängigen, sich unbeschränkten Gesetzgebungs- und Besteuerungsrechts erfreuenden Communen. Dieses Privileg müssen sie sich, wenn dasselbe ihnen bleiben soll, in einem Sinne verdienen, der der Gesammtheit der deutschen Städte und dem nationalen Leben als solchem zu Gute kommt; so nämlich, daß sie durch Thatsachen beweisen, wie gut unsre Großstädte im Stande sind, sich unbeschränkt selbst zu verwalten, und wie viel bessre Früchte Freiheit trägt als Abhängigkeit. Das gilt vor allem auch in der hochwichtigen Sphäre des Unterrichtswesens; und daher kann man denn den Städten nur wünschen, daß ihr öffentlicher Geist sich auf dem eingeschlagenen neuen Wege bewähren möge, wie auf so manchem alten.

Die Bildung der sächsischen Landarmenverbände.

Das Gesetz über den Unterstützungswohnsitz war das erste größere Bundesgesetz, das nur gegen eine starke Minderzahl von Stimmen (14) im Bundesrath zur Annahme gekommen ist. Mit einigen andern thüringischen Staaten bildete Weimar, mit Hamburg und Bremen Hessen, sodann die beiden Mecklenburg die Minderheit; vor allem gehörte der zweitgrößte Bundesstaat dazu, das Königreich Sachsen, das sich durch die Annahme des Gesetzes gewissermaßen doppelt betroffen fand. Nachdem es mit seiner Ansicht unterlegen, wird es durch das ihm widerstrebende Gesetz zu einer Neugestaltung genöthigt, die berufen scheint, eine weitergehende, vielleicht entscheidende Wirkung auf die Frage zu äußern, die seit lange schwebt und in der Schwebe gelassen ist, die Frage der Reorganisation der innern Verwaltung. Diese Neugestaltung ist die Bildung der Landarmenverbände.

Landarmenverbände nennt nach preußischem Vorgang das Bundesgesetz

die Verbände, welche die Armenlasten subsidiär zu tragen, für die Ortsarmenverbände subsidiär einzutreten haben. Der Umfang der subsidiären Verpflichtung wird vom Bundesgesetz nicht genau bestimmt, sondern den Landesgesetzen zu bestimmen überlassen. Auch hinsichtlich der Zusammensetzung der Landarmenverbände bleibt den territorialen Eigenthümlichkeiten voller Spielraum gewahrt. Der Regel nach sollen die Landarmenverbände aus einer Mehrheit von Ortsarmenverbänden bestehen, können sich ausnahmsweise aber auf den Bezirk eines einzigen Ortsarmenverbands beschränken. Wie Berlin, Potsdam, Frankfurt a/O. werden voraussichtlich Frankfurt a/M., Dresden, Leipzig, eigene Landarmenverbände bilden, um sich auch nach dieser Seite ihre städtische Selbständigkeit zu sichern. Die kleinen Staaten ermächtigt das Gesetz, die Functionen des Landarmenverbands selbst zu übernehmen, eine Ermächtigung, von der die thüringischen Fürstenthümer vermuthlich Gebrauch machen, wenn sie nicht aus zusammenliegenden Ländertheilen gemeinschaftliche Landarmenverbände bilden. So gut wie sie zu gemeinschaftlichen Einrichtungen auf den Gebieten der Rechtspflege und Steuerverwaltung geführt wurden, können sie, ohne ihre staatliche Unabhängigkeit zu gefährden, zu ähnlichen Vereinigungen bezüglich des Armenwesens schreiten. Für ein Land, wie Sachsen, scheint die Möglichkeit, einen einzigen Landarmenverband zu bilden, ausgeschlossen. Nicht der Größe wegen, denn, Provinzen wie Westfalen, Rheinland, Sachsen haben sich zu Landarmenverbänden gestaltet, Hannover wird es, Dank seinem Provinzialfonds, Schleswig-Holstein, vermöge seiner „Ungetheiltheit", wahrscheinlich thun. Es liegt im Wesen der Landarmenpflege, daß ihre Lasten besser getragen, ihre Anstalten besser eingerichtet werden, je größer die Bezirke sind, welche die Lasten tragen und die Anstalten einrichten. Dem kleineren Staat sind, indeß eigene Bedingungen für sein staatliches Sein vorgezeichnet und wenn er sich auf dem Fuße eines Großstaats organisiren wollte, würde das sein und seiner Bürger Nachtheil sein. Die Erfahrungen, welche die Rheinbundszeit in dieser Beziehung brachte, dürfen für unverloren gelten. In den Regierenden lebt das Bewußtsein, daß sie nur dann ihren Aufgaben gerecht werden, wenn sie den Verhältnissen volle Rechnung tragen, wenn sie ihre Anschauungen nach den Zuständen modeln, nicht umgekehrt diese nach jenen modeln wollen.

Faßt man die Bildung der sächsischen Landarmenverbände näher ins Auge, so macht sich ein Mangel bemerkbar, der bewußt und unbewußt schon vielfach empfunden, dem aber bisher nicht abgeholfen worden, es ist der Mangel größerer Verwaltungskreise, die Aufgaben, wie die Landarmenpflege, allein oder gemeinschaftlich zu übernehmen vermögen. Die vier Regierungskreise tragen, mit Ausnahme des Lausitzer, rein administrativen Charakter und sind aller Wahrscheinlichkeit nach keine dauernde Eintheilung, an die

sich communale Einrichtungen noch anlehnen ließen. Sie erscheinen auch im Verhältniß zum Umfang des Landes zu groß für decentralistische Gestaltungen. Dieselben Einwände sind gegen die mit den Regierungskreisen nicht ganz übereinstimmenden ständischen Kreise zu erheben, denen die eine zeitgemäße Fortbildung ermöglichende Lebensfähigkeit überall fehlt. Die amtshauptmannschaftlichen Bezirke (Landrathsämter) eignen sich trefflich größere Verwaltungskreise zu bilden, so ungleich sie in geographischer und volkswirthschaftlicher Beziehung sind. Ihre durchschnittliche Größe und Leistungsfähigkeit kommen dem Mittel preußischer Kreise gleich. Sie haben zur Zeit aber nur administrative Bedeutung und so lange der Gesetzgeber ihnen keine communale beigelegt, ist es nicht möglich, organisatorische Combinationen mit ihnen zu verknüpfen. Die Gerichtsamtsbezirke (Verwaltungsämter) endlich lassen gemeinschaftliche Armenanstalten zu, wie die unlängst von andrer Seite gegebene Schilderung des Vereins der Amtslandschaft Meißen (I. S. 305) zeigt. Die ihren Schöpfer ehrende Organisation wird inzwischen durch die äußern Umstände und namentlich durch die rein landwirthschaftliche Zusammensetzung des wohlabgerundeten Bezirks wesentlich begünstigt und darf eher als Beweis dafür gelten, was unter der bestehenden Aemterverfassung geleistet werden kann, als was unter ihr geleistet wird. Es ist in Frage zu ziehen, ob einer in so glücklicher Weise gebildeten und geleiteten Armenpflegegenossenschaft nicht auch die Pflichten des Landarmenverbands zu übertragen sind; es steht außer Frage, daß sie dem Gesetzgeber nicht allgemein als Vorbild und Typus zu dienen vermag.

Hiermit berühren wir eine Frage, die bei Bildung der sächsischen Landarmenverbände in Betracht zu ziehen und für den Augenblick vielleicht wichtiger erscheint, die Frage, wie sich der Gesetzgeber den Schöpfungen des Voluntarism gegenüber verhalten soll, welche die letzten Lustren auf dem Gebiet des Armenwesens entstehen sahen und die zweifellos zu den erfreulichsten Erscheinungen des innern Staatslebens dieser Periode gehören.

Die Bezirksarmenvereine, mit denen sich das Land rasch bedeckte, sind durch das Zusammenwirken zweier Momente hervorgerufen worden. Es war ein gebieterisches Bedürfniß, größere Verbände für Schaffung von Armenanstalten hinzustellen, ein Bedürfniß, das innerhalb der bestehenden Verwaltungseinrichtungen keine Befriedigung finden konnte. Obschon aber dieses Bedürfniß gegeben, glaubte sich der Gesetzgeber nicht in der Lage, demselben im regelmäßigen Wege staatlicher Anordnung zu genügen. Die Staatsregierung verzichtete auf die dankbarere Rolle selbst schöpferisch vorzugehen und beschränkte sich auf die unscheinbarere, anzuregen, zu fördern, nachzuhelfen, sie strebte mit Bewußtheit an die nöthige Neubildung sich so frei wie möglich aus sich selbst entwickeln zu lassen. Die Leistungen der Selbsthilfe, die auf

diese Weise entstanden, haben die verdiente Anerkennung erfahren und liefern den Beweis, daß das Land an selbstverwaltenden Elementen nicht arm, der Sinn für selbstthätiges Handeln und Gestalten vorhanden ist. So erfreulich dies aber erscheint, es läßt sich immer nicht verhehlen, daß die Bezirksarmenvereine unvermittelt und zusammenhanglos im Staatsorganismus stehen, daß sie eine Stellung einnehmen, die, so lange sie selbst neu und die Gunst der Regierung ihnen zugewandt, keine Schwierigkeiten verursacht, die aber ohne Gewähr der Dauer, ohne Sicherung ist. Daß dies nicht blos ein theoretisches Bedenken, eine bureaukratische Schrulle, haben unter anderm die Verhandlungen des letzten Landtags gelehrt. Die Handhabung der Disciplinargewalt in den Bezirksarmenhäusern, wie sie auf Grund der von der Staatsregierung theilweise genehmigten Statuten erfolgt, mag sich nach dem bestehenden Recht rechtfertigen lassen, steht jedoch nicht im Einklang mit den herrschenden Anschauungen von der Ausübung obrigkeitlicher Rechte. Wie sich aber hier das Verlangen nach gesetzlicher Regelung 'geltend macht, wird es sich, wenn der Gegenstand erst näher in Erwägung gekommen, in Bezug auf die Verhältnisse der Bezirksarmenvereine überhaupt regen. Im heutigen Staat kann einmal eine auftretende Erscheinung, wenn sie zu größerer Bedeutung gelangt, kein Sonderleben, kein Eigendasein führen. Die Vorschußvereine sind ein überzeugendes Beispiel. Entgegen der damaligen Regierungspolitik entstanden, zuerst sogar verfolgt, dann ignorirt, darauf geduldet, endlich wohlgelitten, begünstigt, haben die Vereine lange für sich bestehen wollen, um den Nachtheilen der ihnen unbequemen Gesetzgebung zu entgehen und die liebgewonnene Selbständigkeit zu bewahren. Die Erfahrung aber hat sie eines Besseren belehrt und sie selbst haben den Anstoß zu dem erlassenen Genossenschaftsgesetz gegeben, sie selbst haben die erforderliche Erweiterung des Rechtssystems, die Aufnahme der von ihnen entwickelten Normen und Formen in das Rechssystem erstrebt.

Die Bezirksarmenvereine haben sich, wie es die Umstände gerade gestatteten, gebildet. Zeichnet man ihre Grenzen auf eine Karte auf, ist weder hinsichtlich ihrer Größe noch hinsichtlich ihrer Zusammensetzung eine Regel zu erkennen. Die Vereine sind aus der persönlichen Initiative gemeinsinniger Männer hervorgegangen, diese haben für sie gewissermaßen die Mittelpunkte abgegeben. Soweit ihr persönlicher Einfluß, ihr Arm reichte, haben sie Gemeinden und Rittergüter znsammengebracht. Wenn einzelne Vereine wie der Meißner, Tauchaer, Strehlner, Döbelner sich an die Verwaltungsbezirke anlehnen, ist dies aus freier Bewegung geschehen. Es mag darin allerdings ein Beweis gefunden werden, daß das Bedürfniß nach einem stärkeren Anhalt empfunden wird, das Bewußtsein staatliche Aufgaben zu erfüllen rege ist. Die Richtung der Bürger geht auch dann zum Staat, wenn

dieser sie anleiten will, sich seiner zu entäußern. Diese Wahrheit, die sich mit den Bestrebungen für Selbstverwaltung durchaus verträgt, scheint bei denselben nicht immer und genug beherzigt zu werden.

Die regellose Ausbreitung der Bezirksarmenvereine ist es, die sich bei Bildung der Landarmenverbände unliebsam fühlbar machen muß.

Der Zweck der Landarmenverbände fällt mit dem der Bezirksarmenvereine keineswegs zusammen. Es ist theoretisch denkbar, sie beide nebeneinander bestehen, die Aufgaben der Landarmenversorgung durch die Landarmenverbände, die Aufgaben der Landarmenpflege durch die Bezirksarmenvereine vollziehen zu lassen. Praktisch scheint dagegen eine solche Scheidung undurchführbar. Mehr noch wie bei anderen Verwaltungsangelegenheiten kommt es bei dem Armenwesen darauf an, die Verwaltungsbefugnisse in einer Hand zu vereinigen, die Armenpflege in die Hand zu legen, welche die Armenunterstützung zu gewähren verpflichtet ist. Diese Auffassung darf auch die herrschende genannt werden und es wäre nicht wohlgethan, sie bei Seite zu setzen. Wichtiger (als dieser doctrinäre Grund) ist aber, daß das Bundesgesetz die Bildung der Landarmenverbände in diesem Sinne zur Voraussetzung nimmt. „Man war darin einig, heißt es im Bericht der Reichstagscommission, daß durch die Bestimmungen des Bundesgesetzes (§. 8) die analoge Uebertragung der Bestimmungen des preußischen Gesetzgebung in die anderen Territorialgesetzgebungen angebahnt sei.“ Die Einrichtung der Landarmenverbände nach preußischem Vorbilde ist ein wesentlicher Theil des dem Bundesgesetz zu Grunde liegenden Systems. Landarmenversorgung und Landarmenpflege sollen verbunden sein. Ein größerer Verband soll die Landarmenlast tragen, die Landarmenanstalten unterhalten, die Landarmensteuern aufbringen. Zu den Unterschieden zwischen Bezirksarmenvereinen und Landarmenverbänden gehört, daß jene ihrem genossenschaftlichen Charakter gemäß den Vereinsaufwand durch statutarisch zur Hebung kommende Umlagen bestreiten, diese ein gesetzliches Besteuerungsrecht besitzen. Dort ist die Leistung der Vereinsmitglieder eine bürgerliche, mag sie auch öffentlichen Zwecken zu gute gehen, hier eine öffentliche, wie andere staatliche oder communale Steuern und Anlagen.

Das Bundesgesetz bestimmt, daß die Bildung der Landarmenverbände bis zu seinem Inslebentreten, dem 1. Juli 1871, bewirkt sein muß. Binnen dieser Frist ist die Frage zu lösen, wie die Bezirksarmenvereine in das neue System der Landverbände übergeführt, wie sie aus freien Genossenschaften zu staatlichen Verbänden, zu Verwaltungseinrichtungen umgestaltet werden sollen. Der Zeitraum ist noch lang genug, um die einschlagenden Verhältnisse genau zu prüfen, um Verhandlungen zu pflegen und die Ausgleichung der entgegen-

stehenden Interessen anzubahnen, aber nicht so lang, daß die baldige Inangriffnahme der Vorarbeiten nicht räthlich, ja nöthig erscheint. Und hier wäre dem Voluntarism noch einmal Gelegenheit gegeben, einzutreten, um zu vollenden, was durch ihn begonnen wurde, um sein Werk in das feste Gefüge des Staats einfügen zu helfen. Was hindert die Männer, welche die Bezirksarmenvereine geschaffen und geleitet, zur Erörterung dieser neuen Frage zusammenzutreten, wie man im Jahre 1857 in Dresden zur Verhandlung über die Gründung von Bezirksarmenhäusern zusammentrat? Mit voller Sachkenntniß ausgerüstet, den von ihnen ins Leben gerufenen und am Leben erhaltenen Einrichtungen eine natürliche Theilnahme widmend, werden sie geneigt und gewillt sein, auf Mittel und Wege zur Ueberführung in die neuen Verhältnisse zu sinnen. Ohne ihren guten Willen, ohne ihre thatkräftige, bereite Mitwirkung ist die Neugestaltung überall nicht durchzuführen. Mit einem Machtspruch der Gesetzgebung ist hier nichts ausgerichtet und nichts auszurichten. Um Verhältnisse, wie die der Bezirksarmenvereine zu lösen und neuzuordnen, will es Verhandlungen, Verständigungen, Vereinbarungen, an denen die Staatsregierung selbstredend theilnehmen muß. Es steht nichts entgegen, daß sie Männer ihres Vertrauens, bewährte Fachleute zu jener Berathung abordnet, daß sie sich bei den weiteren Arbeiten vertreten läßt, die muthmaßlich von einem besonders gewählten Ausschuß auszuführen sind, um genaueren Einblick in den Stand der Dinge zu erhalten und endgültige Schritte vorzubereiten. Diese Art gesetzgeberischer Vorarbeit läuft einigermaßen den hergebrachten Anschauungen zuwider, sie wird aber, wenn die Verhandlungen sonst der rechte Geist beseelt, die im Bereich des Armenwesens besonders schwierige Gesetzvereinbarung gewiß wesentlich erleichtern und fördern. Jedenfalls muß eine Frage, welche die Verhältnisse des Staats und der Gemeinden in dem Grade berührt, durch öffentliche Erörterung zur Entscheidung gebracht, sie muß gleichsam aus der Gesammtheit heraus gelöst werden.

Mit dem Gesetz über den Unterstützungswohnsitz greift der Bund tief in die innere Verwaltung ein. Während die für die nächsten Jahre bevorstehende neue Gerichtsverfassung mit der ihr unterliegenden Trennung von Rechtspflege und Verwaltung die Neugestaltung des Verwaltungsorganismus bedingt — eine Aussicht, auf die der Herr Minister des Innern bei Verhandlung der Streit'schen Anträge hinwies —, heischt das Gesetz vom 6. Juni 1870 unerwartet dessen die Neugestaltung einer Verwaltungseinrichtung, die im Zusammenhang mit dem Verwaltungsorganismus stehen, die sich in das künftige Verwaltungssystem einreihen lassen muß. Die Bildung der Landarmenverbände schließt eine Entscheiduug über den neuen Verwaltungsorganismus in sich, wenn diese Entscheidung auch nicht endgiltiger Natur

zu sein, wenn sie sich in der Hauptsache blos in negativer Richtung zu bewegen vermag. Eine Frage von so umfassender Bedeutung wie die der Reorganisation der inneren Verwaltung läßt sich nicht nebenher, nicht gelegentlich lösen. Jene Negative liegt im Ausschluß derjenigen Modalitäten zur Bildung der Landarmenverbände, die nach der Lage der Dinge außer Frage bleiben müssen. Wir meinen die Erhebung der Regierungs- oder ständischen Kreise zu Landarmenverbänden. Der negativen Entscheidung inzwischen wird eine positive sich wahrscheinlich zugesellen. Ueberzeugt sich der Gesetzgeber, daß Amtsbezirken von der Beschaffenheit des Meißner die Functionen des Landarmenverbands übertragen werden können, so erklärt er damit, auch die Aemterverfassung neben der zu erwartenden Kreisverfassung beibehalten zu wollen, er spricht seine Absichten über die Form der künftigen Verwaltungsbezirke aus, während er die interessirende Frage nach ihrer Verfassung vorerst unbeantwortet läßt. Vielleicht dürfen wir uns Glück wünschen, die Frage der Verwaltungsreorganisation durch einen solchen Fall von unmittelbarster Nothwendigkeit auf die Tagesordnung kommen zu sehen. Ihre endliche Lösung kann in Folge dieser Wendung nur gewinnen.

Theodor Landgraff.

Kriegsbericht.

Die Stellung der Heere und die deutsche Verfassung.

Als man im Hauptquartier erkannte, daß die Belagerung von Paris langwierig werden könnte, erwuchs die Nothwendigkeit, den Neubildungen französischer Heere bei Zeiten entgegenzutreten. Die Formationen hinter der Loire in weitem Terrain, unter den Augen der neuen Regierung, wuchsen am schnellsten, kleiner wurde der Aushebungsbezirk und der Eifer im Norden, für den Süden Frankreichs war Lyon und die Hügellandschaft Südlothringens Heerd einer Ansammlung unregelmäßiger Truppen, welche durch die Besatzungsbataillone der dortigen Festungen einigen Halt erhielten und die Verbindungen zwischen der Pariser Belagerungsarmee und der Heimath bedrohten. Die Uebergabe von Metz machte größere Truppenmassen des deutschen Heeres disponibel. Während zwei Infanteriedivisionen und das Corps Werder die Besetzung des südlichen Elsaß, den Einschluß von Belfort und die Sicherung der Eisenbahnlinie durch Vormarsch gegen Süden auszuführen hatten — mühevoll für die Truppen, sorgenvoll für die Feldherrn — zog General Manteuffel gegen die französische Nordarmee und drückte nach

der Einnahme von La Fère und Diedenhofen den auf Paris vorstoßenden Feind in siegreichem Treffen über Amiens zurück. Unterdeß näherte sich die Armee des Großherzogs von Mecklenburg von Nordwesten, die größere Armee Friedrich Karl von Osten der Loirearmee, ersterer drängte die Vortruppen von Dreux ohne große Mühe bis in die Nähe von Le Mans hinauf, das 10te Corps des Prinzen Friedrich Karl parirte einen Tagemarsch nordöstlich von Orleans erfolgreich einen heftigen Stoß des Feindes, welcher sich hier der Flankirung durch die Deutschen vergebens zu erwehren suchte. Da die Aufgabe der deutschen Heere sein muß, die Loirearmee, welche wir auf der Linie von Orleans bis Le Mans annehmen, nicht nur zu beobachten, sondern vor der Einnahme von Paris zu schlagen, so haben wir allerdings in der nächsten Zeit dort neue Zusammenstöße zu erwarten. Nur möchten wir gegen die Sicherheit ankämpfen, mit welcher hier und da die bevorstehende Vernichtung und Gefangennahme einer dritten feindlichen Armee von ca. 80—100,000 Mann verkündet wird.

Abgesehen davon, daß dergleichen ungeheure Resultate nicht auf jedem Terrain möglich sind, und am schicklichsten erst dann verkündet werden, wenn sie zur That geworden sind, so hat die deutsche Kriegführung jetzt mit einem Gegner zu rechnen, welcher entscheidende Schläge sehr erschwert, und welcher der schönsten Berechnung des Feldherrn und der größten Tapferkeit seiner Truppen nur spärliche Erfolge zu gönnen pflegt, und dieser Gegner großer Siege ist der altherkömmliche Lauf unsrer Wintersonne, die Kürze der Tage. Bei der Größe unserer Heere, bei der Methode unserer Kriegführung und Armeeverpflegung sind die Hauptstellungen feindlicher Heere, selbst wenn diese einander gegenüberlagern, fast immer durch ein Zwischenterrain von mehrern Meilen getrent, welches zum Theil mit Vortruppen besetzt ist, und erst durch systematischen Angriff genommen werden muß; auch die Theile des Heeres müssen, um in ihre Schlachtstellung einzurücken, fast immer durch Märsche von mehren Meilen sich concentriren. Bevor das Tageslicht den Feind genau zu sehen gestattet, ist überhaupt keine Schußwirkung denkbar. Von der Einleitung des Kampfes aber, welche häufig erst in den letzten Vormittagsstunden möglich wird, bis zum Angriff der Hauptstellung des Gegners vergehen sicher mehrere Stunden in Vormarsch, Artilleriegefecht, Einzelangriffen, neuer Aufstellung. Eine Bewältigung der Hauptstellung eines größeren Heeres ist deshalb erst am Nachmittag wahrscheinlich. Um 5 Uhr aber gebietet die einbrechende Dunkelheit den Geschützen Ruhe, auf unbekanntem Terrain sehr bald auch dem Fußvolk und den harrenden Reitern. Grade wenn die Stunde kommt, wo der Sieger die Früchte seiner Arbeit in der Verfolgung ernten könnte, entzieht die Finsterniß den geschlagenen Feind seinem Bereich.

Wir haben deshalb fortan als einen besonderen Glücksfall zu betrachten, wenn der strategische Erfolg ein augenblicklicher und massenhafter wird.

Jeden Tag berechnen die Kriegscorrespondenten, wie lange die Lebensmittel in Paris noch reichen können; die Deutschen sind geneigt, den Mangel an Fleisch als zwingenden Grund zur Capitulation zu betrachten, die Franzosenfreunde setzen weitreichende Hoffnungen auf Vorräthe von Mehl und Wein. Unzweifelhaft hat der Hunger dort seine furchtbare Arbeit begonnen. Es stimmt nicht heiter, wenn ein deutsches Witzblatt den Hunger der Pariser als Gegenstand des Scherzes behandelt, und es ist kein wackres Soldatenstück, wenn in Wahrheit die Bayern hungrige Franzosen den Tag über ruhig im Bereich ihrer Kugeln die Kartoffeln graben lassen, um ihnen am Abend durch einige Schüsse die gefüllten Säcke mühelos abzunehmen. Sicher würde sich Paris noch lange halten können, wenn es möglich wäre, die Vorräthe der ungeheuren Stadt bis auf den letzten Centner gleichmäßig zu vertheilen, aber die sociale Krisis hat dort bereits begonnen und sie läßt schnelle Entscheidung erwarten, sobald erst die fliegenden Hoffnungen auf Entsatz durch die Loire- und Nordarmee niedergeschlagen sind.

In Frankreich sucht man Muth in der Betrachtung, daß das Unglück sich seit dem Sturz Napoleons und der Ergebung seiner Marschälle und Heere gewandt habe, die Soldaten und Generäle der Republik seien von anderer Energie und besserem Metall. Auch bei uns ist eine ähnliche Auffassung nicht ungewöhnlich. Aber in Wahrheit haben sich die Truppen der Republik nirgend besser, selten so gut geschlagen, als die kaiserlichen Heere bei Wörth und vor Metz, und keiner der republikanischen Generäle hat zur Zeit unzweifelhafte Proben eines größern Feldherrntalents erwiesen, als Mac Mahon und Bazaine zeigten. Der Unterschied in den Resultaten liegt — bis jetzt — allein in der veränderten Methode der Kriegführung, und diese Veränderung ist an sich kein Verdienst der Franzosen, sondern eine Folge ihrer Niederlagen. Der Anfang des Krieges war ein Kampf der großen geschulten Heere, er bot der Kunst der Feldherrn die umfassendsten Aufgaben, stellte an die Offiziere und Soldaten die höchsten Zumuthungen großer Feldschlachten. Es wäre baarer Unsinn, zu behaupten, daß die Franctireurs Gambetta's und die Mobilen Trochu's in dieser Art von Kampfe dasselbe oder ähnliches geleistet hätten, wie die Bataillone Burbacki's, die Cürassiere von Wörth, die Chasseurs d'Afrique von Sedan. Jene Irregulären wären trotz alles ungeschulten Muthes in der großen Schlacht vor den deutschen Granaten und dem preußischen Sturmangriff verweht wie Spreu im Winde. Seit Sedan war die Feldarmee Frankreichs beseitigt, nicht das Land unterworfen. Wir wissen allerdings, daß jene Feldarmee stärker war als man annahm, wenigstens 350,000 Mann, und daß Frankreich

außer ihr und außer dem Rest der Algier- und Marinetruppen noch 150,000 M. an Depotbataillonen und Besatzungen hatte. Trotzdem muß die Feldarmee Frankreichs bei jedem Wehrsystem verhältnißmäßig schwächer sein, als die unsere; so lange dieser Staat die Erbschaft Ludwig XIV., das gewaltige Netzgeflecht von Festungen erhält und bewehrt. Dieses System macht die Defensivkraft Frankreichs dagegen stärker als die jedes andern europäischen Großstaats, es erschwert dem siegreichen Feinde die Bewältigung des Landes, aber es legt auch dem Lande selbst sehr schwere Friedenslasten auf und im Kriege wahrscheinlich nur eine Verlängerung des Leidens. Am 2. September wußte man in unserer Heeresleitung, daß jetzt ein ganz neuer Kampf, der Festungskrieg und der kleine Krieg beginne. Man erwartete vielleicht die Einnahme von Metz und Paris in kürzerer Frist, aber man rechnete richtig, daß außerdem noch ein Ueberziehen des ganzen Landes durch unsere Armeecorps nöthig sein werde, und wahrscheinlich viele Cernirung und Belagerung fester Plätze. Die Republikaner nehmen seitdem das Verdienst in Anspruch, daß sie das Volk zum Kriege begeistert und überall neue Heere geschaffen. Ohne Zweifel haben sie Tausende von Freiwilligen zum Heere und viele Hundert Bauern in die Wälder gelockt. Aber man darf behaupten, daß jede energische legale Regierung bei den vorhandenen Wehrkräften dasselbe Resultat, und zwar in geordneter Weise erreicht hätte. Denn die vorhandenen Linientruppen gaben für große Neubildungen Rahmen und Anhalt, die Festungen sichernde Stützpunkte. Und die Frage ist nur, ob eine sichere und legale Regierung ein solches Aufbieten der letzten Kraft und einen Krieg bis zum Aeußersten als vernünftig und dem Interesse Frankreichs heilsam erachtet hätte. Es ist aber lehrreich, daß überall, wo die Franzosen ernste Gefechte wagen, der Kern ihrer Angriffstruppen doch die Linienbataillone älteren Bestandes sind, obgleich die regulären Neuformationen in acht Wochen Zeit hatten, sich für den Felddienst reglementsmäßig auszubilden. Daß die ganze Einrichtung der irregulären Freischützen und Freiwilligenlegion ein politischer und socialer Frevel ist, wurde früher einmal ausgeführt.

In der Heimath waren große Ereignisse der letzten Woche: die Eröffnung des Reichstages, die Bewilligung der neuen Anleihe von 100 Millionen und die Mittheilung der Verträge mit den deutschen Südstaaten. Während die Abmachungen mit Baden, Hessen, Würtemberg zu der Annahme berechtigten, daß die Verbindung derselben mit dem Nordbund ohne tiefeingreifende Umbildungen der bestehenden Verfassung bewirkt werden könne, erregt der Vertrag mit Bayern Staunen und Befremden, nicht nur bei den Nationalen, vielleicht ebenso sehr bei den Conservativen. Erst durch ihn wird deutlich, daß der neue deutsche Bund etwas wesentlich anderes werden soll, als der norddeutsche Bund. Dem Bundesoberhaupt wird das Recht, Krieg

im Namen des Bundes zu erklären, von der Zustimmung des Bundesraths abhängig gemacht, es bleibt ihm nur im Fall eines Angriffs auf das Bundesgebiet oder dessen Küsten. — Was unter solchem Angriff bei modernen Staatsverhältnissen zu verstehen, ist nicht deutlich. Sind Seepiraten gemeint? Und hat der Bundesfeldherr dies Recht, wenn der Angriff erfolgt ist, oder wenn er gefürchtet wird? Darf er das Heer vorher wenigstens mobilisiren? Auch dies ist für das bayrische Heer zweifelhaft.

Dagegen wird den drei Königreichen Bayern, Sachsen, Würtemberg eine besondere privilegirte Stellung im Bunde eingeräumt. Ihre Bevollmächtigten bilden im Bundesrath einen neuen Ausschuß für die auswärtigen Angelegenheiten, mit Ausschluß Preußens, unter dem Vorsitz Bayerns. Es ist zu befürchten, daß dieser Ausschuß, der sich jedenfalls aus den Berliner Gesandten der betreffenden Staaten zusammensetzt, etwas von dem Charakter eines Tribunats oder einer Controlinstanz des regierenden preußischen Ministers annehmen wird. Der Minister muß die Mitglieder entweder gewinnen, indem er sie in wichtigen Dingen zu Vertrauten macht, und wie ist in schwebenden Fragen Vertrauen gegen die — nicht beabsichtigten — Indiscretionen dreier Höfe möglich? oder er wird von ihnen beargwöhnt werden und ihre Höfe zur Fronde treiben. Graf Bismarck mag sich zutrauen, mit solchen Vertrauten fertig zu werden, aber eine normale und richtige Position für einen Minister des Auswärtigen entsteht dadurch sicher nicht. Ferner aber haben die drei Königreiche zusammen mit 14 Stimmen im Bundesrath ein Veto gegen jede Verfassungsreform. Dies darf man wohl den letalen Uebelstand des Vertrages nennen. Denn zu solcher gründlichen Verschlechterung der Bundesverfassung kann der Reichstag seine Zustimmung nicht geben. — Diese Vorrechte der Königreiche werden durch einen, bei andrer Veranlassung bereits erwähnten Umstand, bedeutsamer. Preußen erhält im Bundesrath von 58 Stimmen nur die früheren 17 Stimmen, während es bisher von 43 Stimmen 17 hatte. Dadurch tritt für den großen Staat von 25 Millionen bei allen von ihm angeregten oder begünstigten Maßregeln und neuen Gesetzen ein recht bedenklicher Uebelstand ein. Die drei Königreiche und Hessen haben z. B. züsammen ebenfalls 17 Stimmen, die Entscheidung steht also, wenn die Genannten die Gegenseite vertreten, nur bei den kleineren Staaten. Es ist anzunehmen, daß das preußische Volk diese Benachtheiligung als ungerecht empfinden wird.

Von den zahlreichen Besonderheiten, welche Bayern für sich allein durchgesetzt hat, ist die eine wie ein Schnitt durch das gemeinsame Tafeltuch unsres neuen Haushalts. Das Aufsichtsrecht des Bundes über Heimaths- und Niederlassungsverhältnisse und die Gesetzgebung des Bundes darüber erstrecken sich nicht auf Bayern. Die Bürger dieses Staates sollen also

Fremde unter uns, wir Fremde unter ihnen bleiben. Dies ist die zweite unleidliche Bestimmung des Vertrages, in welche der Reichstag nicht willigen kann.

Weniger bedenklich sind die übrigen Privilegien und Besonderheiten, worin Bayern sich selbständig zu erhalten bemüht war: in der Biersteuer, in seinen Posten, Telegraphen und Eisenbahnen, — doch so, daß dem Bunde ein Aufsichtsrecht über die Normen der Verwaltung, Tarife 2c. zustehen soll. Am wenigsten darf man sich an die Paragraphen stoßen, welche dem König von Bayern die volle Militärhoheit lassen, das Commando des Bundesoberfeldherrn auf den Krieg vom Termin der Mobilisirung beschränken. Denn neben jeder militärischen Bewilligung an Bayern stehen verständige Einschränkungen dieser Bewilligungen, und die jetzt factisch wünschenswerthe Einwirkung auf das bayrische Heer ist doch in der Hauptsache erreicht. Man sieht, daß in diesem Theil des Vertrages es sich vornehmlich darum handelte, dem Souveränetätsgefühl der Majestät von Bayern Zugeständnisse zu machen, ohne das Wesentliche zu opfern. Und so groß der Uebelstand ist, daß das Bundesoberhaupt im Frieden nicht gleich zu den verschiedenen Truppen des Bundes steht, so ist andererseits nicht zu verkennen, daß eine administrative und militärische Reorganisation der bayrischen Armee durch Preußen, jetzt ebensowenig im Wunsche Preußens liegen kann, als Bayerns. Nach den Verlusten und Erfahrungen dieses Krieges wird Preußen mit sich selbst und den ihm einverleibten Contingenten auf Jahre hinaus reichlich zu thun haben, und wir erhalten doch durch den Vertrag die Garantie, daß Bayern sich treulich und ernsthaft bei der Reorganisation seines Heeres an die Normen des Bundes halten wird. Selbst Unklarheiten des Vertrages, z. B. über das bayrische Militärbudget — eine Reihe praktisch kaum ausführbarer Bestimmungen — und über das Recht des Mobilisirens, würden ruhig der Besserung durch Zeit und Erfahrung überlassen bleiben.

Nicht so diejenigen Bestimmungen des Vertrages, welche den Bund verschlechtern, weil sie ihm die Möglichkeit nehmen, die Verfassung und die dazu gehörigen Verträge im Sinne besserer Einigung und im Sinne einer Stärkung der Obergewalt zu reformiren. Hier hat der Reichstag die Pflicht zu widerstehen. Es wäre schmerzlich und ein Quell großer Verlegenheit, wenn Bayern n i c h t in den Bund käme, aber es ist immer noch besser, Bayern kommt nicht in den Bund, als daß sein Eintritt eine Schwächung der Gewalt des Bundesoberhaupts und eine dauernde Verschlechterung der Bundesverfassung nach sich zieht.

Und auf einem so mühselig und doch so locker zusammengeschlagenen Vertrag will man den alten Kaiserstuhl neu aufrichten? ♀

Neue archäologische Literatur.

Studien über den Bilderkreis von Eleusis von Carl Strube. Leipzig. W. Engelmann. 1870.

Die kleine Schrift behandelt einen Gegenstand, der für das Verständniß des gesammten attischen Volksglaubens von Wichtigkeit und dadurch von weitgehendem und allgemeinem Interesse ist, der aber bei der Beschaffenheit unserer Quellen eine Behandlung erfordert und hier auch mit Recht gefunden hat, die sich zunächst an die Fachgenossen wendet. Der Götterkreis von Eleusis, Demeter mit der geraubten und wiedergefundenen Tochter Persephone, mit den auf die erste, Segen, Gedeihen und Sitte verbreitenden Getreidespende bezüglichen Gestalten, ihren Schicksalen, mit den an ihren und den Dionysosdienst angeknüpften Mysterien hat von je die Blicke der Alterthums-Forschung auf sich gezogen; scharfe Gegensätze sind hier zu Tage getreten und man muß es als ein wesentliches Verdienst der vorliegenden Schrift anerkennen, daß sie verwickelte Fragen unbefangen ergreift und aus einem glücklich behandelten Material förderliche Resultate gewinnt. Wir gedenken der Schrift an dieser Stelle besonders in Hinblick auf ihren Verfasser, einen Sohn unserer Stadt Leipzig, der, aus einer frisch begonnenen wissenschaftlichen Laufbahn heraus unter die Waffen gerufen, auf fremder Erde den Tod für's Vaterland gefunden hat.

Carl Strube, ein Sohn unseres Mitbürgers, des Chefs der Firma Th. Strube & Sohn, hatte seine Laufbahn mit der Bestimmung begonnen, in das Goldschmidtgeschäft des Vaters einzutreten. Neben dem ersten Unterricht beschäftigten ihn Uebungen im Zeichnen und Modelliren. Eine vorwiegende Neigung aber für wissenschaftliche Studien gab seinem Leben eine andere Wendung. Er trat auf die Nikolaischule in Leipzig über und verließ sie mit vorzüglichen Zeugnissen, um sich auf der Universität philologischen und archäologischen Studien zu widmen. In Heidelberg zunächst wurde Stark, in München Brunn sein Lehrer, die ihn beide mit warmer Theilnahme förderten. Von Brunn's Empfehlungen begleitet, ging er nach Italien, wo er namentlich in Rom und Neapel mit reicher Frucht seinen Studien oblag. Er hatte eben die oben genannte, seinem Lehrer Brunn zugeeignete Schrift vollendet, als er im Frühjahr heimkehrte und sich nach Berlin wandte, um dort zugleich seiner Militärpflicht zu genügen. Er trat in das 2. Garderegiment ein; kaum einexercirt rückte er mit den Truppen aus über den Rhein und erhielt beim Sturm auf St. Privat bei Metz am 18. August einen Schuß in den Kopf; zwei Tage nachher erlag er der schweren Wunde und ruht nun dort, — ich denke wir dürfen sagen in deutscher Erde.

Wer kann auf solches Geschick blicken ohne das bittere Gefühl im Herzen, daß die Blüthe unserer Jugend gebrochen werden muß, um uns einer Nation zu erwehren, die ihre schönen Vorzüge durch die Unfähigkeit der Beschränkung schändet? Unter den Verlusten, die uns schneidend zu Gemüthe fuhren, mit wie ungleichen Waffen Deutschland gegen Frankreich ficht, ist auch der Verfasser der angezeigten Schrift. Der diese Zeilen schreibt, hat ihn nicht gekannt; aber eine schöne Begabung, ein reines Wahrheitsstreben, eine vortreffliche Bildung glauben wir aus dem

Büchelchen herauszulesen: Der Sinn für das Einfache und Wahrscheinliche, das Verständniß für Absichten und Gedankengänge eines Künstlers, das sich darin ausspricht, wird Jeden wohlthuend berühren. Diejenigen aber, die ihm im Leben begegnet sind, gedenken seiner mit Wehmuth als eines vortrefflichen und liebenswerthen Menschen. Sie und mit ihnen alle, die an diesen Studien Theil nehmen, stehen auch an diesem Grab, um eine schöne Hoffnung ärmer, wie man sie an den Beginn dieser Laufbahn knüpfen durfte; aber zugleich mit dem Gefühl der Ergebung, das jeder uns einflößt, der unter allen Umständen da steht, wohin ihn die Pflicht ruft, und thut was er schuldig ist.

Reinhard Kekulé: Hebe, eine archäologische Abhandlung. Leipzig, Engelmann.
Die Ballustrade des Tempels der Athena-Nike in Athen, ebd.
Die antiken Bildwerke im Theseion zu Athen, ebd.
Die Gruppe des Künstlers Menelaos, ebd.

Die erste der genannten Schriften beschäftigt sich mit dem Nachweis der Gestalt, welche die Göttin Hebe in der alten Kunst gewonnen hat. Die Darlegung der Vorstellung, die sich im religiösen Glauben der Griechen mit dieser Göttin verband und der verschiedenen Darstellungen, welche sie in den auf uns gekommenen Denkmälern gefunden hat, dient dem Verfasser als Grundlage für den Nachweis, daß wir in einem schönen kleinen Marmorkopf, der vor einigen Jahren in Rom aufgetaucht ist, Hebe erkennen dürfen. Die Untersuchung ist sehr geeignet, eine Einsicht zu eröffnen in jenen eigenthümlichen schöpferischen Proceß, durch den die griechischen Götter eine feste, greifbare Gestalt gewonnen haben, und in die Gesetze, nach denen die Phantasie des Volkes und der Künstler dabei thätig war. Wie aus jeder einzelnen Wurzel die Sprache ganze Sippen sinnverwandter Wörter zu entwickeln pflegt, so haben die Griechen aus gewissen Grundtypen der vornehmsten und populärsten Götter die Gestalten der übrigen herauszubilden verstanden, nicht willkürlich, sondern mit der absichtslosen Gesetzmäßigkeit, die wir an dem Entwicklungsprocesse der organischen Natur bewundern. Ebenso giebt die vortreffliche Darstellung der verschiedenen Phasen, welche die Gestaltung der Hebe durchlaufen hat, eine belehrende Anschauung von der weiteren Fortbildung der Göttertypen nach ihrer ersten und maßgebenden Fixirung.

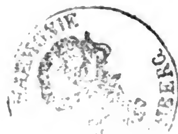
Die zweite Schrift ist der Wiederherstellung eines in Trümmern auf uns gekommenen Monumentes gewidmet. Am Aufgang zur Burg von Athen springt rechts eine Bastion vor, im Alterthum bekrönt von einem kleinen Tempel der Athena-Nike, den L. Roß mit seinen Freunden Schaubert und Hansen aus den vorgefundenen Theilen beinahe vollständig wieder zusammengesetzt hat, nachdem er von den Türken vor etwa zweihundert Jahren abgetragen worden war. Diese Bastion hatte auf der dem Burgaufgang zugekehrten Seite eine Ballustrade, deren der besten Zeit angehöriger Reliefschmuck sich auf die als Siegesgöttin verehrte Athene bezog. Von diesem Bildwerk ist es dem Verf. gelungen, unter den auf der Burg aufgespeicherten Trümmern neue Bruchstücke aufzufinden, und mit ihrer Hilfe die einstige Composition in ihren Grundzügen festzustellen. Die Schönheit und Anmuth des Werkes tritt dadurch in ein neues und helles Licht.

Wie diese Schrift, so ist auch die Beschreibung der im Theseion zu Athen auf-

gestellten griechischen Bildwerke ein erfreuliches Symptom für die besonders rege Theilnahme, die sich in neuester Zeit den eigentlich griechischen Kunstdenkmalen zuwendet. Es steht zu hoffen, daß die jährlich zahlreicher nach Rom wandernden deutschen Gelehrten immer häufiger den Weg auch nach Athen finden werden, und daß an solchen vermehrten Besuch sich dann auch die dauernde Ansiedlung eines Absenkers von dem in Rom bestehenden archäologischen Institut auf griechischem Boden anschließen möge. Jeder, der Athen besucht, wird mit Dank den äußerst sorgfältigen Catalog der reichsten dortigen Sammlung von Marmorwerken begrüßen, ein Hilfsmittel, wie wir es leider überhaupt nur erst für sehr wenige Sammlungen besitzen; des Dankes der Gelehrten, die mit ihren Studien diesem Gebiet zugewendet sind, ohne den Süden aus der Anschauung zu kennen, ist der Verfasser ohnehin gewiß.

Die Gruppe des Menelaos endlich, welche Herr Kekulé zum Gegenstande einer besonderen Untersuchung gemacht hat, steht ohne Zweifel Jedem in lebhafter Erinnerung, der die Skulpturensammlung der Villa Ludovisi gesehen, oder wenigstens die Kunstschätze von Tegel betrachtet hat: denn hier ist es, wo der einzige von der Gruppe existirende Gypsabguß aufgestellt ist. Sie hat für die Archäologie zunächst das eigenthümliche Interesse, daß auf die Frage nach dem dargestellten Gegenstande nahezu jeder, der darüber geschrieben, eine andere Antwort gegeben hat: Hippolyt und Phädra, Orest und Elektra, Theseus und Aethra, Telemach und Penelope, Merope und Kresphontes, neuestens Demophon und Aethra, — an alle hat man gedacht, der älteren Antiquare zu geschweigen, welche den Papirius Prätextatus mit seiner Mutter, oder, in einem Werke etwa des ersten Jahrhunderts der Kaiserzeit, den Marcus Aurelius und Lucius Verus oder ‚Faustina und ihren Sohn' vor sich zu sehen glaubten. Wer bedenkt, daß viele der genannten Erklärungen sich an die ersten Namen der Wissenschaft knüpfen, und daß die sorgfältige Abwägung der verschiedenen Gründe den Verfasser der vorliegenden Schrift schließlich dazu führt, sich für keine schlechthin zu entscheiden, der wird hier vor Allem gerechten Anlaß zur Erneuerung der alten Klage zu finden glauben, über die viele vergebene Mühe, welche die Archäologen auf Dinge wenden, die ‚weder wißbar noch wissenswerth' sind. Wer sich aber an der Hand des Verf. überzeugt, daß an einer Reihe von Werken derselben Schule die Eigenthümlichkeiten wiederkehren, welche die sichere Deutung der Menelaosgruppe unmöglich machen, dem werden jene vergeblichen Versuche wenigstens dienen, die Richtung und Besonderheit der Schule sich zu verdeutlichen. Es ist dies die Schule des Pasiteles, der zu Cäsar's und Pompejus' Zeit eine Art von Renaissance der Sculptur erstrebte und ins Werk setzte; freilich keine Renaissance, welche wie die italienische des 15. Jahrhunderts im Vorgefühl einer noch ungekannten Blüthe, mit jugendlicher Energie sich der Fesseln mangelhaften Könnens entwand, sondern eine solche, die des unruhigen und leidenschaftlichen Treibens der rhodischen und pergamenischen Kunst müde, sich in einer raffinirten, an alterthümliche Vorbilder angelehnten Einfachheit gefiel. Eine hierauf bezügliche Darlegung des Verfassers ist höchst lesenswerth. Die glückliche Gabe, der freien und eindringenden Beobachtung eines geübten Auges einen treffenden und geschmackvollen Ausdruck zu verleihen, welche in den genannten Schriften allen hervortritt, wird auch diejenigen anziehen, welche der Widerwille gegen die landläufige ästhetische Phrase derartiger Lectüre mehr als billig entfremdet hat.

Verantwortlicher Redacteur: **Alfred Dove.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.



Schäfer's Geschichte des siebenjährigen Krieges.

Arnold Schäfer: Geschichte des siebenjährigen Krieges. I. Bd. 1867. II. Bd. 1. Abth. 1870. Berlin bei Wilhelm Hertz.

Als Johannes von Müller noch bei Lebzeiten Friedrich's II. sich selbst mit dem Gedanken trug, eine Geschichte des großen Königs, oder doch wenigstens des siebenjährigen Krieges zu verfassen, glaubte er prophezeien zu dürfen, daß es an Herolden so großer Thaten nicht fehlen werde: auf jeden wahren Historiker, meinte er, müsse jene Zeit eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausüben. Müller's Weissagung hat sich nur zum kleinsten Theil erfüllt; es fehlt wie für jeden Abschnitt der preußischen Geschichte, so auch für diesen an Monographien. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, weswegen die Forschung in der preußischen Geschichte überhaupt nicht florirt; daß aber selbst jene großartige Periode ihren adäquaten Darsteller noch nicht gefunden hat, könnte Manchem auffallen, der die Schwierigkeit der Aufgabe nicht richtig zu schätzen vermag. Wer diese aber kennt, wird jeden Versuch, eine Lücke auszufüllen, das Vorhandene zu ergänzen oder zu berichtigen, mit aufrichtiger Dankbarkeit begrüßen.

Es war durchaus an der Zeit, die Geschichte des siebenjährigen Krieges einer sorgfältigen Revision zu unterwerfen. Das Material war gewachsen, die Forschung ruhte: auch Schöning's sogenannte Geschichte des siebenjährigen Krieges kann mit Fug und Recht nur für eine Sammlung des Stoffes gelten: Archivalien waren in auch nur entfernt hinreichender Quantität oder Qualität von Niemand benutzt worden: eine gewisse Liberalität für die Benutzung derselben ließ sich wenigstens an einigen Orten voraussetzen. Der gelehrte Vorkämpfer der östreichischen Historiker, der als Forscher wie als Beförderer der Forschung gleich liebenswürdige Arneth hatte durch seine Darstellung der ersten Regierungsjahre Maria Theresia's ein glänzendes, wohl unübertroffenes Beispiel prononcirt östreichischer und doch nicht geradezu parteiischer Geschichtschreibung gegeben; wie sollten sich

nicht auch auf der gegnerischen Seite die Geister regen und dem „audiatur et altera pars" Anerkennung zu verschaffen suchen!

Es wäre wohl zunächst wünschenswerth gewesen, eine urkundlich gesicherte Darstellung der schlesischen Kriege zu erhalten, welche weit weniger behandelt sind, als der siebenjährige Krieg. Allerdings hat dieser mehr Interesse; jene aber sind nicht nur die Vorläufer des anderen, sondern verhalten sich doch eigentlich zu demselben wie Ursache und Wirkung. Indessen auch ohne vorherrschende ausführliche Beschreibung der schlesischen Kriege lassen sich die Ereignisse der späteren Jahre verständlich darstellen, wenn die politischen Veränderungen der Zwischenzeit in scharfen Umrissen gezeichnet werden.

Dieser Aufgabe unterzog sich Arnold Schäfer, und, gestützt sowohl auf die inzwischen veröffentlichten Arbeiten Andrer, als auch namentlich auf umfassende Archivstudien, insbesondere mit Hilfe der preußischen Gesandtschaftscorrespondenz von Paris und London, konnte er wohl hoffen, die historische Wissenschaft um ein schätzbares Werk zu bereichern. Wir überlassen es dem Leser, aus der umfangreichen Vorrede des ersten Bandes sich im einzelnen darüber zu unterrichten, wie sorgfältig der Verfasser bemüht war, durch Heranziehung der verschiedensten Quellen sowohl neues Licht auf besonders dunkle Punkte zu werfen, als auch Licht und Schatten gleichmäßig und gerecht zu vertheilen. Das geheime Staatsarchiv zu Berlin bot neben den erwähnten Gesandtschaftsberichten natürlich die Grundlagen dar; wichtige russische, englische und holländische Archivalien konnten zur Vervollständigung resp. Rectification benutzt werden. Es liegt auf der Hand, daß die Besprechung eines solchen, wesentlich auf Archivstudien gegründeten Werkes nicht die Aufgabe haben kann, die Fundamentirung zu untersuchen, sondern lediglich den auf ihr aufgeführten Bau in seinen einzelnen Theilen zu betrachten, die Symmetrie derselben zu prüfen, ihre Zusammenfügung zu erörtern und schließlich das ganze Gebäude einmal darauf hin anzusehen, ob es seinem Zwecke entsprechend ist.

Wir wollen die letzte Frage zuerst beantworten, weil sie sich auf beide Bände gleichmäßig bezieht; denn im Uebrigen werden wir diese von einander trennen müssen, wie sie ja auch durch die Zeit ihres Erscheinens gesondert sind; das „diem dies docet" bewahrheitet sich heutzutage eben auf so eclatante Weise, daß selbst ein kurzer Zeitraum von drei Jahren die Grundlagen der Forschung verrücken, alle Elemente der Darstellung ändern mußte. In ihren Mängeln sind beide Bände einander sehr ähnlich — in den Vorzügen ungleich: jene verschuldet zumeist der Verfasser, diese verdanken wir nur dem Material.

Schäfer's Werk entspricht seinem Titel nicht genau. Er nannte es „Ge-

schichte des siebenjährigen Krieges“ und allerdings ist demselben ein gutes Theil der Arbeit gewidmet. Aber man würde sehr irren, wenn man annähme, er habe in die Beschreibung des Krieges seine Hauptaufgabe gesetzt; macht das Ganze schon an und für sich den Eindruck, als habe er den Gegenstand, welchen der große Generalstab hauptsächlich von der militärischen Seite beleuchtet hatte, nunmehr auch von der politischen in das rechte Licht setzen wollen, so spricht er in der Vorrede zum zweiten Band auch ganz unumwunden aus, das Hauptgewicht lege er auf die Darstellung der europäischen Politik während des Krieges. Es ist nun zwar an und für sich gerecht, von diesem europäischen Standpunkt den Schauplatz des Krieges zu überblicken und die Ereignisse, welche Preußen zur Großmacht erhoben, nach diesem größeren Maßstabe zu messen, in diesen weiteren Rahmen einzufügen: es ist gerechter sogar und eines wahren Historikers viel würdiger, als in den Begebenheiten eine Aufeinanderfolge taktischer Züge und Gegenzüge, oder nur einen Causalnexus von offensiven und defensiven Operationen erkennen zu wollen, aber nie durfte unseres Erachtens die Darstellung der diplomatischen Actionen solche Ausdehnung annehmen, daß die militärischen vollkommen in den Schatten gestellt oder nur unzusammenhängend erzählt werden können. So verliert das Geschichtswerk die Einheit des Ganzen und die Symmetrie der Theile und damit den Charakter eines Kunstwerkes. Hätte Schäfer sein Buch „Geschichte der diplomatischen Verhandlungen zur Zeit des siebenjährigen Krieges“ betitelt, so würden wir wenig daran auszusetzen haben und gelegentliche Förderung in der Kenntniß des Krieges selbst dankbar entgegennehmen.

Der erste Band beginnt mit einer eingehenden Schilderung der europäischen Constellationen vom Utrechter Frieden bis zum Beginne des siebenjährigen Krieges, die Veränderungen, welche namentlich die französische und englische Politik während dieses Zwischenraums erlitt, werden besonders ausführlich behandelt. Mit großer Meisterschaft schildert Schäfer die doppelzüngige Politik Georg's II., die sich freilich aus seiner Doppelstellung als Souverän von England und deutscher Reichsfürst, bei der eifersüchtigen Ueberwachung seitens des englischen Volkes, mit einer gewissen Nothwendigkeit ergeben mußte. Der Geschichte der verschiedenen englischen Ministerien wird in diesem Buch der Einleitung ein so bedeutender Raum gewidmet, daß man förmlich einen Abriß der englischen Politik erhält. Die geheimen Verhandlungen zwischen Frankreich und Oestreich konnte Schäfer vor drei Jahren noch nicht vollständig enthüllen wegen der mangelnden Bereitwilligkeit der östreichischen und französischen Archivvorstände: der so oft erwähnte eigenhändige Brief Maria Theresia's an Madame Pompadour gehört natürlich in das Gebiet der Mythe — indeß Kaunitz that es in ihrem Namen

und mit ihrer Erlaubniß. Allzu durchsichtig ist die Schilderung des ganzen Parteigetriebes nicht, wenigstens überschaut man das Ineinandergreifen der einzelnen Theile nicht genau, weil die Vorgänge an den einzelnen Höfen, vielleicht nicht mit Unrecht, von einander getrennt sind.

Die Darstellung des Verhältnisses Preußens zu Frankreich beruht, wie oben bemerkt, auf den von Schäfer zuerst benutzten Relationen des Freiherrn von Knyphausen, preußischen Gesandten in Paris. Arnold Schäfer stellt seine diplomatische Begabung als eine außerordentliche dar und veranschlagt seine Bedeutung so hoch, daß er sogar über die Personalien desselben das v. Knyphausen'sche Familienarchiv zu befragen für der Mühe werth hielt; gleichwohl können uns selbst die in den Beilagen sehr zahlreich und ausführlich mitgetheilten Schriftstücke durchaus nicht davon überzeugen, daß er in Paris auf der Höhe der Situation stand. Noch zur Zeit des Vertrags von Westminster weiß Knyphausen nichts von dem wachsenden Einflusse Oestreichs am französischen Hofe; am 15. Juli 1756, während Friedrich durch den englischen Gesandten bereits besser unterrichtet war, hegte er die irrige Ueberzeugung, daß der Vertrag von Versailles keine andern, als die bis dahin veröffentlichten Artikel enthalte und das Gerücht über einen vom Wiener Hofe entworfenen Plan, einen Krieg zwischen den katholischen und protestantischen Reichsfürsten anzustiften, unbegründet sei. Wie Schäfer, nachdem er dies Alles auf S. 182 mitgetheilt hat, zwei Seiten später sagen kann: „Knyphausen war in der That von dem Stande der Angelegenheiten, die am französischen Hofe betrieben wurden, gut unterrichtet", ist ziemlich unverständlich.

Auch aus Friedrichs „Apologie de ma conduite militaire" ersieht man, daß der König bis zum Ausbruch des Krieges die weitgehenden Absichten seiner Gegner keineswegs ganz genau kannte. Dagegen setzt Schäfer in ein klares Licht, wie Friedrichs Operationen namentlich durch das anfangs sehr behutsame Vorgehen Frankreichs und die vorschnellen, darum auch mangelhaft vorbereiteten Unternehmungen der Oestreicher erleichtert wurden. Zu einer Parallele mit der Gegenwart ladet übrigens der Bericht von der Unverschämtheit des französischen Gesandten am sächsischen Hofe, des Grafen Broglie (p. 222) unwillkürlich ein. Er versuchte durch das preußische Lager zu den eingeschlossenen Sachsen zu gelangen und die Passage durch Hartnäckigkeit zu ertrotzen. Friedrich mußte sich über des Gesandten unziemziches Betragen bei Valori beklagen, die französische Regierung aber ließ ihren Gesandten abberufen, weil der König „in Broglie's Person die heiligsten Satzungen des Völkerrechts verletzt habe." — Ausgezeichnet ist auch die Darstellung des Versailler Vertrags, als eines Meisterstückes und Sieges der östreichischen Diplomatie über die französische: diesen Grundgedanken fest-

haltend, gelangt dann der Verfasser bei der Beurtheilung der französischen militärischen, wie politischen Maßnahmen zu Resultaten, welche zwar nicht ganz neu, aber doch selten mit gleich unerbittlicher Schärfe dargelegt sind. Ueber die Vorgänge vor und während der Schlacht bei Prag, die auch etwas complicirter Natur ist, erhalten wir nichts Neues, sind aber dem Verfasser zu Dank verpflichtet für die Ausführlichkeit, mit welcher er den Mayr'schen Zug „in's Reich" erzählt. Mayr ist eine Persönlichkeit, die auch wohl eine ausführliche Biographie verdiente; unter den Zeitgenossen ist er sehr gefeiert worden und in den damals so beliebten „Todtengesprächen" spielt er — nach 1759 — eine bedeutende Rolle. Bekannt ist auch das Urtheil, welches Prinz Heinrich kurz nach seinem Tode aussprach, „um einen eben so fähigen Mann, wie den Verstorbenen zu finden, würde man vergeblich drei Armeen durchwühlen". Der kühne Zug des verwegenen Parteigängers — der damals höchstens in Ziethen, später in Schill und v. Colomb seines Gleichen hat — zeigt deutlich, was ein tüchtiger Führer mit einer noch so unbedeutenden Anzahl muthiger, wohldisciplinirter Leute leisten kann. In Böhmen nahm er die Magazine weg, in Nürnberg stellte er als angeblicher Vortrab von 15,000 M. exorbitante Forderungen, schlug sich im fränkischen Kreise mit der vierfachen Anzahl Reichstruppen siegreich herum; die bayrische Regierung hielt es für gerathen, sich von allen feindlichen Schritten loszusagen, die Kölner Offiziere machten aus ihren Sympathien für die preußische Sache kein Hehl, die Würtemberger entliefen in hellen Haufen ihren Fahnen und gingen zum kühnen Mayr nach Franken.

Wir haben oben bemerkt, daß Schäfer's Werk, so eminente Vorzüge es auch für eine Kenntniß der politischen Verhandlungen hat, an nicht wenigen Stellen den im Stiche läßt, der sich zwar begnügt, die militärischen Actionen in zweiter Linie zu finden, aber nicht sie als Nebensachen behandelt und vernachlässigt zu sehen. Eine solche Stelle, an welcher die schärfste Prüfung des Thatbestandes geboten erscheint, ist die Schlacht von Kollin. Die Vorgänge, welche den unglücklichen Ausgang verschuldeten, haben eine ungemeine Zahl von Schriften hervorgerufen. Anfeindungen gegen, Rechtfertigungen für den König. Die militärischen Leser — und man sollte meinen, daß auch für diese die Geschichte des siebenjährigen Krieges geschrieben sein sollte, werden es dem Verfasser wenig Dank wissen, daß er über jene Dinge fast ganz schweigt. Freilich mahnen uns häufigere Citate an dieser Stelle, daß wir uns auf streitigem Boden befinden, aber es genügte nicht, das anzudeuten. Wir verzeihen es dem Verfasser gern, wenn er, obwohl eifrig bemüht, auch nicht die geringfügigsten diplomatischen Winkelzüge zu übersehen, sich über das militärische Detail an unwichtigen Punkten hinwegsetzt, aber nicht bei der Beschreibung der Kolliner Schlacht, einer Action von entscheidender Bedeutung.

Wurde sie gewonnen, so waren die letzten Reste der östreichischen Feldarmee vernichtet, der Weg in das Herz des feindlichen Landes stand dem Könige offen; und wenn Friedrich es wagte, mit seiner kleinen Armee einen überlegenen Feind in vortheilhafter Stellung anzugreifen, mußte er, wenn jemals, die ganze Genialität seines Geistes entwickeln; hat sie ihn dort auf Momente etwa verlassen? Die Vorgänge, welche den Verlust der Schlacht verschuldeten, kennen wir freilich, aber wer veranlaßte sie? Wir haben diese Lücke in Schäfer's Werk um so mehr bedauert, weil uns dieses Jahr von andrer Seite über denselben Gegenstand eine Monographie gebracht hat, welche, weit entfernt, die Schuldfrage zu erledigen, nur dazu dienen kann, den alten Streit aufs neue zu entflammen. Duncker's Aufsatz im Juliheft der Zeitschrift für preußische Geschichte ist eine umfangreiche Apologie des Königs; die Gewissenhaftigkeit der gegnerischen Gewährsmänner wird in Zweifel gezogen und der König erscheint so nach allen Seiten frei von Schuld. Wir behalten uns unser Urtheil vor, jedenfalls reizt Dunckers Schrift zum Widerspruch und das ist für den Gegenstand selbst von Vortheil. Eine Möglichkeit übrigens, die Duncker nicht erwogen hat, die aber einen Theil der widersprechenden Berichte vereinigen könnte, ist folgende: das Hülsen'sche Corps, welches den rechten Flügel des Feindes angreifen sollte, war zu schwach, eine der drei aufeinander folgenden Höhenreihen zu nehmen oder gar zu behaupten, es war unmöglich den östreichischen rechten Flügel zu werfen, als die preußische Reiterei ihre Dienste versagte: um aber die immerhin bereits errungenen Vortheile zu behaupten und mit den vorhandenen Streitkräften einen zweiten Stoß gegen den rechten Flügel zu richten, war es nöthig, die Oestreicher zu verhindern, diesem Hilfe zu senden; darum sollte Moritz von Anhalt in der Front angreifen und die zwischen Hülsen und diesem entstandene Lücke wurde durch Reserve-Bataillone ausgefüllt: — ein Manöver, das zwar gewagt war, aber zum Ziele führen konnte, wenn der rechte Flügel, den Dispositionen des Königs treu, sich intact hielt: er konnte nöthigenfalls als Reserve dienen oder zur Verstärkung des Centrums herangezogen werden. Der einzige wirkliche Fehler kommt dann auf Rechnung des Generals von Manstein, der den rechten Flügel trotzdem engagirte; und diesen ehrgeizigen und unbesonnenen Führer wird Niemand entschuldigen. Es ist jedenfalls fraglich, ob Moritz von Anhalt eigenmächtig das Centrum angreifen ließ, oder ob der König nicht selbst diese Nothwendigkeit einsah. Und es war nothwendig; an der starken Stellung des Feindes wäre auch Moritz's Infanterie zerschellt, wenn sie, dem ursprünglichen Schlachtplan treu, Hülsen gefolgt wäre. Daß Friedrichs Berichte über die Schlacht sich nicht gleich bleiben, werde ich, im Gegensatz zu Duncker, an andrer Stelle zu beweisen Gelegenheit finden. Eine abschließende Darstellung der Vorgänge ist aber deshalb nothwendig,

weil davon unser Urtheil über die historische Treue des königlichen Schriftstellers abhängt. Wir halten es für unsre Pflicht, auch auf andere dunkle Punkte in Friedrichs Darstellung aufmerksam zu machen; denn wo seine Generäle durch seine eigenen Fehler unterlagen, scheint er durchaus nicht bereit, den größten Theil der Schuld auf sich zu nehmen, wohl aber, einen eben noch gerühmten General als untüchtig zu verurtheilen.

Bedeutender, als die Beschreibung der Kolliner Schlacht, ist der Bericht über die Vorgänge bei Hastenbeck: man sieht deutlich, daß es dort nur an einem Feldherrn, wie Friedrich oder Ferdinand von Braunschweig, mangelte, um einen vollkommeren Sieg zu erringen. Aber freilich, in Folge der schwankenden Haltung des Königs Georg sah es auch mit der englischen Heerführung traurig aus; was für jämmerliche Führer waren es, denen die Ehre Englands anvertraut war! und was für ein Volk, das sich eine Zevener Convention gefallen ließ. Und wie richtig charakterisirt Holdernesse die ganze engherzige Politik des England von damals und jetzt, wenn er am 17. Juli 1737 an Mitchell schreibt: „wir müssen Kaufleute sein, auch wenn wir Krieger sind.“

Bei so unzureichender Hilfe von Seiten der Verbündeten lag die einzige wirkliche Unterstützung, die dem Könige zu Theil wurde, in der Uneinigkeit seiner Gegner und in diese läßt uns gerade die Schäfer'sche Art, den Krieg zu beschreiben, einen genauen Blick thun: alle Unternehmungen, selbst nach den Erfolgen von Kollin und Hochkirch werden durch die Eifersucht zwischen Oestreich und Frankreich gelähmt; es war eben eine widersinnige Allianz; zwei Mächte, die sich Jahrhunderte lang systematisch bekämpft hatten, konnten nicht auf einmal Vereinigungspunkte ihrer Politik und gleichartige Interessen ausfindig machen — geschweige denn wirklich haben. Und nun gar in der langen schweren Zeit, welche dem Siege von Roßbach voraufging, welche Fülle der widerstreitendsten Bestrebungen zwischen Russen und Oestreichern, Franzosen und Oestreichern, Franzosen und Russen, Reichsarmee und Franzosen!

Eine durchgehende Besserung der politischen Lage trat für Friedrich erst ein, als Pitt in das englische Ministerium trat: deshalb und vielleicht auch weil Schäfer mit vielen englischen Materialien gearbeitet hat, widmet er jener Politik eine eingehendere Darstellung. Und mit Recht. Aber seiner Ansicht über Pitt selbst und der unbedingten Anerkennung seiner Politik können wir nicht so rückhaltlos beistimmen. Daß Pitt's Politik eine rein nationale war, mag zugegeben werden: ob er aber stets das zweckmäßigste wählte, was geleistet werden konnte, dürfte gerechtem Zweifel unterliegen. Wollte er den König von Preußen wirksam unterstützen, warum schickte er nicht eine kleine Flotte nach der Ostsee, wie Friedrich wünschte? Was half es diesem bestimmt ausgesprochenen Wunsche gegenüber, daß Pitt Subsidien über Sub-

sidien anbot — die der König damals noch entbehren zu können glaubte — was nützte es, wenn er wiederholt und nachdrücklich die Aufrechterhaltung des Königs von Preußen, nicht den Schutz Hannovers als das wichtigste betonte und doch das wirksamste Mittel, Preußen gegen die Russen zu schützen, nicht anwenden wollte! Der König blieb nun einmal der weitsichtigere Stratege und mit welchem Recht er noch im December 1757 auf der Absendung eines englischen Ostseegeschwaders bestand, zeigte sich bereits im Januar 1758, als Fermor mit den Russen in Ostpreußen einrückte. Schäfer sagt einfach, Pitt habe es nicht gekonnt: allein wenn er zu unglücklichen Landungsversuchen in Frankreich stets Schiffe übrig hatte, konnte er in der That auch einige wenige in die Ostsee schicken. Mochte er auch immer den größten Theil der englischen Seemacht in Amerika verwenden oder für einen Hauptschlag in den europäischen Meeren in Reserve halten, wenige Schiffe genügten, um den ohnedies nicht sehr eifrigen Russen einen heilsamen Schrecken einzuflößen. Eine große Hemmung für Pitt war freilich die gebotene Rücksichtnahme auf die Parteiungen Englands, welche die Leistungsfähigkeit desselben außerordentlich verringerten. Aber eine gewisse Eigenwilligkeit zeigt sich auch in Pitt's Beharren auf der Abberufung Mitchells, und Friedrich der Große hatte allen Grund zu sagen: „ich habe mich geweigert, mich von Königen regieren zu lassen, ich lasse mich auch nicht von Herrn Pitt regieren.“ Daß Pitt aber in diesem Punkt nur eigensinnig war, zeigt schon der Umstand, daß er Mitchell auf seinem Posten beließ, weil sein präsumtiver Nachfolger Yorke im Haag unabkömmlich war. Es scheint mithin, daß Schäfer der Stellung Pitt's zu seinen widerwilligen Amtsgenossen allzu viel Rechnung trägt: war er wirklich der Mann, für den ihn Schäfer gelten lassen will, so mußte er durch Umsicht und Einsicht zu verhindern wissen, daß so untergeordnete Fragen zu Kabinetsfragen wurden. Friedrich's Ausstellungen an dem englischen Bündniß, die er gegen Yorke machte, sind in der That begründet: es komme darauf an, meinte er, in ihre gemeinschaftliche Action ein System zu bringen; das hätten seine Gegner gethan, während sie selbst nur von einem Tag zum andern gesorgt hätten. Das ist der Charakter auch der Pitt'schen Maßregeln — mögen sie noch so sehr durch die Nothwendigkeit empfohlen worden sein — und somit können wir dem Urtheil nicht vollkommen beipflichten, welches Schäfer auf der letzten Seite des ersten Bandes über Pitt fällt. —

Von den Beilagen des ersten Bandes nimmt am meisten Interesse in Anspruch Nummer 5, der Vertrag zwischen Maria Theresia und der Kaiserin aller Reußen vom 22. Januar (2. Februar) 1757, nach dem im Hauptarchiv des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten zu Moskau befindlichen Original. Die Maßnahmen des früheren Vertrages vom 22. Mai 1746

werden „aussi innocentes que légitimes" genannt; einen eigenthümlichen Eindruck macht es auch, wenn Rußland angibt, sich durch den Vertrag gegen eine preußische Invasion sichern zu wollen. In einem Separatartikel wird dann außer Frankreich auch Schweden als Garant des westphälischen Friedens in das Bündniß miteingeschlossen. Freilich geschah das auch in dem Versailler Vertrag vom 1. Mai 1757; ausdrücklich wurde, um Schweden zugleich mit Frankreich am Kriege theilnehmen lassen zu können, die Garantie des westphälischen Friedens (Art. XV.) feierlich erneuert. In der Convention zwischen Rußland und Oestreich wird aber Frankreich nicht neben Schweden als Garant des Friedens, sondern als selbständige Macht aufgeführt. Der westphälische Friede! wie oft diente er nicht zum Deckmantel für die selbstsüchtigen Interessen des Auslandes, auch damals mußte er dazu herhalten, den Herzog von Mecklenburg in das französische Bündniß zu ziehen: zu allem Möglichen mußte sich der Herzog erbieten und sich damit begnügen, der „guten Dienste" Frankreichs versichert zu werden.

Von den übrigen Beilagen — es sind größtentheils sehr detaillirte Berichte v. Knyphausen's — sind namentlich Nro. 62, 63, 63 a., 65 und die Verhandlungen, welche Friedrich durch den Grafen von Neuwied mit Frankreich führen ließ, bemerkenswerth.

Wir kommen zur Betrachtung des zweiten Bandes, welcher in dem bis jetzt erschienenen ersten Theile vom Anfange des Feldzuges von 1758 bis zur Eröffnung desjenigen von 1760 reicht. Der Unterschied zwischen beiden Bänden ist ein bedeutender und wir stehen nicht an, diesen für den ungleich werthvolleren zu erklären. Für jenen blieben dem Verfasser die französischen Archive zum Theil, die östreichischen absolut verschlossen, für diesen dagegen hat Schäfer durch diplomatische Verwendung sowohl aus Paris wichtige Papiere — namentlich die Correspondenz der Regierung mit dem Gesandten in Wien und des Herzogs von Choiseul mit Lord Bute — als auch höchst werthvolle Actenstücke aus Turin und Petersburg benutzen dürfen: und vor Allem kommt dem Buche die ausgezeichnete Liberalität zu Gute, mit der A. v. Arneth die Benutzung des Kaiserlichen Haus- und Staatsarchivs zu Wien gestattete. Auch die militärischen Dinge sind sorgfältiger behandelt: theils standen dem Verfasser ausgezeichnete Monographien zu Gebote, wie die v. Stiehle's über die Schlacht bei Kunersdorf (für die Schlacht bei Zorndorf konnte vielleicht auch A. Schottmüller's Schrift benutzt werden) theils sind die Vorzüge auf diesem Gebiete der Beihilfe kundiger Militärs zu verdanken.

Höchst interessant sind die Nachweisungen über die Disposition zum Frieden, welche nach der Schlacht bei Roßbach in Frankreich Platz griff und durch Bernis nicht wenig genährt wurde; erst nach dessen Abgange kam etwas Energie in die französische Kriegführung. Denn bevor der Herzog

von Choiseul die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernahm, ging mit der politischen Rathlosigkeit die militärische Hand in Hand. So wußte man 1758 dem Nachfolger des gänzlich unfähigen Herzogs von Richelieu, Clermont, nicht einmal für den Frühling des Jahres genauere Instructionen zu geben. Nicht ganz Unrecht mag indessen Schäfer haben, wenn er meint, der wahre Sinn derselben sei der gewesen, daß die königlichen Armeen sich jeder offensiven Bewegung enthalten und westlich der Weser und des Rheins sich reorganisiren sollten. Maria Theresia mußte persönlich alle Mittel aufbieten, die Franzosen zum Festhalten an dem Bündniß zu bewegen: ja die fromme Frau gewann es über sich, eine nicht unbedeutende Unwahrheit zu sagen, um „das Ungeheuer", wie sie den König in einem Schreiben aus der Zeit nennt, vollständig niederzuwerfen. Der Grund, schrieb sie der französischen Regierung, welcher sie zur Fortsetzung des Krieges bestimme, sei nicht die Lockspeise Schlesien: die Niederlande seien für sie ein viel vortheilhafteres und ehrenvolleres Besitzthum. Indeß, selbst die geschlagene französische Armee, welche damals Ferdinand von Braunschweig sechs Wochen lang in fluchtähnlicher Eile vor sich hertrieb, war keine schlechtere Truppe, als die widerwilligen Mobilgarden aus den Reichskreisen. Ein niedliches Bild kleinstaatlicher Zustände gibt auch die Notiz, daß der herzoglich mecklenburgische Commandant von Rostock sich im December 1757 nicht vertheidigen konnte, weil im entscheidenden Moment die Bürgerschaft die Kanonen, als städtisches Eigenthum, ihm vorenthielt.

Der Frühling 1758 brachte zunächst die Belagerung von Olmütz. Es war ein verzweifeltes Unternehmen, dessen einzige Aussicht auf Erfolg in der Schnelligkeit der Ausführung lag. Nur ein Meister der Kriegskunst konnte es wagen, durch eine so kräftige Offensive den Feind zu schrecken, und als durch unvorhergesehene Ereignisse und schlechte Wege Verzögerungen eintraten, war Friedrich's Lage verzweifelt. Ihn konnte nur ein gleich verwegener Streich retten: ein solcher war der Abmarsch nach Böhmen statt des Rückzugs nach Schlesien. Alles dies ist vom Verfasser lichtvoll dargestellt; besonderes Lob aber verdient seine Beschreibung der Schlacht bei Zorndorf, namentlich die beiden entscheidenden Cavallerieangriffe Seydlitz's finden ihre verdiente Würdigung. Bei keiner Schlacht in der modernen Kriegsgeschichte ist die Cavalerie in der Weise zur Geltung gekommen und ein Reiterangriff auf compacte Infanteriemassen erscheint heutzutage fast als ein Anachronismus. Viele Details weichen übrigens von den Darstellungen anderer Gewährsmänner bedeutend ab, namentlich von der Archenholz's, den Schäfer, man weiß nicht aus welchem Grunde, nicht einmal der Ehre werth hält, unter den Historikern dieses Krieges citirt zu werden. Nach Archenholz waren die Russen sehr deprimirt und wären gern geflohen, wenn sie nur ge-

konnt hätten; Schäfer weist ausführlich nach, daß ein Theil des Heeres die geschlagenen Russen in guter Ordnung aufnahm und die Armee dann in ziemlich geschlossener Haltung den Rückmarsch antrat.

Weniger einverstanden sind wir mit der Beschreibung der Schlacht bei Hochkirch, welche ebenso wie die von Kollin eine wenigstens einigermaßen genaue Darstellung verdient. Hier dagegen finden wir manches Unverständliche in der Beschreibung der verschiedenen tactischen Operationen. So wird der Name Retzow's zwar mehrmals genannt, aber wie die ganze Episode, welche dem Ueberfall vorhergeht, wird auch die Bedeutung der Aufgabe, die Retzow zufiel, die Besetzung der Stromberge, wie es scheint, übersehen. Die Niederlage bei Hochkirch war zwar wegen der Saumseligkeit Daun's nicht gerade von verhängnißvollen Folgen für Preußen, aber doch immerhin sehr niederschlagend; was hilft es, die Eigenwilligkeit des Königs zu bemänteln oder durch oberflächliche Wiedergabe des Thatbestandes uns im Dunkel zu lassen. Wenn wir gern eingestehen, daß nur Friedrich's Charakterstärke und geistige Festigkeit in dieser furchtbaren Zeit den preußischen Staat erhalten und ihm seine europäische Bedeutung gesichert hat, was sollen wir verschweigen, daß die jenen Tugenden verwandten Fehler in entscheidenden Momenten den König und den Staat an den Abgrund des Verderbens gebracht haben?

Bekannt genug sind die Vorstellungen, welche die bedeutendsten Offiziere dem Könige machten. Seydlitz und Ziethen bekamen am Abend vor dem Ueberfall Meldungen, die ihn als sicher voraussehen ließen; der König schwankte und ließ nachher doch alle Vorsichtsmaßregeln abbestellen; der Generalquartiermeister v. d. Marwitz hatte das Lager nicht abstecken wollen und wurde dafür mit Arrest bestraft — alles das sollte doch den Historiker, selbst wenn ihn die militärischen Dinge wenig interessiren, zu einem freimüthigen Urtheil herausfordern; Schäfer ist denn hier doch etwas zu objectiv. Warum er übrigens nach dem amtlichen (!) Bericht den östreichischen Verlust auf 5314 M. angiebt, während ihn v. Archenholz auf 8000 veranschlagt und er nach Janko's Berechnungen sich auf 7955 M. stellte, ist nicht ersichtlich. In der Angabe der militairischen Stärkeverhältnisse ist überhaupt nicht immer klar, welchen Quellen Schäfer folgte, so schwanken die Angaben über die Stärke des russischen Corps, welches Kolberg umlagerte, zwischen 4—12,000 M. (Archenholz 10,000). Schäfer taxirt sie auf 3—4000 M. — wohl zu niedrig — anscheinend nach russischen Berichten.

Indessen sind im allgemeinen sowohl die schwedisch-russischen Unternehmungen, als auch die des Prinzen Ferdinand von Braunschweig mit dankenswerther Genauigkeit geschildert; über die Anordnung des Stoffes läßt sich zuweilen streiten; so scheinen z. B. die der Schlacht bei Zorn-

dorf vorhergehenden Operationen nicht genügend mit den übrigen verarbeitet; doch verkennen wir nicht die bedeutende Schwierigkeit, bei einem so diffusen Stoff die Vorgänge auf den einzelnen Kriegsschauplätzen gleichmäßig im Auge zu behalten; namentlich wächst die Schwierigkeit bei unserem Verfasser, welcher, treu seinem Plane, die Besprechung der kriegerischen Dinge wiederholt durch eine eingehende Darlegung der politischen Constellationen unterbrechen muß.

Auf dieser Seite liegt eben der Hauptvorzug des Schäfer'schen Werkes, wenngleich wir seinen Urtheilen über politische Vorgänge nicht allerwärts beipflichten können. So zeigt sich auch in diesem Bande eine augenfällige Parteinahme für Pitt. Es spricht durchaus nicht für die militärische Scharfsichtigkeit des großen Staatsmannes, daß er nach Ferdinand's Sieg bei Crefeld keinen Einfall in Belgien unternahm; Schäfer selbst theilt mit, daß Pitt an der Möglichkeit und Nützlichkeit eines solchen nicht zweifelte, diese Eventualität aber zu spät in Erwägung zog. Daß Landungen an der französischen Küste zu einem befriedigenden Resultat nicht führen konnten, mußte Pitt aus der vereitelten Unternehmung auf Rochefort eben gesehen haben; mit Handstreichen war nichts zu machen, dazu waren die englischen Anführer viel zu schwerfällig. Schäfer begnügt sich mit wenigen entschuldigenden Worten und bescheidet sich, zu urtheilen: „für den wichtigen Zweck, die französische Armee in Flandern oder doch am linken Rheinufer festzuhalten, waren seine Maßregeln entweder nicht geeignet oder zu spät ergriffen;“ — gewiß letzteres, das spricht schon Archenhol aus, der sonst über alles, was seinem Gesichtskreis ferner liegt, kein allzu klares Urtheil hat; das war auch Friedrich's Meinung, die Schäfer selbst S. 171 in einer Anmerkung citirt.

Die Anordnung des Stoffes macht dem Verfasser stellenweise viel zu schaffen; daß Daun den geweihten Degen von Clemens XIII. erhielt, — ein an und für sich nicht so gar bedeutendes Factum — wird zweimal erzählt, einmal bei Gelegenheit der Schlacht von Hochkirch und nachher bei der Betrachtung der politischen Veränderungen des Jahres 1758. Die wichtigsten politischen Ereignisse dieses Jahres sind unläugbar der Rücktritt Bernis' und der geheime Vertrag zwischen Frankreich und Oestreich vom 31. Dec. 1758, den Schäfer zum ersten Mal aus authentischer Quelle mittheilt; für die Oeffentlichkeit war der Vertrag vom vorhergehenden Tage bestimmt. Von großem Belang ist denn auch die Beschreibung der Operationen, welche der Schlacht von Kunersdorf vorhergehen, sowohl des Prinzen Ferdinand, als auch namentlich des Prinzen Heinrich; die Unternehmungen des Letzteren waren von bedeutendem strategischem Erfolge wegen der Zerstörung der östreichischen Magazine in Böhmen. Es ist vielleicht hier der Ort, zu bemerken, daß der Prinz Heinrich bei Schäfer in einem sehr üblen Lichte er-

scheint: daß die Uebereinstimmung hinsichtlich der vorzunehmenden Operationen zwischen beiden Brüdern nicht selten fehlte, ist bekannt; indeß ein so tiefes Zerwürfniß, wie der Verfasser schildert, ist doch überraschend — freilich wohl begründet. Sicherheit in den Dispositionen, ruhige Ueberlegung des Ausführbaren, das waren die Haupteigenschaften des Prinzen Heinrich, Tugenden, welche für einen Heerführer, der mit geringen Mitteln viel leisten soll, unerläßlich sind, Vorzüge an denen es Friedrich natürlich nicht gebrach, die er aber in den letzten Kriegsjahren geringschätzte. Was war es zu verwundern, wenn seine Generäle murrten! sahen sie doch oft tapfere Kameraden, gegen die allein der Erfolg entschieden, zurückgesetzt und mit Schimpf und Schande cassirt. Friedrich hatte ganz Recht, wenn er im Hinblick auf die verschuldeten und unverschuldeten Niederlagen, auf die Thorheiten seiner Gegner, auf seine eignen Fehler und unverhofften Glücksfälle sagte: Geschichte schreiben sei nichts weiter, als menschliche Thorheiten und blinde Zufälle compiliren. Das ist hinsichtlich der letzten Jahre des siebenjährigen Krieges nicht so unrichtig, als es auf den ersten Blick scheinen mag.

Uebrigens zeigt das Beispiel Ferdinand's von Braunschweig, wie anhaltende, wenn auch nur geringe Unfälle im Stande sind, selbst einen starken Geist niederzudrücken. Ferdinand ließ es im ganzen Frühling des Jahres 1759 an aller Energie fehlen und war zu einer kräftigen Offensive so wenig zu bewegen, daß er Friedrich's höchste Unzufriedenheit erregte.

Freilich wäre es Friedrich selbst in diesem Jahre zu wünschen gewesen, daß er etwas von der Vorsicht jener Feldherrn besessen hätte; er setzte, wie ein verzweifelter Spieler alles auf eine Karte: er griff den Feind an, wo er ihn fand, und verlangte dasselbe von seinen Generälen. Wahrlich nicht zum Nutzen seiner Sache! Wollte Dohna die Russen nicht angreifen, weil er sie für zu stark hielt und sich auf seine Truppen nicht besonders verlassen konnte, so schickte er Wedell mit dem gemessenen Befehl, unter allen Umständen zu schlagen: Wedell folgte; den nächsten Tag nach seiner Ankunft griff er, natürlich ohne alle Terrainkenntniß, an und wurde geschlagen. Friedrich machte ihm keine Vorwürfe; er selbst war ja der intellectuelle Urheber der Niederlage bei Kay. Mit Recht dagegen bestand der König auf einem schnellen Unternehmen gegen die im Posenschen und Preußischen zerstreuten russischen Reservetruppen. Die Wichtigkeit des Wobersnow'schen Zuges unterschätzt Schäfer augenscheinlich. Der Prinz Heinrich und der König versprachen sich gleichviel von dieser Operation: aber zu ihrem Gelingen bedurfte sie der Eile; nun citirt Schäfer freilich aus dem Schreiben des Königs, „der Marsch ging nach Schildkrötenart“, aber er konnte zur Charakterisirung der Langsamkeit wohl hinzusetzen, daß man vom 23.—29. Juni fünf Meilen machte. Schöning entschuldigt das, Friedrich's eigenes Urtheil (Werke V. p. 13) ist

aber mit Recht sehr hart. Ueber den König selbst urtheilt der Verfasser, wie immer, sehr mild, sowohl bei Gelegenheit der Schlacht von Kunersdorf und der Uebergabe von Dresden, wie der Affaire bei Maxen. Es ist unnöthig, die bekannten Streitfragen hier von Neuem zu discutiren, jedenfalls mußten sie dort scharf präcisirt werden. Wie ungerecht erscheint der König gegen Schmettau und Finck! Nicht zum ersten Mal hatte der König dem Grafen Schmettau die Vertheidigung Dresdens anvertraut; er war ein tapferer Offizier und entschlossen, sich auch damals zu wehren. An der Uebergabe der Stadt war der trostlose Brief des Königs Schuld und die Bedingungen, welche Schmettau erhielt, namentlich die Mitnahme der Kassen mit 5,600,000 Thlr. waren keine kleinen Zugeständnisse. Zu spät bekam er Kunde von dem nahenden Entsatz und auch dieser wäre gar nicht hinreichend gewesen; welcher Art Schmettau's Truppen waren, erhellt daraus, daß in den ersten Stunden nach der Capitulation zu zwei Fünftel der Mannschaft desertirten. Und wenn Finck sich den Schwierigkeiten eines tollkühnen Wagnisses nicht gewachsen zeigte, er verdiente, da er in richtiger Schätzung seiner Kräfte anfänglich ablehnte, wohl ein anderes Gedächtniß als das, welches Friedrich ihm in seinen Werken setzt: denselben Officier, den der König noch zur Zeit des Unglücks von Kunersdorf für einen der tüchtigsten hielt — und mit Recht — erklärt er plötzlich für einen ehrlosen Feigling. Und doch deutet Schöning an, daß selbst das Kriegsgericht unter Ziethen's und des nicht sehr fähigen Wedell Vorsitz, nur der Pression von oben nachgebend, ihn unschuldig verurtheilte. Gerechtfertigt wird Friedrich's Verfahren durch nichts: die üble Lage, in welche dieser Unfall gerade ihn brachte, und die daraus entspringende Verbitterung kann es erklären. Der Schlag von Maxen war in seinen Folgen verhängnißvoll: Frankreich faßte neuen Muth und entsagte allen Friedensverhandlungen, Rußland richtete sich stolz empor und ließ die den englischen Vermittlern übergebenen Antwortschreiben zurückfordern. Von besonderer Wichtigkeit ist endlich noch die ausführliche Behandlung des Schuwaloff'schen Vertrages im März 1760. Hier erging es den Oestreichern ähnlich, wie einst den Franzosen jenen gegenüber: statt die Führung zu übernehmen, wurden die Oestreicher dominirt, namentlich wegen der geringen Befähigung ihres Gesandten Esterhazy.

Der Verfasser könnte mit uns darüber rechten, daß wir an dem militärischen Theil, der für ihn doch der weniger wichtigere war, Ausstellungen machen, dagegen den Werth des an politischem Material Gebotenen verschweigen. Wir haben aber für unsere Pflicht gehalten, nur das zu erörtern, worüber eine Controle für Jeden möglich ist, mit einer dürren Aufzählung der Tractate ꝛc. würden wir dem Verfasser keinen Dienst leisten und eine gedrängte Uebersicht ist wegen der Complicirtheit derartiger Gegenstände nicht

möglich. Welchen bedeutenden Fortschritt unsere Kenntniß des diplomatischen Einflusses in den einzelnen Phasen des Krieges, mit Hilfe des vorliegenden Werkes macht, wird auch der oberflächliche Leser leicht wahrnehmen. Mit Spannung erwarten wir das Erscheinen der letzten Abtheilung, in welcher der Verfasser seine Meisterschaft um so eher zeigen kann, als da die militärischen Dinge zurücktreten und der Darstellung der diplomatischen Verhandlungen freierer Spielraum gegeben werden kann.

Der Stil des Verfassers ist einfach und frei von allen oratorischen Zuthaten, nicht eigentlich zum Nachtheil des Buches: hin und wieder finden sich stilistische Unebenheiten, welche zum Theil aus allzu ängstlichem Festhalten des Originaltextes entspringen, z. B.: „Ich fürchte . . . für die, wo wer kommt niemand sich gegenüberfindet" (frz.: je crains pour ceux où celui qui viendra ne trouvera personne vis-à-vis de lui.) Das ist gar kein Deutsch. Auch das Wort „Saumsal" (II. p. 183) und Constructionen, wie (II., 533) „an des bei Bergen gebliebenen Prinzen von Isenburg statt" dürfte der gelehrte Verfasser schwerlich einbürgern.

—hm.—

Ueber die Darstellung des Athmungsprocesses in der griechischen Sculptur.

Die Frage, wie sich die antike Kunst zu der lebendigen Thätigkeit des menschlichen Körpers verhält, die vermöge des Athmungsprocesses beträchtlich verschiedene Erscheinungsweisen darbietet, ist meines Wissens, obwohl sie für die Beurtheilung griechischen Künstlergeistes von bedeutender Tragweite und elbst für die Praxis der modernen Sculptur beachtenswerth ist, bisher von Niemandem berücksichtigt worden.

Einathmen und Ausathmen wechseln ununterbrochen in dem animalischen Organismus ab, solange derselbe lebendigen Bestand hat. Beide Thätigkeiten wirken modificirend auf die äußere Erscheinung des Körpers und treten unter allen Umständen und in deutlichster Weise in der Bewegung des Brustkorbes hervor. Beim Einathmen hebt sich der Brustkorb, die Erhebung erreicht den höchsten Grad, wenn der Lunge die gehörige Quantität Luft zugeführt ist; beim Ausathmen senkt er sich allmählich, die Senkung tritt in das äußerste Stadium, wenn das Quatnum der eingeathmeten Luft aus den Lungenflügeln ansgeströmt ist. Ein Stillstand in dieser wechselnden Thätigkeit ist unnatürlich und nur in gezwungener Weise durch Anhalten des Athems erzielbar. Die Verschiedenheit der bei diesem Wechsel hervortretenden

Erscheinungen liegt auf der Hand und kaum ist es nöthig, den Leser auf Harleß' Handbuch der plastischen Anatomie zu verweisen, wo die Profilumrisse des menschlichen Körpers in der Inspirations- und der Exspirationsthätigkeit einander gegenübergestellt sind.

Wie verhält sich die bildende Kunst, die auf die Fixirung eines bestimmten Moments angewiesen ist, gegenüber diesem Wechsel von Erscheinungen? Es sei mir gestattet, hierüber einige Bemerkungen aus dem Bereiche der griechischen Kunst mitzutheilen. Eine in jeder Hinsicht erschöpfende Betrachtung würde die in diesen Blättern gesteckten Grenzen überschreiten und eine genaue Untersuchung entweder antiker Originale oder wenigstens von Gypsabgüssen verlangen, welche mir beide namentlich hinsichtlich der archaischen Periode, die als Grundlage der späteren Entwickelung besonders wichtig ist, nur in beschränktem Maße zugänglich waren. Ich begnüge mich daher, in aller Kürze einige einschlagende Beobachtungen über Sculpturwerke mitzutheilen, welche ich auf diesen Gesichtspunkt hin genügend untersuchen konnte, und die, da sie verschiedenen Stadien der alten Kunst angehören, uns die Entwickelungsgeschichte der Behandlung der betreffenden Motive wenigstens in den allgemeinsten Zügen vergegenwärtigen. Selbstverständlich kommen hierbei nur solche Gestalten in Betracht, bei denen die Weise der Charakteristik dem Ermessen der Künstler anheimgegeben war, also Gestalten in ruhiger Stellung und ohne stark entwickelte physische oder moralische Affecte.

Es ist bezeichnend für den Geist der griechischen Kunst, daß sie bereits auf sehr früher Stufe dieser lebendigen Thätigkeit des Organismus Rechnung trägt. Und zwar ist es zunächst ein vorgerücktes Stadium der Inspiration, welches sie in ihren Gestalten auszudrücken trachtet. Es tritt dies bereits bei dem Apoll von Tenea hervor, einem der ältesten erhaltenen Werke griechischer Sculptur. Hier sind die Brustflügel mächtig gehoben und reichen beträchtlich über den etwas eingezogenen Unterleib herüber. Mag das Nackte in den Brustpartien, wo die betreffende Erscheinung zum Ausdruck kommt, etwas trocken behandelt sein und hinter der vorzüglicheren Durchführung der Extremitäten zurückstehen, mag auch die Darstellung der Erscheinung als solcher etwas Gezwungenes haben, so ist immerhin der Umstand, daß die griechische Kunst bereits in einem so alten Entwickelungsstadium nicht nur darnach trachtet, die Oberfläche in einer der Natur entsprechenden Weise wiederzugeben, sondern sich der Thätigkeit des menschlichen Organismus bewußt und bestrebt ist, dieselbe in dem Kunstwerke zu versinnlichen, von der größten Tragweite. Da sich die betreffende Thätigkeit in einem vorgerückten Stadium des Inspirationsprocesses dem Auge am Deutlichsten offenbart, ist es ganz naturgemäß, daß dieses Stadium von einer nach scharfem Ausdruck ringenden Kunst zur Darstellung erwählt und in dem Kunstwerke festgehalten wurde.

Gewandter als am Apoll von Tenea, wenn auch immerhin noch gebunden, erscheint die Behandlungsweise desselben Motivs an der Bronzestatue eines Epheben im Palazzo Sciarra, die ich keinen Anstand nehme als ein ächtes Werk archaischer griechischer Kunst zu betrachten. Sie zeigt uns auch in einem anderen Motive einen Fortschritt, der Epoche macht in der nach Freiheit strebenden Entwickelung der Kunst und in seinem Ursprunge vielleicht mit der Absicht, die Thätigkeit des Athmens zu versinnlichen, eng zusammenhängt. Dieser Fortschritt betrifft die Darstellung des Mundes. Während die ältesten Sculpturen denselben geschlossen mit aneinander gepreßten Lippen wiedergeben, erscheint der Mund in Werken fortgeschrittener Entwickelung, wie bei dem archaischen unter dem Namen des Peisistratos bekannten Portrait in Villa Albani, auf der Aristionstele, in den Kämpfern der aiginetischen Giebelgruppen, geöffnet. Es versteht sich von selbst und ist allgemein anerkannt, daß dieses Motiv in der Absicht eingeführt wurde, die starre Abgeschloßenheit der Gestalten aufzuheben und Bewegung in dieselben zu bringen. Da es auch die Athmensthätigkeit veranschaulicht und wir gesehen haben, daß die Künstler diese Thätigkeit in der Behandlung der Brust auszudrücken bemüht waren, so ist es an nnd für sich wahrscheinlich, daß dieser Gesichtspunkt auch bei der neu eingeführten Darstellung des Mundes einer der maßgebenden war. Jedenfalls stimmt mit dieser Annahme der Eindruck, den wir Angesichts der sogenannten Peisistratosbüste in Villa Albani empfangen, welche uns die Behandlung des Motivs in einem sehr alten Stadium darbietet. Hier entspricht die Charakteristik des geöffneten Mundes, die beträchtlich vorgeschobene Unterlippe, die leicht gekräuselte Oberlippe, vollständig der Erscheinung eines Menschen, der in intensivster Weise die Luft in die Lungen einsaugt. Freilich ist das Material, vermöge dessen wir die allmäligen Fortschritte der Behandlung dieses Motivs in archaischer Epoche verfolgen können, ein sehr dürftiges und fehlt uns die Anschaunug von den primitivsten Stufen dieser Bildungsweise. Wir werden eine solche primitive Bildungsweise bei allen Idolen, von denen uns die Schriftsteller berichten, vorauszusetzen und daraus die merkwürdigen Beinamen zu erklären haben, welche die späteren Griechen denselben beilegten. Wenn z. B. auf Samos ein „gähnender" Dionysos, wenn anderweitig ein „gähnender" Apoll verehrt wurde, so liegt es nahe, diese Bezeichnnng aus der starren und gebundenen Weise zu erklären, mit welcher die archaische Kunst an diesen Idolen den geöffneten Mund behandelt hatte. Der Eindruck, welcher dieser Bezeichnung zu Grunde liegt, steht mit meiner Annahme, daß das Streben, die Athmensthätigkeit zu veranschaulichen, bei der Bildung des in Rede stehenden Motivs ein maßgebender Gesichtspunkt war, zum Mindesten nicht im Widerspruch.

Die Kunst, auf dem Höhepunkt ihrer geistigen Entwicklung, wie sie uns namentlich durch Sculpturen vertreten ist, die mit Pheidias und Polyklet in Beziehung stehen, knüpft in organischer Weise an die vorhergehenden Leistungen an. Alle Gestalten dieser Kunstentwicklung sind mit mächtig gehobenem Brustkorb dargestellt, wie es in der Natur bei einem vorgerücktem Stadium des Inspirationsprocesses der Fall zu sein pflegt; doch sind die Befangenheit und Gezwungenheit, wie sie der vorhergehenden Entwicklung in größerem oder geringerem Grade eigenthümlich gewesen waren, überwunden und die betreffenden Erscheinungen mit vollendeter Freiheit, Schönheit und Harmonie dargestellt. In dieser Weise sind die Parthenonsculpturen, die besseren Copien des Doryphoros, des Diskobol aus attischer Schule in der sala della biga und die Aphrodite von Melos behandelt. Einen prachtvollen Torso in der Galeria lapidaria des Vatikan können wir, wie wegen der ganzen großartigen Formengebung, so auch im besonderen wegen der entsprechenden Behandlung des Brustkorbes unbedenklich derselben Kunstentwicklung zuschreiben. Selbst im Relief ist dieses Gestaltenprincip festgehalten, wie die Figuren der Metopen und des Frieses des Parthenon, der berühmte Reiter im Museo Chiaramonti und die die Trennung des Orpheus von der Eurydike darstellenden Reliefs bezeugen; selbst unter dem Gewande treten die Umrisse der gehobenen Flügel des Brustkorbes deutlich hervor. Diese Darstellungsweise ist somit als ein unerläßliches Bildungsprincip der Kunst der höchsten Blüthezeit zu betrachten. Sie trägt wesentlich dazu bei, den Gestalten dieser Kunstentwicklung, trotzdem daß die Behandlung der Oberfläche von allem Streben nach täuschender Naturwahrheit weit entfernt, vielmehr ideal ist im höchsten Sinne des Wortes, jenen Charakter kräftiger Lebensfülle zu verleihen, der ihnen einen einzigen Platz in der Kunstgeschichte sichert. Der Mund ist bei allen diesen Sculpturen leicht geöffnet; vielfach namentlich, bei attischen Typen, ist, wie es in der vorhergehenden Epoche der Fall zu sein pflegte, die Unterlippe etwas vorgeschoben; weit entfernt von aller Starrheit jedoch verleiht dieser Zug den Köpfen vielmehr einen eigenthümlich feinen Charakter, wie dies u. a. auch bei den attischen Portraits jener Epoche, wie dem des Perikles und dem muthmaßlichen des Alcibiades, hervortritt.

Von der älteren attischen und peloponnesischen Schule abwärts kennen wir keine Gestalt in ruhiger Stellung, wo die Athmensthätigkeit in scharfer Weise zum Ausdruck gebracht wäre. Betrachten wir Werke, wie die knidische Aphrodite, den Sauroktonos, den Eros, den ausruhenden Satyr, welche sich auf Praxiteles zurückführen lassen, so ist bei ihnen allen der Brustkorb nur sehr unmerklich gehoben. Der Künstler hat die Athmensthätigkeit nicht in der schärfsten Erscheinungsweise, sondern in einem Stadium festgehalten, in welchem sie sich dem Auge weniger deutlich offenbart. Der Mund ist nach

wie vor geöffnet; doch kommt das in der vorhergehenden Periode übliche Motiv der vorgeschobenen Unterlippe nicht mehr vor.

Fragen wir nach den Gründen, welche diese Umgestaltung der bisher üblichen Bildungsprincipien veranlaßten, so ergeben sie sich in organischer Weise aus der Richtung, welche die Kunst im vierten Jahrhundert einschlug. Einerseits begann sie im Gegensatze zu der bisher herrschenden großartigen Idealität eine der Natur entsprechende Behandlungsweise der Oberfläche anzustreben. Da sie auf dieser Seite des künstlerischen Schaffens der Natur näher kam, mochte sie, absichtlich oder unwillkürlich, darauf verzichten, das organische Leben in ausdrucksvoller Weise hervorzuheben. Andererseits würde die zarte Anmuth oder das behagliche Sichgehenlassen, wie sie in der Regel namentlich den Gestalten des Praxiteles eigenthümlich sind, mit dem Ausdrucke gewaltig pulsirenden Lebens im Widerspruche gestanden haben, und so entsprach es daher dem Geiste der neuen Richtung, dieses Leben in einer milderen Aeußerung zu veranschaulichen.

In der folgenden Entwicklung, welche durch Lysipp eingeleitet wird, nimmt die Schärfe der Charakteristik des betreffenden Motivs um einen weiteren Grad ab. Bei dem Apoxyomenos, dem vaticanischen Hermes und dem Ares Ludovisi, welche letztere beiden Statuen deutlich die Eigenthümlichkeiten eines Lysipp'schen Ateliertypus verrathen, ist die Hebung des Brustkorbes so gut wie nicht angedeutet. Das Wesen solcher kräftiger Jünglingsgestalten an und für sich lief einer scharfen Ausdrucksweise des sie durchdringenden physischen Lebens keineswegs zuwider. Wenn die Kunst nichts desto weniger auf diese Charakteristik verzichtete, so wird man dies in Zusammenhang bringen müssen mit der naturalistischen Behandlung der Oberfläche, welche von der Kunst seit der Alexanderepoche mit besonderer Energie entwickelt wurde. Die Statuen, welche sich auf Lysipp oder seine Schule zurückführen lassen, geben den Charakter der Haut, wie sie an dem menschlichen Körper bald schärfer gespannt ist, bald lockerer aufliegt, wie sie unter Umständen, namentlich am Halse, Falten bildet, und das Getriebe der Muskeln und Adern in naturentsprechendster Weise wieder. Die Schulen der hellenistischen Epoche, wie die pergamenische und die rhodische, arbeiteten in demselben Sinne weiter. Wenn es somit an und für sich wahrscheinlich ist, daß zwischen dem fortschreitenden Naturalismus in der Behandlung der Oberfläche und zwischen der abnehmenden Charakteristik des dem Körper innewohnenden physischen Lebens eine Wechselwirkung stattfand, so wird diese Annahme bestätigt durch die Weise, in welcher die Kunst nach Alexander den Mund behandelt. Wir haben gesehen, wie mit fortschreitender Befreiung von den Fesseln des archaischen Stils das lebensvolle Motiv des geöffneten Mundes in der griechischen Sculptur allgemein gebräuchlich wurde. Während der Blüthezeit des fünften

Jahrhunderts und von der jüngsten attischen Schule wurde es consequent festgehalten. Erst in der Kunst nach Alexander begegnen wir wiederum bisweilen dem geschlossenen Munde. Allerdings ist diese Darstellungsweise auf ein ganz bestimmtes Gebiet beschränkt. Doch bestätigt gerade diese Beschränktheit die von mir vorausgesetzte Weiterentwicklung. Bei Gestalten idealen Charakters hielt auch die Kunst nach Alexander das Motiv des geöffneten Mundes fest. Die Bilder der Götter und Heroen, bei deren Gestaltung dauernd ideale Principien maßgebend blieben, wurden bis in die spätesten Zeiten mit geöffnetem Munde dargestellt. Ebenso wurde diese Bildungsweise bei dem idealisirenden oder bestimmter apotheosirenden Portrait lange Zeit consequent festgehalten; die erhaltenen Alexanderköpfe dieser Gattung haben den Mund durchweg geöffnet; soweit unsere Kenntniß reicht, kommt der geschlossene Mund bei derartigen Typen zum ersten Male bei einigen Antinoosköpfen vor. Anders dagegen bei dem ikonischen Portrait, welches die darstellende Persönlichkeit in einer der Wirklichkeit entsprechenden Weise wiedergibt. Hier begegnen wir in der Zeit nach Alexander vielfach dem geschlossenen Munde, so bei den Statuen des Demosthenes, des Aristoteles, des Menander und Posidipp, bei Büsten der Ptolemaier und Seleukiden. Da diese Portraits, abgesehen von denen der beiden komischen Dichter, meist Copien aus griechisch-römischer Epoche sein werden, so könnte der Einwurf erhoben werden, daß dieses Motiv von den römischen Copisten herrühre. Doch ist diese Annahme an und für sich unwahrscheinlich und wird das Vorkommen des geschlossenen Mundes in hellenistischer Epoche durch Münzstempel, also authentische Denkmäler dieser Kunstentwicklung bezeugt. Wie die griechisch-römische Kunst als die Fortsetzung der hellenistischen zu betrachten ist, so hat sie auch dieses von der hellenistischen Kunst entwickelte Motiv aufgenommen und wenigstens bei der Portraitbüste consequent festgehalten.

Fragen wir, weshalb die hellenistische Kunst auf idealem Gebiete dem Motive des geöffneten Mundes den Vorzug gab, ihn auf realistischem dagegen öfter geschlossen darstellte, so können die Gründe dieses Sachverhaltes keine andern gewesen sein, als die, welche die verschiedene Behandlung des Brustkorbes in der älteren und in der jüngeren Entwicklung der Kunst bedingten. Die idealen, über die Wirklichkeit erhabenen Gesichter bedurften, um nicht abstract zu erscheinen, eines Zuges, welches auf das sie bewegende Leben hindeutete, und wurden daher mit geöffnetem Munde gebildet. Bei den realistischen Gestalten dagegen, welche vermöge ihrer dem Leben entsprechenden Charakteristik einer dem Betrachter geläufigen Sphäre angehörten, konnte die Phantasie leichter die ihnen in der Natur zukommende Bewegung ergänzen. Dazu kam noch der Umstand, daß die Darstellung des geschlossenen Mundes der geläufigen Erscheinungsweise der Wirklichkeit in höherem Grade entspricht,

als die des geöffneten. Bisweilen war dieses Motiv sogar zur Hervorhebung des historischen Charakters der darzustellenden Persönlichkeit bedeutsam, weil die geschlossenen Lippen in dem Gesichte des Demosthenes wesentlich dazu beitragen, die energisch concentrirte und durchgearbeitete Individualität des Mannes zu veranschaulichen.

Ueberblicken wir noch einmal den Gang dieser Entwicklung, so stellt es sich heraus, daß die organische Thätigkeit des menschlichen Körpers in der griechischen Kunst, sowie dieselbe hinreichende Mittel des Ausdrucks beherrscht, eingehende Berücksichtigung findet, daß weiterhin die Energie der Darstellung derselben in entsprechendem Maße abnimmt, wie die Fähigkeit wächst, die Oberfläche des Körpers in einer der Natur entsprechenden Weise zu charakterisiren. Die vollendetste Harmonie der beiden Seiten der künstlerischen Darstellung, der Ausdruck der größten Lebensfülle wird in der Blüthezeit des fünften Jahrhunderts erreicht. Originale aus der jüngeren attischen Schule und aus der des Lysipp, welche sich für den Gesichtspunkt, der uns beschäftigt, mit den Parthenonsculpturen vergleichen ließen, sind nicht erhalten. Wir müssen uns daher, damit auf beiden Seiten das Gewicht gleich sei, auf die Vergleichung von Copien beschränken. Betrachten wir neben einander eine der besseren Copien des polykletischen Doryphoros und das vortreffliche Exemplar des lysippischen Apoxyomenos im Vatican, so macht der Doryphoros, trotz seiner schlichten und weniger in die Einzelheiten eingehenden Behandlung der Oberfläche den Eindruck größerer Lebensfülle. Die Behandlung der Brust, in welcher die Thätigkeit des organischen Lebens energisch hervorgehoben ist, trägt wesentlich dazu bei, diesen Eindruck hervorzurufen.

Es sollte mich freuen, wenn unsere Bildhauer diese Gesichtspunkte, die ich in aller Kürze angedeutet, der Beachtung werth erachten würden.

W. Helbig.

Briefe aus der Sturm- und Drangperiode. I.

Mitgetheilt von Dr. C. A. H. Burkhardt.

Bei der Ordnung des literarischen Nachlasses des Canzlers Friedrich von Müller fanden sich eine nicht unbedeutende Anzahl von Briefen, die, wie sich später bei deren gruppenweiser Zusammenstellung ergab, mehr ihres Inhaltes, als ihres autographischen Werthes wegen gesammelt worden sind. In den weit verzweigten Correspondenzen des Canzlers von Müller ist vielfach das Streben zu erkennen, Zeugnisse unserer classischen Literatur zu-

sammenzubringen, und wo es ihm nicht gelang, die Originale von Briefen zu erhalten, hat er sich bemüht, Abschriften derselben herzustellen. So fanden sich nach und nach eine Reihe von Originalbriefen Verschiedener an den bekannten, aber in der Literatur noch immer nicht hinreichend gewürdigten Dichter und Componisten Ph. Christoph Kayser zusammen.

Es bedarf nur eines Blickes in die hier zum Theil veröffentlichte Sammlung von Briefen, um die Ueberzeugung von deren Bedeutung zu gewinnen. Denn abgesehen davon, daß sie manches Licht über Kayser selbst verbreiten, sind sie wichtig, weil sie uns namentlich über die Jugend unserer Dichter z. B. über die Klinger's, Miller's, Schubart's, v. Stolberg's u. s. w. interessante Nachrichten darbieten und manche Streiflichter auf die ihnen verwandten Kreise fallen lassen. Und wenn man hinzunimmt, daß gerade für diese Periode der deutschen Literatur das biographische Material oft recht mühselig zu beschaffen ist, wird der Inhalt der Briefe, über den ich mich in der kurz bemessenen Einleitung nicht auslassen will, uns um so wichtiger und willkommener erscheinen. —

Was die mir vorliegende Sammlung von Briefen an Kayser selbst betrifft, so hebe ich im Interesse weiterer Forschung hervor, daß sie nur insoweit ausgebeutet ist, als es das Interesse für unsere Literatur forderte. Vorläufig habe ich von der Publication ausgeschlossen einen Brief des Hamburgers C. v. d. Walle*), drei Briefe Willemers**), einen Brief der Caroline Basch***) aus Weimar, sechs Briefe von Löhr†), zwei Briefe von Schlosser††) und einen von C. W. Passavant†††).

Leider sind viele Stellen der nachstehend veröffentlichten Briefe absichtlich unleserlich gemacht. Ich habe diese durch punctirte Lücken angedeutet und in den Anmerkungen den Text herzustellen gesucht. Theilweise war dies mit ganz außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpft und ich betrachte die Wiederherstellung des Textes als die Hauptaufgabe; denn die Bemerkungen hätten sich an vielen Stellen leicht vermehren lassen. Wahrscheinlich war es Kayser selbst, der die Briefe verstümmelte, als er sie aus den Händen gab.

*) Es dürfte genügen, kurz den Inhalt derselben anzugeben. C. v. d. Walle antwortet auf die Anfrage Kayser's wegen dessen beabsichtigter Subscription auf Bach's Oratorium (Sohn Sebastian Bach's). Er schildert den Hamburger Bach; daß er ein kurzer, dicker Mann ist, lebhafte und feurige Augen hat und besonders gefällig und artig im Umgange ist. Dat. 1773 1. Febr.

**) D. 23. May 1770, 4. u. 7. May 1781, Maurerischen Inhaltes, ganz unbedeutend.

***) 1781, 10. Aug. Dank für eine Composition ihres Liedchens.

†) 29. Aug., 15. Septbr., 15. Oct., 23. Oct., 7. Nov., 21. Nov. 1784 aus Lyon, Paris, Chantilly; namentlich den Zustand der französischen Maurerei beleuchtend.

††) Emmendingen 11. Nov. 1787, freut sich über Kayser's zugesagten Besuch, von Klinger erwartete er bestimmte Adresse, um zu schreiben. Ohne Jahr, ähnl. Inhalts und Schlosser's freimüthige Schriftstellerei betreffend.

†††) Detmold 29. März 1815. Persönliche Stimmung Passavants.

1.

F. M. Klinger und J. M. Miller*) an Kayser.

[M. Zwey Barden und Ritter, Namens F. M. Klinger u. J. M. Miller p. t. in Gießen sich aufhaltende an den Mannvesten, ehrsamen und laut seines Porträts sehr Ehrwürdigen Herrn Herrn Philipsen Kayser Dichter [K. Musicus, bald im Olymp, bald unter niedern Würmern sein Wesen habend, [M. auch sehr edlen und zärtlichen Freund, der uns nah am Herzen liegt, und daß wir aus Ritterproben wissen und gemerkt haben.

[M. Die ungeheure Hundstagshitze erlaubt Uns nicht, wie wir wol anfangs willens waren, unsre weltberühmte Poetische Ader schlagen zu lassen und [K. Euch in dem Epistelston zu antworten, der uns so wohl behagte. Angefangen haben wir zwar und das mit ziemlicher Lauge und Bitterkeit, da aber nun das Coordium fertig ist [M. und wir die Vorige und einige vorhergegangene Nächte auf der bewußten Schulzischen Pferdedecke sehr viel ausgestanden haben, so… [K. Ja da beym Teufel ihr Volks lermt nicht! Kayser ich bitt Dich, wie viel Uhr ists! Wir sind zum Schmauß gebeten und wackere Ritter versäumen ungern, wo die Taffel so aussieht.**) [M. Das Auditorium ist für Gießen würklich viel zu groß und die Pferde nach Marburg haben wir auf Morgen auch nicht bekommen können — die verhenkerte Pfeiffe ist schon wieder aus — [K. Komm Junge, laß Dich an Deinem lieben Starrkopf kriegen und Dir ein Mäulgen geben. Ritter Miller ist ein herzliebster Junge, Ganz für uns der mich liebt, der Dich liebt, Dich herwünscht. Wir haben viel von Dir gesprochen und eben Dein Portrait verkehrt gestellt, weils zweymal herunter fiel, darob wir sehr erschraken. Du stehst doch gut? [M. Es ist auch kein Geringes, neben Klinger, Stolbergs, Göthe und Haugwitz zu paradiren. Aber Klingers Pyrrhus***) wird die Welt erstaunen machen und wenn Kayser noch viel solche Lieder macht, so mags der Satan mit ihm aufnehmen! — [K. Das Blatt muß druckenen, denn mehr. Schmidten haben wir einmal tüchtig abgesoffen. Ich sag Dir Schatz in Gießen hab ich so herrliche Tage noch nicht gelebt als mit dem lieben Miller. Wir sind schon länger als 8 Tage beysammen, leben wie die Götter. Du mußt — halt doch — Dank für die Epistel. Komm und friß den Kohl, der Pudel düngt gut. [M. Wer das Scheiden erfunden hat, war ein rothharigter krausköpfiger Junge, der den Kindern Nüsse stahl, wenn sie damit

*) Beide schrieben den Brief abwechselnd, wie ich durch K. und M. an den betreffenden Stellen angedeutet habe.

**) Eine Tafel mit 3 Männern ist hier gezeichnet. Biographien von Miller stehen außer an den bei Goedeke (Grundriß 700) genannten Stellen: in den Zeitgenossen IV. 75; weniger vollständig im Morgenblatt 1818 Januar. — Almanach der Belletristen und Belletristinnen 1782.

***) Scenen aus Pyrrhus Leben und Tod. Schausp. von Klinger.

spielen wolten. Denk Dir einmal liebster Klinger, über Morgen — Mich deucht, ich höre den verdammten Postillon schon blasen. Was ich Euch eigentlich sagen wolte, liebster Kayser, ist weiter nichts als das: daß Klinger ein gar herrlicher Kerl ist, der sich sogleich in die Seele einnistet und daß ich Euch auch herzlich gut bin, wenn Ihrs mir nur auch so wärt. — [K. Bonnen blut hat ein schönes roth. Dort schlich sich eben ein Mädchen durchs Gärtchen, ich küß ihr unsichtbar die Hand und die Frösche fürcht ich gewaltig. Es ist noch nicht lange, daß sie mich aus einem bach jagten, was sehr angenehm war, ich auch meinen ritterlichen leib badete, Miller mich durchs Gesträuch glänzen sah und auch schleichen. Eine Erle ist ein schöner baum, besonders wenn ihrer drey beysammen stehn und wieder drey. Auch das Abendroth vom hohen Berg. Und bey Nacht die Trümmer eines Schlosses zu besuchen, an den Quell im Buchhain, Wein zu trinken. Gestern schickten wir einen Ritter zum Diterich nach Wezlar, er kam marode zurück. [M. Und die Johanniswürmer, die ich damals auf dem Hut hatte, waren doch auch nicht übel. Aber so ein Freiheitsgesang, wie der Fritz gemacht hat, muß einen doch recht müde machen. Sollt ich aber ewig drauf schlafen, ich würd ihn doch machen, wenn ich könnte. Und die Donna Viola, so neben der Quelle sie kennen zu lernen, wo die Namen in die Buchen eingeschnitten sind — ja Kayser, das war ein herrlicher Abend, wo man Euch wol auch hätte dabey brauchen können. Ihr trinkt doch auch Wein? Je nun, dann ists schon gut und wir sind wieder Freunde. Prosit liebster Klinger! Auf's Wohl des Offenbacher Mädchens und die 3 Erlen am Bach bey der Amtmannsmühle! Dum valra! valra! [K. Ich weiß lieber Junge, lieber Wurm, du wirst Dich um Miller winden mit Kopf und Schwanz. Die Lehre vom Contract ist sehr schwer, überhaupt die Pandecten. Stell mir die Nativität. Miller hat mir guten Zunder geschenkt. Stollbergs Gesang ist ein Götter Gesang. Du mußt Millers Lieder schön componiren und schicken. Wir haben Deine Gesundheit in Wezlar getrunken. Ich bin letzthin ausgepfiffen worden. Dum valra!

[M. Ja du allmächtige Freundschaft — Stopf mir doch auch eine Pfeiffe! — wer Dich einmal fest ans Herz gedrückt hat, dem ists immer wohl bei Sonnenschein und Regen. Möcht wol ewig bey dem guten Klinger leben und mich dann einmal auf ein Jahrhundert lang von Kayser besuchen lassen. Aber so ehrenvest, wie sein Portrait, dürft er mir nicht aussehen. Lustig eingeschenkt! Der Mond geht schon auf und die Eulen singen. — Narr, warum läßt Du Dich auspfeifen? schlag sie um die Ohren und gieb mir Feuer, nicht vom Ulmerzunder, nur vom gelben. Vivat Münden! [K. Diesen Mittag hatten wir Sauerfleisch, es schmeckte nicht so gut, als es roch. Deinert schrieb mir gestern. Der Wein gieng noch. Der Saalat welcher ge-

schoßt hat, taugt nicht zum Essen. Man zieht Saamen. Wezlar hat eine schöne Gegend. Lavater ist ein herrlicher Mensch — Was hälst Du davon, daß michs eben jetzt p—t. Deine Kinder finden erstaunenden Beifall. Der Almanach ist ein kleines Büchelchen. Meine Papierscher rostet. [M. Aber der Bourbon stinkt gewaltig, jag ihn naus! Siehst Du Klinger, wenn wir so einmal in der Schweiz zu sammen leben könnten, all auf Einem Berge und Du uns dann Trauerspiele vorlässest und Kayser uns ein Stücklein vorspielte — Meinst Du wol? Aber mit dem ewigen Planmachen geht Zeit und Papier verloren. Lustig umgewendet! [K. Der Pudel schläft gar zu gut, liebster Müller und ich möchte den armen Narren nicht ärgern. Kätchen ist ein braunes Dinglein und Lischen hat das blaue ihrer Augen vom reinsten Aether gestohlen. Lieber Miller, wenn wir doch ewig so zusammen wären, so angeschlossen, wie wir iezo sind, ich wollt Dich für Kält und Hitze schützen. Den großen Mann Lavater möcht ich wohl einmal sehen und mich an seiner Sonne wärmen, wenn ich auch noch so weit von ihm säße, wie ich höre, solls eine große Wollust seyn, um so einen Menschen zu existiren. Diesen Morgen waren viele Prinzen hier. Es regnete stark, wir schwizten. Mit den stinkenden Gassen ists ein garstig Ding. Die Lehre de servitutibus ist ein närrisch Ding, hat mich manche Stunde gekost. [M. Hört lieber Kayser, der Schmid ist ein Erzschuft, hat uns gestern keinen Wein gegeben und wir waren doch so durstig. Der arme Schleyermacher ritt gestern auf meinem Pferd nach Wezlar und brachte einen Wolf mit, der die ganze Nacht durch bellte, daß kein Mensch schlafen konnte. Nun will er auch ein Gypshändler werden. Eure Kompositionen hab ich noch nicht gesehen, aber sie sind gewiß gut, darauf wolt ich schwören. Ich lieb Euch schon herzlich, denn Klinger sagt mir, daß Ihrs wehrt seyd und was Klinger sagt, ist wahr, ja gewißlich wahr. Lavater ist freylich so ein Mann, den unser einer auch kennen möchte; aber laßt mich nur erst nach Schwaben kommen. Hui und ich bin in der Schweiz. Nun müssen wir wol bald zum Schmaus, Klinger zieh die Hosen an! [K. Miller wer wird so nackend da sitzen, die Magd kommt. Die Physiognomik möcht ich wol sehen. Die Praxis Juridica soll viel Geld bringen, wer das fein gethan hat. Wie viel Blut ließt Du Dir abzapfen, eh du die Epistel schriebst? Jüngst bekam ich die Sainte Conception von einem Mädchen geschenkt. Ein altes Haus soll gut auf einer Landschaft stehen, wenns ein braver Kerl zeichnet. Um ein höflich Maidel ist's ein garstig ding, um schlechten Wein gar herbes ding. Ich liebe Dich [M. Bin ut supra Euer guter Freund Miller.

Gießen den 28 Juli 1775.

2.

F. L. Stolberg an Kayser.

Chiavenno d. 10. Aug. 1775*).

Gestern sind wir angekommen. Wir haben rauhe Gegend gesehen, hier sind wir in einem schönen Felsenthale, Wein, Kastanien, Maulbeer, Lorbeer, jede Fruchtbarkeit um uns. Morgen gehn wir zum Comer See. Salis**) scheidet morgen von uns. Ich ehre und liebe den braven, edeln, natürlichen Mann. Er wünscht, daß Sie auf eine Zeit lang zu ihn kommen mögen, das ist der Anlaß meines heutigen Briefes. Thun Sie es, liebster Kaiser! Sie müssen aber nicht eher als den 8. September in Marschlins sein. Er wünscht es um der Musik willen. Lange hat er sich gesehnt nach einem Componisten, welcher nur Mutter Natur kennt und liebt und mit ihrem Geiste vertraut ist wie Sie. Kommen Sie, es gilt ja nur einen Besuch, Sie sähen von Zürich bis Marschlins herrliche Gegend. Sähen eine Anstalt***], wo Naturfreiheit und Freude leben und weben. Mein Bruder, Haugwitz, Lindau und ich umarmen Sie u. Passavant.

F. L. Stolberg.

3.

J. M. Miller an Kayser.

Ulm den 28. Aug. 1775.

Willkommen, edler deutscher Mann!
Sink an mein lautes Herz hinan!
Es schlägt und segnet Dich und sich,
Daß es zum Freund erworben Dich!
Komm Bild, weil fern Dein Urbild ist,
Sey dreymal heilig mir geküßt.
Du Bild vom besten deutschen Mann
Sink mir ans laute Herz hinan!
O Kaiser, was ist Welt und Glück
In diesem Götteraugenblick!
Verschwunden alles her um mich!
Ich hör und sehe nichts als Dich!

Aber das Versemachen geht jetzt meinen Empfindungen zu langsam. Tausend, tausend Dank mein lieber Kaiser für Deinen herzlichen Brief und für das Herz, das mir daraus entgegenschlug. O Du lieber Knabe, wenn Du wüßtest, wie ich das zu schätzen weiß, wenn eine Seele sich mir öfnet, der ich mich längst gern mitgetheilt hätte, du würdest mich beneiden. So

*) Ergänzung zu Menge, der Graf Friedrich Leopold v. Stolberg u. seine Zeitgenossen I. S. 55 ff.

**) Ulysses v. Salis-Marschlins.

***) Das 1771 gegründete Philanthropin.

eine Wonne hat ich noch in Ulm nicht, seit ich wieder hier bin, wie heute. Keiner meiner älteren Freunde hatte mir noch geschrieben, ich war ungeduldig drüber und da kamst Du Engel des Himmels mir mit ofnem Arm entgegen, meinen Kummer zu verjagen. Hast es treulich gethan, lieber Kaiser und ich bin mir selber böse, daß ich Dir mit Worten nicht genug sagen kann; wie der Dank in meinem Herzen auflodert und Dir nach Zürich entgegenfliegt. Ich habe von Giessen aus nur Schnurren geschrieben und Du belohnst mich dafür mit einem so herrlichen Briefe und mit Deiner Freundschaft. Schlag ein! ich bin ihrer wehrt. Ach was hatt ich bei Klingern für ein Leben! Ihn sehen und ihn lieben war Eins: und so sagt er, seys ihm auch mit mir gegangen. Wir haben rechte Bruderherzen, selbst unsere Gesichter sollen sich sehr ähnlich seyn und sein Bild, das Göthe gemacht hat, könnte man für meines halten. Klinger ist ein herrlicher, göttlicher Mensch, das Herz und den Verstand trift man kaum in Jahrhunderten beysammen an. O, ich hab ihn unaussprechlich lieb und war nur acht Tage bey ihm. Und hör, Kaiser, darum, daß er mir auch Dich erworben hat, hab ich ihn noch tausendmal lieber. Ich liebe Dich auch unaussprechlich, denn ich kenne Dich durch ihn. Dreymal hab ich mit der größten Ehrfurcht Dein Bild geküßt, so wie man seinem Mädchen den ersten Kuß gibt, so heilig wars um mich herum; dann aber herzt ichs noch unendlichmal und sehs täglich an. Meinen Schattenriß hat Wagner*) . . . . . . **) in Offenbach gemacht; nun hat ihn Göthe und will ihn verkleinern. Sobald ich ihn bekomme, solst Du ihn haben. Kannst Du mir nicht das Kupfer von Göthe schaffen, das Du Klingern und Wagnern geschickt hast? Ich hätt es gar zu gerne. Die Stolberg werden mir ihren Schattenriß wol selbst schiken. Weist Du nicht, wo die Leute jetzt sind? Ich hoffe, sie kommen über Ulm. Fritz hat mir seinen heissen göttlichen Freyheitsgesang noch nicht zugeschikt, bey Klingern hab ich ihn schon 6 mal gelesen. Bey Wagnern bin ich 4 Tage gewesen und habe den treuen Jungen recht lieb gewonnen. Göthe lernte mich und ihn nicht genug kennen, wir wurden also nicht vertraut. Aber er hat mich sehr für sich eingenommen . . . . . ***). An guten Liedern zum Singen fehlts uns sehr. Komponir auch Deine eignen Lieder, denn die must Du am meisten fühlen. Ich wünschte, daß Du mein deutsches Trinklied †) komponirtest und mir schiktest . . . . ††). Alle meine neuen Lieder sollst Du haben, wenn

*) Heinrich Leopold Wagner.

**) Dreyen Mädel.

***) Deine Lieder sind mir schon in Frankfurt und noch öfter von einem meiner Freunde gespielt worden. Sie gefielen mir ausnehmend, weil die Gesinnung so wahr, natürlich und ungekünstelt ist. Mach brav fort.

†) Nämlich: Auf, ihr wackre Herzensbrüder — in den Gedichten Seite 159.

††) Ich hab in fernem Land ein Mädchen, dem ichs gerne zuschickte.

Dir welche gefallen, kannst Du sie komponiren. Ich schicke sie dann oder doch einige davon an Vosz für den Almanach. Vosz ist einer meiner liebsten Freunde, ein außerordentlicher Mensch. Mit Klingers Erlaubnis hab ich ihm einige deiner Gedichte, die mir all unendlich lieb sind, für den diesjährigen Almanach geschikt. Künftig must Du mir auch alles schiken, was Du machst. Jetzt kan ich Dir nur 2 Lieder*) schicken, die andern hat schon D. Weiß zum Komponiren. Kennst Du seine Lieder fürs Klavier noch nicht? O sie sind vortreflich.

Lieber herzlicher Freund! ich danke Dir noch tausendmal für deinen Brief. Mein Herz hast Du auf ewig. Sehen müssen wir uns gewiß, wir sind uns nah und ich habe schon längst den Plan zu einer Schweizer Reise gemacht, ehe ich Dich noch da kannte. Lavatern hat mein Herz schon längst geehrt und geliebt. Versichere Ihn meiner wärmsten Hochachtung und auch Pfennigern! Wir müssen uns fleißig schreiben. Dieser Brief blieb einer kleinen Reise wegen liegen. Deine Adresse weiß ich nicht gewiß. Schreib mir sie! Mit heißer Liebe drück ich Dich ans Herz. Dein

Miller.

An die Abenddämmerung.

1.

Wie warst Du kühle Dämmrung mir
Vor Kurzem noch so lieb!
Nun naht sich Traurigkeit mit Dir
Und alles ist mir trüb.

2.

Sonst hülltest Du in Dein Gewand
Mich und mein Mädchen ein,
An ihrer lieben weißen Hand
Vergaß ich aller Pein.

3.

Ihr Auge blickte, minder scheu
Mir freundlich ins Gesicht,
Und barg das Pfand der Lieb und Treu
Die stille Zähre nicht.

4.

Manch leiser Seufzer schlich sich ihr
Tief aus des Herzens Grund
Und mancher Händedruck von mir
That meine Lieb ihr kund.

5.

Wir saßen ganze Stunden so,
Verloren nicht ein Wort
Und doch ging uns die Zeit so froh
Und ach, so eilig fort.

6.

Der Mond und alle Sterne sahn
Vom blauen Himmelszelt,
Wir sahn so froh und stolz sie an
Als dient uns alle Welt.

7.

Nun leb ich, von dem Mädchen weit
Beklage mein Geschick
Und wünsche die vergangne Zeit
Mit Thränen mir zurück.

M.

---

*) Das andere Lied fehlt, es stand jedenfalls auf einem besonderen Blatt und ging verloren. Das Lied an die Abenddämmerung steht in den Gedichten nicht, die freilich (nach Goedeke S. 700) nicht vollständig sind.

4.

F. L. Stolberg an Kayser.

Bern d. 24. Sept. 1775*).

Liebster Kaiser ich habe nicht einen Augenblick aufgehört Sie herzlich zu lieben, aber das wissen Sie, ohne daß ichs sage. Bitte, bitte um Verzeihung, daß ich so lange nicht geschrieben, mein Herz konnte keinen Antheil an meinem Vielschreiben haben.

Mein Brief aus Chiavenno, wo ich Sie bat Salis zu besuchen, haben Sie doch wol bekommen?

Von Ihnen hab ich keinen seit Marschlins, Ihr letzter muß verloren sein, das betrübt mich, liebster Freund, entschädigen Sie uns bald wieder mit einem langen Brief. Von unsern lieben Klinger hab ich nichts gehört, seit ich aus Marschlinz bin, von Göthe auch nichts. Wegen Ihrer Lieder ist's zu spät. Schon aus Kopenhagen hat man uns geschrieben, man habe die ersten Bogen des Allmanachs gelesen. Ich will doch drum schreiben, aber der Druck kann nicht so langsam gehn, daß mein Brief noch zur Zeit ankäme.

Herrliche Länder hab ich gesehn! O Du liebe Schweiz! Ich könnte nicht aufhören, wenn ich anfing zu erzählen. Im pais de Vaud bringen wir die Zeit der Weinlese zu, ich wolte, Sie freuten sich da mit uns und wir mit Ihnen zugleich, äßen zugleich Trauben, träncken Most aus einem Becher.

Es ist doch ein Schicksal, wenn man sich nicht immer mit allen, die man liebt zugleich freuen kann. Umarmen Sie Passeavent herzlich in meinen Namen. Ich küsse Sie herzlich in Gedanken. Behalten Sie mich immer lieb, ich werde Sie immer herzlich lieben.

F. L. Stolberg.

Mein Bruder und Haugwitz umarmen Sie. Morgen früh gehn wir auf die Gletscher und kommen in 4 Tagen wieder.

5.

J. M. Miller an Kayser.

Ulm d, 24. Sept. 1775.

Lieber theurer Kaiser!

Du hast mir durch deine beyden herrliche Briefe und die damit folgenden Geschenke unendlich viel Vergnügen gemacht. Tausendfachen herzlichen Dank dafür. Warlich ich liebe Dich von Herzen und unsre Seelen sind vereint. Göthe und Stolbergs freuen mich unendlich, dich und sie und Klopstok will ich unter Glas fassen und aufhängen, das sollen meine Heilige und Schutzpatronen seyn. Dein Lied an Nelly hat mir nicht gantz gefallen; ich weiß selbst nicht recht, warum? Es dämmert mir nur, wenn ichs lese und ich möchte Licht sehen. Die Empfindung ist vielleicht zu ungewöhnlich und zu schwärmerisch, ob ich das

*) Ergänzung für Dr. Menge's Graf Friedrich Leopold v. Stolberg I. 55 ff.

schwärmerische gleich sonst sehr liebe. Ich red als Freund und entschuldige also meinen Tadel nicht. Unendlich mehr haben mir deine zwey neuen Lieder gefallen, sie fassen mein gantzes herz an und schmeltzen dann wie Thautropfen drein. In der Gefangennehmung ist erstaunlich viel Simplicität und Unschuld oder wie ichs nennen soll. Kurz es ist herrlich. Das zweyte ist groß und hat eine erhöhte Empfindung, die auch die Empfindung des Lesers mit erhöht. Die letzte Strophe hat mich am meisten an sich gezogen, sie ist so wahr und mein Herz hat ihre Warheit schon ein paarmal erfahren.

Wo ist der heilige Gewinn
Auf dieser Liebesbahn
Wo ist des Kämpfers Freudenziel
Des Siegers Ehrenkron
Auf, Herz, noch sind der Proben viel
Trag schönen Tod davon!*)

Das ist überherrlich Kayser und ich drück dich dafür an mein treues Brüderliches Herz, das auch nach schönem Tod ringt, wenn des Siegers Ehrenkron mir hier nicht winken will. Sey versichert, daß alle Lieder, welche Du mir schikst, mir ins Herz geschrieben und vor unheiligen Augen verwahrt seyn sollen. Zwey Freunde hab ich hier, die dich auch ehren und von deren Treu ich überzeugt bin, denen hab ich die Lieder vorgelesen. Wenn Dirs mißfällt, so laß ichs künftig. Schubart ist keiner von den beiden. Stolbergs Freyheitsgesang**) sollst Du bald wieder bekommen, wenn er mir ihn auch nicht gleich schikt. Ich weiß ihn bald vollends auswendig. So aufbrausend wie Du, war ich auch noch vor kurzer Zeit; nun hab ich meiner Seele mehr Festigkeit und Stetigkeit gegeben. Man muß sie in dieser Welt haben, wo alles so bunt durch einander geht. Schleuß die Flamm die in dir lodert ein; laß sie gereinigt werden, daß sie dann zu seiner Zeit aufbraus in einem Werk die Welt und Nachwelt erhitzt und heiß erhält. Du hast recht, Ewigkeit ist an sich nichts, aber so, wie ich wünsch, jetzt im Herzen meiner Freunde zu leben, so wünsch ich auch nach meinem Tode noch durch Würkungen in den Herzen meiner Enkel fortzudauren und ihnen lieb zu seyn, weil ichs treu mit ihnen meynte. Deßwegen muß man druken lassen, wenn uns etwas Großes aus der Seele gefallen ist, Kleinigkeiten streut man aus, wie Blumensaamen, die einen Sommer über blühen und doch auch manches Herz erfreuen. Ich nehm Dich an, wie Du bist und wünsch Dich auch jetzt nicht anders. Der gut ist, ist immer gut und auf verschiedene Art. Theil mir ganz Dein Herz mit, so wie ich. Wir werden beyde gut fahren. Wenn wir uns sehen, weis ich nicht, mags auch noch nicht wissen. Aber sehen

*) Vergl. Lieder mit Melodien. Winterthur 1775.
**) In der Ausgabe von Boie gedruckt.

werden wir uns doch! Denk bey Klingers Porträt oft an mich! Unsere Seelen sind verwebt, wie unsre Gesichtszüge und gehören Dir an. Grüß Nelly einmal, wenn sichs schikt! Sag, daß ich sie um Deinetwillen schätze und von ihr geschätzt zu sein wünsche! Ich bin jetzt nicht gantz froh. Uebermorgen muß ich einen Brief schreiben, von dems abhängt, ob das Mädchen *) das ich am meisten auf der Welt schätzen muß, mein seyn soll? Ihre Seele hoff ich, ist mein; aber was thun nicht Umstände auf der Welt. Behalt das vor Dich! Ich schrieb Dir eilig und kürzer, als ich wünschte. Uebermorgen examinirt man mich, ob ich hier Kandidat **) werden soll? Ich muß zur Vorbereitung allerley Scholastisches Zeugs durchlesen. Wenn ich frey bin, schreib ich ausführlicher. Von Stolberg weiß ich gar nichts. Wagner ***) — der seiner Umstände wegen aus Frankfurt weg, wohin? weiß ich nicht, ging, schreibt mir, vor einiger Zeit seyen sie in Marschlins bei Salis gewesen. Ich und Goethe haben uns kaum halb kennen lernen. Kürze der Zeit und Umstände brachten uns nicht gantz zusammen. Ich glaub Dir, daß er so groß ist und schätz ihn desto mehr. Klinger schrieb mir und klagte, daß ich ihm nicht schreibe. Damals war aber schon ein Brief an ihn unterwegs. Jetzt ist er bei Goethe. Er hat mir wieder eine außerordentliche Scene aus seinem Pyrrhus geschikt. Das wird ein Werk! Auch schreibt er, daß er ein gantz regelmäßiges Stück fürs Theater geschrieben hat: Die Zwillinge. Vermuthlich schikt ers an Ackermanns nach Hamburg. Leißewitz, ein Freund von uns, hat auch ein sehr braves Stück†) hin geliefert. Es freut mich, daß ich Lenzens Liebe habe. Meine hat er längst. Seine Reisen sind für die Menschen wichtig. Ich erwarte mit Verlangen auf Deine Liedersammlung. Ich selbst spiele nicht, aber ich liebe die Musik außerordentlich und fühle sie.

Sey wegen Deiner Verse, die Vosz hat unbesorgt. Er schrieb mir, daß sie ihm nicht gantz gefielen. Sie sind ihm vermuthlich zu unkorrekt und hin geworfen. Sonst schätzt er Dich sehr und grüßt Dich herzlich. Die Liebe hat er druken lassen. In der Chronik ist schon, ich weiß nicht durch wessen Vermittelung? das Mädchen und die Liebe und das Nachtopfer im vorigen Jahrgang gedruckt. Du sollst von Vosz das verlangte wieder kriegen. Ich hätts ihm nicht geschickt, wenns Klinger nicht erlaubt hätte. Der Almanach soll bis auf 2 Bogen fertig und sehr gut seyn. Vosz hat bey 1500 Subscibenten. Claudius schrieb mir, das ist gar ein lieber Mann. Er schreibt den Boten nicht mehr††). Ich sollte von ihm ein Exemplar seines Asmus ꝛc.

*) Vergl. Zeitgenossen IV. 83. entweder also Madem. Stock (Pütters Nichte) oder Madem. v. Einem aus Minden.

**) Zeitgenossen IV. 83 werden hierdurch ergänzt.

***) Heinrich Leopold W. geb. 1747.

†) Jedenfalls das aber 1776 in Leipzig erschienene Stück: Julius von Tarent.

††) In Folge seines Weggangs nach Darmstadt.

an Lavater schiken. Nun schreibt er mir, daß Lavater schon eins habe. Ein Lied hab ich seit der Zeit nicht gemacht. Mein Genie hab ich geforscht, vermuthlich bin ich auf der Spur. Etwas großes hab ich schon angefangen. Wenns fertig ist, bekommst Du's. Aber beobachte bey der gantzen Sache die größte Verschwiegenheit, sie ist schlechterdings nötig und keiner, der nicht mein vertrauter Freund ist, darf was davon wissen. Nicht einmal meine andern Freunde wissen jetzt davon.

Mit Schubart geh ich um, aber nicht sehr viel. Er hat viel herrliches in sich, kennt sich selber aber viel zu wenig und weiß noch nicht, wo er hinaus soll. Bey ihm wär's einmal Zeit! Aber Weib und Kind bringen einen auf manche Wege, die er sonst nicht betreten hätte.

D. Weiß*) Lieder thun auf mich viel Würkung. Meine Ideen hat er bey meinen Liedern fast immer ausgedrückt. Im Umgang scheint er mehr Gemeines als besonders an sich zu haben. Zartes, leises Gefühl scheint seine Hauptkraft zu seyn. So will ich denn Lavater und Pfenninger nur lieben. Bey'r Bewunderung ist einem nicht so wohl, wie bey der Liebe, aber wenn sich einer mitten aus dem Kreis der Vertraulichkeit, in der ich mit ihm zu stehen glaube, hinausschwingt, daß ich nachblicken muß, dann fühl ich neben dem Gefühl der Nacheiferung und des Nachstrebens doch noch immer Bewunderung. Grüß sie herzlich von mir.

Herder ist auch sehr mein Mann, ob ich gleich oft, wenn er spricht, mehr ahnde als sehe und empfinde. Man sieht doch, daß er auf der Bahn der Warheit geht, wenn ihn auch das Auge schon verliert und man hat doch Hofnung, daß man auch einmal mit ihm ins innre Heiligthum eintritt. Ich bin ein Geistlicher und wünsche einst der Vater einer ländlichen Familie zu werden. Das Landvolk lieb ich über alles, theils weils noch gut und theils, weils bey uns am meisten hülfsbedürftig ist. Auf unsern Dörfern sind die meisten Hirten Miethlinge oder Leute, die weder ihre Heerde noch das, ihr allein heilsame Futter kennen. Eine Stattgemeinde ist mir zu groß und noch habe ich das Auge nicht, sie ganz zu umfassen. Dein Volkslied hab ich bei Wagner gesehen, habs aber selber nicht, schikt mir's.

Ossians Uebersetzer in der Iris**) kenn ich nicht; schick mir seinen Namen und seinen Schattenriß. Wer den Ossian recht liebt und fühlt, muß gut seyn. Meine Lieder magst Du gern mit meinem Namen drucken lassen, vielleicht schickst Du mir noch neue. Nenn mir sie doch: Ich habe sie vergessen und kann vielleicht noch dran ändern. Vor allem aber schick mir das physiognomische Lied! Ich will gern brav seyn und schreiben; und lieb hab ich Dich von gantzem Herzen. Das Eloge du feu Mr. Wieland ist mir noch nicht

*) D. Weis, der viele Lieder Millers componirte.
**) Jacobis Iris 1775. Uebersetzer: Lenz.

vorgekommen. Vielleicht kriegen wirs hier bald. Du kannst denken, wie ich drauf begierig bin, denn ich kann den Kerl nicht leiden. Vergib mir dießmal, daß ich so gehudelt habe. Noch einmal Tausend Dank für Deine Briefe und die Portraite! Ganz Dein

Miller.

Kriegsbericht.

In dieser Woche großer Ereignisse gaben die harten Kämpfe auf der Südostseite von Paris aufs neue zu einer Vergleichung mit den Ereignissen vor Metz Veranlassung. Es war am 30. Nov. und 2. Dec. sehr blutiges Ringen, die Sachsen und Würtemberger hatten weitaus den Hauptantheil an Verlust und Ehre; wie bei Ausfällen aus großen Festungen neuen Stils unvermeidlich ist, drängten die gesammelten Massen der Belagerten zuerst an der Ausfallstelle die entgegenstehenden deutschen Truppen zurück, bis sie durch Anzug größerer Massen aufgehalten und zurückgedrückt wurden. Dabei ist das Zahlenverhältniß erwähnungswerth; nach niedrigster Schätzung zählten die über die Marne ausfallenden Franzosen 80—100,000 Mann, ihr Angriff wurde in der Hauptsache durch eine Division (4 Regimenter) der Sachsen und die würtembergische Division, zusammen jetzt etwa 22,000 Mann, zurückgeschlagen. Aber freilich ist die ungleich größere Güte unsrer Truppen auch nothwendig, denn das deutsche Heer umfaßt in weitem Ringe mit etwa 220,000 M. die Befestigungen der Riesenstadt, welche doch außer den Nationalgarden wahrscheinlich mehr als 300,000 M. geschulter Soldaten, im Schutz ihrer Kanonen, in Besitz von unermeßlichen Kriegsmitteln, zählt. Die Belagerung von Paris ist also für die Deutschen eine weitaus schwerere Arbeit, als die von Metz, sie ist überhaupt etwas Neues, in dieser Art nicht Dagewesenes. Und doch haben die Belagerten mit allen Vortheilen, welche ihnen bei einem Kampf in der Nähe von Paris zustehen, in den letzten großen Ausfällen durchaus nicht mehr erreicht, als Bazaine vor Metz. Auch wird sich schwerlich behaupten lassen, daß die Anstrengungen Ducrots, bei Berücksichtigung jenes Zahlenverhältnisses, energischer waren, als die des kaiserlichen Generals. Die beabsichtigte Sprengung des Belagerungsringes hätte, selbst wenn sie gelungen wäre, nur dann einen großen Erfolg vorbereitet, wenn es der Loirearmee glückte, sich mit den ausfallenden Truppen zu vereinigen und in einer Reihe von Gefechten die umlagernden deutschen Corps vor ihrer Vereinigung auseinanderzuwerfen, und so die Belagerung von Paris zu nichte zu machen. Da dies durchaus mißlungen

ist, waren die Ausfälle eine unnütze Menschenschlächterei. Und es ist nur zu hoffen, daß der windige Muth der Pariser, welcher sich jetzt wieder hoch aufgeblasen hat, durch den fürchterlichen Ernst der Thatsachen recht schnell auf eine verständige Einsicht in die Hoffnungslosigkeit weiteren Widerstandes herabgedrückt werde. Denn die Hoffnung auf die Loirearmee wird man nach den großen Erfolgen, welche die Armeen Großherzog von Mecklenburg und Prinz Friedrich Karl vom 2. bis 4. errangen, nach der Wiederbesetzung von Orleans und der Flucht der Loirearmee wohl für längere Zeit aufgeben müssen. Dort war bei den deutschen Heeren endlich ein energisches combinirtes Vorgehen durchgesetzt. Auch an der Loirearmee hat sich trotz aller Tapferkeit einzelner Bataillone, die Unzuverlässigkeit und Lockerheit der neugebildeten Heeresmassen erwiesen, und zugleich die Erbärmlichkeit der französischen Stimmführer. General Aurelles, der vor wenig Tagen als Hort und Paladin des republikanischen Frankreichs gefeiert wurde, ist sofort nach seiner Niederlage in offiziellem Regierungsacte mit Mißtrauen und Beschuldigungen verfolgt worden. So schnell ist der neue Stern erblichen. Dies Gesindel wird bald keinen Mann von Ehre finden können, der noch unter ihm Dienste nimmt.

Der Sieg bei Orleans kam zu guter Stunde. Und doch wagen wir kaum noch anzunehmen, daß er sofort den Frieden einleitet. Die Deutschen brechen alle Hindernisse, wir schlagen eine Armee nach der andern, die Zahl der französischen Gefangenen, der eroberten Geschütze ist kaum noch zu übersehen, aber wir vermögen einen Feind nicht zu besiegen, die celtische Selbstgefälligkeit, Verlogenheit, Eitelkeit.

Ob dem hoffnungsfrohen Paris die für die Uebergabe nöthige Ernüchterung schnell kommt, werden die nächsten Tage lehren, da die Posten aus der Stadt trotz der Wachsamkeit unserer Truppen doch mit großer Regelmäßigkeit ihre Schleichwege finden, sicherer als die abenteuerlichen Ballons und Brieftauben. Darauf aber müssen wir vorbereitet sein, daß die gegenwärtigen Machthaber von Paris vorher noch ihr Aeußerstes im Widerstand versuchen. Die Generäle Trochu und Ducrot sind in der Lage, durch die Capitulation viel zu verlieren; Herrn Ducrot, der unter der Anklage steht, als Kriegsgefangener sein Ehrenwort gebrochen zu haben, erwartet ein kurzes Proceßverfahren, wenn er dem deutschen Heer erreichbar wird, und Herr Trochu ist wahrscheinlich kein Feldherr, aber ein hartnäckiger Pedant und eifriger Arbeiter, dessen Ruhm in Frankreich ganz von der Länge des Widerstandes abhängt, welcher durch seine Formationen möglich wird; es ist ihm schwerlich daran gelegen, seine Person in ein neues Königthum oder Kaiserreich zu retten.

Dort an der Seine eine Noth-Republik unter despotischen Führern in den letzten Zügen, an der Spree ein neues Kaiserthum, durch die deutschen

Fürsten beantragt, im Entstehen. Uns Altpreußen möge man verzeihen, wenn wir diese Veränderung nicht ganz so ansehen, wie wohl andre Patrioten. Sie soll opportun sein, auch günstig wirken im deutschen Süden. Wir aber waren lange gewöhnt zu glauben, daß das Heerkönigthum unserer Hohenzollern etwas neues in der Welt und etwas besseres und stolzeres sei, als die alte Kaiserkrone; es wird darum im Augenblick Manchem unter uns nicht ganz leicht, die Zuvorkommenheit deutscher Fürsten nach Gebühr zu würdigen.

♀

„Gemischtes" von der Tafel deutscher Wissenschaft.

1. Kleine Schriften von Dr. Johannes Huber, Leipzig 1871. Duncker und Humblot. — 2. (Spinoza's theologisch-politischer Traktat auf seine Quellen geprüft von Dr. M. Joël, Breslau 1870, Schletter'sche Buchhandlung). — 3. Sammlung gemeinverständlicher Vorträge, herausgg. v. R. Virchow u. Fr. v. Holtzendorff. V. Serie, Heft 102—113. Berlin 1870. A. Charisius. — Geologische Wanderungen durch Altpreußen. Gesammelte Aufsätze v. Julius Schumann, Königsberg 1869. Hübner u. Matz.

„Gemischtes" nennt man in Salzburg und Tirol den köstlichen Nachtisch von Bozener oder Meraner Früchten, die bunt durcheinander gemengt, so verschieden auch ihr duftiger Geschmack sein mag, doch alle durch Saftfülle und süße Reife die gleiche Sonne und dieselbe menschliche Pflege verrathen. Man achte es nicht für Spott oder Tadel, wenn wir damit einmal die Sammlungen von kleineren, wohlgeschriebenen und leicht lesbaren Aufsätzen vergleichen, womit uns im letzten Jahrzehnt weit häufiger als früher unsre Gelehrten beschenkt haben. Der fremde Name Essay, der gewöhnlich für sie gebraucht wird, beweist, daß wir Deutschen uns erst nach ausländischem Vorgange an diese Gattung geistiger Production gewöhnt haben. Aber schnell und sicher hat sich die Essayliteratur bei uns eingebürgert, ja so sehr, daß man bereits Klagen darüber vernehmen kann. Ein befreundeter Verleger sagte uns jüngst mit Betrübniß, die großen, eigentlich gelehrten Werke fänden nicht mehr wie sonst rechte Theilnahme im Publicum, Geduld und Energie sie durchzulesen seien in Abnahme, — alle Welt verlange nach Essays. Die sprächen zu jeder Tageszeit an, dienten zur Erholung nach den Stunden des Amtes oder Geschäfts; wenn sie nur halwege rund und anmuthig gehalten wären, lese man jedesmal einen gleich von Anfang bis zu Ende, der Buchzeichen und der stillen Wiederbesinnung, wobei man gestern stehen geblieben, bedürfe es hinfort nicht mehr. Ich traue dem Manne wohl zu, daß er richtig beobachtet hat; die Buchführung der Verleger bringt

derlei Wandlungen des Zeitgeschmacks gewiß deutlicher zur Anschauung, als unsre zerstreuten Wahrnehmungen unter Freunden in der Lesewelt. Doch möcht' ich eine eigene Bemerkung damit zusammenhalten, daß auf den Theaterzetteln in unseren großen Städten von Tag zu Tag häufiger statt einheitlicher den Abend füllender Stücke drei oder vier dramatische Kleinigkeiten hinter einander aufgereiht erscheinen. Dies mag nun zwar zum Theil an der Unfähigkeit unserer Bühnendichter liegen, größere Stoffe zu verarbeiten, während ihnen die Dramatisirung einer bloßen Situation, eines guten oder schlechten Einfalls noch eher gelingt, aber das Publicum hat auch Schuld daran. Es scheint wirklich, als sei bei der Raschheit und Vielseitigkeit unseres gegenwärtigen Lebens, bei der Fülle der täglichen Eindrücke unseren Gebildeten die ruhige Empfänglichkeit für größere Ganze der Kunst oder Wissenschaft abhanden gekommen. Das wäre nun freilich vom Uebel, und eben deshalb hab' ich im Eingange die Sammlungen von Essays mit jenem prächtigen Obst verglichen, das nach nahrhafterer Mahlzeit erfreulich und dienlich ist, aber im Ueberflusse oder gar allein niemals genossen werden darf.

Im rechten Maße jedoch und von den rechten Männern gehandhabt, ist diese Aufsatzschriftstellerei gerade hier in Deutschland des höchsten Lobes werth. Denn für eine nicht ferne Vergangenheit hatte wirklich der herbe Vorwurf Buckle's seine Wahrheit, daß bei uns eine gewaltige Kluft bestünde zwischen der strengen Wissenschaft und der Volksbildung. Gerade ausgezeichnete Stimmführer jener, wie Savigny, hielten es für unwürdig und zudem völlig nutzlos, wissenschaftliche Rede auch an die Menge der Uneingeweihten zu richten. Mit Bewußtsein und Absicht handelt glücklicherweise das heutige Geschlecht der Wissenden dieser vornehmen Auffassung zuwider. Die Söhne Gottes, möchte man scherzend sagen, sind zu den Töchtern der Menschen herabgestiegen. Denn daß auch der Frauenwelt dadurch eine aufhorchende Theilnahme am Geistesleben der Männer gestattet worden, ist nicht die letzte unter den segensreichen Wirkungen dieses Strebens. Bleibt auch, wie Treitschke ast bedauernd ausruft, anzuregen, nicht zu erschöpfen, die bescheidene Aufgabe des Essays, so wird doch die kräftige Anregung den Betroffenen nicht ruhen lassen, bis er am Ende aus tieferen und systematisch geschlossenen Darstellungen die Sache, für die sein Interesse einmal wachgerufen ist, soweit ihm Kraft und Zeit reicht, erschöpft hat.

Die „kleinen Schriften“ von Johannes Huber gehören zu dem besten, was unsere junge Aufsatzliteratur aufzuweisen hat. Der Verfasser, in den Kreisen strenger Wissenschaft bekannt als tüchtiger Arbeiter in der Geschichte mittelalterlich kirchlicher Philosophie, uns allen werth als einer der freisinnigsten deutschen Katholiken, als Kämpfer wider die jüngsten Ueberhebungen des Papstthums („das Papstthum und der Staat; wider den Anti-Janus“. München 1870, R. Oldenbourg) weiß, daß er eine nationale Pflicht erfüllt, indem er um eine edle Popularisirung der Forschungsergebnisse sich bemüht. Einen ähnlichen Fortschritt, wie einst die deutschen Gelehr-

ten gethan, als sie das lateinische Idiom mit der heimischen Rede vertauschten, sieht er darin, daß nun in dieser die deutsche Wissenschaft, wie längst die französische und englische, auch des Wortes mächtig werde und statt in einer barbarischen und geschraubten Sprache sich zu gefallen, jedem Denkenden verständlich zu reden vermöge (S. 355). Seine Darstellung ist in der That ein Muster von sauberer Deutlichkeit. Der Inhalt zeigt freilich wieder tutti frutti in bunter Mischung: Lamennais, Jacob Böhme, Spinoza, Communismus und Socialismus, die Nachtseiten von London, deutsches Studentenleben. Aber keine unreife Studienfrucht ist darunter und alle lassen ihren gemeinsamen Ursprung durch gleichmüthige, reine Auffassung des Gegenstandes wie durch undogmatische, aber religiös erwärmte Färbung des humanen Urtheils erkennen. Die drei ersten Aufsätze geben ein Bild ihrer Helden in Leben und Lehre. Man kann nicht sagen, daß die Zeichnung Böhme's oder Spinoza's neue Züge enthalte, aber sie enthält nur richtige und das ist auch etwas. Jacob Böhme, für den die romantische Epoche wenigstens scheinbar so viel Theilnahme zeigte, ist jetzt wieder aus der Mode gekommen, desto lebhafter ist seit der Entdeckung des tractatus de Deo et homine die Discussion über Spinoza geworden, namentlich was die Genesis seiner Gedanken anlangt. Ein Zwist hat sich erhoben darüber, ob Giordano Bruno oder vielmehr die jüdischen Denker des Mittelalters beträchtlich auf den großen Philosophen eingewirkt haben — den Einfluß des Cartesius schlägt man daneben jetzt mit Recht als einen nur äußerlichen gering an. Wir begnügen uns hier beiläufig auf die neueste Schrift des Dr. M. Joël hinzuweisen, darin der Verfasser mit rabbinischem Scharfsinn und gelehrter Kenntniß der jüdischen Philosophie sich bestrebt, in Spinoza's theologisch-politischem Tractat „zu geben dem Judenthum, was des Judenthums ist." Je weniger nun aber dieser kleine Rassen- und Religionskrieg um die Leiche des Patroklos das große Publicum interessiren kann, um so wichtiger ist es für dies, das großartige, in seiner Einheit unerreichte und darin eben unanfechtbar originale Weltbild des viel genannten und verkannten Denkers klar und überschaulich zu Gesicht zu bekommen, ein Weltbild, zu dem sich doch manches Stück Goethe'scher Anschauung, wie insbesondere die Ethik der Wahlverwandtschaften verhält wie ein farbenprächtiges Wandgemälde zu seinem Carton. Das hat nun Huber in seinem Aufsatze ansprechend geleistet und dabei auch nicht versäumt, den Leser auf die Lücken und Fehler des Systems hinzuweisen. — An der Gestalt Lamennais' nimmt Huber ein besonderes Interesse; aus diesem unsteten, in leidenschaftlichen Gegensätzen sich aufzehrenden Leben zieht er die Lehre, daß es in allewege unmöglich sei, das Papstthum und die Freiheit zu versöhnen. So wahr das ist, hat er uns doch nicht überzeugt, daß zu den jähen Sprüngen dieses echt französischen Geistes von einem Extrem ins andere nicht, wie Gervinus urtheilt, verletzte Eitelkeit den Hauptantrieb gegeben habe.

Am werthvollsten sind ohne Zweifel die beiden Aufsätze Huber's zur socialen Frage. Der erste, „Communismus und Socialismus", gibt nicht blos eine Ge-

schichte dieser beiden Theorien in ihrern Hauptvertretern von Platon bis Lassalle, so wie der wirklichen communistischen Erscheinungen im Gesellschaftsleben verschiedener Zeiten und Völker, sondern auch eine Beleuchtung der Proletarierzustände von den Tagen antiker Sclaverei bis auf unsere heutigen Arbeiter herab. Wie sollte der hellsehende Mann einen Fortschritt zum Besseren verkennen? Aber, daß noch unendlich viel zu thun sei, muß der Mildherzige trauernd einräumen, nicht ohne Bangen blickt er „in eine sturmerfüllte Zukunft". Jedermann muß das von Herzen nachempfinden, der den Verfasser auf seiner nächtlichen Wanderung durch East- und Westend begleitet. Die waterside-characters und andere Gestalten, deren Bekanntschaft wir bei Boz mit grausigem Behagen gemacht, werden hier in den „Nachtseiten von London" vom grellen Fackellicht der Wirklichkeit furchtbar beleuchtet, ein Abscheu und Ekel, aber doch noch unendlich mehr Jammer und Mitleid erregender Anblick. Manches, wie das Gildeleben der Spitzbuben, ist aus älteren Schilderungen allgemein bekannt, anderes, wie die Lodginghäuser, die Pennytheater und die scheußlichen Gaunerkneipen, aus eigener Anschauung frisch geschildert. Man erstaunt dabei aufs neue über den typischen Charakter, den alle Lebensformen und so auch die gräßlichen in dieser wunderbaren Nation annehmen, woraus denn die großen humoristischen Beobachter solches Lebens für ihre berühmten Romane die beneidenswerthe Festigkeit der Figurenzeichnung gewonnen haben.

Ein lustiger gefärbter Bild entrollt vor uns der letzte Aufsatz, „deutsches Studentenleben", obwohl es eigentlich nicht minder unästhetisch ist. Nur daß hier die widrige Roheit nicht Folge des Elends, sondern wüster Geschmacklosigkeit ist. An Corporationsgeist und Organisation der Frechheit geben die deutschen Studenten vom 15ten bis 18ten Jahrhundert den Londoner Dieben nichts nach. Der Verfasser schließt seine unterhaltende Darstellung mit dem kurzen Lichtblick der Gründung der deutschen Burschenschaft. Unbillig ist er gegen den Protestantismus, wenn er bisweilen die stärkere Verbreitung einzelner Thorheiten des Studentenlebens auf protestantischen Universitäten hervorhebt, die katholischen waren eben überhaupt und also auch in ihren Schattenseiten doch gar unbedeutend geworden. — Wir scheiden von dem Buche mit Befriedigung und möchten es, obwohl es dazu nicht bestimmt ist, aufs Fest empfehlen. Auch die Tugend hat der Verfasser vor vielen Essayisten voraus, seine Quellenliteratur dem Wißbegierigen ehrlich zu nennen. —

Eine andere Art gemischter Geistesnahrung bietet die längst rühmlich bekannte Virchow-Holtzendorff'sche Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge dar, auf die wir gleichwohl immer aufs neue gern hinweisen. Man darf wohl dankbar daran erinnern, daß A. v. Humboldt der erste war, der unter uns — denn die Reden Fichte's hatten einen rein ethischen Zweck — ernste wissenschaftliche Vorträge vor ein sehr gemischtes Publicum („König und Maurermeister") gebracht hat. Der zweite Ehrenpreis gebührt Fr. v. Raumer, der 1842 nach amerikanischem Vorgange den wissenschaftlichen Verein zu Berlin gründete, mit dem Doppelzwecke, die

Gebildeten mündlich zu belehren und der größeren Menge aus den Erträgen durch Volksbibliotheken dauernde Cultur zuzuführen. Beides gelang in erfreulicher Weise und fand weithin über Deutschland eifrige Nachfolge. Allmählich griff man auch mit dem eindringlicheren Mittel mündlicher Belehrung auf die tieferen Schichten des Volkes, Handwerker und Arbeiter hinab. Für deren Bildungsvereine gerade wollten die beiden volksfreundlichen Berliner Gelehrten in ihrer Sammlung einen festen Fonds gediegener Vorträge gründen und durch bereitwillige Beihilfe älterer und jüngerer Gelehrter von beiden Seiten unserer Cultur, der natur- und der geisteswissenschaftlichen, haben sie ihre Absicht erreicht. Uns liegt nun gegen Ende des 5ten Sammeljahres wieder ein Dutzend Hefte vor, schon bis Nro. 113 reichend, von mannigfachem Inhalt; es werden darin besprochen: die Arbeitsvorräthe der Natur und ihre Benutzung, Aristoteles und seine Lehre vom Staat, der Laacher See und seine vulkanischen Umgebungen, die nationale Staatenbildung und der moderne deutsche Staat, Aufgaben und Leistungen der modernen Thierzucht, Lord Palmerston, die Darstellung des Stahls und Schmiedeeisens, die Beziehungen der Gewerbezeichenschulen zur Kunstindustrie und zur Volsbildung, das Leben in den größten Meerestiefen, die geologische Bildung der norddeutschen Ebene, moderne und antike Heizungs- und Ventilationsmethoden, die Alchemie und die Alchemisten. Unter den Verfassern stehen zwischen geringeren die Namen Nöggerath, Bluntschli, Roth. Man kann darüber ungefähr sagen, was Humboldt über den wissenschaftlichen Verein schrieb: „Der Wechsel der Organe und Personen hat allerdings etwas sehr Unterhaltendes und Pikantes. Es ist wie eine Musterung der Talente, der rednerischen und Sachtalente, welche eine Stadt (hier die Nation) besitzt.“ Dennoch gab er — für den mündlichen Vortrag gewiß mit Recht — Cyclen von zusammenhängenden Vorlesungen den Vorzug. Hier jedoch ist durch den Druck für den Leser die Gefahr des flüchtigen Vorüberrauschens vermieden, während an die Vorlesungen der Texte in den Vereinen sich leicht Fragen und weitere Bescheide anknüpfen lassen. Alsdann gilt wieder Humboldt's schönes Wort: „Mit dem Wissen kommt das Denken und mit dem Denken der Ernst und die Kraft in die Menge.“ Auf den Inhalt der einzelnen Hefte einzugehen, ist hier nicht möglich, doch will ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß in der ganzen Sammlung die naturwissenschaftliche Hälfte im allgemeinen der anderen überlegen ist. Ich denke, der Grund ist einfach: der Naturforscher ist gewohnt, seinen Gegenstand momentan zu isoliren, der Mann der historischen Wissenschaft unterbricht nur ungern die Continuität seiner Gedanken, einen Stundenausschnitt aus seinem Wissen zu machen fällt ihm schwer. Als Muster einer zugleich erschöpfenden und fest umgrenzten Darstellung heben wir besonders J. Roth's Aufsatz über die geologische Bildung der norddeutschen Ebene hervor. Bei dem Namen Geologie denkt so mancher ausschließlich an die Gebirgswelt mit den gewaltigen Erscheinungen ihrer anstehenden Gesteine, und doch hat gerade die Erforschung der jüngsten irdenen Gebilde, des Diluviums und selbst des Alluviums, ihre große Be-

deutung. Aus der Beobachtung der jüngstvergangenen und noch andauernden Bodenwandlungen ist der Hauptgedanke der neuesten Geologie ausgegangen, der des sehr allmählichen Verlaufs der Erdumwälzungen überhaupt. Nur ganz unwissenschaftlichen Köpfen ist durch die Aufnahme des Begriffs der objectiven langen Weile die Geologie auch subjectiv langweilig geworden.

Ich kann die norddeutsche Tiefebene, aus der zweimal im Laufe der Geschichte unserer zerfallenden Nation rettende Einigung erwachsen ist, nicht verlassen, ohne Julius Schumann's geologischer Wanderungen durch Altpreußen zu gedenken, eines Buches, das die empfindlichste Lücke in der Kenntniß des großen Deluvialbeckens ausfüllt. Noch 1858, in der 2. Auflage seines vortrefflichen Werkes über Deutschlands Boden, gesteht Cotta seine völlige Unbekanntschaft mit dem Lande jenseit der Weichsel ein, „wo die Lithauer ihre kleinen Pferde züchten, die Masuren in Erdhöhlen leben, die „Krähenfresser" den sonderbaren schmalen Damm (die „Nehrung") bewohnen, welcher das Kurische Haff von der Ostsee scheidet" u. s. w. Diese interessanten Gegenden hat nun Schumann auf einsamen Wanderungen in den Jahren 1857—65 mit feinem Sinne beobachtet; seine in Provinzialblättern zerstreuten Aufsätze sind sodann nach seinem Tode von seinen Freunden gesammelt herausgegeben worden. Eine Lebensskizze des merkwürdigen Mannes, eines tüchtigen Königsberger Gymnasiallehrers, geht voraus; sie zeigt uns einen echten Ostpreußen, gerade, offen, von der Härte des doch so gefühlvollen Charakters, die noch heut jene Colonistensöhne auszeichnet, zu eigenthümlich, um ein gewöhnlicher Mensch, zu vernünftig, um ein Sonderling zu heißen. Seine Wanderungen gelten nicht blos der Erforschung des Bodens, auch für das Pflanzen- und Thierleben darauf bis in seine ärmsten Gestalten hat er Auge und Herz; die Brüteplätze und die Sitten jener Cormorans, deren Cotta erwähnt, beschreibt er anschaulich. Am sorgfältigsten hat er die Natur der beiden Nehrungen und der verwandten Halbinsel Hela studirt; über das schreckliche, fast märchenhafte Fortwandern der Dünen über Dörfer und Pflanzungen hinweg gibt er die klarsten Aufschlüsse; tief unter dem Sande, der heut wüst auf jenen Landzungen lagert, verfolgt er die Spuren eines historischen und darunter wieder die eines uralten, vorgeschichtlichen Laubwaldes. Ueber Hebung und Senkung der Küsten, über Bernsteingräbereien und Lachsfang, über Nacht und Morgen im Lithauer Walde wie über die schönen, keineswegs so öden Ufer des masurischen Spirdingsees, über alles das weiß Schumann ebenso belehrend wie unterhaltend zu sprechen. Es sind „Ansichten der Natur" von musterhafter Deutlichkeit; sie ermahnen uns, über dem neuerworbenen, reichen Südwesten nicht dieses deutschen Nordostvorlandes zu vergessen, das so oft für uns gelitten und gehandelt hat und dessen Name immerhin aufgehen, aber nicht untergehen darf in dem des großen Vaterlandes.

a/D.

Verantwortlicher Redacteur: **Alfred Dove.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Zum Beethoventage.

„Ueber hundert Jahre wollen wir uns einmal wiedersprechen!“ So pflegt man wohl scherzend zu sagen, wenn der friedliche Zwist der Meinungen über Werth oder Unwerth eines Mannes, einer Begebenheit oder eines Lehrsatzes im Laufe der Unterhaltung auf einen Punkt gediehen ist, wo sich der Blick über den Rand der wirklichen Gegenwart hinaus in die unabsehbare Weite zukünftiger Möglichkeit verliert. Wir einzelnen Menschen sprechen uns leider über hundert Jahre nicht wieder, aber Söhne und Enkel lösen gern das Wort der Väter und Ahnen ein. Da ist denn kaum ein Streit mehr unter ihnen; die überängstlichen Zweifel sind längst widerlegt, die allzukühnen Hoffnungen haben sich selber zerschlagen, die Wasser des Tagesgerüchtes und -geredes sind abgelaufen mit ihren Wirbeln und Blasen, der feste Boden ist erschienen, der Boden des historischen Urtheils. Das ist der tiefe Sinn, die geistige Bedeutung aller Gedenktage; aber auch die Menschheit lebt nicht von Gedanken allein, sie kann sich nicht fühllos erinnern, sie freut sich ihres eignen Ruhmes, sie wünscht sich Glück zu ihren Kindern, sie macht ihren Kirchgang, möchte man sagen, gleich den jungen Müttern des Südens, um in heiterer Frömmigkeit zu danken für das geistdurchwehte Leben, das nach den freundlichen Gesetzen der Natur aus ihrem Schooße ans Licht gekommen ist. So werden die Gedenktage zu Tagen des Jubels; da erscheinen selbst die Worte der feiernden Menschen in festlichem Gepränge, den Glanz der Schaustellungen und die Pracht der Töne ruft man zu Hilfe, und wie denn der lebendige Mensch gern jeglichem seiner Sinne bisweilen einen guten Tag gönnt, darf es am Ende auch an Schmausereien und Trinkgelagen nicht fehlen. Heute nun möchte man das alles am liebsten missen, alles außer dem einen, man möchte den Rednern zuwinken zu schweigen, man möchte die Augen schließen und nur lauschen auf das eigene klangvolle Zeugniß des Genius, ohne anderen Wunsch, als daß die Kraft zu solchen Schöpfungen doch nie wieder wäre von uns genommen worden.

Aber sie ist nun einmal dahin, diese Kraft; so vielseitig und rühmenswerth auch das Streben der Nachfolger erscheinen mag, doch kann sich heut, nachdem mehr als eine Generation darüber weggestorben ist, kein Aufrichtiger länger verbergen, daß mit Beethoven's Tode ein noch tieferer Riß durch die Geschichte seiner Kunst gegangen ist, als selbst beim Hervortreten seines mächtig umwälzenden Geistes, daß er an der Grenze von zweien ihrer Zeitalter gestanden, das classische schließend und krönend, das epigonische noch von jenseits gewaltig überschattend. Gerade diese seine einzige Stellung fordert das ernste Nachdenken derer heraus, die sich gewöhnt haben, im geschichtlichen Verlauf auch der Welt der Geistesschöpfungen nicht das Launenspiel

einer nach Willkür gnädigen oder versagenden Natur, sondern das gesetzmäßige Wirken wunderbar großer, aber doch endlich sich aufbrauchender Kräfte zu erkennen. Diese Blätter nun haben ihre Leser längst gerade an historische Betrachtung gewöhnt; billig also, denk' ich, überlassen sie heute die tiefere Ausdeutung der einzelnen Werke des Meisters den Kreisen, welche die Arbeit ihres Lebens an deren nachschaffendes Verständniß gesetzt haben, und begnügen sich, auf die Stelle hinzuweisen, die er einnimmt in der Geschichte der Tonkunst überhaupt und der deutschen Musik insbesondere, ohne dabei die Gefahren seiner einsamen Größe zu verhüllen, deren er selber noch meist Herr ward, die aber dem kleineren Geschlechte der Nacheiferer zum Verderben ausgeschlagen sind. Und sollte mancher meinen, es sei diese unsere einzelne Stimme doch höchstens für sich allein zu reden berufen, so wird ihre Kühnheit am ersten von dem großen Schatten selber verziehen werden, dem man mit Recht nachrühmt, daß er jeglichem Instrumente verliehen habe, seine eigene Sprache zu führen, um sie doch alle, so oft er wollte, zur großartigsten Harmonie zu verbinden. Das historische Gesammturtheil der Nachwelt hat auch einen symphonischen Charakter, sodaß der Einzelstimme selbst daraus kein Vorwurf erwächst, daß sie die schon oft vernommenen Gedanken nun in ihrer besonderen Weise leis abwandelnd wiederholt.

Beethoven's Leben — was man so Leben nennt, diesen kläglichen Rest des Daseins, wenn man das wahre Wirken abzieht, — brauchen wir in seinem dunkeln Einerlei nicht wieder zu durchdenken, aber das trübe Gesammtbild muß man doch vor Augen haben, um die Eigenthümlichkeit dieses Künstlers völlig zu begreifen. Seine tägliche Existenz war das unablässige, mühselige, qualvoll vergebliche Trachten eines überaus reich und edel begabten und darum über alles bedürftigen Gemüths nach Ruhe und Glück, „ein Verzehren ohne Genuß", gerade den gewöhnlichsten Lagen war er am mindesten gewachsen. Der Zustand, auf den einst Göthe von Rom aus froh als auf einen überwundenen zurückblickt: „da er über sein Ich, des unbefriedigten Geistes düstere Wege zu spähn, still in Betrachtung versank", dieser Zustand ist für Beethoven die beständige Seelenverfassung gewesen, auch schon eh' ihn das unaussprechlich traurige Geschick der Ertaubung ganz in die Abgeschiedenheit seines Inneren zurückdrängte. Seine ganze tiefe und weite Weltanschauung hat er so in sich hineinziehen müssen, ohne sie im freundlichen Verkehre mit Gleichgesinnten in's Heitere umbilden zu dürfen, und die Epoche, in die er gestellt war, namentlich das letzte Viertel seiner Lebenszeit, verlangte nur allzusehr ein Gegengewicht freier Heiterkeit, wenn man ihren dumpf lastenden Druck vergessen sollte. Den großen Dichter, der fast den gleichen Jahren angehört, Lord Byron, traf das schneidende Witzwort Göthe's, daß manche seiner Gedichte verhaltene Parlamentsreden seien; ver-

haltene Gespräche möchte man in einem großen Theile der Tondichtungen des unglücklichen Beethoven vermuthen. Nur daß ich damit keinen Tadel aussprechen will. Lord Byron hat seinen ganzen Mißmuth leichtfertig in deutlich redende oder schreiende Verse ergossen, künstlerische Ausgestaltung war obenein überhaupt seine Sache nicht; Beethoven empfing von seinem Tiefsinne stets nur den Antrieb zum Schaffen, bei dem Umgusse seiner düsteren Gedanken in die Form selbständiger Töne sind jene, wie es nicht anders sein kann, bis zur Unkenntlichkeit verwandelt worden, denn die reine Musik vermag nur ihre eigenen begrifflosen Ideen darzustellen; dazu kommt noch, daß für Beethoven die fleißigste Durchbildung seiner Schöpfungen ernstes Bedürfniß war. Bei gleicher Subjectivität und ähnlicher Stimmung überragte er den vornehmen Poeten des Weltschmerzes an plastischem Vermögen so unendlich, daß man gar nicht daran denken kann, den Kunstwerth ihrer Werke zu vergleichen. Da müßte man zu ganz anderen Namen greifen, zu den ersten unter allen Gewaltigen des Geistes, wenn es nicht überhaupt mißlich wäre, die Herrscher auf verschiedenen Kunstgebieten prüfend zusammenzuhalten. Bleiben wir lieber in der eigenen Sphäre der Musik, sie ist weit und doch auch klar genug, um den erhabenen Platz, den unser Meister in ihr einnimmt, von allen andern absondernd zu erkennen.

Man hat die Musik lange einem philosophischen Schema zu Liebe eine blos subjective Kunst genannt, aber wie sollte sie dann noch den Namen der Kunst selber ernstlich verdienen? Vielmehr hat das Allgemeingültige in ihr sehr lange fast ausschließlich vorgewogen. Nach ihren beiden Seiten, der harmonischen wie der melodischen, hat sie — für jene im großartigen katholischen Kirchengesange des 16. Jahrhunderts, für diese im Volksliede und dem aus ihm entsprungenen protestantischen Chorale — so feste, typische Formen hervorgehen lassen, daß man deren Gestaltung eher als eine Entdeckung der in uns gelegten Klanggesetze bezeichnen möchte, denn als freie Erfindung. Wie die Baukunst, ihr Gegenbild unter den räumlichen Künsten, ist die Musik überaus lange dem religiösen Gemeingefühle dienstbar gewesen; erst als gerade durch das evangelisch-kirchliche Princip auch das individuelle Bewußtsein zu eigener Bethätigung erweckt war, trat ein subjectives Moment erkennbar in die Tonkunst ein; da ist es denn kein Wunder, daß diese Aufgabe, sie von ihrer Gebundenheit zu lösen, dem deutschen Geiste zufiel, der sich durch die Arbeit der Reformation vor anderen Völkern innerlich frei gemacht hatte. Sebastian Bach, gleich Beethoven eine echt norddeutsche Natur, vollzog diese Aufgabe in wunderbarer Weise: mit der meisterhaftesten Uebung der überkommenen streng gesetzlichen Form verband er eine unerschöpfliche, eben nur von Beethoven wieder erreichte Tiefe des subjectiven Inhalts; jene Form blieb fast ohne Einfluß auf Bach's Nachfolger, aber auch der wirksamere In-

halt ward seines tiefreligiösen Charakters gar bald mehr und mehr entkleidet. Denn inzwischen drang der große Aufklärungsproceß, wie wir ihn ohne Tadel nennen dürfen, das Humanitätsstreben des 18. Jahrhunderts, auch in den geweihten Bezirk der Musik ein; schon Händel, der erste und letzte Meister des Oratoriums, behandelt seine heiligen Stoffe nur noch historisch-dramatisch, und alle heilige Geschichte verwandelt sich, sobald man nur den Accent auf den Begriff der Geschichte verschiebt, unaufhaltsam in menschliche Geschichte. Und da war zugleich die Zeit erschienen, daß auch die Kunstweisen anderer Nationen, die bisher bei uns eine nur äußerliche Herrschaft geübt hatten, auf unsere deutschen Meister einen wirklich fruchtbaren Einfluß gewannen. Sie entnahmen daraus nur, was daran wahrhaft zu brauchen war, das charakteristische Moment aus der französischen Musik und die leichte Anmuth des melodischen Spiels aus der italienischen. Jenes ist die That Gluck's, der zugleich die dramatische Kunst aus dem religiösen Bereiche durch das Medium des Heroischen, die würdigste, immer noch übermenschliche Gestalt des Weltlichen, dem rein Humanen zuführte. Den Höhepunkt dieser Entwicklung der dramatischen Vocalmusik erreichte dann Mozart, die am meisten musikalische Natur unter allen Musikern. Durch die Vermählung tragischer und komischer Elemente, die unauflösliche Verschmelzung deutscher Innigkeit mit italienischer Grazie und französisch-theatralischer Bedeutsamkeit hat er eine universelle, internationale Stellung; alle Völker, sollte man meinen, müßten an der reinen Schönheit dieses Meisters das gleiche Wohlgefallen finden. Da schien kein Platz mehr übrig für eine neue noch höhere Größe, wie Beethoven, wäre nicht inzwischen noch eine andere Gattung der Musik ihrer Vollendung entgegengeführt worden, in der sich diese Kunst erst zu vollster Selbständigkeit entfalten sollte. Wir können hier nicht näher verfolgen, wie schon Bach der Instrumentalmusik kunstvolle Geschmeidigkeit, wie Händel ihr Glanz, Gluck Ausdruck verlieh; bei ihnen allen verhält sie sich doch nur entweder nachahmend oder dienend zum Gesange; eine eigene Bedeutung hat ihr erst Haydn gegeben. Mitunter wirken auch äußerlich technische Dinge unberechenbar auf die Entwicklung der Künste ein; wie die Verwendung dieses oder jenes Gesteins für Baukunst und Plastik, wie die Erfindung der Oelmalerei für die dritte bildende Kunst, so ward die moderne Construction des Claviers und die mannichfache Composition des Orchesters von umwälzender Bedeutung für die Instrumentalmusik. Die reichere Ausstattung des Orchesters ist zum Theil Haydn's bewußtes Werk, das neue Clavier wußte er sich wenigstens sogleich dienstbar zu machen. Mit dem feinen Sinn eines sauber ordnenden Geistes zeichnete er in der Form der Sonate, die im Streichquartett und in der Symphonie nur erweitert wiederkehrt, die Wege bestimmt vor, welche die Instrumentalmusik bisher nicht

anders als ungestraft zu verlassen vermocht hat. Es war Mozart noch beschieden, die neue Form, die sich bei Haydn kaum über eine äußerliche, naive Klarheit erhebt, wenn auch selten durch einen tiefen, so doch meist durch einen schönen und reinen Gehalt zu beseelen. Hier trat Beethoven ein, und indem er sich mit energischer Einseitigkeit der instrumentalen Kunst allein zuwandte, hat er auch diese zur Vollendung geführt.

Die Sonatenform Haydn's erfüllt er mit staunenswerthem Leben, alles trocken Schematische, was ihr bei jenem noch anhaftet, wird unter seiner Hand flüssig, Melodie und Rhythmus werden entfesselt, doch bleibt er immer Herr ihrer Bewegung; über der Mannichfaltigkeit der einander antwortenden und fast widerstreitenden Motive vergißt er nie, sie in eine höhere, immer durchscheinende Einheit zusammenzufassen. Wenn bei Haydn und selbst bei Mozart die Harmonie weit hinter die Melodie zurücktritt, so stehen beide bei Beethoven in vollkommenem Gleichgewicht. Er erreicht dies bei den Claviersonaten durch eine Vielstimmigkeit der Accorde, der gegenüber die Klänge in den Werken seiner Vorgänger dünn und schwächlich erscheinen, ohne daß er doch, wie mancher spätere, ein gesundes Maß der Fülle durch rauschenden Lärm überschritte. Der Technik des Clavierspiels hat er die Freiheit verliehen, die wir jetzt gar nicht mehr davon hinwegzudenken vermögen, aber zu dissoluter Willkür oder eitlen Kunststücken hat er sich nie hinreißen lassen: für Effectspieler, ja auch eigentlich für Virtuosen hat er nie eine Note geschrieben. Einzig der musikalischen Idee, die ihm jedesmal vorschwebt, sucht er den wahrsten, wärmsten und höchsten Ausdruck zu geben, ideenloser Ausdruck — das bedeutet doch eben Effect — ist ihm ein Unding. Auch im Streichquartett, aber hier natürlich am mindesten, weil Zahl, Art und Umfang der Stimmen einmal feststeht, ist er wenigstens in der Richtung der Vertiefung über die früheren Meister hinausgegangen, die strenge Einfachheit ihrer Formen stattet er auch hier mit blühenderem Leben, mit eindringlicherer Gewalt aus. Der wahre Schauplatz seiner Thaten aber ist die Tonwelt des gesammten Orchesters. Ich rede hier nicht von den Concerten, wo es mehr einheitlich wirkend dem Flügel etwa wie ein zweiter nur mit den buntesten Klangfarben ausgestatteter Flügel kämpfend gegenübertritt, ich rede von der Kunstform, die man einfach für alle Zukunft auf seinen Namen taufen könnte, von den Symphonieen. Man hat gut staunen über des fleißigen Haydn's 118 Symphonieen; und wären ihrer noch hundert mehr, sie mögen den neun Beethoven'schen nicht entfernt gleich; es gibt auch einen intensiven Fleiß, vor dem der extensive als eine leichte Vielthuerei erscheint. Hier hat er jene Individualisirung der einzelnen Instrumente vollzogen, deren wir im Eingange gedachten; sie treiben ihr Wesen scheinbar jedes um sein selbstwillen und bewegen sich doch alle um die eine Grundidee. Rechnet man die großen

Gegensätze hinzu, in denen die einzelnen Hauptsätze des ganzen Kunstwerkes und wiederum deren Unterabtheilungen zu einander stehen, so muß man auch dieser Kunst den großen Ehrennamen einer dramatischen unbedingt zuerkennen. Es ist eine Beherrschung der von einander abstechenden und doch auf einander bezogenen vielen Elemente durch die erhabenste Einheit, wie sie nur die höchsten Gattungen aller Kunst aufweisen und dabei zugleich in den Strom einer so mächtigen Bewegung getaucht, wie sie eben der Musik allein eigen ist. Selbst die komische Seite fehlt diesen Tondramen nicht ganz; durch die Umbildung des Menuetts zum Scherzo wußte Beethoven auch diese in seinem Wesen spärlich, aber höchst eigenthümlich vertretene Seite zum Ausdrucke zu bringen.

Beethoven ist überhaupt der ursprünglichste Geist unter allen Tondichtern. Händel, Gluck, Haydn, Mozart, sie alle erkennt man sogleich an gewissen, sei es harmonischen, sei es melodischen Wendungen wieder, die man an ihnen von jeher lieb gewonnen; ein unbekanntes Werk Beethoven's erkennt man einzig, aber auch sicher daran, daß so etwas kein anderer gemacht haben könnte; ja er ist so originell, daß man selbst bei denen seiner Werke, die man längst fast auswendig kennt, doch das Gefühl der Ueberraschung niemals überwindet, der edlen Ueberraschung, mein' ich, die uns zur Bewunderung zwingt, nicht der modern beliebten, die auf Verwunderung abzielt. Man hat im Laufe seiner Klangreihen die erwartungsvolle Empfindung, als sei ihm noch jeder Ausweg möglich, und doch vertraut man fest, daß er auch auf den wunderbarsten Wegen alles herrlich hinausführen werde. Von den anderen darf man ihm nur Bach darin vergleichen; sie sind einander ebenbürtig an Reichthum und Erhabenheit, an Ernst und Tiefe, aber sie stehen gegen einander wie Gesetz und Freiheit, wie Andacht und Begeisterung, wie Kirchenthum und modernes Leben. Denn in Beethoven hat endlich die Kunst die letzte Spur des Geistlichen abgethan, seine Messe hat nicht mehr specifisch Religiöses in sich, als etwa das Glaubensbekenntniß Faust's. Und zudem steht sie, wie auch die anderen Vocalwerke des Meisters, im Widerspruche mit den ewigen Naturgesetzen der schönen Menschenstimme. Hier ist es denn an der Zeit, auch der verhängnißvollen Mängel des einzigen Mannes zu gedenken.

Wie wir ihn zu charakterisiren versuchten, ist er nicht immer gleichermaßen gewesen. Man hat es leugnen wollen, aber es bleibt bestehen, daß sich drei Perioden des Schaffens bei ihm unterscheiden, wenn auch nicht wirklich scheiden lassen. In der ersten, nur kurzen schmiegt sein von Anfang an ursprünglicher Geist sich noch bescheiden in die Form Häydn's und Mozart's; in der zweiten braucht er seine ganze Macht im vollsten Einklange mit den Gesetzen der Schönheit, die er zum guten Theil selber gegeben; in der dritten

aber läßt er Macht vor Recht ergehen, die letzten Werke sind nicht ganz frei von dem anstemmenden Gegendrucke seines gequälten Inneren wider sein furchtbares Geschick; etwas wie Willkür tritt uns befremdend entgegen großen, aber doch endlichen Grundformen der Kunst hat er ausgedehnt, bis ihre Bänder am Ende zerreißen oder doch schlaff werden. Weil er dabei aber immer er selber bleibt, immer tief und großartig, ja in lichten Zeiten selbst noch weich und von edler Schönheit, so ist dies grandiose Beispiel hinreißender Verirrung den Nachfolgern, die immer von den letzten Gipfeln aus emporzustreben versuchen, verhängnißvoll geworden. Gerade hierin müßte man ihn, wie so oft in anderem Sinne geschehen, mit Michelangelo vergleichen. Die selbständigsten Naturen, die stets am meisten zur Nachfolge verleiten, sind leider für die schwächeren Geschlechter am wenigsten zu Vorbildern geeignet. Und auch in anderer Beziehung hat Beethoven's Vorgang die Schüler beirrt. Da er für den ganzen Drang seines gedankenvollen und oft poetischen Geistes den einzigen Ausweg in die Welt der Töne offen sah, gerieth er selbst in den Wahn, mit seinen Compositionen eine wirklich dichterische Arbeit zu vollziehen; während er die erhabensten musikalischen Ideen gestaltete, glaubte er damit Empfindungen, ja Gedanken im eigentlichen Sinne den Tönen vernehmlich einzuhauchen. Wie Michelangelo die Grenzen der Plastik und der Malerei, flossen ihm die der Musik und Poesie zusammen. Er selber blieb dabei freilich mit verschwindenden Ausnahmen doch stets musikalisch, aber unter den Epigonen entstand eine heillose Poetisirung der Tonkunst in Theorie und Praxis.

Endlich muß noch eines äußeren Umstandes gedacht werden, der die Kunst bald nach ihm einem raschen Verfalle zuführte. Die Wunder seiner Modulation wie seiner ganzen Orchesterbehandlung waren nur möglich durch die neue, vom Clavier ausgehende Herrschaft der gleichschwebenden Temperatur. Helmholtz, dem wir die feinsinnige physikalische Neubegründung der Musiklehre verdanken, hat in strengen, aber unanfechtbaren Worten die Abwege dargethan, die darin für die Tonkunst seit Beethoven lagen. Trotz alledem, so gewiß selbst in den vocalen Partien Fidelio's die Gesetze sinnlichen Wohllauts, an die auch die höchsten Gebieter in der Kunst sich binden sollten, bisweilen von der Uebermucht des sittlichen und geistigen Inhalts, wenn nicht gebrochen, doch gebogen werden, wer sollte heut nicht danken, daß der große Instrumentalmeister sich selber hier einmal Gewalt angethan und uns in der ergreifendsten Weise gelehrt hat „zu glauben an Lieb' und Treue"? Deutsch, wie er vor anderen ist durch die ernste Schwere seiner gedankenreichen Kunst, deutsch ist er vornehmlich auch durch die sittliche Hoheit Fidelio's, und als Deutschen feiert ihn heut die Nation, die sich selber in Lieb' und Treue zusammengefunden.

a/D.

Zur Geschichte der lothringischen Glas-Industrie und der „Cristallerie de Baccarat“.

Seit dem siegreichen Gefecht der badischen Division bei Raon l'Etape am 6. October, welches bekanntlich eine der wichtigsten Etappenstraßen der deutschen Armee vor feindlicher Störung wirksam bewahrte und uns vor großen materiellen, aber auch sonstigen Verlusten glücklich behütete, ist mehrfach in der Tagespresse des an der Bahnlinie Luneville-St. Dié gelegenen Fabrikortes Baccarat Erwähnung geschehen. Ich erinnere mich auch irgendwo in dem Berichte eines Sanitätsmannes eine flüchtige Schilderung der größten, vielleicht einzigen, Sehenswürdigkeit von Baccarat, nämlich seiner Krystallglas-Fabrik, gelesen zu haben. Glastechniker, Glashändler, Leute, welche einige Kenntniß von den Hauptsitzen der wichtigsten Zweige der europäischen Industrie haben, wußten schon lange von Baccarat an der Murthe; als sie Raon l'Etape, gleich nachdem das offizielle Telegramm den strategisch bedeutsamen Sieg der deutschen Waffen verkündet hatte, auf der Karte suchten, wird bei ihnen alsbald die Frage aufgetaucht sein, ob denn wohl auch Baccarat, diese friedliche Hauptresidenz der französischen Krystallglas-Fabrikation, von den kriegerischen Stürmen berührt worden sei. Es wird in ihrer Seele ein Bild entstanden sein von der furchtbaren Zerstörung, welche eine in das Magazin von Baccarat einschlagende Granate unter den Tausenden von dort aufgespeicherten Lüstres und Vasen hätte anrichten können. Unter den vier Staaten, in denen die Glasindustrie Europas am meisten blüht, Oestreich, Großbritannien, Frankreich, Belgien, nimmt Frankreich den dritten Rang ein; aber in Frankreich ist es Baccarat, welches nahezu die Hälfte aller Krystallglaswaaren liefert. Nur Saint-Louis hat eine annähernd so bedeutende Production aufzuweisen; Lyon, Clichy, Pantin, Bercy stehen weit zurück.

Dafür steht aber auch Baccarat auf einem Boden, der eine gewisse Classicität in der Glasbereitung und Glasverarbeitung beanspruchen darf, ist es der Erbe uralter lothringischer Kunstfertigkeit in diesem Fache, der heute allein noch übrige, aber an Macht und Ansehen alle Vorgänger weit überwiegende Vertreter eines Gewerbszweiges, welcher in der Industrie-Geschichte des lothringischen Landes seit Jahrhunderten eine wichtige Rolle spielt.

Henri Lepage theilt uns in seinen „Recherches sur l'industrie lorraine“ Einiges über das Alter, die eigenthümlichen Privilegien und die frühere Ausdehnung der lothringischen Glasindustrie mit — zu wenig, um nicht jeden der Industriegeschichte Beflissenen wißbegierig nach Mehrerem zu machen (besonders verführerisch erscheint es, zu untersuchen, ob nicht bei dem wunderbaren Cultur-Parallelismus des links- und rechtsrheinischen Landes am Ober-

und Mittelrhein besondere Beziehungen zwischen der lothringischen und der auch sehr frühzeitig und eigenthümlich entwickelten schwarzwälder Glasindustrie bestanden); eben genug, um damit die Leser d. Bl. auf einige Augenblicke lehrreich und angenehm zu beschäftigen.

Im Anfange des 17. Jahrhunderts, so berichtet Lepage,[*] bildeten die „Glasherren“ von Nanzig eine sehr mächtige Corporation, an deren Spitze angesehene Leute, wie Jean Martin, Glaser im Hotel Sr. Hoheit des Herzogs (des Herzogs Karl II. von Lothringen), also wohl eine Art von Hofglaser, ferner Ydoolf Olivier, Jean Thierry, Vincent Claudot und Jean Clément, standen. Diese Meister hatten ihre Noth mit der Pfuscherei, die sich mehr und mehr in ihrem ehrwürdigen Gewerbe breit machte, und es ging ihnen sehr nahe, daß sie zusehn mußten, wie die alte Kunst von jungen Grünschnäbeln gemißhandelt wurde, welche kaum einige Monate in der Lehre gewesen und in die tiefen Geheimnisse der wahren Glastechnik noch keineswegs eingedrungen waren. Sie wandten sich mit einer Beschwerdeschrift an den Fürsten und erlangten am 16. Octbr. 1601 vom Cardinal von Lothringen, welcher den Herzog in dessen Abwesenheit als Generalstatthalter zu vertreten hatte, ein feierliches Patent zur Errichtung einer geschworenen Zunft für sie und ihre Nachkommen. Nach Inhalt der Verfassung dieser Zunft sollten die Glasherren von Nanzig ermächtigt sein, alljährlich am Tage ihres Schutzherrn, des heiligen Lukas, aus ihrer Mitte einen Zunftmeister zu wählen, welchem die Leitung und Aufsicht in allen Zunftangelegenheiten und die Verhängung von Strafen in Fällen der Verletzung der Zunftordnung zustehen sollte. Der Zunftmeister hatte weiter das Recht, einem der Genossen das Amt eines Obmanns zu übertragen, welchem es oblag, die Versammlungen zu berufen, in denen die vereinigten Meister über entstandene Zunftstreitigkeiten zu befinden hatten. Alle Genossen, welche das Geschäft betreiben wollten, mußten vorerst ein Meisterstück fertigen und dann durch einen feierlichen Eid geloben, sich als gute Zunftgenossen betragen zu wollen. Sie mußten außerdem ein Eintrittsgeld von 10 Frcs. entrichten („payer 10 francs pour droit d'entrée ou de „„hant““ — Handthierung?) Andere Artikel der Zunftordnung bestimmen die Strafen, welche verhängt werden sollten über solche Personen, welche das Geschäft betreiben, ohne in die Zunft aufgenommen zu sein („sans être hantés“), oder welche anderen Genossen Gesellen oder andere Mitarbeiter abspänstig machen. Endlich enthalten die Zunftartikel Bestimmungen über die Geschäftsordnung der Versammlungen, über die Verwaltung der Zunftkasse u. s. w.

Die Glasindustrie hat seit der Zeit, wo sie unter dem erleuchteten Schutze der Herzöge von Lothringen fröhlich wieder aufgeblüht war, bis auf unsere Tage immer an Ausdehnung gewonnen und stets den ersten Rang eingenom-

men unter den Industriezweigen, welche Lothringen reich und berühmt gemacht haben.

Ich weiß nicht genau — sagt Lepage — in welche Epoche die ersten Anfänge dieser Industrie in Lothringen fallen. Leider hat vor dem 16ten Jahrhundert keiner unserer Chronisten sich mit diesem Gegenstande beschäftigt. Aber es gibt doch Anhaltepunkte für die Annahme, daß diese Industrie ein sehr hohes Alter hat.

Das älteste, die lothringische Glasbereitung erwähnende Document, welches Lepage auffinden konnte, datirt aus dem Jahre 1373 und dieses ist noch dazu wenig inhaltreich. Erst im Ausgange der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts fangen die Quellen reichlicher zu fließen an.

Im Jahr 1448 verlieh Johann von Calabrien, Statthalter des Herzogthums Lothringen und Bar, während der Abwesenheit seines Vaters, René von Anjou, den Glasherren eine Charte, welche am 15. September 1469 durch Herzog Johann II. von Lothringen und Bar bestätigt wurde. Durch diese Charte wurden die Glasherren den Edelleuten gleichgestellt, wurden ihnen die Privilegien der Steuerfreiheit, der Freiheit von Hilfen, Subsidien und Unterstützungsgeldern, von der Heerfolge, dem Nachtlager und dem Umritt verliehen, Privilegien also, deren sich die Edelleute selbst nicht erfreuten. Gleichzeitig erklärte der Fürst, es sei sein Wille, daß die Producte der Glas industrie in seinen Landen frei und unbehelligt von Zöllen und Abgaben sein sollten; die Glasherren sollten weiter unbehindert in den herzoglichen Waldungen verkehren und daraus alles erforderliche Bau- und Brennholz entnehmen dürfen; was das zum Betrieb der Glasindustrie nöthige Holz anbelange, so solle ihnen auch dieses zur Verfügung stehen; nur möchten sie bei Entnahme desselben die Waldungen so sehr schonen, als das die volle Befriedigung ihres Bedarfes gestatte. Endlich stand den Glasherren das Jagd- und Fischerei-Recht zu, und zwar in weit größerem Umfange, als den Edelleuten, die nur auf ihren eigenen Besitzungen jagen und fischen durften; sie durften jagen wann und wie sie wollten in den Waldungen des Herzogs, in den Umgebungen ihrer Glashütten; sie durften in allen Flüssen und Bächen in der Nähe der letzteren auch mit dem Netz fischen. Und für diese Privilegien alle, welche nicht nur den Glasherren, sondern auch ihren Arbeitern, ihren Erben und Rechtsnachfolgern zugestanden waren, war nur eine ganz mäßige jährliche Gebühr zu entrichten.

Diese Charte enthält Andeutungen, aus denen mit Sicherheit geschlossen werden kann, daß die Glasfabrikation in Lothringen in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts bereits ein alt eingelebter Industriezweig war. Zugleich verschafft sie uns die Kenntniß der Namen einiger der angesehensten Glasherren und die Namen der Orte, wo sie ihre Niederlassungen hatten.

Daß die Industrie bei so ausgedehnten Unterstützungen, bei so großen Privilegien gedeihen mußte, kann man sich wohl denken. (Lepage, wenn er dies für so selbstverständlich erklärt, erinnert sich jedenfalls dessen, daß jedes bürgerliche Gewerbe, welches nicht landesherrlich geschützt und privilegirt ward, in jener Zeit sich vor Druck, Beschränkungen und Ausbeutung Seitens der kleinen Territorialherren nicht zu schützen vermochte, zumal wenn, wie meistens bei der Glasindustrie, nicht Städte zum Niederlassungsorte gewählt werden konnten).

Gegen Ende des fünfzehnten und während des ganzen sechszehnten Jahrhunderts entstanden zahlreiche Werkstätten für Glasindustrie, so in Fontaine-Saint-Vaubert, in Lamarche, in Fay, Darney, Martinville, Torchon, Haute-Frizon, Neumont. Je werthvoller den Glasherren die ihnen verliehenen Privilegien waren, desto eifersüchtiger waren sie darauf, dieselben ausschließlich für sich zu behaupten. Als Franz von Thisal, der vom Herzog die Genehmigung zur Errichtung einer Glashütte in den Wäldern von Darney erhalten hatte, im Jahr 1516 sich unterstand, einen jungen Burgunder, Jacob Dardenay, der nicht in gerader Linie mit ihm verwandt war, als Lehrling anzunehmen, ward ihm verboten, den genannten jungen Mann ferner bei sich zu behalten und ihn in seiner Kunst zu unterrichten. Da wandte sich Thisal nach Burgund, errichtete daselbst alsbald eine Glashütte und lehrte die Kunst nicht nur dem Jakob Dardenay, sondern auch noch einem gewissen Du Preys von Dompaire. Als diese sich nun in der Kunst ausgebildet hatten, kamen sie nach Lothringen, übernahmen eine Glashütte, welche Thisal in den Wäldern von Darney für sie gebaut hatte, und schickten sich an, sehr zum Verdruß der andern Meister und gänzlich wider Recht und Ordnung, das Gewerbe zu betreiben, als wenn sie zum Geschlecht ihres ehemaligen Meisters gehörten. Da beschwerten sich die anderen Meister beim Herzoge. Dieser beschied beide Parteien vor seinen geheimen Rath, wo sie auf gethanen Vorhalt sich feierlich verpflichten mußten, daß keiner von ihnen jetzt und in aller Zukunft irgend Jemanden, wer es auch sei, außer seinen leiblichen, in legitimer Ehe erzeugten Nachkommen, in dem Gewerbe der Glasbereitung und Glasverarbeitung unterrichten wolle, bei Strafe des Meineides, einer arbitrairen Geldstrafe und bei Strafe der Ungnade „bei uns und unseren Nachfolgern im Herzogthum Lothringen". Dieser Act wurde von dem Fürsten vollzogen „in Erwägung" — so heißt es — „des großen Nutzens der Glasindustrie für unsere Lande, und geleitet von dem Bestreben, sie bei Kräften, die Glasherren aber im Lande und im Besitze ihrer Rechte, Bräuche und Privilegien zu erhalten."

Das Alles sind Zeugnisse dafür, wie großen Werth die Herzöge von Lothringen darauf legten, daß sich die Glasindustrie in ihren Landen immer sicherer einbürgere und immer weiter entwickele.

„So hatte sie denn auch“ — schließt Lepage diese seine Mittheilungen — „seit der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine so hohe Stufe der Entwicklung erreicht, daß sie wohl verdiente, unter den Eigenthümlichkeiten des Herzogthums Lothringen, dieses „„Parc d'Honneur““, dessen zahlreiche Wunder ein Zeitgenosse uns geschildert hat, aufgezählt zu werden.“

Von welcher Zeit der Untergang jener zahlreichen kleinen Etablissements, welche noch im vorigen Jahrhundert in Lothringen bestanden haben müssen datirt, ist mir unbekannt. Die heutige lothringische Glasindustrie ist nicht mehr decentralisirt wie die mittelalterliche, sie hat eine einzige große und mächtige Residenz, eben zu Baccarat an der Murthe — nahe bei den Gräbern unserer Tapferen, welche am 6. October in heißem, blutigem Kampf ihr Leben dem Vaterland opferten.

Die große Fabrik zu Baccarat, welche früher die Glashütte von Sainte-Anne hieß, wurde von Herrn von Montmorency-Laval, Bischof von Metz, gegründet. Das Patent vom 1. Juni 1765 verlieh dem Gründer das Recht, die ausgedehnten Waldungen der Herrschaft Baccarat auszubeuten. Anton Renault, Parlamentsanwalt, königlicher Rath, Forst- und Domainen-Verrechner zu Nanzig, ein künstlerisch hochbegabter Mann, war Miteigenthümer und erster Director des Etablissements von 1765 bis zu seinem i. J. 1806 erfolgten Tode. Im Jahr 1775 erbat sich Renault vom Bischof von Toul die Erlaubniß zur Erbauung einer Capelle zu Baccarat. Denn das Etablissement beschäftige eine sehr große Zahl von Arbeitern, und die Art des Geschäftes gestatte denselben nicht, selbst nicht an Sonn- und Festtagen, sich von Baccarat zu entfernen, um die Pfarrkirche von Deneuvre zu besuchen. Der Bischof ertheilte diese Erlaubniß und errichtete selbst ein Vicariat der Pfarre Deneuvre zu Baccarat.

Beim Beginn der Revolution erlangte das Etablissement die Rechte einer besonderen Gemeinde.

Im Jahre 1816 verlegte ein Belgier, Herr d'Artigues, welcher seine Glaswaaren — er war der Besitzer der Krystallglas-Fabrik zu Vonèche — in Frankreich zu vertreiben durch das hier herrschende Prohibitiv-System verhindert war, sein Geschäft nach Baccarat; i. J. 1822 wurde das Etablissement von einer Gesellschaft, deren Gerant Herr Godard-Desmarest, Vater, war, angekauft. 1839 folgte Herr Godard-Desmarest, Sohn, seinem Vater in der Stellung als Chef der Fabrik nach. Nachdem in den folgenden Jahren die Leitung des Geschäfts öfter gewechselt hatte, übernahm i. J. 1858 Herr Godard-Desmarest, Sohn, die Verwaltung zum zweiten Male, und in dessen Händen ruht die letztere noch heutzutage.

Die „Cristallerie de Baccarat“ ist heute, ebenso hinsichtlich der wirthschaftlichen Organisation wie des Umfanges des Betriebes und in Bezug auf

die technische Vollendung der Leistungen eine der ansehnlichsten Krystallglasfabriken des Continentes. Sie beschäftigt etwa 1800 Arbeiter, von denen die meisten in der Gesellschaft gehörigen Häusern wohnen und für deren Wohl durch allerhand zweckmäßige Anstalten — Spar-, Alterpensions-, Waisenkassen u. s. w. — in vorzüglicher Weise gesorgt ist. Der Rohertrag des Geschäftes wird auf durchschnittlich 4 Millionen Franken geschätzt. Die Besucher der letzten Pariser Weltausstellung werden sich der Krystall-Herrlichkeiten wohl erinnern, welche Baccarat gesandt hatte. Viele, die in Paris Bescheid wissen, werden aber auch das großartige ständige Magazin kennen, in welchem die Fabrik ihre zahlreichen Producte vor den Augen der Großstadt ausbreitet. Es ist das vielleicht eines der glänzendsten und sehenswerthesten Magazine der an glänzenden Läden doch überreichen Stadt.

Um die große Masse ihrer Fabricate zu vertreiben, hat die Fabrik mit etwa sechstausend Agenten oder Geschäftshäusern in der neuen und alten Welt ständigen Verkehr.

Die Fabrik verbraucht keine Kohlen, weder zur Glasbereitung noch zur Dampferzeugung. Sie bedarf eines großen mechanischen Kraftaufwandes; denn in der Schleiferei drehen sich fort und fort 700 Räder. Aber die Murthe bietet reichliche Wasserkraft; ein eigens angelegter, aus der Murthe gespeister Canal treibt zwei Turbinen von je dreißig Pferdekräften. Die Murthe löst auch das Räthsel, wie die Fabrik in einer heutzutage nicht mehr allzuwaldreichen Gegend ohne Kohlen auskommen kann. Denn auf ihrem Rücken werden, beinahe kostenlos, zweimal im Jahre die großen Massen Holz aus den Staatsforsten in den Vogesen herbeigeflößt, deren das Etablissement bedarf. Ob es ein technisches Vorurtheil, ob es wirthschaftliche Berechnung ist, was Herrn Godard bei der Holzfeuerung beharren läßt — ich weiß es nicht. Genug, daß die „Cristallerie de Baccarat" wirthschaftlich wohl gedeiht und in technischer Beziehung hohen Rufes sich erfreut.

Ob die Grabhügel von Raon l'Etape, diese stummen Zeugen eines blutigen Tages, und mit ihnen auch Baccarat, dieser alte Hochsitz frischer und lebendiger Industriethätigkeit, der Erbe einer der schönsten Zierden jenes Parc d'Honneur — Lothringens — in deutsche Hand zurückkommen wird? — Graf Moltke wird bereits jetzt darüber im Reinen sein. Sollte die strategische Nothwendigkeit, dieser endgiltig entscheidende Richter in dem Grenzstreit, uns in den Besitz der Murthe setzen, so wären wir zugleich die Hüter eines großen gewerblichen Uuternehmens, welches bisher Seinesgleichen nicht hatte im deutschen Lande.

A. Emminghaus.

Briefe aus der Sturm- und Drangperiode. II.

6.

J. M. Miller an Kayser.

Ulm den 16 Oct. 1775.

Glück zu liebster Kaiser! Wenn mir kein Strich durch die Rechnung gemacht wird, so reis ich von heut über 14 Tage von hier ab und umarme dich in zween Tagen drauf. Denk einmal! Was das herrlich seyn wird! Heut schrieben mir die Grafen*) von Bern aus: In 4 Wochen würden sie hier seyn. Ich sollte sie wo möglich zwischen 14 Tagen und drey Wochen in Zürich abholen und das thu ich auch, wenn, nichts sehr wichtiges es mir unmöglich macht. Ich mags nicht versuchen auszudrücken, was wir dann zusammen empfinden werden! Jetzt beantwort ich, in der Hofnung, Dich bald selbst zu sprechen, nur das Nötigste aus Deinem lieben Brief. Ein herber Schnuppen macht, daß ich ihn erst jetzt beantworte. 1. Zu den beyden Liedern schick ich Dir noch ein Wiegenlied**) das du vielleicht auch mit gebrauchen kannst. 2) An Vosz habe ich wegen Deiner Verse schon geschrieben; aber der Weg zu ihm ist weit und er antwortet etwas langsam. Da sein Almanach jetzt schon gedrukt ist, so darfst du ohne Sorge seyn. Er gibt die Gedichte gewiß keinem Fremden. 3. Für Dein Physiognomisches Lied dank ich Dir von Hertzen Es gefällt mir sehr. Die Anrede an die Natur ist so warm und wirkt ins Herz; besonders schön deucht mir: daß jeder Blik zum Himmel auf und jeder in die Welt rc. Die Liebe hab ich gar gern dabey. Man sollte sie zur Göttin jeder und besonders dieser Kunst machen. Nochmals hab Dank für Dein braves warmes Lied! 4. Lentz Schatten war mir sehr willkommen. Ich hatt ihn schon bey Klingern gesehen. Es ist ein gar herrliches Gesicht, voll edeln Herzens. Seine Uebersetzung von Ossian hab ich nicht gesehen, denn Iris passirt hier nicht. 5. Von meiner größern Arbeit mündlich! 6, Leisewitz hat in Göttingen studirt und ist unser Freund. Im Almanach ist von ihm die Pfandung und der Besuch um Mitternacht. Sein Trauerspiel hab ich größtentheils gesehen Es hat viel vorzügliches. Oft ists zu studirt, zu Lessingisch. In der Geschichte ist Leisewitz stark. Vielleicht wird er der erste deutsche Geschichtsschreiber. Er denkt sehr brav und ich lieb ihn sehr. 7. Claudius schreibt

*) v. Stolberg.

**) Am Ende des Briefs mitgetheilt; weggeblieben weil in Millers Gedichten S. 357. Es hat im Msc. folgende Varianten: Heisser als dieß Mutterherz — Kommen niederwärts — Weil die Engel wachen — Morgen wirst Du mir gewiß, froh entgegen lachen.

den Bothen nicht mehr. Ich weiß aber nicht, wer für ihn eingetreten ist: Ein großer Kopf scheints nicht zu seyn. Von Asmus will ich Dir viel Herliches erzählen. Er ist einer der weisesten und besten Menschen. 8, Es ist nicht der geringste Anschein da, daß Schubart von hier ab und nach Zürich gehen wird. Mir sagt er sonst alles und davon hat er noch nicht ein Wort gesagt. Ich sprach erst vor ein paar Tagen mit ihm, daß er hier bleiben müsse, und er sagte auch, er lasse Ulm nicht. Zuweilen spricht er so was, was er nur zu erfüllen denkt. Nach Zürch geht er gewiß nicht. — Im Clavierspielen ist er nicht außerordentlich stark. Fertigkeit hat er zwar außerordentlich viel, aber nur zu zwey oder dreyerley Phantasiestücken, die immer wieder kommen. Wenn man ihn 3—4 Mal gehört hat, so kennt man seine gantze Stärcke; denn er ist an Phantasie sehr arm. Adagio spielt er gar nicht vorzüglich. Seine Fingersetzung soll gantz falsch sein; dafür macht er allerley Künsteleyen, schlägt die Hände übereinander, u. s. w. Vom Blatt spielt er wenig, weil er ein sehr schwaches Gesicht hat. Seine Kompositionen thun mir kein Genüge. Die Kunst verdrängt die Natur drinn. Pralen kann er aber (im Vertrauen) sehr, besonders von seinem Spiel.

Auf Herders Urkunde freu ich mich sehr. Wagner hat mir wieder geschrieben. Er ist jetzt in Höchst. Sein Schicksal bekümmert mich sehr. Klinger soll in Frankfurt und Darmstadt herumschweifen. Ich brech jetzt ab, denn da die Hofnung in mir tobt, Dich und so viele edle selbst zu sprechen, da ist mir die Buchstabensprache viel zu todt. Ja Kaiser, wenn ich Dich ans Herz drück, dann sollst Du mich wol gantz kennen lernen. So bin ich Dir nur ein Schatten. Grüß Lavater und Heß und Pfenninger und erzäl Ihnen meine Sehnsucht, sie zu sehen. Meld mir noch, wo ich absteigen soll in Zürch, wo die Stolberge logiren u. s. w. Nur eine Krankheit oder sonst was Großes hält mich hier zurück. Sonst reis ich den Posten ab. Merks' Leb indessen wohl. Meine Seele will nicht mehr im Körper bleiben. Sie schwebt schon um mich herum. Miller.

Hier ist das Wiegenlied einer Mutter. Vielleicht bring ich aber noch neue mit. Mein Mädchen hat noch nicht geschrieben.

7.

Chr. Fr. Dan. Schubart an Kayser.

Ulm d. 1 Nov. 1775.

Soll ich Millern fortlassen, ohne ihm einen Brief an Kaisern mitzugeben, an den Mann, dem ichs gleich vors erstemal untern Bart sage, daß ich ihn hochschätze und liebe? Was habens wir beide nöthig, unsern Briefen den Schwanz reichsstädtischer Titulaturen anzuhängen? Sie sind ein braver Mann und heißen Kaiser und ich bin auch kein Sch—kerl und heiß Schubart. Sehen Sie, das ist die ganze Ceremonie, die wir ins Künftig

zu beachten haben. — Sie sind ein Musikus, setzen mit großer Erfindung*) sind immer auf Reissen, sammeln Erfahrungen — Tausendsakerment, so schreiben Sie mir doch auch was aus der Fülle Ihrer Kenntnisse! Bin gewiß 'n lehrbegieriger, fühlender Junge; hab auch was gesehen in der Welt und schlag Ihnen 's Klavier nicht närrsch, sollte also wohl verdienen, daß Sie mich zuweilen mit musikalischen Beiträgen zu meiner Chronik erfreuten.**)

Auch Ihre Gedichte verdienen Lob. Poztausend! wie's Ihnen vom Herzen fließt, gen Himmel steigt und zu uns 'runterlangt; alles so innig, so heiß, so petrarchisch, daß einer 'n Perrückenstock seyn müßte, wenn er's nicht fühlte.

Aber Miller mags Ihnen sagen, daß Sie unter meine Herzkäfer gehören. Also kein Wort weiter! Gehen Sie zu Ihrem Miller und küssen euch (sic), daß es im Bart rasselt. Stoßen an und trinken aufs Wohlsein der Freiheit! der Wissenschaft! der Kunst — heilige Musika, du bist die schönste und aufs Wohlsein.

Ihres
gehorsamsten Dieners und
Verehrers

Schubart.

N.S.

Sie geben doch Millern einen Brief an mich mit? und schreiben mir oft? und haben mich lieb? Bin kein übler Kerl, hab 'en Bauch, wie 'n Schulz.

8.

Lenz an Kayser.

s. a.***)

Ich schreibe Dir dieses unter dem Gestürm der Feuerglocken und Feuertrommeln in der Nacht um 4 Uhr. Kayser wenn du Stollberg schreibst, so sag ihm, ich hätte Lavatern einen Dank für die mir überschickte Freiheitshymne geschrieben, den er ihm noch auszurichten hat. Doch mögt er bedenken, daß ein guter Wein keines Kranzes bedarf, am wenigsten von meiner Thespishand.

Es wird bald ein tüchtiges Geschimpf und Geschmäh über mich in Deutschland los gehen. Kaiser! Willst Du auch von der Parthey sein? Nein lieber Junge, du hast mich zu lieb, du hast dich zu lieb, Wenns überstanden ist, so lachen wir doch.

*) Als Anm. schrieb er: Empfindung wollt ich schreiben, aber Erfindung mag stehen bleiben, denn Genies sind Erfinder.

**) Vergl. W. v. Maltzahn: Lenz, in den Bl. f. lit. Unterhaltung. 1848. Eine eingehende Biographie schreibt jetzt Jegor v. Sievers.

***) Ich setze den Brief an den Anfang 1776.

Millern hab ich geschrieben, ich lieb ihn wie meinen Augapfel, er ist zum Poeten geboren. Schick mir Klingers Schauspiel, aber mit Gelegenheit. Ich bin durch meine Correspondenz hier in tiefe Schulden gerathen, die mir auch wacker zusetzen. Das sollte mich freuen, wenn du was von deinen Musikalien hättest drucken lassen und das wär' ich zu sehen am meisten begierig.

In Boyens Monatsschrift*) kommt eine Schulmeisterchrie in Versen von mir, die dich auch freuen wird. Bester wenn Du doch bei Gelegenheit dich erkundigen könntest, was aus meinem Petrarch**) geworden ist. Es wäre der beste Wundstillende Balsam in diesem für mich kritischen Zeitpunkt um des Publikums Wuth gegen mich ein klein klein wenig zu besänftigen.

Grüße Lavatern.

Lenz.

Auch kommt bei Gottern***) ein neues Lustspiel nach dem Plautus von mir zum Vorschein, worin ich dem Faß vollends den Boden ausschlage. Es muß diesmal bauen oder brechen auf immer. Ich bin zu allem gefaßt Unser aller Freiheit hängt vom Petrarch ab.

Wie schön man eben vom Münster†) ein Danklied abbläst. Das Feuer war gerade der Kirche gegenüber und ist Gottlob! glücklich gelöscht. Herr Gott dich loben wir.

Frage doch Lavatern, ob er mein letztes Briefgen erhalten hat, in dem von der Physiognomik die Rede war. Ich gab ihn Jemanden bis Basel mit, dessen mir bekannte Nachlässigkeit mir itzt Sorgen macht.

9.

Lenz an Kayser.

Lieber Kaiser, es freut mich um Deinetwillen, daß Du mir meinen letzten Brief nicht übel genommen. Sey versichert, daß ich Dich liebe und den Geist, den ich aus den herabfallenden Blüthen Deiner Kompositionen ahnde zu ehren weiß. Sage Lavatern, ich lasse über Wieland jetzt noch nichts drucken. Die Herzogin Mutter††) hat mir neulich eine Stelle aus seiner Physiognomik mit sehr vieler Empfindung vorgelesen und dabey den Wunsch

*) Aber das Angekündigte findet sich dort nicht, sondern in Lenz flüchtigen Aufsätzen herausg. von Kayser, denn die 1774 erschienenen Lustspiele können ja nicht gemeint sein.

**) Gedicht aus seinen Liedern gezogen, erschien Winterthur 1776.

***) Fehlt und steht in Lenz Schriften v. Tieck 2. 310 unter dem Titel Matz Höcker.

†) Nämlich in Strasburg.

††) Amalia.

geäußert, ihn einmal persöhnlich kennen zu lernen. Grüße den theuren Pfenninger und alle Gotteskinder in Zürch, auch Deinen Freund Klinger

Weymar d. 7 Juni*) L.

10.

L.

Schubart an Kayser.

Ulm den 24 Marz 1776.

. . . .**)

Und nun, was machst du lieber Kayser? Lebst halt, dünkt's mich an der Seite des grosen Lavaters ein stattliches Leben. Den Mann muß ich auch noch sehen und sollts mich weiß nicht was kosten. Mach ihm eine tiefe Verbeugung und sag ihm, daß der Churfürst von der Pfalz auf den Christus***) von Elffenbein des Baron Reichlin 500 Dukaten gebotten habe. Sollte einer in der Schweiz mehr geben, so steht er ihm zu Diensten; er ist alles werth.

Wirst schon wissen, was Miller schreibt. Sein Siegwart ist ein herrliches Gemälde; seine Akademischen Briefe aber haben nur einzelne Schönheiten; ich versprech ihnen keinen großen Abgang; sie haben ein so studentenmäßiges Ansehen. Gelt Kaiser, s'teutsche Musäum macht uns Ehre? da dürfte wol Lavater drin arbeiten. Weist du, daß ich die musikalischen Artikel über mich genommen habe? Da will ich Dir von teutscher, sonderlich Schwäbischer Tonkunst, von Musikalischer Geschichte und dergleichen allerlei schreiben und auch einige Lieder drein komponiren.

Eben liegt der Monat Februar vom teutschen Merkur vor mir mit Ulrich von Huttens Bildniß. Wieland schloß drin sein Wintermährchen; liefert uns ein ungemein schönes Gespräch über die Schönheit zwischen Burke und Hogarth, sagt viel schönes von Hutten und Sebastian Brands Narrenschif und recensirt einige der neusten Schriften . . . †) Bürger ist mehr als Pope,

---

*) Der Brief ohne Jahrzahl gehört ins Jahr 1776, wo L. in Weimar war, von wo er den 1. Nov. abreiste (nach Goethe's Tagebuch Msc.) Der Brief ist auf ein geränderter Octavblatt geschrieben, dessen man sich zu kleinen Correspondenzen in den höheren Kreisen Weimars damals vielfach bediente.

**) Der Anfang des Briefes $12^1/_2$ Zeile ist verschmiert. Ich entziffere den Inhalt so: Du hast mich nicht recht verstanden, lieber Kaiser, wan du glauben konntest, daß ich dich neulich in meiner Chronik unter die X. Y. Z. Pasquillanten setzte. Ich meinte diejenigen Kerls, die wie die Pestilenz im Finstern schleichen und unter der Decke der Mitternacht ihre Pfeile auf den armen Bruder abdrücken. Da soll ich dann meinen Namen dazu hergeben, und mich, wie's neulich mit einem Hergang in Zweibrücken geschah, vor der Obrigkeit 'rum schleppen lassen. Und doch hab ich Deine Protestation eingerückt, weil sie schön geschrieben ist.

***) Vergl. den Artikel der deutschen Chronik: Zur Kunst. 3. Jahrg. 10. Stück. 1776.

†) Hier sind wieder $7^1/_2$ Zeile verschmiert. Ich entziffere wie folgt: Goethe hat einige kleine sehr schöne Stücke eingerückt und Bürgern und seiner Uebersetzung des Homers einen Vorschuß von 75 (Schubart irrt, vergl. den Merkur, es muß 65 heißen) Louisd'or allein von Weimar

sollen wir ihn dann umsonst arbeiten lassen? Die Sehnsucht nach Liebe von dem jungen Graf von Stollberg im neusten Stück des Merkurs*) ist ganz ein herrliches altteusches Stük.

Und nun mein Bruder, leb tausendmal wol, grüß und küß mir alle brave derbe Schweizer. Morgen speißt Miller**) bei mir, dann trinken wir Deine Gesundheit. Bin ewig

Der Deinige
Schubart.

11.

Schubart an Kayser.

Ulm d. 24. April 1776.

Hab da an Lavater geschrieben; aber so, daß ich damit unzufrieden bin. Ich denk oft viel und empfind noch mehr, wenn ich und Miller mit einander von Lavater sprechen; aber schreib ich, so sitz ich da und guk Dir aufs Blat hin, wie 'n Aff. — Deine Briefe, wenn sie auch nur Zettelchen sind machen mir immer sehr viel Freude. Du bist so'n warmer Junge. Aber denk Steiner traf mich nicht an; ich war just nach Geißlingen geritten, wie mich das Ding ärgert! Halt gar viel auf Leute, die du schäzst. Deine Gedanken über die edle Musika sind auch die meinigen. Wir fangen nun an, alles wieder auf die Einfalt der Natur zu-reduciren; so Gott will! wird nun die Reih' auch an die Musik kommen. Mit Gluk steh ich seit einem halben Jahr im Briefwechsel; er komponirt aber besser, als er Briefe schreibt. Ich hab Hoffnung künftigen Kreißtag 4 Bardengesänge aus Hermansschlacht von Gluk gesetzt . . . . . ***) zu bekommen. Sollsts auch haben, Bruder, sollsts auch haben.

Miller und ich widmeten uns gestern mit Klaudius, mit dem der Monath Merz im Merkur beginnt †). Was das für'n Mann ist . . . . . ††). Ich und Miller genießen nun den Frühling; Du solltest darbei seyn, wenn wir so die Donau nuntergehen und es so innig fühlen, daß wir leben und oft zu Gott mit dankenden Thränen emporblicken. Wir lesen und sprechen viel miteinander und das meist all' Tag.

Dein Gedicht hat mir wohl gefallen, soll ichs in der Chronik druken

---

zugesagt. Möchtest Du nicht auch was in der Schweiz für Bürgern thun. Sag mir, was man dort vorschießen will, wills gleich in der Chronik bekannt machen.

*) Februar 1776 S, 125—27.

**) Schubart schreibt oft Müller.

***) Durchstrichen sind die Worte: durch den kaiserlichen Minister.

†) Nämlich der Aufsatz: Ueber Herder's älteste Urkunde des Menschengeschlechts.

††) Zwei Zeilen unleserlich gemacht: Ich lese: Ist Dir Wielands ungestümer Charakter nicht auch sehr aufgefallen, wie ihn Goethe Lenz, Graf Stolberg fürchtete. Wohin die's haben wollen!!

lassen. Schreib mir viel Bester, viel, viel! Wenn Du nicht in Zürich wärst; so wünscht ich Dich nach Weimar. Leb recht wohl, Miller grüßt und küßt Dich.

Schubart.

NS. Was kostet der neue Shakespear in Zürich.

12.

Schubart an Kayser.

Ulm im Maimond 1776.

Dein Brief, lieber Kaiser ist wie der Monolog eines Menschen, der sich eben morden will. Tausend Gottes willen! was haben Dir die Menschen gethan, daß Du sie sogar mit Timons Wuth verwünschest. Sollten sie sogar ausgeartet seyn? Von keiner Seite mehr Gottes Ebenbild wieder strahlen? Machs doch, wie unser Lavater, der wendet die Menschen so lang, biß er was Guts an ihnen gewahr wird. Daher seine Ruhe, die ihm Gott erhalte, worum ich armer Sünder täglich bitte. Kann schon warten, biß Gott alle Schiefen und Krummen grad macht. Bruder du mußt und sollst noch lange leben. Leute von diesem edlen Ungestüm, von diesem überirdischen Enthusiasmus brauchen wir. Hast Du genug für unsre Welt gelebt, dann leb auch für jene. Darfst mirs glauben Kaiser, daß mir an deinem Beifall (wer sollte den Beifall der Edlen nicht suchen?) viel, viel gelegen sei. Daher entdekt ich gleich Millern meinen Schmerz über die Nachricht, die mir Ulrich aus der Schweiz brachte: Du wärest so gar mißvergnügt mit mir . . . . *). Und nun deine Hand Bruder und meine Versicherung, daß ich dich ewig, ewig liebe! Um alles in der Welt könnt ich deine Freundschaft nicht missen, nicht diese Leere in meinem Herzen ausstehen.

Nikolai soll ewig kein Kompliment von mir wegkriegen, er mag mir sagen oder sagen lassen, was er will. Ich weiß, Lieber, wie ich über ihn denken soll und nun — wirst finden, wann ich seinen 3ten und letzten Band des Nothankers anzeige, der eine wahre Knute des Predigerstands ist.

Vergötter Gluken, er verdients. Was hältst aber vom Urtheil des winzigen Franzosen de la Harpe im Merkur?**) Gestern schrieb ich an Gluken vieles, auch von Dir! Mein Brief war voll Schwermuth, dann Dank! Der Göttliche verlohr seine Niece, sie soll im Himmel singen. Hiller ist, das wußt ich schon lange, ein Schneemann, so dick geballt und gefroren, daß ihn Sommerfeuer nicht aufthaut. Pergolesi's Seraph ist unter seinen Händen

*) Unleserlich gemacht 4 Zeilen: Ulrich ist der gefährlichste Mensch, dem nicht zu trauen ist, ein Scheusal von der gemeinsten Klasse und ein Mensch ohne Kopf. Das wissen wir alle, es muß seine Ursachen haben, darum er von den Schweitzern so verächtlich spricht.

**) Schreiben aus Paris über das Gluckische Singspiel Iphigenia in Aulis im Märzheft 1776. S. 260.

ein Leipziger Kanter geworden, dort Himmelsgesang, hier dumpfes . . . . . Erdgekreusche . . . . *).

Klaudius, Göthe, Wieland, Lenz, Stollberg, Herder in Einer Person sollten die nicht Großes thun können, nicht uns verirrte Schäflein auf Naturwaide zusammentreiben können? Der Teutsche läßt alles mit sich machen; nur Nasenstüber verträgt er nicht.

Ich schik Dir nächstens etwas von Gluk und oh! der gährenden Kluft! etwas von mir. Laß mir nur noch Zeit; ich bin mit einigen Arbeiten ins Musäum beschäftigt — von teutscher Thonkunst — Schwäbischem Schleifer — über Tanzmusik, Dellers Denkmal u. s. w.

Unserm lieben Lavater, den ich unaussprechlich verehre und liebe, dem Manne, der mir so lieb als ein Apostel ist, (ist ers doch würklich für uns) empfiehl mich. Auf seine kleine Physiognomik freue ich mich. Die große verdien ich mir mit Schreiben. Von der Phisiognomie der Thonkünstler . . . . . . **) wünsch ich wohl auch was zu lesen. Von Ferari, Lolli, Nardini, Frenzel, Torschi, Cannabich, Le Brun, Cramer, Ponto, Jäger, Schwarz rc. getrau ich mir Schattenrisse zu bekommen.

Und nun meinen Kuß Lieber! Miller ißt bei mir und wird Dir schon die Leipziger Meßnovitäten schreiben.

Schubart.

Hör was kostet Shakespear nach Eschenburg in Zürich? Schreib mir bald! Deine Briefe sind meine Herzstärkung.

13.

F. L. Stolberg an Kayser.

Kopenhagen d. 18. Mai 1776.

Du lieber herziger Junge, es ist lange her, daß ich nicht an Dich geschrieben habe, aber täglich denke ich an Dich und werde dich ewig von ganzem Herzen lieben. Dein letzter Brief hat mich sehr und aber sehr erfreut, es lebt und webt in jeder Zeile die liebevolle Seele.

O es ist doch Gottes Gabe, daß unsere Herzen so aufwallend, unsere Seelen stürmend und dann wieder so sanft sind. Wir Oceanisten fühlen freilich manchen Orkan, dennoch ist uns oft wohl, wenn über unseren grenzenlosen Horizont die Sonne auf und untergeht, indeß daß der Pfützenbewohner sich brüstet, im stinkenden Pful und an dem Stral der Sonne, welcher wie Liebe verschmachtet.

Mir ist wohl weil ich morgen die Stadt verlasse mit meinen Geschwistern

*) Fast 2 Zeilen unleserlich: Ich lese: Laß die alten Sch—kerl gehen, denk, welche Winde sie entführen.

**) Eine Zeile unleserlich: vielleicht heißt es: die bekanntlich größtentheils bei uns liederliches Pak.

und einigen Freunden werd ich diesen Sommer leben, wie die Engel im Himmel . . . *). Mich verlangt herzlich nach dem 2ten Theil der Physiognomik.

Laß mich wissen all was Du thust, ob Dir weh ist oder wohl, vermuthlich beides, so gehts mir und so ist's . . . . **) am heilsamsten.

Gestern schreibt mir jemand aus Hannover, Lenz wäre in Weimar, wolte Gott, es wäre wahr und er bliebe dort. Mit Lenz möcht ich gar zu gerne leben. er ist . . . . . ***) und so gut. Ich gehe diesen Sommer noch nicht heim.

Bald wirds ein Jahr, daß ich dich lieber Schatz zuerst sah, ich wußte nicht, wie viel Göttergenuß auf mich wartete.

Mein Bruder küßt Dich, er geht in diesen Tagen auf 14 Tage von hier, um meine Schwester aus Holstein zu holen. Heut den ganzen Tag muß er in der Stadt herumlaufen und kann nicht schreiben. Bester herziger Junge laß Dir wohl sein. Laß Dir von Herder den Erzengel mein Gedicht zeigen. Ich küsse Dich 100,000 mal.

F. L. Stolberg.

Von Klingern hör ich nichts, bin aber auch faul gewesen.

14.

Agnes Klinger an Kayser.

Franckfurth d. 19 May 1776.

Lieber Kayser:

Verzeihen Sie, daß ich ihnen nicht gleich geschrieben habe, da Sie es von mir verlante (sic). Aber wegen vieler Geschesten und antern Verwürrung habe ich es von einem Tagt zum antern aufschoben, biß darüber eine so lange Zeit verstridt (sic). Doch wozu dindt alle daß geschwez.

Wissen Sie dan auch bester Kayser, daß Sie mir noch Eine Antwort schuldig sind — iez werde ich ihnen nicht wieder schreiben, biß Sie mir meine 2 Brief beantwort haben und ich hoffe, sie werten es auch thun, ich kan ihnen nicht sagen, wie lieb mir ein brifgen von ihnen ist und wie sehr ich ihre Brief mit der gröster Sorge aufheben. Thun Sie daß auch, heben Sie dan auch meine Brief auf. Doch was vor Eine frage ist daß, wie sol Kayser so Einer dummen Mächen seine Brief aufheben. Mein Bruder und Schleiermacher sind 20. März zu mir gegommen und bey uns geblieben bis 6. April. Dan sind Sie nach Darmstadt gezogen und bei der liebejen geblieben biß

*) Hier sind 8 Zeilen völlig unleserlich. Ich entziffere sie wie folgt: In dieser verwünschten Stadt, wo unter den Söhnen des Landes die Menschheit zum Vieh herabgesunken ist, hab ich Galle gesammlet. O Lieber die Dänen sind das liebste Volk der Erde, denn auf dem Lande laß ich den Dänen Dänen sein und mir wohl.

**) Ganz überzogen: einem Kerl unserer Art.

***) Ganz ausgestrichen bis zur Unkenntlichkeit: jo ein herrlicher Jung.

22 april und d. 28 sind die lieben Jungen nach den lieben Giesen gezogen. Aber ich sol ihnen schreiben, wie Sie lebten. Wie kan ich daß — vergnügt herlich und in Freyden, leben wir zusamen, ach wehren sie auch bey uns gewesen. Dausen Mahl habe ich Sie zu uns gewünscht, oft sehr oft habe ich mit Schleiermacher von ihnen gesprochen von all ihren Verdiensten und Vorzügen, die Sie vor andern jungen haben. — Lentz wahr hier und ich habe ihn nicht gesehen. Mein Bruder und Ernst sind ihm entgegengeritten 3 Stunden. Nun lieber Bruder wil ich ihnen auch sagen, wie die Junge gekleidet wahren. Einer wie der ander, so weit geth ihre gleichheit, daß sie sogar einerley Stück, Hüt und Schladern Haben — Sie machten in Franckfurth groß aussehens, jeder Kerl blieb stehen und gaft sie an. Als Sie Lenz entgegen reitten, hatten Sie ihre blauen Frack und gelben Meschlen an weißen Hüt mit gelben Venter und so sind sie Lenz in der Stadt vor der Kusche her geritten. Wahr daß nicht herrlich, so einen Jungen wie Lentz ist vor zu reitten.

Auch macht sich unser Max in Franckfurt sein Leben zu nutz, er ist oft sehr oft spazieren gegannen, nach Mainz gereist und so lebt er.

O wehr ich doch auch ein Jung, wie wir Mädchen so Ehlende Geschäft sind — wehr ich Ein Jung, ich könnte reißen, kente viel vergnügen genüßen, daß ihr Jungen allein habt. Eins will ich ihnen sagen, wo ich Sie sehr darüber beneute das schrüttsschuhlaufen habt ihr allein und ich muß den Winter alle die Kerls laufen sehen und mußte mit zu sehen und konte nicht laufen. Nun lieber Kayser wird ihnen mein langes geweß nicht zu lang werden, aber ich muß Sie doch noch eignes fragen. Sie habe mir noch niemals geschat (sic), wie Sie lebten noch nichts von der schöne gegen von den Hügel und welden die sie haben. Gewiß lebten Sie besser, wie ich. Dann ich muß mein Leben ohne Geselschaft durch brinen. Geselschaft kent ich wohl haben, aber nicht die ich wünste. Franckfurth ist so lehr, sie sind ford, Göthe und alle die gutte Leyd.

Nun lieber, will ich Sie noch um was bitten, wenn es seyn kan, um den lieben Herrn Lavater seyn Portrait, dan ich lieb ihn sehr, er ist mir ein heiliger Mond (sic), werten Sie aber nicht böß über alle meine Fortrung werten. Meine liebe Mutter und Schwester grüst Sie herzlich und lieben Sie sehr, ach wehren Sie nur einmal bey uns. Adieu, leben Sie wohl und vergessen Sie nicht, daß Sie mir noch 2 Brief schuldig sind, schreiben Sie mir bald und viel und was neues giebt.

Vergeben Sie meine Geschmir, werten Sie es lesen kennen, gern wolt ich noch ein mahl lesen, abschreiben, wenn es meine Zeit erlaubt.

A. K.

Ich liebe Sie so wie ich mein Max liebe.

15.

Wieland an Kayser.

Weimar den 26 Juli 1776.

Ihr Wunsch, Edler junger Mann, daß wir uns unmittelbar in die Augen möchten sehen können, ist auch der Meinige. Wenige Minuten Gegenwart entscheiden das wahre Verhältniß zweener Menschen richtiger und gewisser als hundert Briefe.

Izt gründet sich meine hohe Meynung von dem Geiste, der in Ihnen ist, auf das was mir Göthe von Ihnen sagte und auf das, was er von Ihnen weissagt.

Was Sie über Gluck geschrieben haben, hat mir Göthe noch nicht gewiesen. Er ist schon 10 Tage mit dem Herzog abwesend und wird vor 10 Tagen schwehrlich wieder kommen. Als dann will ich ihn fragen und vernehmen — denn izt versteh ich Sie nur halb. Ich vermuthe aber, daß es ein Aufsatz ist, wodurch Sie unsern guten dumpfen und stumpfen Landsleuten Glucken bekannt machen wollen, von dem sie in der That noch immer keinen Begriff haben, und daß Sie diesen Aufsaz im Merkur bekannt gemacht wissen wollen, dazu bin ich nun mit Freuden bereit*) — Denn auch mir ist Gluck ein Apollo.

Das was Ihre kleinen mir zugeschickten Gedichte schäzbar macht, hab ich wahrlich nicht darinn verkannt und bloße zufällige Ursachen haben mir noch nicht gestattet, ihnen im Mercur Platz zu geben. Es soll aber in einem der nächsten Stücke gewiß geschehen.**)

Sagen Sie doch Lavatern, ich danke ihm für seinen letzten Brief, und für die Kupferplatten, ich würde ihm schreiben, sobald ich Zeit gewänne, mich in etwas zu sammeln, das mit etlichen Wochen nicht möglich war.

Leben Sie wohl und geben Sie mir einen Wink, wenn ich Ihnen jemals zu etwas nützlich sein kann.

Wieland.

Klinger ist ein edler, starker, guter, junger Mann, dessen Schicksal mir sehr am Herzen liegt***)........

Fragen Sie doch Lavatern in meinem Nahmen: ob er jemals in seinem Leben oder vielmehr seit dem er ein Mann ist, Lucians Schriften aufmerksam genug gelesen habe, um gerecht gegen Lucian sein zu können.

---

*) Wir können also jetzt mit Sicherheit annehmen, daß der Aufsatz (im Septemberheft 1776 233 des Merkur) „Empfindungen eines Jüngers in der Kunst vor Ritter Glucks Bildnisse" von Kayser herstammt.

**) Im Septemberhefte 1776 erschienen bereits 3 Gedichte Kayser's.

***) Hier sind 4½ Zeile mit schwarzer Tinte so stark ausgestrichen, daß ich nur theilweise den Inhalt entziffern kann, ohne einen vollständigen Satz herzustellen. „Ob er sich der Zusammensetzung . . . . . . — Man kan eine sehr gute Art von Menschen sein . . . . .

Wahrnehmungen auf einem Liebesgabentransport.

Halle a./S., Anfang December.

Schon zweimal hatte einer unserer Mitbürger, Fabrikbesitzer R., seinen echten Patriotismus nicht nur dadurch bekundet, daß er in großartigem Maßstabe aus eigenen Mitteln Liebesgaben, besonders warme Kleidung (wollene Strümpfe, Hemden, Decken u. s. w.) für unsere Krieger draußen beschaffte, nein, er war auch vornehmlich darum bemüht, diese Wohlthaten in die rechten Hände gelangen zu lassen. Zu diesem Zwecke hatte er beide Transporte selber begleitet und an Ort und Stelle, in Metz, selbst vertheilt. Schreiber dieser Zeilen begleitete ihn, als er zum dritten Male einen mit Gaben beladenen Waggon an dasselbe Ziel führte, wo unsere Truppen ja der Hülfe besonders bedurften. Er glaubt, daß einige sachliche auf diesem Ausfluge gesammelte Wahrnehmungen den Lesern d. Bl. willkommen sein dürften, sollten sie auch nicht sonderlich Neues enthalten.

Auf der Fahrt nach Frankfurt befanden sich im Zuge gegen 800 Mann von den verschiedensten Truppentheilen, die von ihren Wunden geheilt weiteren Kämpfen und Gefahren entgegengingen. Obwohl so mancher angesichts der rauhen Jahreszeit keineswegs mit genügender warmer Kleidung versehen war, that das doch ihrem Muth und ihrer Begeisterung nicht Eintrag. Den ganzen Tag über erklangen aus den Wagen Kriegs- und Abschiedslieder, oder wurden derbe Soldatenwitze mit schallendem Gelächter beantwortet. Trotzdem der Zug als „durchgehender Eilzug" bezeichnet war, traf er doch erst 5 Stunden zu spät, um 8½ Uhr Abends, in Frankfurt ein, wo nur nach vielen und ganz besonderen Bemühungen die Ueberführung der Liebesgaben nach dem Main-Neckarbahnhof und von da erst nach dreistündigem Hin- und Herlaufen und Wortwechsel mit den Beamten die Weiterfahrt nach Mannheim erreicht ward. Hier gab es anderen Tages neue Geduldproben. In Folge der langersehnten Uebergabe von Metz füllten Transportzüge mit französischen Gefangenen und Güterzüge mit Armeelieferungen den Bahnhof an, es fehlte an Locomotiven und noch dazu war unser Militärzug von Frankfurt aus — wie der Mannheimer Bahnhofsinspector behauptete, aus Versehen! — gar nicht angemeldet worden. Vergebens bot der den Zug befehligend Offizier Bitten und Drohungen auf, um die Weiterbeförderung durchzusetzen. Auf dem Bahnhofe stand eine Abtheilung französischer Gefangener von so erbärmlichem Aussehen, daß unsere reconvalescenten Mannschaften mitleidig ihre Brotbeutel leerten und mit dem Feinde theilten; ja mancher griff selbst in die spärlich gefüllte Tasche, um für die Verhungerten Brot, Wurst und Bier zu kaufen. Schon hier machte übrigens Schreiber dieser Zeilen die Er-

fahrung, daß dieselben gutmüthigen Soldaten das rothe Kreuz auf weißem Grunde, das sie am Arme einiger den Zug begleitender Civilisten wahrnahmen, mit Sticheleien oder auch Schimpfreden zu begrüßen pflegten. Wohl wissend, daß dies Mißtrauen durch zahlreiche unwürdige Träger des edlen Abzeichens nur zu häufig verdient sei, sah er sich zu seinem Bedauern bewogen, die Binde vom eigenen Arme lieber gleich zu entfernen. — Trotz des „Mangels an Locomotiven“ wurden vier nach uns eintreffende Züge weiter befördert; für uns setzte erst nach 4 Uhr am Nachmittage eine Locomotive Dampf auf, aber nur, um uns kurz hinter Ludwigshafen im freien Felde stehen zu lassen. In Ludwigshafen erregten unsere Aufmerksamkeit einige auf Seitengeleisen stehende, mit Hafer beladene Wagen. Der Hafer war naß geworden, gequollen, hatte die Säcke gesprengt und stand nun, grüngefärbt, bis zu Fußhöhe über den Säcken. Wieviel mag auf solche Weise verdorben sein! Erst um 9 Uhr Abends schaffte man uns von unserer Naturstation bei Ludwigsfelde fort und bis 3 Stunden vor Weißenburg. War doch auch hier der Bahnhof durch Güter-, Militär- und Gefangenenzüge gänzlich verstopft. Die Soldaten improvisirten ein Bivouac, indem sie Feuer anzündeten und die Bauern der Nachbarschaft kamen herbei, um für schweres Geld ein Gebräu aus gebranntem Korn und schlechtem Wasser als „Kaffee“ an den Mann zu bringen. Nicht vor 6 Uhr früh gings weiter und erst nach 10 fuhren wir in Weißenburg ein, wo wir alsbald den Gräbern auf dem Schlachtfelde einen Besuch abstatteten. Deutsche, Franzosen nnd Turcos liegen friedlich neben einander. Auf jedem Grabe steckt ein schlichtes Holzkreuz, welches Namen und Heimath des Gefallenen angibt. Die Gräber der für Frankreich Gefallenen waren mit frischen oder doch kaum welken Blumen aus den letzten Tagen geziert, selbst der Turco Hassan ben Mohamed und seine Gesellen hatten ihren Gedenkschmuck erhalten; auf den Gräbern der Deutschen aber war keiner zu finden. Der bis über den Tod hinaus getragene Haß gegen uns klingt auch aus den Reden der Gassenjugend, ja selbst aus dem Munde der hinterm Fenster halb verborgenen Weiber und Mädchen hervor. Im übrigen machte die Stadt einen friedlichen Eindruck; die Läden hatten sich für die Bedürfnisse der Zeit vorgesehen, in den Wirthshäusern war lebhafter Verkehr und man fand daselbst gute und preiswürdige Versorgung.

Weiter gings über Sarburg nach Nancy. Auf der letzten Strecke machten wir eine trübe Erfahrung: Ein junger Mediciner fuhr mit uns und bot den Mitreisenden mit der heitersten Miene eine Flasche Jamaicarum zum Besten; ja er trieb den Leichtsinn so weit, daß er selbst auf's naivste erzählte, wie er vordem eine ganze Kiste Portwein über Seite geschaft hätte, der ihm vortrefflich bekommen sei. Die Herkunft des Rums konnte sonach nicht zweifelhaft sein. — An Nancy's stattlicher und eleganter Schönheit, besonders

an dem prächtigen Stanislasplatz und den Boulevards muß man sich auch in so bewegter Zeit erfreuen. Uebrigens verlieh gerade der Krieg der Stadt ein eigenes Leben. Unsere wackeren Offiziere führten in einigen der glänzendsten Kaffeehäuser mit dem international denkenden Theile der weiblichen Bevölkerung ein lustiges Treiben, das man ihnen als sauerverdiente Erholung wohl gönnen konnte. Man behauptete übrigens, daß sich ein preußischer Offizier mit einer jungen Dame aus einem der ersten Häuser der Stadt ernstlich verlobt habe. Trotz dieser einzelnen Annäherungen und trotzdem die äußere Haltung dieser Innerlothringer uns gegenüber weit weniger schroff ist, als die der Grenzbewohner, erzählte man doch, daß noch immer auf die Wachen geschossen würde und auch die Vorsichtsmaßregel, angesehene Geißeln auf den Eisenbahnzügen mitzuführen, hat man noch nicht aufgeben dürfen.

Es war Mittwoch den 9. Nov., daß wir über Pont-à-Mousson und Ars für Moselle nach Metz fuhren, durch ein fruchtbares, herrliches Gelände. Besonders beachtenswerth erschien mir die bisher wenig erwähnte Eisenindustrie, die dort erst in jüngster Zeit durch Rothschild und seinen Schwiegersohn ins Leben gerufen ist. Zahlreiche Eisenwerke begleiten die ganze Bahnstrecke von Pont-à-M. bis Ars. Ihren Schmelzbedarf an Erzen ziehen sie aus der Bergkette, die in nur viertelstündiger Entfernung der Bahn parallel läuft. Dieselben Wagen, welche Kohlen herbeibringen, nehmen als Rückfracht Roheisen mit. Viele Arbeiterhäuschen mit Gärten liegen um die Werke herum, einige Etablissements, zu denen erst kurz vorm Kriege der Grundstein gelegt worden, sind mitten im Bau stehen geblieben. Welche Industrie hätten hier die Franzosen entwickeln können, wenn sie ihr langgenährtes Gelüst nach den Saarkohlen durch diesen Krieg hätten befriedigen können! Es ist zu wünschen, daß nun die beiden Stoffe, die auf einander angewiesen sind, hier in deutscher Hand vereinigt werden. — Schon vor Ars s./M. erblickt man die Spuren der Verwüstung, auf Metz zu mehren sie sich und Todtenfelder, mit einfachen Kreuzen bestanden, bezeichnen die Ruhestatt so vieler Braven, die der rauhen Witterung während der langen, anstrengenden Cernirung erlegen sind. Da kamen denn für die Ueberlebenden die Liebesgaben so recht gelegen.

Es ist überhaupt eitles, verhängnißvoll täuschendes Geschwätz, wenn unerfahrene Correspondenten behaupten, es sei für die Bedürfnisse der Truppen auch ohne angestrengte Privatwohlthätigkeit hinlänglich gesorgt. Wir überzeugten uns in Metz, daß nicht einmal alle Offiziere, geschweige denn die Mannschaften mit wollenen Decken, Strümpfen und Hemden, oder nun gar mit Regenmänteln versehen waren. Der wiederholt aufs lebhafteste und freudigste von Soldaten und Offizieren der Regimenter 5, 9, 13, 15 und 19 dem Geber ausgesprochene Dank bewies deutlich, welchen dringenden Bedürf-

nissen Herr R. entgegengekommen war. Es bedarf übrigens mitunter berechtigter Energie, um die freie Disposition über die Gaben vermittlungssüchtigen Ordensrittern gegenüber zu behaupten. Auch gegen solche Herren machten indessen Berliner Schutzleute, welche die Polizei auf dem Bahnhofe wie in der Stadt übernommen hatten, ihre Amtsgewalt mit Geschick geltend. —

In Metz selbst war von ausgestandener Belagerungsnoth nichts mehr wahrzunehmen. Der Markt zeigte alle möglichen Vorräthe von Brot, Fleisch und Gemüse bis zu Delicatessen wie Rehwild, Trüffeln u. s. w. Auch die Läden boten reiche Schau; die Noth schien den Kaufleuten so wenig nah gekommen zu sein, daß Fälle des Trotzes vorkamen, in denen sich einzelne weigerten, an Deutsche ihre Waaren überhaupt zu verkaufen. Elegante Reiter und schmucke Kutschen thaten das ihrige, um das Bild scheinbar nie gestörten Wohllebens zu vollenden. — Daß in der Stadt noch irgendwo mitunter deutsch gepredigt werde, wie man mir daheim behauptet hatte, ist durchaus ein Märchen. Dagegen klangen aus dem Patois der auf dem Markte feilhabenden Bauern vorwiegend deutsche Laute heraus.

Die Reden der Franzosen waren ein Gemisch von Artigkeit und verblendeter Ueberhebung. Die Bravour unserer Truppen bewunderten sie, ihre eigenen verachteten sie zumeist. Dennoch äußerte einer, die gute Behandlung der französischen Gefangenen bei uns sei eben ein Anerkenntniß ihrer höheren Civilisation und zugleich ein Beweis der Furcht vor künftiger Rache. Ueber den Kaiser war nur eine Stimme der Verdammung, man besorgte thörichter Wiese, er möchte durch Preußen zurückgeführt werden. — Einen abstoßenden Eindruck machte übrigens auf uns das Schaufenster des Uhrmachers Humbert, das französische Orden und Ehrenzeichen zu Hunderten bunt gemengt zu Kaufe bot. Welcher deutsche Soldat hätte, auch in der äußersten Noth, sein eigenes Verdienstzeichen preiszugeben vermocht! C'est la guerre, sagten die Franzosen und lachten leichtfertig darüber. — Daß in einem Gasthofe den Franzosen in einem besonderen Zimmer für den nämlichen Preis eine weit glänzendere Mahlzeit aufgetragen ward, als im Erdgeschosse den Deutschen, will ich nicht weiter hervorheben, da dergleichen nur zu erklärlich ist, wenn man auch bei uns schwerlich so verfahren würde.

Soviel über die erkennbare Stimmung von Metz. In Straßburg fand ich auf der Rückreise, daß gerade die deutsche Bewohnerschaft am meisten Feindseligkeit wenigstens zur Schau trug. Indessen kann man sich dem Augenscheine nicht verschließen, daß es leicht sein dürfte, den Kaufmanns- und Arbeiterstand bald für uns zu gewinnen. Von den furchtbaren Bildern der Zerstörung, die doch alle Vorstellung aus der Ferne übertreffen, schweige ich, da die Tagespresse genugsam darüber berichtet hat. Die Kehler Brücke

war nahezu soweit hergestellt, daß sie dem Bahnverkehre wieder übergeben werden konnte, als ich den überrheinischen Boden verließ.

Th. H.

Aus Schwaben.

10. December.

Der Eintritt Württembergs in den neuen deutschen Bund ist hierzuland nicht grade mit großem Enthusiasmus aufgenommen worden. Da und dort wurde die neubeschaffte schwarz-weiß-rothe Fahne auf den Giebel des Hauses gesteckt. In einigen Orten erlaubte sich die nationale Partei ein Freudenbankett zu feiern, wozu ihr bekanntlich in Württemberg bislang selten Anlaß gegeben war. Die bürgerlichen Collegien der Stadt Stuttgart richteten an den König eine Dankadresse, welche jetzt huldvoller aufgenommen wurde als jene Adresse der Landesversammlung, die um den Anschluß an den norddeutschen Bund bat zu einer Zeit, da die allerhöchsten Entschlüsse in der Stuttgarter Königsburg noch nicht völlig gereift waren. Im Uebrigen verursachte das Ereigniß, über welches doch seit vier Jahren — so lange es in unerreichbarer Ferne stand — so heftige Fehde geführt worden war nun da es eintrat, nur geringe Bewegung. Fast von allen Seiten stand man zunächst kühl der Sache gegenüber, verstimmt durch die ermüdende Geschichte der Vorverhandlungen. Zwar waren zum Enthusiasmus geneigte Gemüther schon durch die norddeutsche Bundesverfassung nicht verwöhnt, die Prosa hatte sich damals sehr ersprießlich erwiesen, und man hatte gelernt, bei politischen Verfassungen mehr auf Solidität als auf angenehmes Aeußere zu halten. Aber die Art, wie nun jetzt der Handel betrieben wird, und von den wohlbemessenen Paragraphen der Nordbundesverfassung theils im Interesse der fürstlichen Souveränetäten, theils in dem des Sondernutzens der einzelnen Vaterländer heruntergefeilscht wurde, war doch allzu unerquicklich. In dieser Beziehung war die Oeffentlichkeit hinderlich, welcher sich heutzutage auch die vertraulicheren Verhandlungen der Diplomatie nicht mehr entziehen können. Denn nicht mehr die diplomatischen Acte allein, sondern auch ihre mühselige Vorgeschichte mit allen mehr oder minder erfreulichen Details, mit allen Zögerungen, Einwürfen und Hemmnissen pflegt sich heutzutag der öffentlichen Kenntniß und Kritik preiszugeben und beeinträchtigt im Voraus auch den Eindruck großer Dinge. Auch die Befriedigten vermißten doch den großen Wurf, der einem solchen Werk gezieme. Die deutsche Partei, die sich

vor der Erfüllung ihres seit 4 Jahren festgehaltenen Programms sah, war betroffen über die Einräumungen, die dem Staatenprinzip gemacht wurden, über die Exemtionen und Privilegien, die an Württemberg und mehr noch an Bayern fielen, über die gewaltigen Barrièren, die jedem vernünftigen Fortschritt geflissentlich in den Weg gewälzt wurden. Umgekehrt die Gegner zürnten über eben diese Zugeständnisse, weil sie ihnen einen Theil der polemischen Argumente, an welche sie sich gewöhnt hatten, entzogen. Lieber wäre ihnen noch der unbedingte Eintritt in den Nordbund gewesen, weil sie dann noch gewaltiger protestiren und ihrer sittlichen Entrüstung hätten Luft machen können. Es ging, wie es immer bei Compromissen gegangen ist: sie befriedigen Niemanden. Und doch war in diesem Fall ein Compromiß das einzig Mögliche gewesen.

Zum Glück hatte man nicht lange Zeit, müßige Kritik zu üben und verdrießlich zur Seite zu stehen. In wenigen Tagen standen die Wahlen zur Abgeordnetenkammer bevor, und dies bewirkte schnell, daß man Stellung für und wider nahm. Die Bewerber um die Sitze in dem künftigen Haus sahen sich genöthigt, vor den Wählern sich zur Annahme oder Verwerfung der neuen Verfassung zu bekennen. Bisher hatte es sich im Wahlkampf überhaupt um den Anschluß an den norddeutschen Bund gehandelt, der von der einen Seite verfochten, von der anderen bekämpft wurde. Jetzt da die Modificationen des Eintritts bekannt wurden, zeigte sich bald, daß dies an der Stellung der beiden Hauptparteien lediglich nichts ändern konnte. Die Einen blieben dem Anschluß Feind, trotz der gemachten Einräumungen, die Andern befürworteten den Eintritt, auch unter den unerwünschten Bedingungen. Nur war für die Wahlbewegung der Umstand, daß überhaupt Aenderungen zu Gunsten der Südstaaten gemacht wurden, eher günstig zu nennen. Denn es schlug den Einwand, der von dem Schreckbild des „unbedingten Eintritts“ hergenommen war, nieder; das Volk war doch nicht unempfänglich dafür, daß man auch auf der anderen Seite etwas nachgelassen habe, damit der Bruderbund zu Stande komme, und selbst einzelne Candidaten bekamen Lust, darin eine Brücke zu sehen, um von ihrem Nein zu einem Ja überzugehen. Allein das Entscheidende konnten für Freund und Feind nicht diese Details und Abänderungen der Verfassung sein, das Entscheidende war die Verfassung selbst. Die Dinge lagen doch anders als im Norden, wo wenigstens einen Augenblick die Frage aufgeworfen werden konnte, ob die Verschlechterung der Verfassung aufgewogen werde durch ihre Ausdehnung über die Südstaaten. In diesen letzteren stand nur das eine im Vordergrunde: die Ueberbrückung des Mains, die Einfügung in den Bundesstaat, die Ausdehnung von Centralgewalt, Parlament, einheitlicher Heeresverfassung und Gesetzgebung auch auf Württemberg. Ob die Rechte der Centralgewalt karg

oder reichlich bemessen waren — gleichviel, wenn sie nur an die Alpen reichte. Dies blieb fortan der Inhalt der Wahlbewegung, und so sprach sich das allgemeine Stimmrecht am 5. December über die Frage aus, ob Württemberg dem neuen deutschen Bunde angehören solle oder nicht.

Noch vor dem Wahltag aber wurden plötzlich die Gemüther nach einer ganz anderen Seite hin in Anspruch genommen. Eine tiefe Trauer und Bestürzung bemächtigte sich des Landes, als die Kunde von den blutigen Ausfallgefechten an der Marne vom 30. November und 2. December einliefen. Die Württemberger hatten an diesen Tagen den heftigsten Ansturm des weit überlegenen Feindes auszuhalten; sie erlitten Verluste, die in hunderten von Familien plötzlich Niedergeschlagenheit und Sorge verbreiteten. Wenn man sie gegen diejenigen hält, welche die anderen Staaten erlitten hatten, so konnte man sie freilich keineswegs unverhältnißmäßig nennen. Allein es waren die ersten großen Verluste, welche Württemberg trafen, und nun trafen sie zu einer Zeit, da man das Ende des Krieges bereits nahe glaubte und man fast schon der Sicherheit sich hingab, daß die Gunst des Geschicks, die unsere Landsleute bisher gnädig verschont hatte, ihnen vollends zu Ende treu bleiben werde. So traf denn der Schlag allerdings doppelt heftig in eine Stimmung, die beinahe schon zur Sorglosigkeit geworden war, die sich an den Gedanken des Wiedersehens der glücklichen Sieger gewöhnt hatte. Bisher war fröhlich zur Feier der Siege geflaggt worden, die nicht durch das eigene Blut erkauft waren. An Sorge für die Verwundeten und Kranken hatte es auch in unserem Lande so wenig als anderswo gefehlt; aber die Verwundeten, die in den Lazarethen des Landes lagen oder halbgenesen durch die Straßen gingen, waren fast ausschließlich Preußen oder Bayern gewesen. Jetzt zum ersten mal trat auch nns der Ernst des Krieges nahe. Auch bei uns harrte man ängstlich der Verlustlisten. Auch unsere Zeitungen füllten sich wit Traueranzeigen der Familien, die gefallene Söhne oder Brüder beweinten. Wenn auch unser Contingent vermöge der erst begonnenen Reorganisation des Heerwesens verhältnißmäßig das kleinste war, so hatte es sich doch ebenbürtig erwiesen, an Tapferkeit und Hingebung stand es keinem nach: jetzt erst traten wir mit Deutschland in die volle Opfergemeinschaft. Mit einem mal ward die Stimmuug eine ernstere, und die Redner der deutschen Partei, die in den Wahlversammlungen sich auf die von Deutschland gebrachten Opfer beriefen, die nicht vergebens gebracht sein dürfen, sahen sich noch in letzter Stunde unvermuthet durch Ereignisse unterstützt, die einem Jeden unmittelbar zum Herzen sprachen.

Die Wahlen vom 5. December sind zu einem Erfolg der deutschen Partei geworden, wie er noch während des Wahlkampfes kaum zu hoffen war. Württemberg hat sich politisch rehabilitirt. Ueber Erwarten zeigte

sich, daß die demagogische Phrase abgenützt ist und der Appell an die kleinbürgerliche Schwärmerei für kleine Steuern und kleine Militärlasten vor den großen Thatsachen des nationalen Kriegs seine Kraft verloren hat. Es ist wirklich in diesen Kriegswochen ein Läuterungsproceß im Innern des schwäbischen Volkes vor sich gegangen, und gerne sehen sich auch die Mißtrauischen belehrt, die befürchteten, daß die Empfänglichkeit für die geschickten Schlagworte der radicalen Wühlerei tiefer liege und durch den Wahlkampf auf's Neue gereizt und genährt werden möchte. Und allerdings ein heißer Kampf war es in den meisten Bezirken, denn die demokratischen und ultramontanen Bewerber vertheidigten mit Leidenschaft ihre alten Stellungen, und auch sie entnahmen ihre stärksten Argumente dem mörderischen unabsehbaren Kriege. Wiederum ließe sich eine wenig erbauliche Blumenlese zusammenstellen. Klagte doch Probst geradezu Preußen an, daß es von 1866 her der intellectuelle Urheber dieses Krieges sei. Hopf, unser schwäbischer Jacoby, scheute sich nicht den Wählern zu sagen: auf die Frage wer Schuld an dem Kriege sei, lasse er sich nicht ein; ein Eroberer sei selten mit dem zufrieden was er habe, heiße er nun Napoleon oder Wilhelm. Das Wort: du sollst nicht tödten, gelte für Napoleon und König Wilhelm ebenso gut wie für den gemeinen Mann. Nach Sedan hätte man Friede machen sollen und nicht den Krieg fortsetzen gegen eine edelmüthige und brave Nation, die nichts von uns gewollt hat. Daß man mit dem Eintritt in den Bund unerschwingliche, Alles verzehrende Lasten für das Militärwesen auf sich nehme, daß die Rechtepflege bedroht, die Staatsfinanzen ruinirt seien, die totale Vernachlässigung des Schulunterrichts bevorstehe. das und ähnliches war genau, wie bei den Wahlen vor zwei Jahren, der stehende Refrain in den Reden der Gegner.

Vielleicht findet man, daß mitten in einem solchem Kriege das Gericht des allgemeinen Stimmrechts über die alten Parteien noch vernichtender hätte ausfallen sollen. Auch in der neuen Kammer werden die Probst, Mohl Hopf, Osterlen und Andre ihrer Gesinnungsgenossen ihre Sitze wieder einnehmen. Allein wer die jahrelange Agitation kennt, die mit jenen schlechten Mitteln in unsrem Volk getrieben wurde, wird den Ausfall immerhin für einen höchst erfreulichen Fortschritt zum Besseren halten müssen. Auch ist die Bedeutung des klerikalen Elements nicht zu unterschätzen, das nun einmal unbekehrbar ist, und weit gefährlicher sich zeigt, als der Lärm der Radicalen. Es ist vorauszusehen, — und gerade diese Wahl liefert beachtenswerthe Symptome — daß den Klerikalen in Zukunft die eigentliche Leitung der Opposition zufallen wird, und unsre Zustände werden somit mehr und mehr denen in Bayern und Baden verwandt werden. In Zukunft werden die unversöhnlichen Demokraten nur noch die versprengten Franctireurs des ultramontanen Hauptheeres sein.

Eben damit hängt es zusammen, daß auch auf der anderen Seite das confessionelle Element schärfer als bisher in Action getreten ist und wesentlich zum nationalen Erfolg beigetragen hat. Eine solche Reaction des protestantischen Bewußtseins kommt nicht unerwartet. Man hat in unserem paritätischen, doch zu zwei Drittheilen protestantischen Lande lange Zeit das Bekenntniß der Minderheit eifrig gehätschelt, besonders war das Ministerium Golther bemüht gewesen, die Katholiken bei guter Laune zu erhalten. Die ganze Richtung unsres gegen Preußen Front machenden Staatswesens, die Cooperation von Demokraten und Klerikalen, die thatsächlich den letzteren zu größerem Einflusse verhalf, endlich der Aufschwung, den der Katholicismus überall mit dem ökumenischen Concil nahm, das Alles hat allmählich auch die streng protestantischen Kreise aufrütteln müssen, wenigstens eine defensive Stellung einzunehmen. Schon seit vier Jahren standen die frommen Secten des Landes in treuer Bundesgenossenschaft mit der deutschen Partei, und es ist ihnen diesmal gelungen, mehrere Vertreter ihrer specifischen Richtung in die Kammer zu bringen. Auch darf der protestantischen Geistlichkeit des Landes, wenn sie gleich nach ihrer ganzen Stellung nicht derselben Mittel sich bedienen kann und mag, wie die katholische, ein erheblicher Antheil an dem glücklichen Wahlresultat beigemessen werden.

Von den Verlusten, welche die particularistische Opposition erlitten hat, ist der bemerkenswertheste der Durchfall Carl Mayer's, des Führers unsrer local-patriotischen Volkspartei, die gern mit der Socialdemokratie aller Länder cokettirte, ihren Cultus mit Emilio Castelar und den Helden der Friedensliga trieb, aber im Grunde ein recht harmloses, wenn auch verbissenes, specifisch schwäbisches Landeserzeugniß war. Sie glich mehr einer kleinstädtischen Zunftstube, die ängstlich über ihren Privilegien wacht und nur als unschuldige Decoration, im Einverständniß mit der Polizei, außen das bedrohliche Banner der europäischen Socialdemokratie angebracht hat. Schon während des Wahlkampfs hatte Carl Mayer Gelegenheit, über den Wechsel der Volksgunst seine Studien zu machen. Vor zwei Jahren war er der gefeierte Held, der widerstandslos von Triumph zu Triumph in seinem Wahlkreis eilte. Heute glichen seine Wahlreisen vielmehr einer fortgesetzten Flucht; er sah sich von Ort zu Ort von seinen siegesgewissen Gegnern verfolgt, und wohin er kam, winkten ihm überall schon zum Willkomm die verhaßten schwarz-weiß-rothen Fahnen entgegen. Da in diesem Bezirk eine katholische Bevölkerung mit ihrer Geistlichkeit fehlte, war seine Candidatur aussichtslos geworden. Mit ihm erlitten das Schicksal des Durchfalls Becher, der Reichsregent vom Jahr 1849, der vor zwei Jahren als Zollparlamentscandidat das unglückliche Wort verübte, daß die Würtemberger die Einheit zwar nicht verhindern, aber verpfuschen könnten, ein Wort, das ihm unvergessen blieb und ihn jetzt zu Fall brachte; ferner der Staatsrechtslehrer Fricker, der erklärte, nicht zu den Todtengräbern der würtembergischen Selbständigkeit gehören zu wollen; dann Sigmund Schott, der Verfasser der „menschlichen Schwächen", der sich im März d. J. als scharfsinniger Casuist des Casus foederis hervorgethan hatte, und eine Reihe von auswärts minder bekannten Namen, die nunmehr auch in ihrer Heimath wieder in eine wohlthätige Vergessenheit zurückfallen.

Die Führer der deutschen Partei sind sämmtlich wiedergewählt. Die Römer, Hölder, Elben, Weber, Pfeiffer stehen heute an der Spitze einer starken Partei, die werthvollen Zuwachs von neuen Kräften erhalten hat und etwa 30 Köpfe stark ist. Die Anstrengungen, welche seit 4 Jahren unter fast hoffnungslosen Umständen treu und unverdrossen von dieser Partei gemacht worden sind, sehen sich heute von glücklichem Erfolge gekrönt. Da-

neben zählt die eigentliche Regierungspartei über 20 Abgeordnete, ein Zuwachs, der um so begreiflicher erscheint, als das Volk offenbar der ewigen Agitation der Volkpartei müde geworden ist. Uebrigens haben deutsche und Regierungs-Partei durchaus einträchtig zusammengewirkt, und man dürfte in der loyalen Haltung der Regierung während der Wahlen zugleich einen Beweis dafür sehen, daß dieselbe entschlossen ist, ehrlich in die Bahn der neuen Bundespolitik einzutreten. Die vereinigte Linke, Klerikale und Radicale, ist auf 15—20 Stimmen zusammengeschmolzen, und so ist mit dem Ausfall der Wahlen auch das Schicksal des Anschlußvertrags in der Kammer entschieden. Unter den Volksabgeordneten allein ist die zur Annahme erforderliche Zweidrittelsmehrheit vorhanden, und dazu kommen noch die etliche 20 privilegirten Stimmen der Ritter- und Prälatenbank, die gleichfalls alle dem Anschluß gesichert sind. Die Ritterschaft hat in ihren Wahlen vollends alle zweifelhaften „großdeutschen“ Elemente entfernt und ausschließlich national gewählt, wenn man nicht etwa den Frhrn. v. Varnbüler ausnehmen will, der aber gleichfalls für den Vertrag stimmen wird.

So ist denn durch diese Wahlen eine durchgreifende Aenderung in unserm Parteiwesen herbeigeführt. Die deutsche Partei, bisher eine kleine Minderheit, ist heute zur stärksten Partei geworden, und wenn damit der Anschluß an den norddeutschen Bund entschieden ist, so wird zugleich die Rückwirkung auf das innere politische Leben des Einzelstaates die wohlthätigste sein. Württemberg wird es in Bälde erfahren, daß durch den staatlichen Anschluß an Deutschland auch seine inneren Einrichtungen gedeihlicher sich entwickeln können, als dies unter den ewigen Hemmnissen eines erbitterten und fruchtlosen Parteigezänks möglich war. Und so schließt denn das gewaltige Jahr, das uns in Sturm und Wetter die deutsche Einheit bringt, unter den erfreulichen Anzeichen ab, daß auch den einzelnen Gliedern neues frisches Leben zuströmen wird aus ihrer Verbindung zum neuen Reich! *r.*

Kriegsbericht.

Die Beschießung von Paris.

Das Bombardement von Paris wird nach den hartnäckigen Kämpfen an der Marne vom 29. Nov. bis zum 2. Dec. in ganz Deutschland mit Ungeduld gefordert. Unter den Gründen, mit welchen man die Verzögerung zu erklären sucht, sind die am eifrigsten umhergetragen worden, welche die Bedenken unserer Armeeleitung auf die Einwirkung deutscher und fremder Fürstinnen zurückführen. Dies ist unwahres und thörichtes Geschwätz, und sollte nirgend geglaubt werden, wo man Vertrauen zu der Einsicht und zu dem Gewissen unseres Obercommando's haben will. Hoffentlich ist der Tag nicht fern, wo der Generalstab des Hauptquartiers selbst eine kurze aber ausreichende Motivirung seiner Dispositionen geben wird — nach der Uebergabe. Bis dahin möge, was man nicht aussprechen kann, der deutsche Leser sich selbst deuten, wenn er folgenden Thatsachen Beachtung gönnt. — Der Ring, in welchem die Forts Paris schützend umschließen, hat 6½—7 deutsche Meilen Kreisumfang, der Ring, in welchem unsere Batterien die Forts mit der Stadt einschließen könnten, würde — abgesehen von der Terrainbeschaffen-

heit — einen Kreisbogen von c. 10 Meilen Länge ausmachen. Von den Punkten dieses größeren Kreises würde die Enceinte der Stadt durchschnittlich mehr als eine halbe Meile, die eigentliche Stadt 3/4 bis 1 Meile in grader Linie entfernt sein. Von Le Bourget z. B., welches noch in scharfer Feuerwirkung der französischen Forts liegt, bis zum Platz der Tuilerien ist in grader Linie eine Entfernung von 1 1/2 Meile. Eine sichere Feuerwirkung unserer Positionsgeschütze ist etwa noch auf 5000 Schritt, also 1/2 deutsche Meile, möglich, nur einzelne Schüsse aus besonders schwerem und besonders dafür construirtem Geschütz und aus einzelnen Batterien würden in die innere Stadt reichen. Daß bei solchen Verhältnissen ein „Bombardement" der inneren Stadt Paris nur als ein Schreckmittel, nicht als wirklicher Zwang anwendbar wäre, ist selbstverständlich. Soll es dafür nützen, so wird es nur als letzter Druck auf eine entmuthigte, zur Uebergabe geneigte Bevölkerung gebraucht werden dürfen. Trifft es nicht mit hochgestiegener Muthlosigkeit zusammen, so steht zu befürchten, daß der verhältnißmäßig geringe Schaden, den es anzurichten vermag, grade die entgegengesetzte Wirkung haben, und die Pariser zu neuem Trotz verhärten würde. Es bleibt also nur, was mühevoller ist, aber militärisch sicherer, ein Angriff der Festung in regelmäßiger Belagerung, denn von einem Handstreich kann bei Paris nicht die Rede sein. Für solchen Angriff haben wir ca. 300 schwere Positionsgeschütze gegen mehr als die zehnfache Zahl in Paris, und ca. 215,000 Mann Belagerungstruppen gegen ca. 280,000 militärisch ausgebildete Vertheidiger, zu denen noch etwa 300,000 Arbeiter mit Haue und Schaufel gerechnet werden müssen. Die Forts sind fast sämmtlich starke Werke; die Vertheidigungskunst hat Vieles gethan dieselben durch Schanzen, Minen, Torpedos und Terrainhindernisse zu verstärken, und wenn auch viel Abenteuer und Schwindel in den Zerstörungswerkzeugen der Pariser sein mag, so ist doch unsererseits jede Vorsicht geboten. Wir haben also einige Forts zusammenzuschießen, dieselben im Nothfall durch Sturm zu nehmen, und das gewonnene Terrain zu weiterem Angriff auf die ausgesetzten Punkte der Enceinte zu benutzen. Die geringere Zahl unserer Belagerungsgeschütze würde dafür kein Hinderniß sein, da wir dieselben auf einzelne besonders angreifbare Punkte zu concentriren vermögen, der Belagerer hat bei solchem Angriff fast dieselben Vortheile, wie der Belagerte beim Ausfall, die nämlich, daß er überlegene Kraft an einer Stelle zu sammeln vermag. Aber eine andere Erwägung ist nicht abzuweisen, die im Kriege oft die Operationen der Feldherrn gebieterisch beeinflußt. Jede Kraftäußerung wirkt auf den Feind, solange seine Kraft nicht völlig gebrochen ist, als eine Herausforderung, und hat zunächst eine acute Steigerung des Widerstandes zur Folge, ähnlich wie in der Natur die Aufregung einer Electricität eine Spannung durch die entgegengesetzte erzeugt. An dem Tage, wo unser Angriffsobject zweifellos, ein energisches Vorgehen an bestimmter Stelle zu erwarten ist, wird auch der Feind all' seinen Scharfsinn und seine — nicht verächtlichen — offensiven Mittel nach derselben Stelle richten. — Es ist wohl möglich, daß unser Obercommando ein solches Fixiren der Widerstandskraft, und die dadurch dem Feinde ermöglichte Sicherheit der Combinationen nicht für zweckdienlich hält. Jetzt stößt der Gegner, der schweigsam eingehegte, tastend bald hier, bald dort hinaus, an dem zähen Widerstande verarbeitet er seine bereits vorhandene active Kraft, aber seine Unsicherheit und unsere Passivität tragen mehr dazu bei, ihn zu lähmen, als seinen Entschluß zu beflügeln. Und unsere unthätige Wachsamkeit läßt unserem Verbündeten in der Stadt, dem Mangel an Lebensmitteln, völlig Zeit, seine Arbeit zu thun, während ein Angriff von unserer Seite zunächst wahrscheinlich neuen Fana-

tismus aufregen würde, zumal er durch einige Tage oder Wochen, in denen um das Außenterrain gestritten wird, nicht einmal außerordentlich imponirend in Ohr und Gemüth der Pariser eindränge. Wohl dürfen wir hoffen, daß unser energischer Angriff trotz Allem in einigen Wochen den Einbruch erzwingen würde, aber darüber darf man sich nicht täuschen, die Opfer würden sehr groß sein, ungleich größer, als durch das Abweisen der Ausfälle, zu welchen die Unternehmungslust der Pariser Generäle sich jetzt versteigt. Deshalb scheint uns die deutsche Armeeleitung genau das Zweckmäßige zu thun, wenn sie den Geschützangriff auf die Tage verspart, in denen die Abnahme der Spannkraft in Paris so groß geworden ist, daß die deutschen Granaten als Beschleunigungsmittel für die Uebergabe zu helfen vermögen. Ob dieser Zeitpunkt schon jetzt eingetreten ist, ob er erst in mehreren Wochen zu erwarten ist, das wissen wir Andern freilich nicht.

Eine nahliegende Frage ist, ob damals, Mitte September, als Paris zuerst cernirt wurde, der sofortige Beschluß eines Angriffs besser gefördert hätte. Das ist möglich. Aber damals rechnete man auf schnellere Wirkung der Clausur, man hatte große Noth, durch Zufuhren auch nur das Leben des Heeres zu erhalten, ein Heranfahren des Belagerungsapparats war, solange die Eisenbahn nicht uns gehörte, ohnedies ein weitaussehendes Unternehmen. Jetzt aber haben wir durch lange, schwere Wochen fester Umstellung die Pariser so weit gebracht, daß nur noch die Dauer des letzten Auflösungsprozesses fraglich ist, jetzt ist es doch gerathen, Schaufel und Haue nicht weiter in Thätigkeit zu setzen, als für die letzten Momente der Belagerung etwa nützlich wird.

Unterdeß haben im Norden und im Süden von Paris die Heere wacker gekämpft, um die französischen Armeen des Nordens und der Loire zu zerstören, beide haben gegen Uebermacht wiederholt siegreich gerungen, ihre Führung erwies die Festigkeit und harte Entschlossenheit, welche durch den Ernst der Lage nöthig geworden ist. Es waren im Südwesten Orleans stromab der Loire für die kleine Armeeabtheilung des Großherzogs von Mecklenburg noch harte Stöße des geschlagenen Feindes zu pariren, der durch ein neues Corps verstärkt wohl der Ueberlegenheit seiner Zahl vertraute. Aber grade in diesem viertägigen Kampfe bewährte sich glänzend die festere Zucht der Preußen. In der Kälte und dem Verluste brach die Kraft des Feindes plötzlich zusammen, es mag ein schweres Ringen unter vielen Entbehrungen gewesen sein, auch die treuen Baiern mußten nach Orleans zurückgeschickt werden. — Ueberhaupt gehören die Gefechte um Orleans militärisch betrachtet zu den schönsten Leistungen dieses Krieges nach Bravour und Dauer der Truppen und fester Führung. Die nächste Kraftanstrengung des Feindes, voraussichtlich die letzte, haben wir im Norden zu erwarten, wo die Truppen desselben im Schutz der zahlreichen Grenzfestungen gehäuft und die größten Anstrengungen gemacht werden, wie es scheint, auch durch Transport von Loirebataillonen durch Seeschiffe. General Manteuffel wird durch das Eintreffen der neuen Landwehrdivisionen im französischen Osten in Stand gesetzt, seine dislocirten Bataillone zu einer respectabeln Macht zusammenzuziehen. Dem beabsichtigten Vorstoß der Nordarmee soll diesmal ein Durchbruch der marschfähigen Pariser Garnison nach Norden entgegenkommen. Wir haben also, falls der Entschluß der Pariser nicht vorher schwach wird, noch einen Kampf — etwa bei St. Denis und den Stellungen des 4ten Corps zu erwarten.

Weihnachten naht, und den Frieden sehen wir noch nicht. — Wir Deutsche empfinden in dieser Festzeit tief das Leid, daß unsere Verwandten und Freunde fern von dem Tannengrün unseres schönsten Familienabends,

inmitten der Winterkälte des feindlichen Landes blutige Arbeit thun und dulden müssen. Solche Wehmuth wird hie und da als Mißstimmung laut. Aber wir möchten unseren zahlreichen Gegnern nicht rathen, darauf irgend welche Hoffnung zu bauen. Der Deutsche hat den Krieg nicht gewollt, als er losbrach, das deutsche Heer hat im Streite nie aufgehört den Frieden und die Heimkehr zu wünschen, aber Heer und Volk werden fest darauf beharren, daß der Krieg nur mit gründlicher Niederwerfung der frechen Feinde ende, die uns die Waffen in die Hand genöthigt.

♀

Literatur und Kunst.

Briefwechsel zwischen Lessing und seiner Frau. Neu herausgegeben von Dr. Alfred Schöne. Nebst einem Anhang bisher meist ungedruckter Briefe. Mit Portrait von Frau Lessing und einem Facsimile. Leipzig, S. Hirzel 1870.

Den Lessingverehrern wird die neue Ausgabe des Briefwechsels mit Eva König ähnliche Freude bereiten, wie wenn uns ein theures altes Familienbild, das lange verstäubt in finstrer Stube gehangen, plötzlich durch neuen Firniß angefrischt an's Tageslicht gestellt wird. Mit erhöhter Lebhaftigkeit empfindet man die Gegenwart der Längstgeschiedenen und wird mit Wohlgefühl der unzerstörbaren Gemeinschaft inne. Wer aber bisher noch wenig oder gar nicht mit dem Inhalt dieser Briefe bekannt gewesen, dem werden zwei Menschen vertraut, die er nie wieder aus dem Herzen verliert. Diesem Briefwechsel fehlt zwar der eigenthümliche Zauber, welcher die Herzensergüsse der nachfolgenden großen Dichtergeneration umkleidet; weder die leidenschaftliche Gluth der Wertherzeit, noch die erhabenen Stimmungen, zu welchen die Gemeinsamkeit blos idealer Interessen emporhebt, klingt aus ihnen wieder; neben jenen Sonntagsgefühlen muthen sie gar werktägig an, aber gerade das ist es, was sie liebenswürdig macht. Wir leben wirklich mit diesen Menschen, durch alle Zufälligkeiten, kleinen Erlebnisse, durch Verstimmungen und allerhand Sorgen hindurch vernehmen wir den Herzschlag der wahrsten, kunstlosesten Empfindung, und wenn sie auch nicht poetisch zum Ausdruck kommt, birgt sie Stoff der Poesie in Fülle. Harte Wochentage hindurch mühen sich die Guten im Kampfe ums Dasein, den sie starken Sinnes mit dem Leben selber überwinden, und da der Sonntag anbricht und Feierstunden des Glücksgenusses, ist die Uhr abgelaufen und der Zeiger fällt. — Sieben Jahre, von 1770 bis 76 wirbt Lessing, damals schon in der Vollreife des Mannesalters, um das geliebte Weib, die er noch an der Seite ihres ersten Gatten, seines Freundes Engelbert König, kennen gelernt. Mit seiner Uebersiedlung nach Wolfenbüttel beginnen die Briefe; Schritt für Schritt, auf mancherlei Umwegen, durch Betheiligung an inneren und äußerlichen Angelegenheiten, gewahren wir die wachsende Neigung. Rührend, wie Lessing gleich im ersten Briefe in der Sehnsucht nach seinen kleinen Gesellschaftern in Hamburg, Eva's Kindern, das innige Verhältniß ausspricht, das nun immer fester und tiefer wird und fast ohne ausdrückliches Bekenntniß bis zur Ehe wächst. In allen mißlichen Lagen sind sie sich die nächsten Vertrauten; Lessing oft verstimmt und den kleinen und großen Täuschungen und Quälereien seiner Stellung gegenüber nicht selten zur Gewaltsamkeit geneigt, und doch immer Meister über seine Empfindungen; „wenn ich nicht recht wohl bin“, schreibt er einmal an anderer Stelle, „sind mir Kleinigkeiten immer noch kleiner;“ — Eva dagegen, obgleich bei all' ihrem liebevollen Gemüth nicht

immer von melancholischem Hange frei, standhaft in den zahllosen Verlegenheiten, die ihr bereitet werden, daneben nicht selten durch anmuthige Schalkhaftigkeit erfrischt und erfrischend, mit feinem weiblichen Zartgefühl, voll großherziger Gewissenhaftigkeit, unbedingt warhaft in allen Stücken, mit gescheutem Blick in geschäftlichen Fragen, die sich ihr unabläßig aufdrängen, — so wandeln die Beiden, meist weit getrennt, dennoch in stetiger Annäherung, verständig und einfach herzlich in ihren Aeußerungen, nicht unberührt von den wechselnden Wolkenschatten, die jedes solches Verhältniß bringt, auch nicht empfindungslos für Nebendinge außer ihnen, aber mit der Kraft der Ueberwindung, die uns im großen scharfsinnigen Denker und Kritiker die männliche Treue und das warme Herz, in seiner Gattin das aufopfernde reine Gemüth des liebenswerthesten Weibes offenbart. Fünfvierteljahr nur waren sie vereint; aber wen das Heerdfeuer des bescheidenen Hauses in Wolfenbüttel beleuchtete, der trug den weihevollsten Eindruck davon. „Ich darf Sie versichern" — so schreibt der junge Spittler an Meusel — „daß Lessing der größte Menschenfreund, der thätigste Beförderer aller Gelehrsamkeit, der hilfreichste und herablassendste Gönner ist. Man wird unvermerkt so vertraut mit ihm, daß man schlechterdings vergessen muß, mit welch' großem Manne man umgeht; und wenn's möglich wäre, mehr Menschenliebe, mehr thätiges Wohlwollen irgend wo anzutreffen, als bei Lessing, — so wär's bei Lessings Gattin. Eine solche Frau hoffe ich nimmermehr kennen zu lernen: die unstudirte Güte des Herzens, immer voll der göttlichen Seelenruhe, die sie auch durch die bezauberndste Sympathie Allen mittheilt, welche mit ihr umzugehen das Glück haben!" So erhalten wir das Bild eines vollendeten, geläuterten Glückes, eines solchen, dem irdische Dauer nicht lang gemessen zu sein pflegt, weil es in seinem Beginn schon Ewigkeit ist. — Es ist eine zartfühlende, keusche Hand, der wir die willkommene Gabe verdanken. Mit der Genauigkeit und behutsamen Treue, die dem Literarhistoriker so wohl ansteht wie sie dem Philologen ziemt, hat der Herausgeber die bisher nur in mangelhafter Original-Ausgabe (von Karl G. Lessing 1789) und in den Abdrücken bei Lachmann und bei Maltzahn in der übrigen Correspondenz verstreut vorhandenen Briefe als Ganzes geordnet und mit zahlreichen Erläuterungen ausgestattet, bei denen er von vielen Seiten mit schätzbaren Beiträgen unterstützt worden. Ein Vorwort schildert in Kürze, aber mit Vollständigkeit, die Schicksale der Liebenden in der Zeit ihres Briefwechsels und gibt an der Hand desselben einen Abriß der Entwicklung ihres Verhältnisses. Am Schluß ist dankenswerthe Auskunft über die Personen gegeben, deren im Briefwechsel Erwähnung geschieht, und außer Index und Facsimile auch noch eine frische Lese ungedruckter Briefe Eva's und Lessing's angefügt, unter denen ein Paar an Maler Müller und an Buchhändler Schwan von nicht unerheblichem sachlichen Interesse, der an Christian Felix Weise besonders anziehend ist.

Als Schmuck ist dem Buche ein (von H. Bürkner gestochenes) Porträt von Eva vorgesetzt. Es führt zurück auf das einzige Originalgemälde, das zu existiren scheint, und da Referent dasselbe kennen zu lernen Gelegenheit hatte, so seien hier einige Bemerkungen darüber gegönnt. Das Bild befindet sich im Besitz der mit König direct verwandten Familie Henneberg zu Wasserleben bei Halberstadt. Ueber die Zeit der Entstehung und über den Maler scheint sich keine bestimmte Ueberlieferung erhalten zu haben. Daß Eva anscheinend keinen Ring am Finger trägt, läßt vermuthen, das Porträt stamme aus der Zeit ihres ersten Brautstandes, eine Annahme, welche dadurch unterstützt wird, daß sich an demselben Orte als Pendant (obgleich nicht in völlig übereinstimmendem Format) das Porträt Engelbert König's befindet, der als junger Mann, bartlos, in schmuckem rothem Festrocke gemalt ist, ein freundlich-klares Gesicht von runden völligen Formen und gesunder Farbe, nicht ohne eine entfernte Aehnlichkeit mit dem jugendlichen Lessing, wenn sich auch anderes Temperament in ihm ausprägt. Bei seinem wie bei Eva's Bildniß erschwert das ge-

puderte Haar eine genaue Altersbestimmung. Sie selbst — in weißem Kleide mit blauem Besatz — zeigt sehr bestimmt markirte Züge (die in der Radierung noch etwas schärfer ausgefallen sind), blaue Augen und blassen gelblichen Teint, der durch den hohen grauweißen Haarbausch mäßig gehoben wird. Aus dem Antlitz spricht eine feste klare Seele, viel Verstand und Laune, in den Formen des Gesichts und im ganzen Wuchs, der vielleicht durch Schuld des Malers und durch das Schönheitsvorurtheil der Zeit in seiner Schlankheit übertrieben ist, liegt ein Typus, aus welchem man auf Aehnlichkeit mit dem Vater schließen möchte. Der Kunstwerth ist ebenso, wie an Königs Portrait, das von andrer Hand scheint, nur gering, die Malerei, wenn ganz intakt, ist sehr conventionell, aber es gewährt großen Genuß, die Erscheinung mit dem Bilde zu vergleichen, das die Briefe von ihr geben.

Zur Erinnerung an Gotth. Ephr. Lessing. Briefe und Actenstücke &c. herausgeg von Dr. O. v. Heinemann. Leipzig, S. Hirzel 1870.

In dieser den Papieren der herzogl. Bibliothek und den Acten des Landeshauptarchivs zu Wolfenbüttel entlehnten Sammlung erhalten wir nicht blos einen dankenswerthen Zuwachs zu den vorhandnen Lessingiana, — 26 bisher ungedruckte Briefe an Eschenburg sodann Actenstücke, welche u. a. bezüglich des vielberufenen Streits über die von L. herausgegebenen Fragmente eines Unbekannten urkundlichen Aufschluß enthalten, — sondern auch eine Reihe verschiedenartiger zeitgenössischer Notizen über Lessing und mehrere Protokolle und Inventar-Verzeichnisse, welche unsre Kenntniß von L.'s Stellung in Wolfenbüttel, seinem Hausstand und Nachlaß durch interessante Einzelheiten ansehnlich vermehren und berichtigen. Die verschiedenen Richtungen, nach denen diese mannigfaltige Nachlese zur Lessing-Literatur werthvoll und lehrreich wird, können hier nicht speciell verfolgt werden, aber es ist Pflicht, auf eine Bereicherung an Acten-Material aufmerksam zu machen, für die jeder Literaturhistoriker dem sachkundigen Herausgeber zu Dank verpflichtet ist. Infolge des Kriegs verzögert, erscheint die Sammlung — wie sich das Vorwort ausdrückt — „in diesen glorreichen Tagen, die bestimmt scheinen, die geistige Befreiung vom französischen Einflusse, welchen Lessing vor mehr als hundert Jahren mit der schneidenden Waffe der Kritik begann, nun auch auf staatlichem Gebiet für alle Zeiten zu vollenden." Sollte das Buch durch solches Zusammentreffen augenblicklich der Aufmerksamkeit, die es verdient, entrückt werden, so möge die Mahnung an den vorkämpfenden Geist, auf den es sich bezieht, ihm in den ersehnten Tagen des Friedens desto dauernder seinen Platz sichern. —

Die Verlagshandlung von A. Dürr, welche stets eine erlesene Stelle auf dem Weihnachtstisch der Literatur mit ihren Gaben füllt, hat auch in diesem sturmbewegten Jahre eine Anzahl schöner Unternehmungen gezeitigt. Sie treten zu einer Zeit ans Licht, in welcher unserm Volke das Leben und das Fest, das es am liebsten feiert, gar trüb ist, aber sie gehören einer Sphäre menschlicher Leistung an, welche des Geheimnisses waltet, ernst zu wirken im heiteren Leben, aber heiter und frei, wo das Leben ernst ist. Drei Künstler erscheinen, sehr verschiedenen Geistes Kinder, aber jeder in seiner Art willkommen.

Thomas von Kempen: Vier Bücher von der Nachfolge Christi, mit Originalzeichnungen von Joseph Ritter von Führich, in Holz ausgeführt von R. Oertel. Leipzig A. Dürr 1871.

Unternimmt der Maler, Stoffe zu behandeln, die in anderer Kunstform bereits vollendeten Ausdruck gefunden haben, so bleibt er immer beschränkt; wahrhaft frei wird er bei Anlehnung an Vorgestaltetes nur dann schaffen, wenn der Gegenstand der Art ist, daß er ihn behandeln kann wie der Musiker das Wort des Lie-

des, dessen Seele er durch seine Melodie tönen läßt wie sie der Dichter sprechen lehrt. Nicht in ausdrücklicher, bis in's Einzelne gehender Ebenmäßigkeit der kunstgerecht überlieferten Stoffe mit den Darstellungsmitteln des Malers liegt immer die Dankbarkeit solcher Aufgaben, sondern darin, daß die Natur des Gegenstandes jedem der Darsteller gestattet, ganz in seiner eigenthümlichen Weise als Poet damit zu verfahren. Der Künstler vollends, welcher sich dem Prediger als Dolmetsch zugesellt, kann nicht wie bei Illustration eines erzählenden Buches das in Worten Gestaltete figürlich ausdrücken, sondern er muß zu dem Quell der Vorstellungen zurückkehren, aus dem der Redner geschöpft hat; er muß darnach streben, auf dem Wege bildlicher Anschauung denselben Eindruck in der Seele des Betrachters hervorzurufen, den das lebendge Wort auf den Hörer macht. Indem Führich daranging, Darstellungen zu Thomas a Kempis zu entwerfen, verhehlte er sich keineswegs, daß das Buch von der Nachfolge Christi für den ersten Anblick völlig bilderlos sei. Was ihn reizte, war, daß dasselbe, näher betrachtet, die ganze christliche Welt- und Lebensanschauung in sich birgt. Bei seiner ausgeprägten katholischen Ueberzeugung mußte sich ihm seine Aufgabe so stellen, daß er zu den Betrachtungen und Lehren des gottseligen Mannes stets das Urphänomen, die typische Erscheinung vor Augen führte, die in der evangelischen Geschichte und den Traditionen der Kirche liegt. Das hat Führich hier mit der frommen Empfindsamkeit, über welcher er nur selten den echt künstlerischen Tact verliert, geleistet. Er führt hier uns neben biblischen Episoden frei erfundene Scenen allegorischen Inhalts, stimmungsvolle Einzelfiguren und mehr oder minder beziehungsreiche Randzeichnungen vor, die theils in abgerundeten Bildern, theils in Form von Decorationsgliedern den Text als stumme Glossen begleiten. In fortlaufender Reihe stellen sie vor Augen, wovon im Grunde das Buch stets redet, auch ohne daß es ausdrücklich gesagt wird. In der That herrscht vollkommene Harmonie in Wort und Bildern, und zwar äußerlich ebenso wie innerlich. Unverkennbar ist die Geistesverwandtschaft zwischen dem Mönch des 15ten und dem Maler des 19. Jahrhunderts, und wie sie von einer Wahrheit durchdrungen sind, so reden sie auch fast dieselbe Sprache. Der schlichten Einfachheit des Predigerwortes entspricht der große und ernste Stil dieser Zeichnungen aufs trefflichste; an Breite und Klarheit, an Verständniß der Formen, an Stätigkeit und Treue der Durchführung werden es heute Führich nur wenige gleich thun; wenn sein sittlicher Geschmack — um so zu sagen — stets auf derselben Höhe stünde wie der sinnliche, seine Werke würden der größten Popularität werth sein. Von diesem neuesten darf man dies unbedenklich sagen; nur Wenige Blätter leiden durch den erkältenden Schematismus strengkatholischer Vorstellung, die meisten durchweht einfach christliche Frömmigkeit. Und wenn auch der Künstler selbst sich dagegen verwahren wollte, in seiner Gestaltungsweise liegt viel von dem Geist der Männer der italienischen Renaissance, aus deren Berührung einstmals die Schüler Thomas' von Kempen, neuen Geist in die dunkle Heimath mitbrachten.

Von hervorragender Schönheit ist das Technische an diesem Buche. Führich's Zeichnungen, so wiedergegeben, wie es hier durch Herrn Oertel geschehen ist, können schlechthin als Muster ihrer Gattung gepriesen werden; hier ist dem Holzschnitt seine volle Würde und Veredlsamkeit verliehen. Die äußerliche Ausstattung steht in jeder Hinsicht auf der Höhe edelsten Geschmacks. n.

Auf die beiden anderen Festgaben des Dürr'schen Verlags — „Satura" von Genelli und „Auf dem Lande" von Pletsch — können wir des beschränkten Raumes wegen erst im nächsten Hefte eingehen. D. R.

Verantwortlicher Redacteur: **Alfred Dove.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Ein Blick auf die Geschichte der Stadt Metz.

Für die meisten unter uns lag noch vor wenigen Monaten der Name der Stadt Metz ebenso fern, wie der Mailands oder Veronas, von denen man ja auch weiß, daß sie einst zum römischen Reiche gehörten: ein verblaßtes Andenken an alte Unbilden, ein längst verschmerztes Gut, von dessen unwiederbringlichem Verluste man nicht gern redete. Jetzt birgt er für alle eine Fülle von glänzenden und ruhmvollen, wie von schmerzlichen und tief ergreifenden Erinnerungen, und unter den Ehrentagen unseres Volkes werden fortan neben Fehrbellin und Leuthen, neben Leipzig und Waterloo die Kämpfe um Metz auf das hellste hervorleuchten. Doch nicht auf die noch unabgeschlossene Gegenwart, auf die Vergangenheit dieser Stadt vielmehr will ich heute hinweisen, eine Vergangenheit, so reich an Wechselfällen, an Thaten und Leiden, wie diesseits der Alpen nicht viele Städte sich ihrer zu rühmen haben.

Das alte Divodurum — so lautet der ursprüngliche Name, der fast bis in die Zeiten von Christi Geburt hinaufreicht — der Hauptort der gallischen Mediomatriker, wird nach den letzteren seit dem fünften Jahrhunderte in abgekürzter Form Metis genannt, woraus die neuere Benennung Metz oder Mets (daher Messins), wie die Franzosen sagen, sich entwickelt hat. Als römische Provinzialstadt empfing Metz seinen vollen Antheil an der hochgesteigerten Cultur der Römer; es hatte sein Amphitheater, seine Bäder und seinen Circus, und noch jetzt stehen einige Bogen der großartigen Wasserleitung, die über die Mosel hinweg die klaren Fluten des Gorzebaches in die Stadt führten. Als das Christenthum in den gallischen Landen zur allgemeinen Herrschaft gelangte, wurde Metz ein christlicher Bischofssitz, dessen Anfänge fromme Dichtung bis auf unmittelbare Schüler der Apostel Petrus und Johannes zurückzuleiten suchte. Ohne schweren Kampf siegte der neue Glaube, denn die Stadt, obgleich sie viele Reliquien besaß, rühmte sich später, nie das Blut eines Märtyrers vergossen zu haben. Die Schrecken der Völkerwanderung, welche durch Zertrümmerung des altrömischen Wesens Raum für neue Schöpfungen gab, traten an Metz heran in Gestalt einer Plünderung

durch den furchtbaren Hunenkönig Attila selbst, die nur halb aus dem Zwielichte der Sage auftaucht. Wenige Jahrzehnte darauf, seit dem Ausgange des fünften Jahrhunderts, geboten deutsche Herren, die Ripuarier oder Rheinfranken, über die alte Stadt der Mediomatriker.

Eine tiefgreifende Umwandelung fand durch die Eroberung in der ganzen nördlichen Hälfte Galliens statt; bis weit hinein in das heutige Frankreich, das ja von daher seinen Namen erhielt, wurde deutsche Sprache neben der römischen vernommen, ließen fränkische Einwanderer mit ihrem besonderen Volksrechte sich unter römischen Provinzialen nieder. Von dieser Auffrischung, dieser Beimischung deutschen Blutes wurden ganz besonders die Mosellande berührt, die hierdurch ein neues Gepräge erhielten. Metz selbst, der Mittelpunkt Austrasiens, d. i. des Ostlandes, ward einer der Herrschersitze des fränkischen Reiches. Vor dort aus eroberte König Theoderich unser Thüringen und schon im sechsten Jahrhunderte bewunderte der Italiener Venantius Fortunatus die liebliche Lage der Stadt, die er eine prächtige und glänzende nennt, an den bläulichen Wellen der Mosel, starkbefestigt erscheint sie ihm, von Mauern und Wässern umgürtet.

Wie unter dem ersten fränkischen Königshause, dem der Merovinger, so spielte nicht minder unter ihren Nachfolgern, den Karolingern, Metz eine hervorragende Rolle. War doch der Ahnherr dieses echt deutschen Geschlechtes, der h. Arnulf, selbst Bischof dieser Stadt geworden, die St. Arnould noch jetzt als einen ihrer Schutzpatrone verehrt, und in seiner Kirche fanden Karls des Großen Gemahlin Hildegard und sein Sohn Ludwig der Fromme ihre letzte Ruhestätte. Von dem Bischofe Chrodegang von Metz gingen die Ordnungen für das kanonische Leben der Domherren im ganzen Abendlande aus und in Metz wurde eine der beiden Sängerschulen errichtet, welche den römischen Kirchengesang diesseit der Alpen einbürgern sollten. Ein beliebter Aufenthalt war für die ersten Karolinger auch die benachbarte Pfalz von Diedenhofen (Thionville), einem Orte fränkischer Gründung.

Andere Zeiten kamen, da das Reich des großen Karl auseinanderfiel, der deutsche Osten und der romanische Westen sich schieden und die Mitte, vordem der Kern des Ganzen, nun zum Gegenstande des Streites für die beiden Theilreiche wurde. Obgleich der französische König Karl der Kahle zu Metz in vorschneller Begehrlichkeit die Krone des Lotharsreiches oder Lothringens sich aufs Haupt gesetzt hatte, so mußte er doch durch die Drohungen seines Bruders, Ludwigs des Deutschen, gedrungen, die Beute ungern wieder fahren lassen. Am 8. August 870, grade vor tausend Jahren also, wurde Metz zum ersten Male deutsch und neun Jahre später folgte auch die damals französisch gebliebene Hälfte Lothringens der deutschen nach. Obgleich der Besitz hierauf noch einige Male wechselte, Deutschland behauptete schließ-

lich das Feld und das Herzogthum Lothringen ohne Unterschied der Sprache bildete die deutsche Vormauer gegen den Westen, der durch eigene Ohnmacht für lange Zeit von allen Eroberungsgedanken ferngehalten wurde.

Metz, der Sitz eines Bischofes, der dem Trierer Erzbischofe untergeordnet war, trug in dieser Periode mit seinen vielen Kirchen und Klöstern vor allem den Charakter einer geistlichen Stadt, einen Charakter, der sich trotz aller stattgehabten Wandlungen bis auf die Gegenwart noch nicht völlig verwischt hat. Vertraten auch der Herzog von Lothringen und der Graf von Metz (bis 1223) der Gemeinde gegenüber die kaiserliche Autorität zunächst, mächtiger als sie griff durch ausgebreiteten Besitz und mancherlei Herrschaftsrechte der Bischof ein, der als einer der angesehensten unter den Kirchenfürsten des Reiches im Rathe wie mit den Waffen dem Kaiser zur Seite stand oder ihm auch gelegentlich trotzte. Unter dem milden Walten des Krummstabes gehörte Metz zu den ansehnlichsten Städten des Reiches, dichtbevölkert und wohlhabend durch seine fruchtbaren Umgebungen, wie durch gewinnreichen Handel. Am meisten aber bewundert ein mönchischer Dichter des elften Jahrhunderts (Sigebert von Gembloux), der oft durch ihre engen Gassen gewandert, die Mauern aus starken Quadersteinen erbaut, nicht leicht zu brechen noch zu erstürmen. Denn der Berg deckt die Mauer, der Fluß wieder den Berg, Wälle erheben sich von innen und wo die Natur es an sich fehlen läßt, hat menschliche Hand und Kunst nachgeholfen. Die Thürme erinnern ihn an Babylon, nicht Sturmbock, Sichel oder Wurfgeschosse, noch irgend ein Mauernbrecher vermögen ihnen etwas anzuhaben. Die Häuser der Stadt ragen gleich den Palästen Roms, wie Vorhöfe des Himmels ihre zahlreichen Kirchen, deren vornehmste dem heiligen Stephan Lobgesänge anstimmt. Nur mäßig ansteigend wird die Stadt von der mehrfach gespaltenen Mosel und von der kleinen Seille durchströmt, die, zugleich eine Schutzwehr, mit sanftem Gemurmel das Ohr ergötzen und Fische auf die Tafel liefern. Anmuthig anzuschauen und reich von der Natur gesegnet sind die Berge, welche sie in weitem Bogen umschließen mit ihrem Wechsel von Rebengeländen, laubreichen Wäldern, fetten Triften und Aeckern voll von Frucht, von fleißigen Händen bebaut, durch Vögel und Bienenschwärme belebt in einer Luft, wie es keine heilsamere gibt. Weder Homer noch Virgil, so meint unser Dichter, könnten solche Reize würdig schildern. Worms und Tull, Verdun und Lüttich, Reims und Trier, sie alle müßten sich vor Metz beugen. —

In der Zeit der staufischen Kaiser, da überall in den Städten Italiens, Frankreichs und Deutschlands frisches jugendkräftiges Leben sich regte, erstand auch in Metz eine freie Bürgergemeinde, die seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts von dem bischöflichen Joche sich losmachte und unter kaiser-

lichem Schirme anfing, sich selber Gesetze zu geben, sich selbst zu besteuern und (seit 1376) sogar eigene Münzen zu schlagen. Wie das deutsche Reich in seiner universellen Bestimmung mit loser und leichter Hülle die mannigfachsten Verfassungsformen in sich schloß, so konnte unter seiner Oberhoheit die streitbare Bürgerschaft von Metz im dreizehnten Jahrhundert sich fast zu voller republikanischer Unabhängigkeit hindurchringen und außerhalb ihrer 20 Thore noch ein kleines Gebiet von 265 Dörfern beherrschen. Die Verfassung des Freistaates war, ähnlich der von Basel, Zürich, Straßburg und Augsburg, eine durchaus aristokratische denn alle Macht in öffentlichen Dingen beruhte auf sechs Geschlechtern, aus denen nach streng geregelter Reihenfolge und Vertheilung sämmtliche Beamte hervorgingen. Von diesen Geschlechtern oder Adelsgesellschaften, paraiges genannt, heißen die fünf ersten älteren nach einzelnen Stadtvierteln (d'Outre-Seille, Jurue u. s. w.) und stellen in sich einen verwandtschaftlichen Verband adlicher Familien dar; das sechste und größte dagegen heißt das gemeine (du commun), weil es aus später emporgekommenen, unzusammenhängenden Familien besteht. Mit großer Zähigkeit halten diese Genossenschaften, jede mit eigenem Wappen und Siegel, an den ererbten Vorrechten fest. An der Spitze des Ganzen steht (seit 1190) als Oberhaupt der hochgebietende Schöffenmeister (maître-échevin), zuerst auf Lebenszeit, dann alljährlich von den Aebten der fünf größten Klöster, zu denen auch Gorze zählte, und dem Domprobste gewählt. Er selbst erkor sich als Räthe 12 Schöffen, bei weitem einflußreicher aber als diese war der aus den Geschlechtern erlooste Senat der dreizehn (treize), dem außer der polizeilichen Aufsicht namentlich die bürgerliche wie die peinliche Rechtspflege oblag. Von ihrem Urtheilsspruche in peinlichen Sachen fand keine Berufung statt: nur wenn der zum Tode verurtheilte Verbrecher zufällig dem Schöffenmeister begegnete, hemmte dieser die Vollziehung des Spruches und ordnete eine neue Untersuchung an. Außer den dreizehn, die auch in der politischen Leitung dem Oberhaupte zur Seite standen, wurden zu ihrer Unterstützung und Ueberwachung auch noch die sogenannten prudhommes in schwankender Zahl durchs Loos erwählt. Die einzige aus der Gemeinde hervorgehende Behörde waren die 25 geschworenen Grafen (comtes-jurés), die an der Verwaltung einigen Antheil hatten. In den aus allen diesen Beamten gebildeten hohen Rath entsandten die Geschlechter überdies noch 140 besondere Vertreter. Nur in außerordentlichen Fällen wurde daneben die gesammte Bürgerschaft, in der außer den reichen Kaufleuten vorzüglich die in 10 Zünfte getheilten Handwerker hervortreten, zu einer Versammlung berufen. Außer den leitenden Behörden gab es noch eine große Anzahl weiterer Aemter, wie die Sieben vom Kriege, die Sieben von den Thoren und Mauern, die Sieben von der Steuer, vom Schatze, den Schatz-

meister, 3 maires und 20 Notare (amans); reichliche Gelegenheit also für alle aufstrebenden Kräfte und Talente sich in öffentlichen Geschäften zu bethätigen.

Mit Stolz blickten die Metzer auf ihre wohlorganisirte Freiheit und deren Schützer; dem Kinde aus einem der Geschlechter ward in der Wiege gewünscht, daß es dereinst Schöffenmeister von Metz oder doch wenigstens König von Frankreich werden möchte. Mit dem Tage des Amtsantritts ihrer höchsten Beamten, dem 21. März, beginnen die Metzer Chronisten ihr Jahr. Freilich fehlte es nicht an Parteikämpfen und inneren Gegensätzen; manche Verschwörung wider die bestehende Ordnung der Dinge fand ihre blutige Strafe. In den krummen Gassen, zwischen den hohen finsteren Häusern der Stadt, die von vielen Kirchen, vor allem von der prachtvollen Kathedrale überragt wurden, bewegte sich ein lautes und fröhliches Treiben, dem es weder an Glanz noch an Abwechslung fehlte. Von der Ueppigkeit, die in der Stadt herrschte, zeugten obrigkeitliche Verbote gegen allzu kostbare Geschenke der Ehegatten. Außer andern Lustbarkeiten, wie Turnieren und Maskenzügen, waren besonders theatralische Vorstellungen beliebt, die von der Geistlichkeit veranstaltet wurden. Bei einer Aufführung des Lebens der h. Katharina von Siena (im J. 1468) erwarb sich ein etwa achtzehnjähriges Mädchen, eine Bürgerstochter, so großen Beifall, daß viele Zuschauer zu Thränen gerührt wurden und ein reicher Edelmann die schöne Schauspielerin heirathete. Ein Terenzisches Lustspiel in lateinischer Sprache dagegen wurde von dem Publicum ausgepfiffen.

So deutsch die ganze Staatsordnung von Metz uns auch erscheint, so deutsch der Charakter der Bürgerschaft, die schon in den Zeiten Heinrichs IV. gegen ihren päpstlich gesinnten Bischof eifrig zum Könige hielt, so läßt sich doch nicht leugnen, daß nachweislich seit dem Beginn des dreizehnten Jahrhunderts das Französische die Amtssprache der Metzer Behörden war. In französischer Sprache sind alle Erlasse (atours) derselben abgefaßt — der älteste gegen 1220 —, französisch auch die in republikanischer Zeit noch aufgezeichneten Chroniken. Daß daneben die deutsche Sprache mindestens auch sehr bekannt, daß sie von vielen Einwohnern verstanden, ja zum Theil als Muttersprache geredet wurde, ist bei dem ziemlich lebhaften Verkehr mit Deutschland, zumal mit Straßburg und Frankfurt, wohl nicht zu bezweifeln, die rue und porte des Allemands weist darauf hin. Ueberhaupt aber hatte die Sprache noch wenig politische Bedeutung; das römische Reich mit seinem Anspruche auf Burgund und Italien umfaßte sehr viele Welsche, die in ihrer Nationalität durch die deutsche Herrschaft durchaus nicht gekränkt wurden. Daß gerade in Metz auf einem überaus glänzenden und zahlreichen Reichstage (im December 1356) die goldene Bulle verkündigt wurde, zeigt wohl, wie fest die Stadt zum Reiche gehörte, beweist aber nichts für ihre Nationalität.

Einen bequemeren Herrn als den Kaiser konnten auch die Metzer sich schwerlich wünschen, denn sehr gering waren ihre unmittelbaren Leistungen für das Reich. Kam der Kaiser einmal in ihre Stadt, was seit dem dreizehnten Jahrhunderte nur in langen Zwischenräumen zu geschehen pflegte, so wurden ihm die Schlüssel feierlich entgegengetragen, Bürgerschaft und Geistlichkeit empfing ihn, jede für sich, mit allem Prunke und geleitete ihn unter einem von Edelleuten getragenen Thronhimmel durch die Straßen, ihm und seinem zahlreichen Gefolge ward eine glänzende Bewirthung dargeboten, zu welcher nothwendig auch Ehrengeschenke, meist in Goldstücken und Naturallieferungen bestehend, gehörten. Der Kaiser seinerseits beschwor bei dem Eintritt die Freiheiten und Vorrechte der Stadt, über welche auch sonst von Zeit zu Zeit urkundliche Besiegelungen erfolgten. Weitere Zumuthungen, Zahlungen für das Reich oder die Stellung von Mannschaften wurden jedoch beharrlich abgewiesen, indem die Metzer sich auf das entgegenstehende Herkommen beriefen und sich berühmten auf eigene Kosten und Gefahr ihre Mauern in Stand zu halten und gegen jeden Feind allein zu vertheidigen. Ihre Stadt aber, so erklärten sie noch im Jahre 1541 Karl V., sei eine der besten Wachten, Festungen und Vormauern des heiligen Reiches (l'ung des meilleurs bellouards, forteresses et propugnacles de votre sainct Empire), weshalb es demselben zum unersetzlichen Schaden gereichen würde, wenn Metz jemals, was Gott verhüte, durch irgend einen Unfall in fremde Hände gerathen sollte.

Die Bürger, welche diese stolze Sprache führten und damit ihre aufrichtige Anhänglichkeit an das Reich kundgaben, hatten ein Recht dazu auf eigene Kraft zu pochen, denn in vielen Kämpfen, theils mit dem eigenen Bischofe und seiner Klerisei, theils mit den benachbarten Fürsten, namentlich dem Herzoge von Lothringen, mußten sie dieselbe erproben. Ein eigenthümlicher Grund wirkte hierbei öfter mit. Obgleich Metz nämlich nicht viele Erzeugnisse heimischen Gewerbfleißes aufzuweisen hatte, so blühte doch durch die Gunst der Lage und die Fruchtbarkeit der Gegend daselbst ein lebhafter Handel, zumal mit Bodenerzeugnissen, und ganz besonders das Geld- und Wechselgeschäft, bei dem auch Juden und Lombarden ihre Rechnung fanden. Die großen Herren der Umlande, wie die Herzoge von Lothringen und Bar, in steter Geldverlegenheit, nahmen daher gern Anleihen in dem reichen Metz auf und fingen, wenn sie dieselben nicht zurückzahlen konnten, oder ihr Credit erschöpft war, Krieg mit der Stadt an, um den lästigen Gläubiger in etwas gewaltsamer Weise zu beschwichtigen. Eine schwere und leidvolle Belagerung und Einschließung erduldete Metz 1324—26 durch einen Fürstenbund, an dem außer jenen Beiden auch die andern Nachbarn, König Johann von Böhmen als Herzog von Lützelburg und Erzbischof Baldewin von Trier betheiligt waren; nach

barbarischer Verwüstung der Landgüter und Weinberge und tapferer Gegenwehr der Büger, die sich bereits der kürzlich erst erfundenen Kanonen und Feldschlangen bedienten, vertrug man sich zuletzt friedlich und die Stadt kaufte sich durch eine artige Geldsumme von ihren Peinigern los. Viel bedrohlicher noch als diese erste, war eine zweite Belagerung, die im Jahre 1444 abermals der Herzog von Lothringen, Renatus von Anjou, durch Geldnoth getrieben über Metz verhängte, denn nicht deutsche Fürsten, sondern Frankreich nahm diesmal an derselben Theil. König Karl VII. ergriff freudig die Gelegenheit, seine durch den Waffenstillstand mit England entbehrlich und lästig gewordenen Söldner in passender Weise zu beschäftigen. 60,000 Mann umringten am 10. September die überraschte Stadt und zerstreuten sich sengend und raubend über ihr Gebiet. Ueber fünf Monate nur auf sich angewiesen, hielten die Metzer wacker Stand und bewahrten endlich im Friedensschlusse ihre volle Selbständigkeit — freilich wiederum gegen Geldopfer, die die Gemeinde lange und schwer bedrückten. Bei dieser Gelegenheit war es, wo Frankreich, kaum aufathmend von den englischen Kriegen, zum erstenmale seine Hand nach dem Besitze der wohlgelegenen Stadt ausstreckte, aber die Vertreter der Bürgerschaft erklärten, daß sie von jeher ein Glied und eine freie Stadt des heiligen römischen Reiches gewesen und ihm allein zur Treue verpflichtet seien. Eher wollten sie sterben, als ihre Ehre durch Treubruch erniedrigen. Nicht minder wurde Ludwig XI. abgewiesen, als er 20 Jahre später, während eben die Stadt unter den Wirkungen des päpstlichen Bannes seufzte, sie durch einen sehr freundschaftlichen Brief zur Ergebung bereden wollte; so unumwunden drückten die Metzer ihr Befremden aus, daß der König für besser fand, Brief und Herold zu verläugnen.

Hatte Metz an der freiheitlichen Entwickelung der deutschen Schwesterstädte seinen vollen Antheil genommen in offenem Widerstreite mit der Geistlichkeit, deren Habsucht manches beschränkende Gesetz hemmen sollte, so war es natürlich, daß die reformatorische Bewegung unter dieser mannhaften, stets ghibellinisch gesinnten Bürgerschaft nicht minder einen lebhaften Wiederhall finden mußte. Schon bald nach 1520 beschäftigte man sich mit Luther's Lehren und Schriften und erörterte die Streitpunkte in den Rathsstuben. Zu den ersten Vertretern der Neuerung, der er selbst unter der Geistlichkeit Anhang gewann, gehörte der gelehrte Humanist Agrippa von Nettesheim. Von Wittenberg her erschien im März 1524 der Franziscaner Franz Lambert aus Avignon, ein Jünger Luther's und bereits verheirathet, in Metz, wo er schon nach 14 Tagen heimlicher Predigt weichen mußte, ohne die angeschlagenen 116 Thesen noch verfechten zu können, denn von Lothringen aus, wo der Herzog ein Strafedict erlassen, erhob sich ein Sturm wider die lutherische Ketzerei. Ein Freund und Anhänger Lambert's, der Augustiner-

bruder Jean Châtelain, der durch seine Beredtsamkeit das Volk fortriß und entzündete, wurde bald darauf verhaftet und nach neunmonatlicher Gefangenschaft am 12. Januar 1525 zu Vic als Ketzer zum Scheiterhaufen geführt, indem er versicherte, keinen andern Glauben zu bekennen, als den des heil. Augustinus und Ambrosius. Standhaft erlitt er unter Anrufung Jesu den Märtyrertod, der einen tiefen Eindruck hinterließ. Andere Kämpfer für das Evangelium folgten nach, Wilhelm Farel und sogar ein Metzer Chorherr, Peter Tossanus, der gleichfalls in Deutschland sich dazu bekehrt hatte. Unter den Bürgern mehrte sich trotz strengen Verbotes der lutherischen Schriften die evangelische Partei, zu der neben Leuten aus den unteren Ständen allmählich auch einzelne Vornehme sich gesellten. 1542 gelangte ein Lutheraner, Gaspard von Heu, zur Würde des Schöffenmeisters, während der lutherische Graf Wilhelm von Fürstenberg gleichzeitig Gorze inne hatte. Da ward der feurige und unermüdliche Farel abermals aus der Schweiz als Prediger berufen. Auf dem Kirchhofe der Jacobiner redete er von einer steinernen Kanzel herab zu der versammelten Menge, während die erbitterten Mönche mit allen Glocken läuteten, seine Stimme zu übertönen. Einige tausend Gläubige fanden sich zusammen und der Schöffenmeister suchte sogar die Aufnahme der Stadt in den Schmalkaldischen Bund nach. Der Bund fand, gegen den kühneren Rath des Landgrafen Philipp, ein Bedenken darin, daß die Mehrheit der dreizehn noch katholisch gesinnt sei und begnügte sich durch eine Gesandtschaft seinen Glaubensgenossen die freie Predigt zu erwirken. Bald aber erfolgte durch die Wahl eines katholischen Schöffenmeisters und die eifrigen Bemühungen der stärkeren Partei ein Umschlag. Eine Versammlung von ungefähr 200 evangelischen Metzern, die Ostern 1543 in Gorze das Abendmahl aus Farel's Händen empfangen wollte, ließ der Herzog Claude von Guise durch seine Reiter auseinander sprengen und ein kaiserliches Verbot der lutherischen Predigt folgte nach, als eben Calvin selbst im Begriffe stand, sich als ihr Vorkämpfer in die Stadt zu begeben. Die Evangelischen, die vergeblich ihre Blicke nach Deutschland gerichtet hatten, fügten sich ruhig der Gewalt, um zu weiteren Unruhen keinen Anlaß zu geben, denn die papistische Partei neigte zu Frankreich und schon schrieb man ihr die Absicht zu, die Stadt in französische Hände spielen zu wollen.

Halten wir hier einen Augenblick inne, um uns der allgemeinen Lage zu erinnern. Deutschland, indem es durch die Wahl des Habsburgers Karl's V. einem nationalen Kaiser seine Stimme gegeben zu haben meinte, war zu seinem Unglücke unter die Herrschaft eines Fürsten gekommen, dem bei manchen großen Eigenschaften jedes Verständniß abging für die aus dem eigensten Geiste des deutschen Volkes entspringende Erneuerung der Kirche. Nachdem er die seinen religiösen Ueberzeugungen wie seinen politischen Absichten gleich

sehr widerstrebende reformatorische Bewegung nur so lange und in soweit geduldet hatte, als äußere Verwickelungen ihn gebieterisch dazu zwangen, eröffnete er mit Verletzung seiner Wahlcapitulation gegen den Bund der Evangelischen jenen unseligen Schmalkaldischen Krieg, der unter der Maske einer besiegten Rebellion in Wahrheit die Niederwerfung des Evangeliums bedeutete. Das Reich, theils durch eigene Zwietracht, theils durch fremde Kräfte überwältigt, empfand den Druck einer spanischen Fremdherrschaft; die Fürsten von Sachsen und Hessen blieben zur Befriedigung der kaiserlichen Rache in unwürdiger Haft; Italien und die Niederlande sollten durch die Vereinigung mit Spanien dem Reiche für immer entfremdet werden. Karl's Verbündeter, Moriz von Sachsen, der Judas von Meißen, wie ihn das Volk mit bitterem Spotte nannte, faßte, nachdem er seinen Gewinn in Sicherheit gebracht, den kühnen Entschluß, durch einen zweiten Verrath den ersten wieder gut zu machen, die von ihm selbst am meisten beförderte Uebermacht Karl's zu brechen. Da die eigenen Glaubensgenossen daniederlagen oder sich mißtrauisch von ihm abwandten, so konnte nur auswärtiger Beistand der Fürstenerhebung zum Siege verhelfen. Im Januar 1552 wurde trotz der Abmahnungen Melanchthon's mit König Heinrich II. von Frankreich der Vertrag zu Chambord abgeschlossen, worin dieser sich verpflichtete, den zur Herstellung der deutschen Freiheit verbündeten Fürsten monatlich gewisse Hilfsgelder zu zahlen, diese dagegen wollten nichts dawider haben, wenn der König als Reichsvicar sich der zum deutschen Reiche zwar gehörigen, aber französisch redenden Bisthümer Metz, Tull, Verdun und Cambrai bemächtige. Die französische Sprache sollte diesem Thun mithin gleichsam als Rechtfertigung dienen.

Während die deutschen Fürsten über Augsburg nach Innsbruck vordrangen und den überraschten Kaiser von dort verjagten, fiel mit einem lügenhaften gleißnerischen Manifeste, worin er sich als Retter der deutschen Freiheit, als Freund und Beschützer ankündigte, Heinrich in Lothringen ein. Leicht konnte Tull und später auch Verdun zur Uebergabe bewogen werden, die äußersten Vorposten des Reiches, aber Metz mit seiner wehrhaften deutschgesinnten Bürgerschaft, sollte es ihrem Beispiele folgen? In der Stunde der größten Gefahr war die Stadt, die seit mehr als drei Jahrzehnten keinen Feind vor ihren Mauern gesehen, innerlich gespalten: der ganz französisch gesinnte Bischof, Cardinal Robert von Lenoncourt, der von einer Herstellung der bischöflichen Hoheit träumte, hatte zumal durch Verschwägerung mit Robert von Heu diesen und andere von den regierenden Großen, selbst den Schöffenmeister Jakob von Gournay, auf seine Seite gezogen, andere wurden bestochen, das Volk, gedrückt und mißvergnügt, wünschte eine Aenderung des Regimentes. Auf einer Versammlung der Bürger verpflichteten sich gleich-

wohl nach Aufforderung der Vornehmen eidlich alle, ihre Stadt als treue Metzer (fideles et loyals Messins) zu vertheidigen. Aber man vernachlässigte die gewöhnliche Vorsicht, als plötzlich der Connetable Anne von Montmorency, indem er Gorze zugleich überwältigen ließ, mit seinen Truppen über Jouy vor das Thor St. Thiebault rückte und mit denselben als Freund friedlichen Durchzug durch die Stadt verlangte. Während der Rath anordnete, daß die Bürger sich ruhig in ihren Häusern hielten, unterhandelten vor dem Thore einige verrätherische Mitglieder mit dem Connetable, dem sie halb freiwillig, halb gezwungen für ein Fähnlein Einlaß gewährten. Sofort aber schlich sich unter diesem Titel mindestens die dreifache Zahl auserlesener Mannschaften ein, überwältigte die Wachen, besetzte die Thore und bahnte dem ganzen nachdringenden Heere den Weg, welches sich ohne Gegenwehr der Stadt bemächtigte. Dies geschah am 10. April. Schon am 18. folgte der König in glänzender Umgebung. Er ward wie ehedem der Kaiser empfangen, beschwor wie dieser die Freiheiten der Stadt, um sie sogleich zu verletzen, und zwang die Dreizehn unter Vorbehalt der Rechte des Reiches ihm den Treueid zu leisten. Geschütze, Waffen und Vorräthe wurden in Besitz genommen, der Rath in völlig französischem Sinne erneuert. Die Bürgerschaft, ihrer Mehrzahl nach trotz der welschen Sprache deutsch gesinnt, war durch etliche Verräther überrumpelt worden und glaubte noch nicht an eine Aenderung der Herrschaft, aber, der Waffen beraubt, hatte sie zugleich die Gewalt über sich selbst verloren, denn eine französische Besatzung, die sich bald viele Ungebühr erlaubte, ließ sie fühlen, daß es mit der republikanischen Freiheit aus sei.

Als die Macht des Kaisers nach dem Passauer Vertrage sich wieder zu erholen begann, mußte die Wiedereroberung von Metz einer seiner ersten Gedanken sein, theils weil er diesen Raub wie einen ihm persönlich angethanen Schimpf empfand, theils weil Metz in französischen Händen seine Niederlande zunächst bedrohte, die mit dem damals luxemburgischen Diedenhofen nahe genug an diese Feste heranreichten. Der drohenden Gefahr zu begegnen, übertrug der französische König Anfang August den Oberbefehl dem Herzog Franz von Guise, der, von vielen vornehmen französischen Herren umgeben, ebenso kräftig als rücksichtslos alles zur Abwehr rüstete. Er fand die Wälle vernachlässigt, durch angebaute Häuser versperrt, ausgedehnte Vorstädte außerhalb derselben für die Annäherung des Feindes sehr bequem gelegen. Unbarmherzig wurden diese geschleift, selbst die Benedictiner von St. Arnould mußten mit ihren Särgen aus karolingischer Zeit in die innere Stadt ziehen, die Wälle wurden freigemacht, die Gräben geräumt und neue Vorwerke und Bastionen in Eile hinzugefügt, wobei der Herzog oft selbst zur Hacke und zum Spaten griff. Große Vorräthe von Getreide

mußten die umliegenden Dörfer liefern, viele unnütze Kostgänger, namentlich Geistliche und Mönche, zwang man die Stadt zu verlassen. Am 19. October erschien endlich die längst erwartete erste Abtheilung der kaiserlichen Armee unter dem Herzoge von Alba im Angesichte von Metz, aber vierzehn Tage vergingen bis zum Eintreffen weiterer Verstärkungen in Unthätigkeit, und auch fürderhin zeigte sich die Besatzung, obgleich sie nur etwa 10,000 Mann betrug, viel eifriger, Ausfälle zu machen, als Alba mit Laufgräben voranzugehen. Dem Kaiser, der durch Podagra lange zurückgehalten wurde, gelang es inzwischen an dem wilden und räuberischen Markgrafen Albert von Kulmbach, der mit 20,000 Mann bei Diedenhofen eine zweideutige Haltung einnahm, einen willkommenen Bundesgenossen zu gewinnen. Am 20. November traf endlich Karl V. bei dem Belagerungsheere vor dem Thore St. Thibault ein: an der Spitze einer gewaltigen Macht von über 60,000 Mann, Deutschen, Spaniern und Italienern stand jetzt der Kaiser als Feind vor derselben Stadt, die ihn vor kurzem erst dreimal nacheinander mit festlicher Freude in ihren Mauern empfangen hatte. Wenig aber entsprachen die Erfolge den großen Rüstungen und dem berühmten Namen Alba's. Als man am 28. November endlich Bresche geschossen hatte, erhob sich hinter der eingestürzten Mauer drohend ein zweiter Wall; zu einem Sturme kam es nicht, weil den Truppen die Kampflust fehlte, die Minen wurden durch Gegenminen vereitelt. Obgleich einige Thürme übel zugerichtet waren, Munition und Lebensmittel anfingen knapp zu werden, so arbeiteten die Belagerten, selbst Frauen und Mädchen, rastlos an der Herstellung und Verstärkung ihrer Werke und von Verdun aus fügte der Marschall von Vieilleville in kleinen Scharmützeln den kaiserlichen Truppen manchen Nachtheil zu. Die ungewöhnliche Kälte, gegen welche man nur ungenügenden Schutz hatte, ansteckende Krankheiten und Muthlosigkeit bewogen Karl endlich gegen sein kaiserliches Wort am 26. December die Belagerung nach 65 Tagen aufzuheben. Fast die Hälfte seines Heeres war ohne Nutzen hingeopfert, zahlreiche Kranke und Verwundete blieben hilflos und in kläglichem Zustande liegen. Die Flucht von Innsbruck und der Abzug von Metz verdunkelten in den Augen der Zeitgenossen alle früheren Großthaten des Kaisers. Es war die bittere Frucht des Schmalkaldischen Krieges.

Erst jetzt, als Guise mit seinen Edelleuten in einer Dankprocession durch die Straßen zog, die Bürger hinterdrein, war Metz völlig für Deutschland verloren: die Franzosen, die sich wie Katzen eingeschlichen, hatten es wie Löwen vertheidigt. Dem ebenso verschlagenen und wachsamen als kräftig durchgreifenden Marschall von Vieilleville fiel die Aufgabe zu, als Gouverneur den neuen, noch schwankenden Zustand der Dinge zu befestigen. Er erwarb sich das Verdienst, den zügellosen Soldaten einen Zaum anzulegen und strenge Gerechtigkeit gegen

alle zu handhaben. Den Bischof, der als Lohn seines Verrathes die Hoheit über die Stadt wieder zu erwerben hoffte, wies er mit seinen Ansprüchen völlig ab, aber nicht minder war es mit der bürgerlichen Freiheit vorbei, denn der Gouverneur, der auch (im J. 1562) eine Citadelle erbaute, ernannte im Namen seines Königs den Schöffenmeister, dem keine politischen Rechte blieben, das Regiment der Geschlechter hörte auf, sowie viele der republikanischen Aemter. Da mochte manche von den bisher regierenden Familien die Knechtschaft ihrer Vaterstadt nicht mit anschauen und wanderte nach anderen Orten, namentlich nach Straßburg aus, um von dort vergebliche Bittschriften an Kaiser und Reich zu richten. Während Karl V. durch einen Waffenstillstand nur den thatsächlichen Besitz vorläufig anerkannte, ließ Heinrich II., um doch einen Rechtstitel zu erwerben, sich (1556) durch scheinbare Schenkung die ehemaligen Hoheitsrechte des Bischofs und der Stadt übertragen, obgleich jener sie seit Jahrhunderten aufgegeben hatte, diese nicht mehr Herrin ihrer selbst war.

Welch' schweren Verlust das Kaiserreich durch den Abfall von Metz erlitten, das wußte sogleich Vieilleville demselben einleuchtend zu machen, indem er von seinen sicheren Wällen aus das luxemburgische Gebiet häufig bedrohte und sogar (1558) Diedenhofen bereits mit Sturm nahm. Mußte dies auch im Frieden an Spanien zurückgegeben werden, so fiel es doch 100 Jahre später (1659), von Deutschland vergessen, abermals und dauernd in französische Hände. Mit der Erwerbung der 3 Bisthümer (les trois évêchés), wie man die neue französische Provinz lange Zeit nannte, war für das Reich Lothringen unhaltbar geworden und das Elsaß schwer gefährdet, wie Heinrich II. klar an den Tag legte, als er von der Eroberung von Metz unmittelbar zu der von Straßburg schreiten wollte. Daher heißt es in dem schönen neuen Liede eines Schweizer Landsknechtes: „Metz, du solt ein Spiegel sein, teutsches Land, nun sich (sieh) darein und thu's gar wohl betrachten, und wenn es dir geschehen solt, wie es denen von Metz jez gat, so wurd man dein lachen."

Unklar und voller Widersprüche aber blieb vorerst noch die Lage von Metz unter der welschen Gewaltherrschaft. Da die Rechte des Reiches selbst von Heinrich II. als Statthalter ausdrücklich vorbehalten waren, da der Metzer Bischof noch vom Kaiser investirt wurde und somit trotz der Abhängigkeit von Frankreich deutscher Reichsstand blieb, so erinnerten sich die Reichstage bisweilen noch des abgetrennten Gliedes. Kaiser und Stände schoben sich in allerlei wohltönenden Wendungen gegenseitig die Pflicht zu, Mittel und Wege zur Wiedergewinnung auszufinden, ja sie verstiegen sich sogar zu Drohungen gegen Frankreich, aber Niemand wollte Waffengewalt anwenden, die allein fruchten konnte. Und doch blutete Frankreich damals

aus den selbst geschlagenen Wunden der Hugenottenkriege, und doch dauerten in Metz noch lange die Spuren einer deutschen Partei fort. Nachdem zum letzten Male der Kaiser Matthias (1614) die Metzer vergeblich zur Treue gegen das Reich ermahnt, errichtete der eiserne Richelieu (1633) in der Stadt, um sie auf engste an Frankreich zu ketten, ein Parlament als obersten Gerichtshof für die drei Bisthümer, wodurch die Appellationen an die kaiserliche Kammer in Speier ein Ende nahmen. Statt des Reichsadlers erschienen jetzt die Lilien in den großen Gerichtssiegeln. Im westfälischen Frieden erfolgte endlich (1648) die rechtsgiltige Abtretung an Frankreich; der kirchliche Zusammenhang mit Trier, an dessen Stelle Besançon trat, hörte erst mit dem Ende des deutschen Reiches auf.

Gleichzeitig mit dieser Lösung von Deutschland wurden auch die Freiheiten der Stadt, obgleich von allen Königen beschworen, mehr und mehr zum wesenlosen Schatten. Eine starke Besatzung, der Bürgerschaft, bei der sie einquartirt war, eine furchtbare Last — denn erst 1726 wurde für dieselbe die erste Caserne erbaut —, hielt alle Regungen der Selbständigkeit nieder. Das von den Einwohnern mit großer Abneigung begrüßte Parlament, — es brachte gleichzeitig die Abschaffung der Dreizehn und die Einführung einer Salzsteuer mit sich — bildete ein neues starkes Glied in der Kette. Mit rührender Anhänglichkeit hielten dennoch die Bürger bis zur Revolution, welche die letzten Reste der alten Zeit hinwegfegte, an ihrem Schöffenmeister fest, der von seinen früheren Vorzügen wenigstens den Ritterrang und das Recht sich bewahrt hatte, allein und ohne Kniebeugung mit dem Könige zu reden. Sein Amtsantritt war, fast wie der der Consuln im alten Rom, ein allgemeines Fest, zumal wenn er sich unter dem Geläute der nur selten vernommenen großen Glocke, la Mutte genannt, in feierlichem Aufzuge in die Kathedrale begab und dabei kleine Münzen unter das Volk ausstreute.

Eine Seite in dem Bilde der sinkenden Stadt fesselt noch besonders unsere Aufmerksamkeit, die religiöse. Wie Bischof und Klerisei vornehmlich Metz an Frankreich überliefert hatten, so beuteten sie dessen Erfolg nun ihrerseits dazu aus, ketzerische Lehren und Schriften sofort durch strenges Verbot zu unterdrücken. Ihr Bemühen aber drang um so weniger durch, als Vieilleville mit dem Bischofe ohnehin verfeindet, aus politischer Klugheit in der Strenge gegen die Protestanten nachließ, so daß diese seit 1558 offen hervortraten. War früher der erste Anstoß von Deutschland ausgegangen im lutherischen Sinne, so schloß sich Metz jetzt vielmehr ganz der hugenottischen Bewegung an. Seit 1562 nahm diese in der Stadt einen großen Aufschwung, Priester und Nonnen heiratheten, die Calvinisten gründeten eine Kirche, ein Collegium und eine Druckerei, ja sie versuchten 1567 durch eine

schnell scheiternde Verschwörung sogar die Republik nach dem Muster Genfs herzustellen. Mit den übrigen Hugenotten kämpften die Metzer unter Clervant treulich für Heinrich III. und IV. und halfen als gute Royalisten dem Hause Bourbon zum Siege; dafür gewährte ihnen das Edict von Nantes (1598) eine Kirche, ein Consistorium, sowie Antheil an dem Rathe der Dreizehn und Metz ward einer der Mittelpunkte für ihren Cultus, wie es nicht minder das damals völlig reformirte Sedan war.

Wenn in dem evangelischen Bekenntniß trotz seines französischen Gepräges noch ein geistiges Band, ein Zug der Verwandtschaft lag, der die Metzer auf ihre ehemaligen Reichsgenossen hinwies, so sollte auch dieser noch ausgetilgt werden. Schon unter Richelieu wurden die Calvinisten entwaffnet, ihre Kirche verlegt, ihr neues Collegium nach kurzer Blüthe unterdrückt und Jesuiten und Capuziner bewirkten als Bekehrer manche Uebertritte. Aber alles dies war nur ein geringes Vorspiel zu jener schmachvollen Verfolgung, die für die Regierung Ludwigs XIV. einen ewigen Schandfleck bildet. Durch eine Reihe abscheulicher, sich immer steigernder Gewaltschritte, welche das Metzer Parlament treulich beförderte, durch völlige Aufhebung des Edictes von Nantes zuletzt ward in den Jahren 1679—1685 in Metz wie im übrigen Frankreich äußerlich jede Spur des reformirten Bekenntnisses ausgelöscht, dem reichlich noch ein Drittel der Einwohner angehörte. Der größte Theil der Verfolgten, 12—15,000 wanderte nach und nach aus, nur 1700 heimliche Calvinisten blieben zurück. Auf deutschem Boden, in dem alten Heimathlande fanden sie die Freiheit des Glaubens wieder, für die sie freudig alles opferten. Unter den Auswanderern befand sich der als Geschichtschreiber um seine Vaterstadt hochverdiente Joseph Ancillon, dessen kostbare Bibliothek von fanatischen Mönchen verbrannt wurde, mit ihm ein Bruder und ein Neffe: alle drei beschlossen ihre Leben in Berlin, wo sie, wie ihre Nachkommen in hohem Ansehen blieben. Paul von Savigny, der Ahnherr des berühmten Juristen, war schon früher (1630) als achtjähriger Knabe aus seiner Vaterstadt Metz in die deutsche Grafschaft Leiningen übergesiedelt.

Fragen wir zum Schlusse nach den Ergebnissen der dreihundertjährigen französischen Herrschaft für Metz, so fällt zuerst in die Augen, daß es eine kriegerische Stadt jederzeit geblieben ist, einer der ersten Waffenplätze und Ausfallsthore Frankreichs, an dessen Verstärkung viele Geschlechter bis auf die Gegenwart gearbeitet haben. Diese Eigenschaft machte Metz nach dem Erlöschen der eigenen Wehrkraft zum ständigen Aufenthalte einer zahllosen Besatzung und ließ es, obgleich kein Feind seine Mauern überstieg, an allen Leiden der französischen Eroberungskriege reichlichen Antheil genießen. Schloß sich doch gerade an das Metzer Parlament eine jener berüchtigten Reunionskammern an, durch welche Ludwig XIV. den Länderraub in ein System brachte. Wie

durch die Kriegskosten der Wohlstand der Metzer schwer geschädigt wurde, so nahm auch die Volksmenge seit dem Untergange der Freiheit gewaltig ab, am stärksten durch die religiöse Unduldsamkeit. Während die Stadt in ihrer Blüthezeit am Ausgange des Mittelalters, in derselben Periode, in der ihre stolze gothische Kathedrale vollendet wurde, mindestens 60,000 Seelen zählte, betrug ihre Bevölkerung am Ende des siebzehnten Jahrhundert nur noch 22,000. Am meisten wurden die Reihen der alten Familien gelichtet, an deren Stelle eine neue Aristokratie von französischen Beamten mit französischen Sitten und Unsitten getreten ist, doch hielt sich von dieser die eigentliche Bürgerschaft noch lange in spröder Abschließung. Wenn die Stadt auch in den friedlicheren Zeiten seit Ludwig XV. sich allmählich wieder gehoben hat, so besitzt sie doch gegenwärtig kaum so viel Einwohner, wie schon zur Zeit ihrer Reichsfreiheit.

Möchte das neue deutsche Reich, indem es an Stelle der alles selbständige Leben ertödtenden französischen Einförmigkeit den Metzern bürgerliche und religiöse Freiheit zurückgibt, möchte es bei ihnen einen Nachhall jener Gesinnungen wecken, die einst ihre mannhaften Vorfahren groß, glücklich und reichstreu gemacht haben!

Ernst Dümmler.

Das Verfassungsbündniß des deutschen Reiches.

Wir haben — salvo consensu der süddeutschen Landesvertretungen — den Kaiser und das Reich: der Traum von Generationen scheint erfüllt — aber wer kann behaupten, daß ein Hauch freudiger Begeisterung durch Deutschlands Gauen gehe? Mancherlei Ursachen wirken zusammen, um diese auf den ersten Blick allerdings befremdende Erscheinung herbeizuführen. Zunächst eine gewisse Abspannung als Folge des stets neue Blutopfer fordernden Krieges, dessen Ende noch immer nicht abgesehen werden kann. Dann auch die überraschende Art, wie Alles gleich einem Wetter über uns hereingebrochen ist. Endlich aber und zumeist der Inhalt und das Wesen des neuen Verfassungsbündnisses. Denn welcher denkende Patriot hat sich bei Erwägung der Bestimmungen unseres neuen öffentlichen Rechts nicht die besorgte Frage vorgelegt: haben wir denn mit dem einen deutschen Oberhaupt auch den einen deutschen Staat erhalten?

Soviel steht heute schon fest: unsere in bundesstaatlicher Richtung begonnene Verfassungsentwickelung ist zunächst in eine rückläufige Bewegung

gerathen. Wir haben die deutsche Verfassung erkauft um den Preis des Verzichts auf die Herstellung eines wahren deutschen Bundesstaats. Das neue Reich — obschon der bundesstaatliche Charakter bei demselben vorwiegt — ist ein Mittelding zwischen Bundesstaat und Staatenbund.

Zu solchem Urtheil veranlaßt uns nicht die privilegirte Stellung Bayerns im Bundesrathe, nicht das Reservatrecht eigener Bier- und Branntweinbesteuerung der süddeutschen Staaten, auch nicht der Bundesrathsausschuß für auswärtige Angelegenheiten. Diese Institution enthält vielmehr in der That eine Weiterentwickelung des föderativen Princips und ist in eminenter Weise geeignet, dem deutschen Reiche einen defensiven Charakter aufzuprägen. Ja selbst das Veto jedes Einzelstaats bezüglich seiner Reservatrechte, das Veto der drei Königreiche gegen Verfassungsänderungen würde ein solches Urtheil noch nicht rechtfertigen, wenn nur im Uebrigen die bereits vorhandenen Verfassungsbestimmungen dem deutschen Reiche in Wirklichkeit bundesstaatlichen Charakter verliehen. Aber dies ist eben leider nicht der Fall.

Denn vor Allem ist die Leitung der großen Verkehrsanstalten, welche der Natur der Sache nach ein Attribut einer wirklichen Bundesstaatsgewalt bildet, keine einheitliche. Neben dem deutschen Eisenbahn-, Post- und Telegraphenwesen wird ein königlich bayrisches und ein königlich würtembergisches fortbestehen. Für diesen Fortbestand ist weder die Spur eines gesammtdeutschen Interesses erfindlich, noch ist die Sache so gleichgiltig, wie es nach den Reichstagsverhandlungen vielleicht Manchem scheinen mag. Denn abgesehen von allen anderen reichlich vorhandenen Bedenken wäre es für die Erziehung des süddeutschen Volkes im nationalen Geiste gar nicht gleichgiltig gewesen, wenn der Gebrauch jeder Briefmarke und jeder Telegraphenkarte dem Oberpfälzer und Niederbayer, dem Bürger von Böblingen und von Künzelsau zu Gemüthe geführt hätte, daß er sich wirklich in einem Bundesstaat befinde. Ferner: was von den Verkehrsanstalten gilt, gilt auch von dem Kriegswesen, dessen einheitlich-deutsche Organisation und Leitung durchbrochen wird durch die bayrische Sonderstellung. Was würde man wohl zu einer besonderen Militärhoheit des Staates Texas oder des Cantons Genf sagen? Aber es ist dies eine spinose Frage und, wie die Dinge einmal liegen, wird der Realpolitiker eine Ausnahme auf diesem Gebiete sich noch am ersten gefallen lassen können.

Die bisher erwähnten Bestimmungen alteriren den bundesstaatlichen Charakter des deutschen Reiches insofern, als sie diesen Charakter auf einem Theil des deutschen Gebietes nicht zur vollen Entfaltung kommen lassen. Aber es sind Ausnahmsbestimmungen zu Gunsten Bayerns getroffen, deren Wirksamkeit sich nicht allein auf Bayern beschränkt, sondern welche den bundesstaatlichen Charakter des neuen Reiches für uns Deutsche insgesammt

alteriren. Dahin rechnen wir vor Allem die Bestimmung, daß das Gesetzgebungsrecht des Bundes, so wie dessen Aufsichtsrecht über Heimaths- und Niederlassungsverhältnisse für Bayern cessiren soll. Was heißt denn dieser Satz? Nichts anderes, als daß wir übrigen Deutschen in Bayern, dem privilegirtesten Staate unseres Reiches, Ausländer bleiben sollen wie bisher — Ausländer im technischen und juristischen Sinne. Denn das ist der Kern der Sache: nicht die Beibehaltung der soi-disant liberaleren bayrischen Socialgesetzgebung. Ob wir ganze oder halbe Ausländer bleiben, wird von der wohlwollenden Praxis der bayrischen Regierung, beziehungsweise der bayrischen Beamten abhängen. Aber auch der Möglichkeit einer die Freizügigkeit möglichst beschränkenden Auslegung seitens der bayrischen Behörden sind wir übrigen Deutschen schutzlos preisgegeben. Denn es gibt ja in Bayern auch kein Aufsichtsrecht des Reiches über diese Materien. Man verzeihe uns die Frage: hat man in Bayern wirklich so greuliche Angst vor dem Heuschreckenschwarme deutscher Einwanderer, welcher sich bei Herstellung ganzer und voller Freizügigkeit auf die gesegneten Gefilde Bayerns niederlassen würde?

Doch fragen wir nicht weiter, begnügen wir uns zu constatiren: ein Bundesstaat ist das Reich nicht, auf dessen Gebiet es In- und Ausländer gibt. Aber wie das deutsche Reich kein wahrer Bundesstaat im Innern ist, so hat es auch nach Außen hin nicht das Charakteristische des wahren Bundesstaats — die einheitliche diplomatische Vertretung seiner Interessen. Man erlaube uns zur Erhärtung dieser Behauptung die Titel VII. und VIII. des Schlußprotocolls aus dem diplomatischen ins gewöhnliche Deutsch zu übersetzen. Der Wortlaut des Titels VII. gibt zunächst dem bayrischen Gesandten, dessen Competenz in speciell bayrischen Angelegenheiten ängstlich gewahrt ist (Tit. VIII. des Schlußprotocolls), eine eventuelle Vollmacht für deutsche Angelegenheiten im Verhinderungsfalle des Reichsgesandten. Ferner aber — und das ist die Hauptsache — kann der Reichsgesandte in deutschen Angelegenheiten nur das Vollwort sprechen unter Assistenz des bayrischen Gesandten. Denn nachdem der bayrische Gesandte angewiesen ist, in allen Fällen, in welchen dies zur Geltendmachung allgemein deutscher Interessen erforderlich oder von Nutzen sein wird, dem Reichsgesandten seine Beihilfe zu leisten, so wird das Ausland dann, wenn diese Beihilfe einmal nicht erfolgen sollte, schließen müssen, Bayern sei mit dem betreffenden Antrage des Reichsgesandten nicht einverstanden. — Wir wollen als gute Deutsche bis auf Weiteres hoffen, daß ein solcher Fall in Zukunft überhaupt nicht vorkommen wird. Aber die bescheidene Frage wird wohl gestattet sein, ob die künftig zweitheilige Vertretung unserer Interessen einen so großen Fortschritt involvire, daß die Uebernahme eines Theils des bayrischen Gesandtschaftsbudgets auf das Reichs-

budget vom deutschen Standpunkt aus dadurch gerechtfertigt erscheine? Doch enthalten wir uns auch hier wieder aller weiteren Reflexionen und constatiren wir einfach: ein Bundesstaat ist das Reich nicht, dessen auswärtige Interessen — bei den europäischen Großmächten wenigstens — durch einen Haupt- und einen Assistenzgesandten vertreten werden.

Aber, wird man uns vielleicht entgegenhalten, was liegt denn daran, ob das deutsche Reich in die doctrinäre Schablone des Bundesstaates paßt oder nicht? Solches Raisonnement, welches unter uns leider häufiger angetroffen wird, als man bei dem Volke Lessings dies erwarten sollte, verkennt die Bedeutung einer wissenschaftlichen Formel, welche das kurz und präcis sagt, was die Nicht-Fachleute mit mehr Worten und doch schlechter ausdrücken. Die weitläufige Bewegung, welche unsere deutsche Entwickelung insofern gemacht hat, daß wir vom norddeutschen Bundesstaat zum deutschen Reich mit staatenbündischen Allüren, von einem modernen Staatswesen auf einem Theil des deutschen Gebiets zu einem mehr mittelalterlichen Staatsgebilde auf dem ganzen deutschen Gebiet gelangt sind, wird die bedeutsamsten Folgen haben.

Nur auf eine derselben wollen wir zum Schluß noch aufmerksam machen. Es läßt sich jetzt schon mit Gewißheit voraussehen, daß im nächsten deutschen Parlament eine starke und bis in sehr gemäßigte Kreise (Ackermann, Graf Bethusy-Huc) hineinreichende Partei sich bilden wird, welche eine Reform der gegenwärtigen deutschen Verfassung im bundesstaatlichen Geist auf ihr Programm schreibt. Die bayrische Regierung hat kraft des Verfassungsbündnisses das Recht, den Bestrebungen dieser Partei ihr Veto entgegenzusetzen. Aber dieses Recht wird mit großer Umsicht und vielem Tact gebraucht werden müssen, wenn nicht eine gedeihliche Entwickelung unserer deutschen Verfassungszustände durch dasselbe gehemmt und die erwähnte Reformpartei nicht allmählich in unitarische Tendenzen hineingedrängt werden soll.

—x.

Briefe aus der Sturm- und Drangperiode. III.

15.

Agnes Klinger an Kayser.

Frankfurt d. 18 Aug. 1776.

Verzeihen Sie, daß ich ihren lieben Brief iezt erst beantworte wegen vielen Geschäften und ander Verrüchtung, die mich davon abhielen

Jeden Tagk wold ich an Sie schreiben und immer kont ich nicht, doch bin straffbahr, aber wenn ich sie bitte, so verzeid mir ihre gutte Seele und Sie antworten mir bald, werden Sie es thun.

Ich wundre mich über ihren letzten Brief, wie kommen Sie zu allen den frommen ermahnung, es ist Sünde nicht zufrieden zu seyn, sagten Sie, aber lieber Bruder sind Sie denn immer mit Ihren Zustandt zufrieden, oft sehr oft habe ich Sie unzufrieden mit sich, mit der gantze Welt gesehen, ach wie glücklich wehr der Mensch der immer zu früden wehr, aber wie viel giebts, wenig, sehr wenig.

Ueber meinen Zustand habe ich mich noch nie beklagt, noch nie habe ich mir Reichdum gewünscht und doch bin ich nicht zufrieden, oft sehr oft wird mir mein Leben zur Last. Wohl hatten Sie recht bester, das Sie sagten, ich hette Freunde und Brüder die mich lieben. Ja die habe ich, aber wo seyd ihr, das eine hier und das andre dort, daß immer getrendt müssen wihr leben, ich bin hier von euch allen meine Lieben entfernt, mit Menschen umgeben, der Gesellschaft mir unerträglich würd — ach wehre nicht meine Mutter und Schwester und Ihre Schwester — zu schrecklich ist mir jeder dieser Gedanken, als daß ich ihn weiter denken kend. Auch Max ist jetz weit von mir, er fand und fürt ein herliches Leben bey allen den lieben und gutten Seelen dordt, da leben die Götter der Erden und führen ein Götterleben. O wenn nur Max bald wieder zurück in meine offen stehende Armen komd, noch nie sehnd ich mich so nach ihn, als jetz und doch darf ich Max kein Wort davon schreiben, den es were garstig, wen ich ihn quälen woldt, daß er zurück kommen soldt. Aber oft werd mir mein Leben unerträglich, daß ich so von allen meinen Freunden entfernt leben muß. O was seyd ihr Jungen so glücklich und was sind wir Mächen vor ehlende Geschefte, hier muß ich fielen, mein junges Leben zu bringen einsam ohne Gesellschaft. Wehr ich ein Jung, oh was woldt ich! Doch genug davon, sonst geth ich zu weith. Grausamer Bruder, da Sie mir so selten und auch immer so wenig schreiben. Kennen Sie doch noch eine ganze halbe Seite ausstreigen daß ich nicht lesen kann, zwahr werde ich es auch nicht lesen sollen. Ich freyde mich innig, daß Sie jetz so vergnügt und zufrieden in Zürich leben und ist dan noch keine Hofnung, daß ich Sie bester wieder ein mahl sehen. Sie sehen dieses Wordt schreibe ich mit einer lebhaftigkeit, mit einem süßen Eifer, der mich alles das Vergnügen vorrauß genüssen lest, wenn ich Sie ein mahl wieder sehen werde. Ach wenn es nur bald, bald geschieht. Wie oft mein lieber Freund wünß ich die verganene Zeit zurück und nur die Stunde, die wir vergebens mit Necken zu brachten, wie wold ich sie jetz genüßen, doch es ist vorbey und auch die hatten ihren Nutzen.

Vor die beschreibung über die Zürcher Gegent dank ich Ihnen mein lieber Kayser, nur hetten Sie nicht so geschwind abbrechen sollen.

Meine liebe Mutter und Schwester Grüssen Sie herzlich und innig. Leben Sie wohl, Ihre getreue Schwester A. K.

NS. Daß Herr Lavater über meinen Schatten gesprochen hat, wuntre ich mich sehr. O das ich den heiligen Man nicht gesehen habe, als er in Franckfurth wahr. Ich bitte Sie Lieber vergessen Sie mir nicht Herrn Lavater Porttraidt mit Gelegenheit zu schicken und die versprochen Schattenriß Werden Sie aber nicht bös werden, daß ich Sie immer quelle, ich erwarte eine baldige antwort.

16.

F. L. Stolberg an Kayser.

An Kayser aus Passavant's Stube den 10 Sept. 1776.

Ließ den Brief an Malagys, damit ich nicht nöthig hab, dir von mir selbst zu erzählen. Tausend Dank du Herzens Kayser für deinen lieben lieben Brief, du hast mich versetzt hin nach Zürch in den Zirkel unsrer lieben .... *)

Laß Dir wohl sein beim Malagys und den Freunden und gegen die andern sey still .... **) Mir ist recht herzlich wohl, aber es wird mir die Brust so eng, wenn ich mit Sehnsucht an Zürich dencke. Geh noch weil Wald und Feld grünt und noch manches Herbstblümchen blüht, hin aus nach die Eng und besuch mir die Hölen Deiner Freunde und all die Städten, wo uns umwehte Seelenwohlsein und Freud und Rührung und Genuß des gegenwärtigen des Vergangenen und der Zukunft. O weist Du noch, wie wir dem Malagys entgegenliefen, wenn er kam, wie wir um ihn hüpften, wie junge Lämmer, wie wir froh waren, wie Abraham, als die 3 weißen Männer über seine Küche und Kalbsbraten fielen. Passavant flucht und wettert über die Schmausereien in Hamburg. Kayser einmal mußt Du auch hier sein und Klopstocks Geist in der Nähe über Dich walten lassen, seines Anschauens Dich freuen. Und doch möcht ich Dich nicht aus Zürch wissen, denn Du kannst liegen an dem Busen unsers Malagys, du glücklicher. Kayser du bist ein herrlicher Jung. Ich küß Dich 1000 mal.

F. L. Stolberg.

17.

Wieland an Kayser.

Weimar d. 30 Sept. 1776.

Ihre Andachten vor Glucks Bildnis sind in den September des t. Mer-

*) Es fehlen wenige Worte. Entziffern läßt sich mit Bestimmtheit: Durch alle die Schanderle hindurch.

**) Hier zwei nicht zu entziffernde Zeilen, die ganz überzogen sind.

kurs*) eingerückt, mein lieber Kayser. Ich habe mit Verwunderung daraus gesehen (oder zu sehen geglaubt), daß Sie den Orpheo et Euridice Ihres Heiligen noch nicht kennen. Nach meinem Gefühl ist nichts größeres, liebevolleres, seelenschmelzenderes als der Gesang che farò senza Euridice in diesem Singspiel. Was Sie mir in Ihrem letzten zur Rechtfertigung ihrer Gleichgültigkeit gegen meinen Heiligen, Anton Schweizer sagen, befriedigt mich genugsam; wiewohl Sie, meiner Ueberzeugung nach, Schweizern keine Gerechtigkeit erweisen. Und auch so viel andern herrlichen Genien keine. Aber da Sie in dem Falle eines Herzlich verliebten sind, der nichts dazu kann, daß ihm alle andern Mädchen und Frauen gegen die Einzige, die ihn bezaubert hält, gemein, ungeschmakt und keiner Betrachtung würdig vorkommen, so wär es unbillig und ungereimt oben drein mit Ihnen darüber rechten zu wollen.

Ihr Freund Klinger hatt mir sehr angelegen, ich sollte Sie zu bewegen suchen, daß Sie irgend etwas Ihres Genius würdiges unternähmen — irgend ein dramatisches Werk oder ein großes Oratorium. Ich sagte ihm: erstlich, hätte ich in keinerley Betracht einiges Recht zu vermuthen, daß ich Sie zu etwas überreden könnte und dann glaubte ich auch, daß es wenig Dichter gebe, deren Werk Sie zu componiren Lust haben würden. Indessen hab ich doch, um Klingern zu befriedigen, dieses seines Wunsches erwähnen zu wollen.

Ihr freundliches Anerbieten, mir einige von Ihnen componirten Lieder für den Merkur zu schicken, ist mir um so willkommner, da ich schon lange mit dem Gedanken umgehe, den Merkur durch Lieder mit Melodien für die weibliche Hälfte der Leser interessanter zu machen. Und worum nicht auch für die Männliche? Wehe dem Manne, der den Gesang nicht liebt! Ich nehme also dies Ihr Anerbieten dankbarlich an, doch unter dem Vorbehalt, daß das erste dieser Lieder erst im Jenner 1777**) erscheine. Sie schicken mir was und wieviel Ihnen beliebt und machen Sich dadurch zu nichts verbindlich.

Herr Kaufman***) ist seit 8 Tagen hier und wird, wie ich höre noch diese Woche bleiben. Er kam den zweyten Tag nach seiner Ankunft nachmittags mit Klingern in meinen Garten und blieb ungefähr eine halbe Stunde. Den folgenden Morgen fand ich ihn bei Göthe. Der Mann hatte ungeachtet seiner um sich gezogenen Nebelkappe, was anziehendes für mich. Ich

*) Seite 233.

**) Es erschienen keine Melodien im Merkur.

***) Christoph Kaufmann. Vergl. über den Aufenthalt Kaufmann's Goedeke's Grundriß S. 739; die Lausitzer Monatsschrift 1795. 2. Th. S. 25 und Düntzer's Aufsatz in Raumer's hist. Taschenbuch 1859. S. 107 ff.

näherte mich ihm voll Gutwilligkeit und vielleicht, nach meiner Art etwas zu schnell; er zog sich aber ganz in seine Schaale hinein; und so haben wirs dann dabey bewenden lassen. Sagen Sie dies Lavatern mit meinem besten Gruß und sagen Sie ihm auch, daß ich mich nicht über Herrn Kaufmann beklage. Göthe war gestern Morgens bey mir und erklärte mir Alles. Die Schuld warum die Enthusiasten nicht mit mir und ich nicht mit ihnen leben können, liegt weder an ihnen noch mir, sondern an den Göttern, die uns so gemacht haben.

Ich habe das Unglück unter die Lauen zu gehören, die von den Warmen und Kalten ausgespien werden. Leute, die lange mit mir gelebt haben, finden, daß ich mit allen meinen Launen und Ungleichheiten ein guter Mensch bin. Aber die andern sehen das nicht und können nicht aus mir klug werden, sagt man. Was ist also zu thun, als wie (Durandarte) sagt Geduld zu haben und die Karten zu mischen. Ich verlange keine Antwort auf dieses Stück Beichte, lieber Kayser; es ist bloß für Sie und Lavatern. Machen Sie damit, was Sie können, und leben Sie glücklich!

Wieland.

18.

Miller an Kayser.

Ulm d. 5. Februar 1776.

Liebster Kayser!

Ich hab alle meine Papiere durchsucht und die Anekdoten nicht finden können, ob ich gewiß weiß, daß sie sonst nirgend anders seyn können. Du stellst Dich an, als ob das Wohl der Welt dran gelegen wäre. Ich solls schiken ohne Entschuldigungen! Meynst Du denn, ich wolle sie nur nicht hergeben? Was liegt mir an dem flüchtig hingeworfnen Einfall? Sobald mirs in die Hände fällt, sollst Du's haben; laß mich aber jetzt ungeschoren.

Kaufmann hat alle meine Erwartungen so hochgespannt, auch diese waren übertroffen. Er kam Mittwoch Morgens hier an und schikte sogleich nach mir; um 10 Uhr ging ich zu ihm, war bis Abends 10 Uhr um ihn und den Tag darauf, als er um 1 Uhr wegfuhr, begleitet ich ihn eine Station weit. Hätt ich nicht eine Predigt, die ich nicht abgeben konnte und andere Geschäfte vor mir gehabt, so hätte mich nichts abhalten können, seinem Zudringen nachzugeben und ihn nach Augsburg zu begleiten. Ich genoß ihn aber doch in der kurzen Zeit so, daß mir nicht ein Augenblick ungenutzt bey ihm verflog. Bey drei Stunden war er allein bey mir auf meinem Zimmer . . . . . *). Ich habe noch keinen Menschen gefunden, den ich gleich

*) Die hier 4 vernichteten Zeilen ergänze ich: sodann gingen wir zu meiner S., machten den Schattenriß und blieben 2 Stunden bey ihr. Beym ersten Anblick faßte er ihre Reinheit, Unschuld und das Suchen ihrer Seele in der Meinigen.

vom ersten Augenblick an so ganz und er mich verstanden hätte. Ueberall trafen wir uns auf Einem Wege; nur in Einer Sache wegen Klopstocks waren wir nicht einig; und auch hierinn scheint mir blos Misverstand zu liegen. Ich weiß gewiß, daß sich wenige Menschen so stark und ewig lieben, wie wir uns beyde. Er ist Abgesandter Gottes an die Menschen; Bevollmächtigter Erforscher des Guten, Schönen, Großen, an jedem Ort und in jedem Stand. Soviel Warheit, Kraft ohne Affektation, tiefen Seherblick, der auf Einmal den ganzen Menschen durchschaut und versteht, soviel Güte, Liebe, kurz alles, was ich mir aus einem Engel, der nicht fern vom Throne Gottes steht, denke, hab ich noch in keinem Menschenbild vereint gefunden. Und seine Allgegenwart, um Gutes aufzuloken und zu würken, alles unvollkommne wegzusengen. Unglaublich war mirs, hätt ich's nicht selbst gesehen und erfahren. Der Zuruf eines solchen Menschen muntert auf wie unmitttelbarer göttlicher Beruf. Gesegnet sey ewig der Tag, da er in meine Arme sank und mein ward! Wieviel hundertmal will ich mit ihm bethen, daß uns Gott noch oft zusammenführe! Unter allen Prädicaten, die ich schon vom Maler Müller, Lavater u. a. auf Kaufmann hörte, finde ich keins so wahr, als das was ihm Lavater in seiner Ankündigung an mich gab: der Einzige.

Ich war auch mit ihm auf dem Münster, wo er anbethete. Er hat mir schon ein Blatt voll Liebe von Augspurg aus zugeschickt. Ich werd ihm nächstens nach Dresden schreiben. Lies das alles meinem theuren Lavater vor, dem ich heut nicht schreiben kann und dank Ihm 1000 mal für die Bekanntmachung mit dem Einzigen! In dem Brief an Schubart schrieb Lavater er zweifle, daß uns Kaufmann noch 10 Jahre werd erhalten werden. Schreib mir doch, worauf sich dieser fürchterliche Zweifel gründet?

. . . . *) Lavatern, Pfenningern und Dich läßt er brüderlich grüßen und Euch sagen, daß ihm wohl ist; Am Sonnabend reisste er mit seiner Gesellschaft nach München. Daß er Schubarten nicht mehr hier fand, that ihm und mir Leid, Seine Züchtigungen würden, wie Lavater auch schrieb für den schwankenden und unbestimmten Menschen äußerst heilsam gewesen sein.

Das Gerücht von Schubarts Entführung ist vermuthlich auch schon nach Zürich erschollen. Ein Teufel in menschlicher Gestalt, Klosteramtmann Scholl brachte ihn nach Blaubeuren, einem Würtembergischen Städtchen 3 Stunden von hier, unter dem Vorwand, daß da Freunde wären, die ihn sprechen

*) Ich ergänze die unleserlich gemachten 6 Zeilen: Kaufmann hat lange nicht die übertriebenen Ideen von Wieland, die Du eine Zeit her geäußert hast, da Du vom größten Mann und Dergleichen sprachest. Es freute mich, daß er auch in diesem Stück mit mir völlig (in) Uebereinstimmung dachte. Ueberhaupt ist er so ganz der Mann nach meinem Herzen, als ich noch wenige oder Keinen kenne.

möchten. Schubart ließ sich die Miene der Freundschaft täuschen und fuhr mit. Draußen nahm ihn sogleich ein Major, der schon 3 Tage gewartet hatte, in Empfang und nahm in auf die Vestung Asberg, wo er noch sitzt, ohne daß ein Mensch die Ursache seiner Gefangennehmung weiß. Seinem Weib ist eine jährliche Pension von 200 fl. ausgemacht und die 2 Kinder kommen in die herzogliche Academie und Ecole, woraus zu schließen ist, daß die Gefangenschaft von Dauer seyn wird. In wenig Tagen hoff ich auf sichere Nachricht von der Professorin, die ihre Kinder nach Stuttgart gebracht hat. Alsdann meld ich das Mehrere Lavatern oder Dir. Kaufmann glaubt Lavater könnte wol etwas für Schubart beym Herzog thun. Wenn Gerüchten zu trauen ist, so ist Schubarts Gefangenschaft leidlich und der Herzog hat die Absicht ihn in Dienst zu nehmen. Allein, leyder sind das nur Gerüchte . . . . *).

Dein M.

Erzäl das alles auch unsern Lieben.

19.

Miller an Kayser.

Ulm den 16. März 1777.

Lieber Kayser.

Ich hab jetzt drey Briefe von Dir und auch den Shakespear. Mit dem letzten erhielt ich gar ein liebes Brieflein von Frau Schulthes und bedauerte nun noch mehr, daß ich die Edle, die so schreibt und die Ihrigen weder in Zürich noch jetzt in Ulm nicht konnte näher kennen lernen. Empfiehl mich diesen lieben Tausendmal und dank für die herrlichen Zeilen!

Ich mag über das, was Du wieder von Kaufmann und mir und deinem in Dir selbst Leben, das ich nicht haben solle, schreibst, nichts sagen, Es gäbe nur wieder Disput. Genug daß jeder von uns den herrlichen nach seiner Art recht und ganz genossen hat.

Verrückt durch andre werd ich so wenig als ein Mensch. Seit ich selbst denke, hab ich immer meine alten Grundsätze, bey denen mir so wohl ist, weswegen ich sie eben auch nicht lassen mag. Wenn Dir bey den Deinen wohl ist, ists auch gut. Weiter suchen wir ja nichts hienieden. Ich sah dich aber doch schon etlichemal von deinem Platz verrückt werden, wie z. E. jetzt von deinem Glauben an Christum. Lieber Bruder, das hin und her schwanken kan man doch nicht Festigkeit nennen. Doch ich will Dir nichts vorpredigen. Aber das bitt ich dich doch, daß Du mir sagest, wodurch du um Deinen Glauben gekommen? Ich spüre solchen Dingen zu meiner eigenen Belehrung sehr gern nach. Glaub nicht daß ich frage, um mit Dir zu

*) Durchstrichen: Ich hätte rasend werden mögen über die Geschichte.

polemisiren. Vordemonstrirtes und in Kopf hineinpolemisirtes Christenthum ist kein Christenthum. Jetzt von dem Verrücken kein Wort mehr. Mich wirst Du immer auf Einem Pfad, der der Natur zuführt finden; nur hoff ich, der lieben Mutter immer näher. Das Symbol, das mir immer in die Ohren schallt ist: So ihr nicht werdet, wie die Kinder 2c.

Ich hab mit Linker gar nichts Maurerisches gesprochen, als erst im Wagen, da Kaufmann und der Graf dabei war, und da konnten wir auf nichts Wesentliches kommen, also auch nicht auf Dich.

Wenns Grundsatz bey Dir ist, nur selten zu schreiben, so will ich Dich in Deinem Schweigen nicht stören. Ruf mir so oft zu, als Du Trieb fühlst, und ich will Dir antworten.

Das Mignaturportrait hab ich erhalten. Mit dem Band von Shakespeare kannst Du auf Gelegenheit warten. Steiner schrieb mir, er komm über Ulm; vielleicht reißt er über Zürch und kann ihn mitnehmen. Da Köhler diesmal nicht auf die Messe geht, so könnte vielleicht auch Steiner Deinen Auftrag besorgen.

Von Schubart weiß ich noch nichts gewisses, als das seine Gefangenschaft erträglich ist. Seine Frau meldete mir, daß der brave Lavater an den Herzog geschrieben und daß dies groß Aufsehen gemacht habe. Sie schreibt, ich möchte auch Klopstock darum bitten; aber er schreibt wol schwerlich an den Herzog. Bisher hab ich um Schubart und seiner Familie willen die Chronik geschrieben. Wenn ich aber viel zu thun habe, hilft mir Köhler aus. Stage hoft immer noch, Schubart dürfe die Chronik selber wieder schreiben und war deßwegen selbst beim Herzog. Schubarts Kindern gehts in den Herzoglichen Schulen sehr wohl.

Sag Lavatern, daß der Magdeburger Prediger Stosch auf kurze Zeit bei mir gewesen und Ihn nochmals herzlich grüßen lasse.

Ich habe nun noch eine zwote Sammlung vom Briefwechsel*) drucken lassen. Weil aber wenig oder nichts für Dich drinnen steht, so schick ich sie Dir nicht. Gegenwärtig arbeit ich an Veränderung des Siegwart, wozu ich von Zween Ordensgeistlichen in Absicht auf die Klöster herrliche Beyträge zu Verbesserungen erhalten habe. Einer dieser Geistlichen ließt den Siegwart mit seinen Novizen und wünscht ihn in allen Klöstern eingeführt. Weygand hat seine Auflage trotz des dreyfachen Nachdrucks schon verkauft und läßt jetzt den Siegwart in drey Bändchen mit 6 Kupfern von Chodowiecky auf Johannis drucken..

Sonst aber sind mir durch die vielen Stadt und Predigtarbeiten die Flügel so gelähmt, daß ich an keinen neuen Ausflug denken darf, obgleich

*) Briefwechsel dreier akademischer Freunde. Ulm 1775—77.

in meinem Kopf Ideen wimmeln. Meine hiesige Lage ist für meinen Geist so niederdrückend und die Aussicht nach Versorgung und Ruhe ist noch so weit in die ferne gerückt, daß ich anfange, Ulms recht überdrüssig zu werden, und mich nach irgend einem Dorfe in der Welt sey's, was will! sehne. Ich bin sogar schon ins alberne Plan machen gerathen.

Auf den Sommer, Bruder, müssen wir uns doch wiedersehen und genießen. Du versprachst hierher zu kommen und wirsts hoffentlich halten? Kannst Du nicht, so könnten wir uns ja in Tübingen sprechen, wohin ich auf den Sommer am Jubiläum reise. Villeicht reis ich auch von da noch nach Carlsruh. Schreib mir darüber!

Meine Liebe zu S. wächst noch immer und die ihrige zu mir; sie macht mir Ulm noch immer lieb, ob sie gleich ohne Bedenken die Welt mit mir durchreisen würde. Ich soll Dich von dem Engel und meiner braven Schwester tausendmal grüßen.

Küß Lavater und Pfeninger für mich!

Dein

Miller.

21.

Wilh. Gottl. Becker an Kayser.

Basel d. 21 Oct. 1778.

Herzlichen Dank für Deinen lieben Brief mein lieber Kayser. Du wirst den Meinigen auch erhalten haben. Wenn meine Wünsche etwas gelten, so ist Dirs wieder frisch ums Herz. Ich bin seit einigen Tagen übel dran, Schnupfen und Kopfschmerzen setzen mir tapfer zu, aber das möchte seyn.

Ich habe einen meiner Freunde verloren, den Maler Bach in Rom, voll Genie und Größe, und dabei der herrlichste Junge. Ach Kayser, ich bin wie betäubt gewesen, als ich die Nachricht in der Carlruher Zeitung las, gerade zu einer Zeit, wo ich täglich Briefe und Zeichnungen von ihm erwartete. Ich verliere an ihn unendlich viel. Wieder ein braver Kerl hin! Schick mir bald Sachen von Dir und auch von Göthe und Lenz. Hier sind sie, welche ich selbst besitze.*) Das auf Gellerts Monument hab ich nicht hier und weis es auch nicht auswendig. Lebe wohl bester und behalte mich lieb

Der Deinige

Becker.

Ns. Die Muse ist ein Buch, das existirt, denn es steht leyder von mir auch Zeugs genug drinn. Dem Bruder Ott empfiehl mich, sag ihm, die Lieder seyn noch nicht abgeschrieben.

---

*) Nämlich folgende Gedichte: Die Freuden; Die Nacht; Der Schmetterling. Amors Grab. An die Venus. Diese stehen in der erwähnten poetischen Wochenschrift: Die Musen II. Theil. Leipz. 1776 S. 128 ff. und sind dem Goethe-Breitkopfischen Liederbuch v. 1770 entnommen.

22.

Wilh. Gottl. Becker an Kayser.

Basel d. 11. Juni 1779.

Lieber Kayser.

Du erhielst neulich durch Herrn Thurneisen ein Liebesgrab*) von mir. Nimms nicht übel, daß ich Dir nicht dazu schrieb, die Gelegenheit überraschte mich.

Mein Burkardt ist nun seine Xantippe los und ledig, am 9. Juni ward er gänzlich von ihr geschieden; er ist aber immer noch kränklich, du würdest ihn kaum mehr kennen.

Sey so gut, wenn Du kannst und komponire mir beifolgendes Liedchen**) und ein paar Stücke aus dem Liebesgrabe, die Dir am besten gefallen, sie sollen irgendwo eingedruckt werden, wenn Du nichts dawider hast. Leb wohl, recht wohl Lieber! Behalte mich lieb und schreib mir bald. Grüße Lavatern, unsern nemlich und kannst Du auch den zweiten; übrigens Herrn Ott und alle, dir mir gut sind.

Dein Becker.

NS. Vergiß die junge Schultheiß nicht.

23.

W. G. Becker an Kayser.

Basel, den 8. Sept. 1779.

Habe herzlichen Dank lieber Bruder für Deine erfreuliche Nachricht, daß Du herkommen willst nach Basel mit Klingern, den ich wiederzusehen mich freue. Grüß ihn mir zum Voraus, ich wünsch' ihm Glück zu seiner Aufnahme. Ach lieber Kaiser, es ist mir gar nicht recht, daß ich der Sache nicht so pflegen kann, wie ich möchte. Vielleicht kömmts ein mal besser. Empfiehl mich unserm Lavater und Ott. Leb wohl

Der Deinige

Becker.

Ich bekam Deinen Brief erst am Samstag, da ich eben mit Burkardt aus dem Bad zurückkam. Er freut sich Dich hier zu sehen.

Erkundige Dich doch, wo der Landschaftsmaler Wüst in Zürich her ist wo er studirt hat u. s. w. daß Du mirs sagen kannst, wenn Du herkömmst.

---

*) Schausp. Heidelberg 1779.

**) Frühlingsempfindung: Alles liebt und paart sich wieder ꝛc.

Kunst und Literatur.

Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Von Hermann Hettner. In drei Theilen. Dritter Theil. Die deutsche Literatur im achtzehnten Jahrhundert. Drittes Buch. Das klassische Zeitalter der deutschen Literatur. Erste Abtheilung. Die Sturm- und Drangperiode. Zweite Abtheilung. Das Ideal der Humanität. Braunschweig, Vieweg & Sohn. 1869 u. 1870.

Ein Werk der Wissenschaft kann nie ein in sich abgeschlossener Organismus sein wie ein Werk der schönen Kunst; es strebt immer über sich hinaus, da die Wissenschaft keine Grenze, keinen Stillstand erträgt, und immer in ihrer Wesenheit den Inhalt ihrer Werke selbst bildet, während das Werk der schönen Kunst nicht diese an sich darstellt, sondern einen anderen Inhalt hat, den es nur in eine bestimmte künstlerische Form bringt. Darum ist es auch unrecht, an wissenschaftliche Werke einen absoluten Maßstab anlegen zu wollen; es gibt eben keinen; es handelt sich bei jedem nur darum, ob es einen Fortschritt implicire, ob es eine höhere Staffel auf der unendlichen Stufenleiter zur absoluten Wahrheit einnehme oder nicht. Nur von diesem Standpunkt aus ist eine gerechte Würdigung auch des vorstehend angeführten Werkes möglich; nur indem man anerkennt, was es Bedeutendes im Vergleich mit dem Früheren geleistet, wie es uns in der Kenntniß und Würdigung unseres Geisteslebens weiter gebracht hat, wird man ihm gerecht und erhält dadurch die Befugniß, auch das, was es noch ungelöst gelassen hat, sowie die Widersprüche hervorzuheben, denen es nicht entgangen ist.

Sehen wir auf die beiden hauptsächlichsten Vorgänger Hettner's, Gervinus und J. Schmidt, so ergibt schon der erste Anblick, daß das, was man Gesinnung zu nennen pflegt, d. h. die sittlich-gemüthliche Stimmung, die bei Auffassung, Beurtheilung und Darstellung der historischen Erscheinungen vorwaltend ist, — bei allen Dreien so ziemlich dieselbe ist: sie sämmtlich stehen auf dem Standpunkte des sogen. modernen liberalen Bewußtseins, das in der ganzen Entwickelung des Geisteslebens nur die Entwickelung des Menschen zur Freiheit und in der Freiheit anerkennt. Desto mehr weichen sie in historischer Methode, philosophischer Denkart, empirischer Anschauung und ästhetischer Darstellungsweise von einander ab. Gervinus und Hettner — um den weniger disparaten J. Schmidt hier aus dem Spiele zu lassen — stehen sich in dieser Beziehung zwar nicht als Antipoden gegenüber, wohl aber wie das Entwickelte dem minder Entwickelten, das Vielseitige dem Einseitigen, das Flüssige dem Starren Opposition macht und es aufhebt. Wenn Gervinus noch ganz im alten historischen Pragmatismus befangen ist und durchaus auf dem Standpunkte des gewöhnlichen Rationalismus steht, der, mit bettelstolzer Verachtung auf die speculative Philosophie herabsehend, den gemeinen Menschenverstand zum Urquell seiner Einsicht macht; wenn er in seiner rigoristisch-schulmäßigen Einseitigkeit, zur Empfindung und Würdigung ganzer Kreise und Richtungen des menschlichen Thuns, Denkens und Fühlens ganz unfähig ist; wenn er endlich es nicht versteht, anschaulich darzustellen und leicht faßlich, abgerundet zu schreiben, wenn es ihm mit einem Worte an der gestaltungsfähigen Composition wie an der Grazie des Styls gebricht: so ist bei Hettner der immense Fortschritt in allen diesen Beziehungen nicht zu verkennen. Bei ihm ist der einseitige dürre Pragmatismus, der das Einzelne nur aus dem Einzelnen herleitet, einer freieren und weiteren Auffassungsweise gewichen, die die einzelne Erscheinung als Glied eines großen Ganzen, als Entwickelungsmoment des freien Geisteslebens zu begreifen weiß, und der dürre empirische Rationalismus des gemeinen Menschenverstandes, der nichts ist als die willkürliche Fixirung der Ver-

standesthätigkeit auf einer gewissen Linie, über die hinauszugehen dem Empirismus zu unbequem ist, hat einer tiefern philosophischen Ansicht Platz gemacht, die allen Erscheinungen, selbst den antipathischen ihr Recht widerfahren läßt. Dazu kommt bei Hettner ein unendlich weiterer Horizont, der nicht nur speciell die schöne Literatur, sondern überhaupt die ganze Literatur in allen ihren wissenschaftlichen und künstlerischen Bethätigungen, und neben ihr alle schönen Künste selbst umfaßt und sie als Zweige des einen großen Baumes der menschlichen Geistesthätigkeit betrachtet; dabei aber nicht blos unendlich weiter, sondern auch viel mannichfaltiger und geistig reicher ist, indem sich in ihm ein geistreiches Verständniß, eine sinnige Theilnahmsfähigkeit, eine naturwüchsige Kraft der Aneignung für die verschiedenartigsten Lebensverhältnisse, Denk- und Empfindungsweisen, Charaktere und Persönlichkeiten, sinnliche und geistige Potenzen vorfindet, wie sie bei der starren und einseitigen Subjectivität Gervinus' ganz unmöglich sind. Ganz entsprechend dieser unendlich größeren Mannichfaltigkeit des Inhalts des Hettner'schen Werkes sowohl nach der Tiefe, wie nach der Höhe und dem Umfange, ist auch dessen Darstellungsweise anschaulicher, sowohl was die genetische Anordnung und Entwickelung des Stoffs, also die Composition, als was die charakteristische, plastische Schilderung und klare, fließende, manchmal gar überquellende, immer aber angemessene Ausdrucksweise betrifft.

Alle diese Vorzüge der Hettner'schen literaturgeschichtlichen Auffassungs- und Darstellungsweise treten uns in verdoppelter Macht in den beiden vorliegenden Bänden entgegen, deren so höchst dankbarer Stoff, die klassische Epoche unserer Literatur, in seiner so sehr anziehenden Natur auch auf den Verfasser eine wahrhaft animirende Wirkung gehabt haben muß, so sehr zeichnen sich beide Bände durch gehobene Stimmung, Schwung der Rede, Reichthum der Gedanken, liebevoll eingehendes Urtheil und strömenden, manchmal selbst in die Breite überschwellenden Fluß der Darstellung und Schilderung aus. Ja, selbst das, was man, wenn man auf einseitigen Standpunkt sich stellen wollte, als Fehler hervorheben könnte, die vielfachen Widersprüche, die man aus den Ansichten und Urtheilen des Verfassers herauslesen kann, das scheinbar Schwankende in manchen seiner Meinungen, ferner die manchmal bis zum fast schattenlosen Idealisiren seiner Helden gehende Begeisterung für dieselben, endlich das im Eingehen auf interessanteres Detail häufig zu auffällige Verlierer des das Ganze durchziehenden Fadens, sowie der mitunter nicht zu zügelnde Ueberschwang der Diction, die sich gern in verbindungsloser Aufeinanderfolge einzelnen abrupter kurzer Perioden in besondern Absätzen ergeht — alle diese scheinbaren Fehler sind doch nur die Kehrseiten ebenso vieler guten Eigenschaften, die es nur nicht vermochten, sich in harmonischer Uebereinstimmung mit dem Stoff und unter einander selbst zu setzen. So fließen die meisten Widersprüche in Ansichten und Urtheilen, das Schwankende in denselben, lediglich aus der vielseitigen Ueberzeugungs- und Empfindungstreue des Verfassers, der es vorzieht, lieber die Gegensätze, die er noch nicht zu vermitteln, die Widersprüche, zu deren Lösung er noch nicht zu gelangen vermag, in ihrer gegensätzlichen Ursprünglichkeit vorzuführen, als gegen seine Ueberzeugung einseitig die eine Meinung vor der andern mit parteilicher Consequenz zu begünstigen, während ihm doch sein natürliches Wahrheitsgefühl sagt, daß das, was er auf der einen Seite als Axiom, als Resultat seiner Reflexion aufstellt, doch auf der andern Seite nicht durch die unmittelbare historische Realität bestätigt wird und nicht mit seiner intuitiven Empfindung durchweg harmonirt. So ist er z. B. seiner Denkweise nach ein ausgesprochener Partisan der Aufklärungsbildung, deren Ansichten als maßgebend und die Grundlage für unsern ganzen modernen Bildungszustand bildend anzuerkennen, ein Grundzug der historischen Auffassungsweise, fast ein Lehrsatz Hettner's ist. Ein Anderer würde dies einseitig, mit Verschweigung alles dagegen Sprechenden rationalistisch doctrinair durchzuführen gesucht haben; nicht

so Hettner, der, wo es die Gelegenheit mit sich bringt, nicht den geringsten Anstand nimmt, alle Unzulänglichkeiten, Einseitigkeiten, Oberflächlichkeiten und Geschmacklosigkeiten der Aufklärungsweisheit wahrheitsgetreu zu betonen, und es somit vorzieht lieber seiner Theorie, als der geschichtlichen Wahrheit zu nahe zu treten. — Aehnlicherweise wird Rousseau und sein Naturevangelium als die eigentliche Wurzel nicht nur der deutschen Sturm- und Drangperiode, sondern speciell auch der ganzen literarischen Thätigkeit Herder's dargestellt, und aus des letzteren „Rousseaubegeisterung alle jene gewaltigen Ideen zur Umgestaltung und Verjüngung der Wissenschaft und Dichtung, welche seine eigensten und bleibendsten Thaten geworden sind" hergeleitet. Und doch steht Hettner mit treuer Wahrheitsliebe nicht an, als „Herder's eigentliche Urthat, als die treibende Kraft und Lebensseele seines gesammten Empfindens und Denkens seine geniale Einsicht in Wesen und Ursprung der Volkspoesie" zu bezeichnen, mit andern Worten sein eminent historisches Talent des Eingehens in die concreten Zustände und Eigenthümlichkeiten historisch gegebener Zeiten und Völker, eine Gabe, die himmelweit entfernt ist von dem rein rhetorischen, durch und durch antihistorischen Genie Rousseau's, dessen Begeisterung für Natur und Naturzustände nur auf moralischen Velleitäten und den Fictionen einer willkürlichen, in leeren Idealen sich bewegenden Phantasie beruht, die sich in den Dienst der Zeitstimmungen begeben, und nur durch letztern Umstand einen momentanen so an- und aufregenden Einfluß gewonnen hat, daß sie wie später bei der politischen Umwälzung in Frankreich, so schon früher in Deutschland, das die Geister der Sturm- und Drangperiode hauptsächlich mit in Bewegung setzen half, von realem, d. h. positiv befruchtendem, schöpferischem Einfluß weder auf diese, noch weniger aber auf Herder geworden ist; denn Herder's Humanitätsevangelinm ist innerlich durch und durch verschieden von Rousseau's Naturanbetung, und nirgends tritt dieser Unterschied augenscheinlicher hervor, als in der treuen und lebensvollen Schilderung, die Hettner von der geistigen Wirksamkeit Herder's entwirft. Am meisten aber macht sich diese Treue der aller Einseitigkeit abholden Empfindungsweise Hettner's, die niemals aus doctrinairem Interesse, sich selbst verleugnend, auf eine Meinung schwört, in den Goethe gewidmeten Capiteln geltend.

Hettner hat sich in seiner Begeisterung für den großen Dichter eine eigene ideale Theorie über denselben gebildet. „Der Drang, den vollen und ganzen Menschen aus sich herauszubilden, begrenzte und vertiefte sich bei Goethe zu einer umfassenden Vielseitigkeit und Tiefe der Bildung, wie kein anderer Mensch sie jemals erreicht hat, und zugleich zu einer sittlichen Maßbeschränkung und innern Harmonie zu einer Sophrosyne und Kalokagathie im schönen antiken Sinne des Wortes, die ihn zu einem der Größten und Weisesten aller Menschen, zu einem Urbild und Vorbild schönsten und reinsten Menschenthums macht. Die Fortbildung und Versöhnung des Werther ist Tasso und Wilhelm Meister. Der willenskräftige und klar bewußte Künstler seines Lebens wird auf der heitern und klaren Höhe des sittlichen Ideals der Dichter der modernen Bildungskämpfe und der Dichter der Herzensirrungen." „Goethe und Schiller sind nicht blos die dichterischen Befreier der Deutschen, sondern weit mehr noch die sittlichen. Die Ueberwindung der Sturm- und Drangperiode war die Zügelung der entfesselten dunkeln Gemüthsmächte zu freier Selbstbeherrschung, der Uebergang von der Sophistik zur Sophrosyne, von der Freigeisterei der Leidenschaft zur versöhnten und in sich befriedigten Besonnenheit. Der Begriff des reinen und freien Menschenthums war wiedererobert. Es war die Eroberung des hehren Ideals vollendeter Bildungsharmonie, oder des Ideals vollendeter und reiner Humanität. Nach jahrhundertelanger willkürlicher Selbstentfremdung hatte sich der Mensch endlich selbst wiedergefunden." „Es ist eine der wunderbarsten Thatsachen, in welcher großartig freien und lebendigen Weise diese beabsichtigte künst-

lerische Wiedergeburt hellenischer Art und Kunst ihnen (Goethe'n und Schiller'n) gelang. Vor Allem „Iphigenie", „Tasso", die „Römischen Elegieen", „Hermann und Dorothea" und die gleichzeitigen kleinern Idyllen Goethe's sind die unvergänglichen Denkmale dieses gewaltigen Strebens. Wie bei den Bauwerken, Statuen und Gemälden der großen Italiener des sechszehnten Jahrhunderts, so ist auch hier die einfache Reinheit und Großheit der alten Kunst höchstes Muster und wird, weil die Gesinnung und Denkart mit der Gesinnung und Denkart des Alterthums im tiefsten Grunde verwandt ist, mit glücklicher Genialität nachgebildet und erreicht; aber hier wie dort bleibt das Heimische und Eigenartige, das Recht und der lebendige Herzschlag der Gegenwart gewahrt und führt zu den reizvollsten Erfindungen. Es ist Renaissance im höchsten und schönsten Sinn. Wer hier von willkürlichem und gewaltsamem Abfall von der Macht und Frische des Volksthümlichen spricht, ahnt und weiß nicht, daß in der vollendeten Kunst Gehalt und Gestalt unbedingt eins sind."

Aus diesen Stellen des dithyrambischen Encomismus, in welchem Hettner den „gottbegnadeten Jüngling" feiert, läßt sich ungefähr die Theorie, die er sich von Goethe gemacht, abstrahiren. Aber es wäre höchst ungerecht, wenn man annehmen wollte, daß sich Hettner dieser Ansicht wie zweier Scheuleder bedienen wollte, die ihn verhindern, seinen Helden auch von anderen Seiten zu betrachten. Gleich hinter der ersten der angeführten Stellen wird doch zugegeben, daß Goethe trotz der größeren Tiefe und Weite des geistigen Gehaltes und der überragenden Hoheit und Reinheit seines Seelenlebens doch Shakespeare nicht an poetischer Schöpferkraft gleichkomme; daß also die Ausbildung des „Menschheitsideals" auf dem isolirten Gebiete des ästhetisch Schönen — (denn eine Ausbildung dieses Ideals auf den anderen Gebieten menschlicher Geistesthätigkeit wird selbst der überschwänglichste Bewunderer Goethe's diesem nicht vindiciren) — selbst nicht einmal zur höchsten Potenz auf diesem Gebiete führe, ein Ziel das nur durch die harmonische Ausbildung des ganzen Menschen, nicht nur als eines ästhetischen, sondern auch als eines intellectuellen und noch mehr als eines sittlichen Wesens, dem die Gebiete des Staates und der Religion nie fremd werden dürfen, zu erreichen ist. Ja, dieses wird indirect von Hettner selbst zugestanden, indem er nach dem Satze von der Wiedereroberung des Begriffs des reinen und freien Menschenthums, des hehren Ideals vollendeter Humanität durch Göthe und Schiller, diese Eroberung gewissermaßen wieder in Zweifel stellt, indem er sagt: „Aber das Verhängnißvolle war, daß mit dieser fortschreitenden inneren Bildung die äußere Gestaltung der Dinge nicht Schritt hält." „Was naturnothwendig sich in innigster Einheit und Wechselwirkung durchdringen und bedingen, was einander heben und tragen soll, Theorie und Praxis, die Idee reiner und schöner Menschlichkeit und das staatliche und gesellschaftliche Dasein derselben, stand sich fremd gegenüber, war durch eine jähe unüberbrückbare Kluft getrennt." Der durch Göthe und Schiller wiedereroberte Begriff des reinen und freien Menschenthums scheint demnach nur ein abstracter, höchstens auf dem Gebiet des Schönen zu wirklichem Leben gekommener gewesen, mit nichten aber eine Verwirklichung der Idee reinen und schönen Menschenthums gewesen zu sein. „Die gesammte Entwickelung unserer großen Literaturepoche ist durch diesen Widerspruch des neugewonnenen Menschheitsideals und der widerstrebenden Wirklichkeit bedingt," sagt darum Hettner, seine frühere enthusiastische Charakteristik unserer sogen. klassischen Literaturepoche bedeutend damit limitirend, am Schlusse der betreffenden Ausführung; ebenso wie er dem Satze, in welchem er die künstlerische Wiedergeburt hellenischer Art und Kunst durch Göthe als eine moderne Renaissance feiert, den sehr restringirenden Schluß folgen läßt: „Aber fühlbar macht es sich doch, daß diese hohe Idealität unserer größten Geister nicht, wie es naturgemäß sein soll,

von der Welt, in welcher sie lebten und wirkten, gehoben und getragen, sondern unaufhörlich von derselben gehemmt und durchkreuzt wurde. Die naive Sicherheit des Stilgefühls wurde beirrt. Es war schwer und fast unvermeidlich, daß, was zuerst tief innerliche, lebendige Nachbildung gewesen, allmählich (d. h. noch immer in der sog. klassischen Periode, wenige Jahre nach Beendigung der „Iphigemia") in äußerliche Nachahmung und in allerlei blos philologische Experimente und Spielerei entartete. Goethe dichtete die kalte verkünstelte „Achilleis" und verfiel in der „Natürlichen Tochter", in „Pandora" und in den dramatischen Festspielen aus dieser Zeit (d. h. der klassischen) in eine wirre Symbolik und Allegorik, von welcher sich seine dramatische Gestaltungskraft nie wieder erholt hat. (Zeuge davon der zweite Theil des „Faust", in welchem Goethe selbst auf formelle Weise seine Ansichten von der verjüngenden Kraft der antiken Kunstformen, von dem Einflusse der klassischen Kunstanschauungen in Italien, und so vieler anderen derartigen Axiome durch die That widerlegt hat). Ist es nicht, als wolle Hettner selbst sagen: die ästhetische Ausbildung des Menschen gewährt doch nicht das reine freie Menschenthum, sondern höchstens eine Poesie der Poesie, eine Kunst der Kunst, die entweder zum todten Formalismus wie in der „Achilleis" und der „Natürlichen Tochter" oder zum ironischen, d. h. im Grunde nihilistischen destillirten Kunstgenuß der Romantiker führen muß; auch die antike Kunst gewährt keine untrügliche Panacee, wenn man sie im Geringsten formell anzuwenden sucht, statt auf ihre Principien zurückzugehen und zu sehen, ob diese mit den Grundanschauungen unserer Zeit sich vereinigen lassen.

Mit anderen Worten, der Goethe, der in der antiken Kunst der Poesie den Maßstab der höchsten Schönheit sah, der seine nordische Barbarennatur in Italien, wo „zur Kunstbeschauung des Antiken seines Geistes Auge flott wurde", abzustreifen und in ästhetischer Wiedergeburt zu erneuen suchte, der Goethe, der das einzige Heil in der antiken Form erblickt, so sehr, daß er den volksthümlichen Stoff von „Hermann und Dorothea" in Homerische Form zwängte, und die für unser Volksbewußtsein ganz heterogenen und gleichgültigen Stoffe, der „Achilleis" und „Natürlichen Tochter", einzig mit Hilfe dieser Form mit Empfindung zu erfüllen und poetisch zu gestalten glaubte — eben dieser Goethe griff in seinen späteren Lebensjahren wieder auf seine voritalienische Zeit zurück und schrieb den zweiten Theil des formlosen „Faust", ja er wandte sich sogar vom klassischen Griechenland und Italien zu dem barbarischen mohamedanischen Orient, dessen lyrische Formen mit gleichem Eifer cultivirend, wie zwei Jahrzehnte zuvor die der lateinischen Elegiker. Entweder — und dies geht unwiderleglich aus den unparteiisch von Hettner mitgetheilten Daten hervor — ist die Apotheose der Antike und der halbantiken Renaissance, und mit ihr der Cultus des „klassischen" Goethe nicht aufrecht zu halten, oder Goethe ist sich muthwillig untreu geworden; entweder ist ihm bei seinen klassischen Bestrebungen doch das Unzureichende derselben für unsere Empfindungs- und Anschauungsweise klar geworden, er hat es erkannt, daß die antike Form nicht identisch sei mit der höchsten Schönheit, d. h. der beseelten, oder er ist unfähig gewesen, sein antikes Ideal zu verwirklichen.

Eine gleiche Bewandtniß hat es mit dem nach Hettner in Goethe verkörperten Ideale reinen und freien Menschenthums. Aus der ganzen Geschichtserzählung Hettner's geht hervor, daß Goethen alle durch bedeutende sittliche Willenskraft ausgezeichneten Charaktere, wie namentlich Luther, Gustav Adolf, Washington, Friedrich der Große, die Helden der Befreiungskriege 2c. wenn nicht geradezu antipathisch, so doch gewiß gleichgültig waren; daß bei andern Charakterhelden der Art nur das pathologische Interesse, das ihnen inwohnt, wie z. B. bei Cäsar, Mohamed, Napoleon, ihn zu fesseln vermochte, oft aber auch, wie bei Napoleon, zu dem verkehrtesten Urtheile verleitete: mit andern Worten, Goethe hatte wenig Sinn für rein ethische

Größe, und die Geschichte, die geschriebenen Denkmäler der ethischen Entwicklung des Menschengeschlechts, hatte, mit der Naturforschung verglichen, überhaupt nur ein höchst untergeordnetes Interesse für den großen Künstler. Während die enthusiastische Verehrung für die Natur, die lebhafteste Theilnahme an der Erforschung derselben fast auf jeder Seite von Goethe's Werken und in jeder Periode sich ausspricht, ja die Naturliebhaberei in den späteren Jahren selbst zum Steckenpferde für ihn wurde, finden wir nur höchst selten hie und da ein ethisch-historisches Interesse berührt oder ausgesprochen, und selten in sympathischer Weise. Das „Pfui, ein politisch Lied, ein leidig Lied“ ist ganz aus Goethe's Seele geschrieben. Wird Hettner auch in dieser Beziehung den „vollen und ganzen Menschen“ in Goethe sehen?

Wie dem nun auch sein möge, trotz der vielfachen Widersprüche, die sich zwischen Hettner's Ansichten über Kunst, Poesie, Künstler, Literaten und den reich über dieselben mitgetheilten Thatsachen offenbaren; bei dem Schwankenden in seinen Urtheilen, von denen oft das zweite das erste limitirt, um vom dritten restringirt und vom vierten reformirt zu werden; trotz der Discrepanz, die so häufig zwischen Hettner's theoretischer Denkart und seiner poetischen Empfindungsweise sich geltend macht, ist sein Buch doch ein vortreffliches, denn es ist überall aus genauester Kenntniß und fleißigster Bewältigung des Stoffes hervorgegangen, überall, auch wo er schwankt oder irrt, aus innigster Ueberzeugung und Empfindung des Dargestellten geschrieben, und mit der geistigen Durchdringung des Stoffes verbindet sich überall das Bestreben nach schöner anziehender Gestaltung in Form und Ausdruck. Wird es dem Verfasser in einer zweiten Auflage gelingen, den geistigen Inhalt seines Gegenstandes tiefer zu durchdringen, sich von der noch immer vorwaltenden rationalistischen Reflexion zur philosophisch-historischen Anschauungsweise zu erheben und dadurch der mannichfaltigen Widersprüche und unconcisen Meinungen Herr zu werden, wird er endlich die häufigen Breiten und Ueberwucherungen, das mitunter Abspringende seiner sonst so lebens- und gestaltungsvollen Darstellungsweise zu vermeiden oder zu beschneiden wissen, so wird er durch den Fortschritt im Vergleich zu sich selbst sich ein ebenso großes Verdienst erworben haben, wie jetzt im Vergleich zu seinen Vorgängern.

Satura. Compositionen von Buonaventura Genelli. In Umrissen gestochen von J. Merz, J. Schütz und A. Spies. Mit einem erläuternden Text herausgegeben von Dr. Max Jordan. Leipzig 1871, Verlagsbuchhandlung von Alphons Dürr.

Indem diese neue Sammlung Genelli'scher Compositionen das Bild von des heimgegangenen Meisters großartigem Schaffen vervollständigt, genügt sie einem Gebote der Pietät, dessen Erfüllung alle Verehrer der Genelli'schen Muse mit lebhaftem Danke begrüßen werden. Sie bietet eine interessante Auslese aus theils schon einzeln veröffentlichten, theils noch unbekannten Blättern geringern Umfangs der später die Herausgabe jetzt noch zurückbehaltner, umfänglicherer Compositionen folgen soll. Der glücklich gewählte Titel „Satura“ deutet auf die bunte Mannigfaltigkeit der dargestellten Gegenstände und wird durch eine von Prof. Th. Grosse entworfene Zeichnung auf dem Umschlag des Heftes — eine mit allerhand Früchten gefüllte Schaale, an deren reichem Inhalt sich eine Gesellschaft von Genien erlabt — sinnvoll illustrirt. Neben fertigen, abgerundeten Bildern und neben Entwürfen, die meist zu architektonischem Schmuck bestimmt sind, enthält die Sammlung eine Reihe von Skizzen und Bruchstücken der verschiedensten Art; den Stoffgebieten wie der Behandlung nach für verschiedene Richtungen charakteristisch, können sie der Absicht des Herausgebers gemäß den Umfang von Genelli's Kunstthätigkeit in engem Rah-

men anschaulich machen. Zugleich liegt gerade in dieser Mannigfaltigkeit der Sammlung ein eigenthümlicher Reiz, von dem man erwarten darf, daß er auch auf solche Kreise, in denen die Kunst Genelli's bisher noch wenig heimisch geworden, nicht ohne Wirkung bleiben werde. Auf eigentliche Popularität hat diese Kunst allerdings von vornherein verzichtet; der Geist ihrer eigenthümlichen Schönheit ist von so aristokratischem Stolz, von so rücksichtsloser Idealität, daß er die Sympathie der Mehrzahl stets von sich fern halten wird. Wohl aber kann eine unbefangene und reine Würdigung der Genellischen Werke jetzt um so eher möglich erscheinen, als die Schwankungen der leidenschaftlichen Parteiansichten, die eine solche bisher vielfach erschwerte, sich nun nach dem Tode des Künstlers allmählich ausgleichen werden.

Eine höchst dankenswerthe Beigabe ist das biographische Vorwort; es tritt uns darin ein lebensvolles, bei der Wahrheit der Schilderung zugleich poetisch ansprechendes Bild von Genelli's Persönlichkeit entgegen, und die Beurtheilung des Meisters zeigt, wie dem künstlerisch und menschlich Bedeutenden gegenüber die rechte Erkenntniß und Kritik nur aus einer warmen Begeisterung entspringen könne. Die Erläuterungen zu den einzelnen Tafeln sind möglichst knapp gehalten, ohne paraphrasirende, lästige Umschweife; in dieser knappen Form streben sie aber stets, dem Charakter der Darstellungen auch in der Weise des Ausdrucks gerecht zu werden, so daß sie die Stimmung des Betrachters nicht stören, wie sonst wohl häufig der Fall, sondern sie eher anregen.

Die äußere Ausstattung des Werkes ist von einer reichen und geschmackvollen Eleganz, wie wir sie bei den Werken der Dürr'schen Verlagshandlung stets zu finden gewohnt sind. L.

Aus den heiligen Höhen der christlichen, aus dem ambrosischen Gewölke der griechischen Mythologie, in welche uns die vorerwähnten beiden Werke von Führich (vgl. Heft 51) und Genelli versetzen, führt uns das dritte Werk, dessen wir zu gedenken haben, in die Traulichkeit des umgebenden Lebens zurück. Prophete rechts, Prophete links, steht als Weltkind in der Mitten ein stets mit Freude begrüßter Gast, der berliner Kinderdichter Oskar Pletsch. Hat er seine kleinen Lieblinge bisher meist in den vier Wänden aufgesucht, wo die Stadtpflänzchen, die ihm besonders ans Herz gewachsen sind, sich heimisch fühlen, so lockt er sie diesmal ins Freie hinaus. „Auf dem Lande" ist das neueste Heft betitelt, das uns eine Reihe allerliebster anspruchsloser Scenen zu sehen gibt, wie wir sie alle tausendmal selbst beobachtet haben und doch zum tausend und ersten Male mit derselben Lust betrachten. In anmuthiger, stets harmonisch entsprechender Staffage wallen die Gruppen vorüber: bald Kurzweil der Kinder untereinander, bald der Verkehr der kleinen Unbeholfenen mit anderem Alter, bald der täppische Umgang mit Thieren oder heiteres Getümmel, Schabernack und allerhand tolle Striche bilden den Inhalt, und durch Alles hindurch geht der Humor des Spieles, der Grundaccord aller Poesie und Schönheit. Nirgends begegnet ein sentimentaler Zug oder irgend etwas Krankhaftes. Pletsch versteht eben, daß das Kind, wie es da geht und steht, Gedicht genug ist, und er vermag fast immer es in seiner Unmittelbarkeit festzuhalten. Mit Freude nehmen wir dabei aber zugleich eine Steigerung nicht blos seines künstlerischen Vortrags, sondern auch seines Verständnisses für den Gegenstand wahr. Nach beiden Richtungen ist es die erhöhte Einfachheit, die sich diesen Blättern manchen ihrer älteren Geschwister gegenüber nachrühmen läßt. Die Freude am Engen und Kleinen, welche den Zauber an den Gebilden des echten Genremalers zumeist ausmacht, spricht uns allenthalben aufs erquicklichste an, vorzüglich auch in den reizvollen Oertlichkeiten, welche den harmlosen Vorgängen als Bühne dienen. Formgebung, wie Zeichnung haben an Sicherheit und Klarheit gewonnen; mit der

höheren Einfachheit der Auffassung kommt das Wesen der einzelnen Dinge in einem Anflug von Stilisirung zu reiferem Ausdruck. Einen besonderen Fortschritt bekunden die Bilder in ihrer Eigenschaft als Compositionen. Ohne den leisesten Zwang auszuüben, fügt Pletsch seine Gruppen bündiger und runder zusammen, einige davon sind geradezu meisterhaft in diesem Sinne und berühren sich bei aller Selbständigkeit mit Ludwig Richter's Weise. Es ist ein Schritt aus der prosaischen zur poetischen Erzählungsform, zu dem wir dem Künstler Glück wünschen. Ein Ziel, wonach Pletsch noch zu ringen hat, ist die Harmonie des Vortrags. In der Bleistift- oder Federzeichnung ebnen sich die Gegensätze mehr, die Kraft des Holzschnittdrucks aber läßt zuweilen ein Schwanken in der Massenvertheilung hervortreten und infolge dessen eine flackernde Beleuchtung, welche leicht unruhig und zerstreuend wirkt. Die Holzschnitte selbst sind durchgehends wacker und geschmackvoll behandelt; den Herren Oertel und Günther, welche sich in die Aufgabe getheilt haben, gereicht die Ausführung zur Ehre. Das Bilderbuch selbst, ein Erzeugniß holden Friedens, möge durch den Gegensatz zu unserer heutigen Stimmung nicht rauh berührt werden. Es gibt in seiner Weise der Sehnsucht Ausdruck, die uns Alle erfüllt und wenn auch Viele der Unsrigen, die im Sommer ausgezogen, die Heimathflur und ihre stillen Freuden nicht wiedersehn, so mögen die flüchtigen Bilder uns um so dankbarer mahnen, welch' Kleinod uns die Kämpfer in der Ferne geschirmt und erhalten haben. n.

Friedrich Bitzer, die Genesis der Volkswirthschaft. Zweite Auflage. Stuttgart u. Oehringen. A. Schaber 1871.

Der zweiten Auflage dieser Schrift ist eine Einleitung vorausgeschickt, die den Standpunkt des Verfassers näher begründet und sich polemisch mit den gewöhnlichen Methoden, die Volkswirthschaftslehre darzustellen, auseinandersetzt. Der Verfasser (auch durch seine Schriften über ein Patentgesetz, Armenunterstützung und Freizügigkeit bekannt) stellt der dogmatischen Methode die genetische gegenüber. Ausgegangen wird vom Individuum und dessen Bedürfnissen, wie auch das entwickelte Wirthschaftsleben wieder auf den Dienst, den es dem Individuum leistet, zurückbezogen wird. Es sollen die wirthschaftlichen Naturgesetze entwickelt werden, wie sie unabhängig von allem Zusammensein des Menschen in Volk und Staat unverändert dieselben sind, weil sie auf der menschlichen Natur beruhen. Dabei geht der Verfasser überall auf eine schärfere Begriffsbestimmung aus; namentlich wird der Begriff des Capitals anders gefaßt als in der Adam Smith'schen Schule, ein Punkt, über den sich das Vorwort eingehend verbreitet. Es knüpfen sich an diese Begriffsbestimmung auch praktische Folgerungen für das Verhältniß von Capital und Arbeit, überhaupt für die sociale Frage. γ.

Handlexikon der Tonkunst, herausgegeben von Dr. Oskar Paul. Vollständig in 6 Lieferungen. Erste bis dritte Lieferung. Leipzig. Herm. Weißbach 1869. 1870.

Daß ein zuverlässiges, dabei aber auch billiges und bequemes musikalisches Handwörterbuch einem dringenden Bedürfnisse entgegenkomme, wird Niemand bestreiten. Denn so trefflich das neueste wahrhaft gediegene Werk dieser Art (Musikalisches Lexikon auf Grundlage des Lexikons von H. Chr. Koch, verfaßt von Arrey von Dommer, Heidelberg, Mohr 1865) auch genannt werden muß, so ist es doch vermöge seines größeren Umfanges und Preises sowie der strengen, fachwissenschaftlichen Haltung seiner Artikel minder dem großen rathsbedürftigen Publikum als den Musikern und Musikkennern zugänglich. Außerdem schließt es leider alles Biographische aus, so daß man also bei Personenfragen genöthigt ist andre Quellen aufzusuchen.

Sehr billig ist nun das vorliegende Handlexikon auch nicht (es wird 3 Thlr. 18 Gr. kosten), bietet dafür aber alles Mögliche. Indessen erregen die bisher erschienenen 3 Lieferungen mancherlei Bedenken. So ist es befremdlich, daß gleich bei der ersten Lieferung auf Nachträge verwiesen wird. Warum nicht mit dem Druck so lange warten, bis das Material in ein Ganzes verarbeitet war? Wie denn überhaupt das Buch allzusehr den Eindruck einer etwas übereilten und ungleichmäßigen Arbeit macht. Artikel, wie Dilettant, S. 266, verglichen mit Contrapunkt, S. 217, lassen angemessene Raumökonomie vermissen. Die Notizen über griechische Musiker und Dichter sind keineswegs durchgängig aus den nöthigen Quellen geschöpft, wie der Prospect verkündigt, und wenn man aufs Gerathewohl einzelne Artikel prüft, findet man Seltsames mehr als billig. Was soll es heißen, wenn man z. B. liest: „Bergkreyen S. 121 nannte man zu Luther's Zeiten eine Melodie zu einer in Reimverse gebrachten Geschichte." Oder noch hübscher S. 96: „Barbarus, Hermolaus, ein am 21. Mai 1553 zu Venedig geborener Gelehrter, von welchem weiter nichts bekannt geworden ist." So wird bei Heinrich Frauenlob S. 333 Ettmüller's Ausgabe mit Druckort und Jahreszahl ausführlichst citirt. Dagegen fehlen diese Angaben, da wo sie nothwendig wären, bei Chrysander's Händel, Jahn's Mozart, und bei Dommer's werthvollen Werken.

Was dagegen an passenden und unpassenden Stellen citirt und immer wieder citirt wird, sind Hrn. Dr. Oscar Paul's Schriften; die „absolute Harmonik", „die Geschichte des Claviers", und der Name Oscar Paul stehen dicht wie die Telegraphen an der Eisenbahn. Auch einzelne andere Persönlichkeiten werden mit einer Gunst behandelt, die ebensosehr für das Freundesgemüth des Verfassers, als gegen seinen Ruf sprechen ein Lexikon zu machen. — Wenn man z. B. für hervorragende Musiker, wie Hinrichs in Halle keinen Raum hat, so ist es ein schwer qualificirbares Verfahren, irgend einem unbekannten Dresdner Musiker und Musikreferenten einen Abschnitt von 9 Zeilen zu widmen und dabei zuletzt „mitzutheilen", daß seine geistvolle Gattin eine Tochter des Pr. Präsidenten von Kirchmann ist." In Summa, das Buch ist eine etwas flüchtige Arbeit, die sich nicht sonderlich von ähnlichen Speculationen unterscheidet. Man wird es daher, wenn man es überhaupt benutzt, nur mit Vorsicht verwenden können, Druck und Ausstattung sind nicht schlecht. —

Annexions-, Kriegs- und politische Literatur.

1. Gustav Lenz: Die alten Reichslande Elsaß und Lothringen und ihre Stellung zum neuen Reiche. Greifswald 1870. L. Bamberg. — 2. Adolf Wohlwill: Geschichte des Elsasses in kurzer Uebersicht. Hamburg 1870. Otto Meißner. — 3. A. Petermann: Das Generalgouvernement Elsaß und die deutsch-französische Sprachgrenze. Gotha 1870. Justus Perthes. — 4. A. Borbstädt: Der deutsch-französische Krieg 1870 nach dem innern Zusammenhange dargestellt. Erste Lieferung. Berlin 1871. E. S. Mittler u. S. — 5. Wolfgang Menzel: Geschichte des französischen Kriegs von 1870. Erste Lieferung. Stuttgart 1870. Adolph Krabbe. — 6. Wolfg. Menzel: Was hat Preußen für Deutschland geleistet? Stuttgart 1870. A. Kröner. — 7. Hermann Baumgarten; Wie wir wieder ein Volk geworden sind. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig 1870. S. Hirzel. — 8. Theodor Oelsner: Der Siegeszug der deutschen Idee. Blicke von dem Aeußern auf das Innere. Berlin 1870. A. Duncker (Gebrüder Partel).

Die kleine Annexionslitteratur, der diese Blätter regelmäßig ihre Aufmerksam-

keit zugewandt haben, hat jüngst wieder einen zwiefachen Zuwachs erhalten. Die oben an erster Stelle genannte „Scizze“ — so schreibt der Verfasser — von Dr. G. Lenz, bei der „alle Rechte vorbehalten“ sind, ist am 22. November ausgegeben und rechtfertigt (S. 23) ihr Erscheinen in der zwölften Stunde durch den Anspruch, neue Gesichtspunkte beizubringen, wenigstens in Bezug auf den Umfang des uns anzuschließenden Gebiets, wie auf die Art seiner Einverleibung in unsern Reichsverband. In ersterer Hinsicht ist der Gesichtspunkt des Verfassers jetzt allerdings wieder neu, denn wir hätten nicht erwartet, daß heut noch jemand im Ernste die „Angliederung“ von ganz Lothringen und beiläufig auch Mömpelgard außer dem gesammten Elsaß empfehlen würde. Daß ein Hauptcapitel der politischen Kunst darin bestehe, auch an künftig etwa auftauchende Schwierigkeiten zu denken, ficht den sanguinischen Verfasser keinen Augenblick an. Was die zweite Frage angeht, so vermögen wir unter den Gründen, mit denen er die wohl längst beschlossene Reichsunmittelbarkeit vertheidigt, keinen eigentlich neuen zu entdecken. Allein eine Ueberraschung anderer Art hat uns an mehreren Stellen des Büchleins angenehm berührt. Der Verfasser ist mit Citaten aus mancherlei Zunge und Sprache nicht sparsam umgegangen, auch die deutschen stattet er als solche in der Regel mit Gänsefüßchen aus — in der Regel, aber nicht immer. Daß er auch ein aufmerksamer Leser der Grenzboten sei, hat er nicht angemerkt. Außer einem flüchtigen Anklang (S. 15.) an unsern zweiten „Berliner Brief“ (Nr. 32 p. 238), hat er unsern anspruchslosen Artikel über die deutschen Westgrenzen (Nr. 37. p. 424) einer, wie uns scheint, unverdient genauen Beachtung gewürdigt. Von S. 28 bis S. 40 ist an verschiedenen Stellen die natürliche Schilderung der Rheinlande, die Würdigung der cäsarischen Rheingrenze, die Skizzirung der germanischen Einwanderungen mit unseren nur schonend veränderten, aber leider oft aus dem Zusammenhange gerissenen Worten wiedergegeben worden. Wenn das gegen unser einen vielleicht nicht anders als billig ist, so müßte doch einem Manne wie Leopold von Buch gegenüber pietätsvoller verfahren werden. Wir hatten einen Passus aus dessen berühmter akademischer Abhandlung über den Jura in Deutschland ohne nähere Angabe citirt, der Verfasser wiederholt den Passus, läßt aber willkürlich drei Worte aus der Mitte weg und hebt dadurch allerdings eine Schwierigkeit der etwas dunklen Stelle. Buch hätte sich das bei Lebzeiten, eigensinnig wie er war, nicht ruhig gefallen lassen. Die Sache ist um so bedeutsamer, da eben auf Buch's schönen Vergleich zwischen dem Juragebiet und einer Festung, auf die geologische Zusammengehörigkeit Lothringen's mit den Nachbarlandschaften der Verfasser seine ganze Beweisführung gründet, daß jene Provinz nun auch politisch mit Haut und Haaren wieder an Deutschland kommen müßte; eine Folgerung, die wir ihm übrigens nicht vorgethan hatten. Um kurz zu sein: was kann ein Journalist, der ja nur schreibt, um lebendig zu wirken, sich besseres wünschen, als daß den Leuten das Herz so voll wird von seinen Worten, daß ihnen noch nach Monaten nicht der Mund, sondern sogar die Feder unbewußt davon übergeht. Nur schade, daß der Verfasser durch den Vorbehalt aller Rechte für sein Schriftchen eine weitere indirecte Fortpflanzung verhindert hat! — Ein weit erfreulicheres Bild bietet Dr. Adolf Wohlwill's „Geschichte des Elsasses in kurzer Uebersicht“ dar, deren Reinertrag für die Verwundeten und für die Hinterbliebenen der gefallenen deutschen Krieger bestimmt ist. Was bisher in Tagesbroschüren über die elsässische Geschichte ans Licht gekommen, drehte sich fast immer nur um das Haben, den Erwerb, Besitz und Verlust der Landschaft oder ihrer einzelnen Theile; vom Sein, von den inneren Zuständen des Landes und Volks in den verschiedenen Perioden war wenig die Rede. Diese Lücke füllt das vorliegende Büchlein für den Bedarf der nächsten Zeit vortrefflich aus. Da erfährt man, in wie innigen geistigen Beziehungen die Be-

wohner dieser frühblühenden Provinz immer zum Culturleben der gesammten Nation gestanden, ja wie sie keineswegs blos genießenden Antheil daran genommen, sondern bis fast in die Zeit hinein, wo sie uns entrissen worden, immer eine mächtig anregende Wirkung auf die Volksgenossen ausgeübt und auf den verschiedensten Gebieten geistigen Schaffens, in Poesie und bildender Kunst, in tiefsinniger Mystik und lebensfrohem Humor oder scharfer Satirik, vorbildliche, zum Theil unerreichte Werke hervorgebracht haben. Wenn der Leser dann die bekannte Erzählung der französischen Raubthaten noch einmal liest, so begreift er nun erst die ganze Schwere des Verlustes. Aber der Verfasser begleitet das Elsasser Volk auch weiter durch die Zeiten der französischen Herrschaft hindurch bis in unsere Tage, und weist die lange fast unverminderte und auch in den letzten schlimmen Jahrzehnten durchaus noch nicht ganz zerstörte Fortdauer deutscher Geistesart in der Richtung der gelehrten Studien wie in der mit ländlicher Treue bewahrten „Muedersprach“ nach. Wie man wohl über ein neueintretendes Familienglied zuvor gern erfahren möchte, nicht allein wie groß und wie alt es ist, oder wie es aussieht, sondern auch wie es denkt und lebt und vordem gedacht und gelebt hat, so dürfte dies Büchlein vielen unserer Leser willkommen sein zur Orientirung über die neu einzuführenden Glieder unserer großen nationalen Familie. — Auch die Anzahl der Karten von Elsaß-Lothringen ist mittlerweile um eine bemerkenswerthe vermehrt worden. Petermann hat im 12. diesjährigen Hefte seiner geographischen Mittheilungen unsere heutige provisorische Provinz zwar in kleinem Maßstabe, aber mit der sauberen Deutlichkeit, die seinen Zeichnungen eigen ist, kartographisch dargestellt. Wem es um ein anschauliches Bild gerade der gegenwärtigen Lage zu thun ist, der findet auf dem Kärtchen, dem ein politisch und statistisch erläuternder Text beigegeben ist, auf deutlichem Terrain — auch die Waldungen der Rheinebene fehlen nicht — die Sprachgrenze, etliche französische Verwaltungsgrenzen und in vorzüglicher Klarheit das durch die Vogesen noch fast allenthalben zerrissene Eisenbahnnetz; historisch belehrt uns die Karte nicht. —

Im Ganzen hat jedoch jetzt die schnelle, dem Tage dienende Literatur die Annexion als einen erschöpften Boden aufgegeben und sich vielmehr der zusammenfassenden Beschreibung des Krieges selber zugewandt. Der Krieg hat sich länger hinausgezogen, als man verhoffte, da hat denn manch ungeduldiger Thucydides mit der Herausgabe seiner mühevoll gesammelten Zeitungsexcerpte begonnen. Man verlangt schwerlich von uns, daß wir alle die ersten Lieferungen von Kriegsgeschichten namhaft machen, welche sich beeilten, wenigstens noch die Kriegserklärung rechtzeitig auf dem Weihnachtstische ans Publicum gelangen zu lassen. Sie empfehlen sich zum Theil durch niedliche Illustrationen: Benedetti zwischen Thür und Angel, Gramont, die Hand in der Hosentasche, die verhängnißvollen Worte sprechend u. s. w. Was den Inhalt betrifft, so wäre zu wünschen, die Verfasser dieser ephemeren Literatur begnügten sich, wie ihre Vorgänger in andern Kriegen, seit dem dreißigjährigen etwa, mit einfacher Aufreihung der einzelnen Erzählungen und Berichte und thäten möglichst wenig an eigener Geschichtsphilosophie hinzu. Wenn wir heut zwei kriegsgeschichtliche Darstellungen aus dieser Masse herausheben, so geschieht es, weil sie an Werth die übrigen unvergleichlich überragen, von beiden ist erklärlicherweise auch erst die Eingangslieferung erschienen: A. Borbstaedt, Redacteur des Militär-Wochenblattes in Berlin, der sich schon 1866 durch eine militärische Beschreibung der damaligen Feldzüge ein Verdienst erworben, hat sich in ähnlicher Weise der größern Aufgabe dieses Krieges zugewandt. Er schreibt als alter Militär von militärischen Gesichtspunkten aus und eben darin liegt das Verdienst seines Unternehmens. Eh' das künftige Generalstabswerk über den deutsch-französischen Krieg erscheinen wird, — und damit hat es natürlich gute Wege — wird das Bedürfniß nicht blos der militärischen Kreise sondern auch der Gebildeten, die nun wohl gelernt haben dürften, daß der Krieg

seine wirkliche Technik hat, durch diese fleißige, klare und soweit es dem Einzelnen überhaupt möglich ist, zuverlässige Arbeit befriedigt werden. Das vorliegende Heft bringt zunächst eine kurze und einfach gehaltene Erzählung der politischen Anlässe des Krieges und wendet sich sodann seiner Hauptaufgabe zu, der Darstellung der Organisation und Stärke der Heere Deutschlands und Frankreichs; die taktische Form und Gliederung derselben, nicht minder ihre Bewaffnung wird ausführlich geschildert, die erste Ordre de Bataille für beide Parteien ist als Tabelle angehängt. Der Verfasser hat ein gutes Recht, darauf hinzuweisen, wie gerade unseren aus dem Kampfe heimkehrenden Freunden mit einer gediegenen einheitlichen Darstellung der Kriegsereignisse gedient sein muß, da draußen jeder ja nur die Vorgänge seiner nächsten Umgebung erfährt; allein auch das übrige Publicum weiß ihm großen Dank und sieht der Fortsetzung des Werkes, mindestens bis zum Tage von Sedan erwartungsvoll entgegen. — Das andere Kriegswerkchen, das wir anerkennend hervorheben möchten, kündigt sich als von selbständigem Interesse schon durch den Namen seines Verfassers an. Wolfgang Menzel wendet sich natürlich vorzugsweise dem politischen Interesse des großen Jahres zu und hat zunächst in drei einleitenden Büchern die wahre Ursache des Krieges, nämlich die eifersüchtige Stellung Frankreichs gegen uns, die falsche, d. h. die spanische Frage, dann das naiv einfache diplomatische Vorspiel, die einheitliche Erhebung Deutschlands und das theils schlaue, theils feige Verhalten der übrigen Mächte beim Ausbruche des Sturmes geschildert; alles mit wahrhaft jugendlicher Frische und mit der Originalität, die wir an dem Verfasser schätzen. Wir können der Gelegenheit nicht vorbeigehen, dabei auf das etwa vor einem Jahre erschienene Werk Menzel's zurückzuweisen: „Was hat Preußen für Deutschland geleistet?" — ein Werk, das gewiß an seinem Theile bedeutend beigetragen hat, in Süddeutschland die Gesinnung der Treue zu wecken, welcher der Verfasser in der Kriegsgeschichte als einer germanisch-christlichen Tugend ein im guten Sinne fast alterthümlich klingendes Lob spendet. Denn ein wunderlicher Geist ist Menzel nun einmal überhaupt; dem, was man Liberalismus, was man moderne Aufklärung nennt, ist er sehr abhold; ein stark romantischer Zug geht durch seine Ideale hindurch, da ist es denn kein Wunder, daß neben den preußischen Leistungen, über die alle Welt einig ist, auch Friedrich Wilhelm's IV. Bestrebungen und Gesinnungen an ihm einmal einen warmen Fürsprecher finden, wobei er uns freilich des Guten zuviel thut. Die Bildungsziele des Ministeriums Altenstein stellt er dagegen entschieden als verwerfliche dar. Genug, wer die jüngste Geschichte Deutschlands auch einmal vom Standpunkte eines geistvollen, ausgesprochen conservativen und evangelisch-christlich gesinnten nationalen Patrioten betrachten will, wird beide Bücher Menzel's, die Apologie Preußens wie die kleine Kriegsgeschichte mit Genuß lesen; der Verfasser schreibt einmal so, daß man seine Sachen ungern wieder aus der Hand legt. Wie ihm nun die eigentliche Schlachtengeschichte gelingen wird, ist freilich schwer zu sagen; mitten in der drastischen Schilderung der afrikanischen Truppen im vierten Büchlein bricht die erste Lieferung ab. —

Menzel's: „Was hat Preußen für Deutschland geleistet?" erinnert uns durch den häufig identischen Gegenstand unwillkürlich wieder an Baumgarten's Schriftchen über die Frage, „wie wir wieder ein Volk geworden sind", dem wir (No. 43, p. 160) in d. Bl. schon einmal ein paar warme Worte gewidmet haben. Das Büchlein hat denn auch in Eile eine zweite Auflage erlebt, in deren schönem Vorwort die Absicht des Verfassers, den Süddeutschen vorzugsweise ins Herz zu sprechen, nun deutlicher hervortritt. Möchten seine Worte noch weiter in Schwaben und Baiern Eingang finden, wo noch Erweckung oder Stärkung deutschen Sinnes Noth thut! — Eine ganz ähnliche Richtung verfolgt eine Broschüre Theodor Oelsner's, „der Siegeszug

der deutschen Idee", die freilich an Schärfe und Klarheit hinter Baumgarten's Darstellung weit zurücksteht, dagegen an Wärme und ungeheucheltem vaterländischem Enthusiasmus schwerlich ihres Gleichen finden dürfte. Sie stellt die Wiedergeburt Deutschlands von innen heraus in lebhaften Farben dar, nicht ohne eigenthümlichen, oft treffenden Ausdruck, der jedoch mitunter zu dithyrambisch erhoben erscheint, sodaß man mehr eine in der Leidenschaft hervorgestoßene Rede zu hören, als eine Schrift zu lesen meint. Die Sprache hat stellenweise darunter gelitten; Worte, wie „enthabsburgt", oder „eine Gästin fremder Schneegefilde" sind doch etwas abenteuerlich; doch wird man dem heftigen Drange eines durch das edelste Gefühl, den Patriotismus, tief erregten Innern kleine Maßlosigkeiten der Aeußerungen zu gute halten.

a/D.

Unsere vorige Nummer war leider eben im Drucke vollendet, als der nachstehende Aufruf eintraf; wir bringen ihn nun, zwar spät, aber die Wohlthaten, zu denen er unsere Leser ermahnt, werden nicht zu spät kommen. D. R.

An das deutsche Volk!

Der Krieg dauert fort. Der Winter ist gekommen. Die neuesten glorreichen Siege der Deutschen Heere haben die Anzahl der Verwundeten und Kranken wiederum bedeutend vermehrt. Die Mittel der Hilfsvereine sind fast erschöpft.

Die Nation darf nicht müde werden in dem Werke der Barmherzigkeit.

Das Weihnachtsfest, das Fest der Liebe und der Freude, soll auch unsern Brüdern im Felde und im Krankensaal zeigen, daß die dankbare Nation sie nicht vergißt. Wohlan, möge jede deutsche Familie — möge Groß und Klein am heiligen Weihnachtsabend der für uns kämpfenden und blutenden Brüder und Söhne gedenken. Möge überall in Deutschen Landen der Christbaum die treuen Herzen mahnen, daß heute unsern verwundeten und kranken Kriegern die erste Bescheerung gebührt.

Alle Geschenke und Beiträge werden die nächsten Local-, Provinzial- oder Landesvereine, sowie das Deutsche Central-Comité zur Pflege der verwundeten Deutschen Krieger zu Berlin entgegennehmen.

Berlin, den 10. December 1870.

Dr. Simson. (Folgen die Unterschriften von 156 Reichstagsabgeordneten.)

Verantwortlicher Redacteur: **Alfred Dove.**

Verlag von **S. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.



